Berliner Briefe

von

Ernst Böhme.

Ein Zeitbuch.

Mit Vorwort von

Hofprediger a. D. Adolf Stöcker.

1902.

Verlag von Otto Rippel.

Hagen i. W.

Vorwort.

Gern gebe ich den „Berliner Briefen“ meines so früh heimgegangenen jungen Freundes Ernst Böhme ein Geleitswort mit auf den Weg. Was diese Briefe den Lesern des „Volk“ so lieb machten, war einerseits das Interesse, das jeder rechte Deutsche an den Ereignissen der Reichshauptstadt nimmt, andererseits die geistreiche und gemüthvolle Art, in der diese Ereignisse betrachtet und besprochen wurden. Ernst Böhme hatte neben dem tiefen Ernst einen köstlichen Humor, neben der großen Liebe zu den notleidenden Volksschichten ein stark sarkastisches Urtheil über die Verkehrtheiten der Gegenwart. Er konnte in heißer, socialer Sympathie die ergreifendsten Gedanken äußern und doch mit feinem Verständnis für die Zeichen der Zeit mahnend und warnend das „Mene Tekel“ an die Wand der Gegenwart malen. Viele, man hat es mir oft gesagt, freuten sich auf die Berliner Briefe die ganze Woche hindurch; das bunte Mancherlei der hauptstädtischen Dinge, das den Geist bewegt, war doch immer beherrscht von der christlichen Lebens- und Weltanschauung, die Alles unter den großen Gesichtspunkt des Reiches Gottes stellte. Und indem der Verfasser sich „Eberlin“ nannte, das E. seines Vornamens mit dem Namen seines Arbeits- und Kampffeldes vereinigend, wollte er an den „Eberlin“ der Reformationszeit erinnern, den Christlich-Socialen, der in jenem Morgenroth des evangelischen Lebens versuchte, ähnlich wie wir die Kraft des Evangeliums in die aufgeregte sociale Welt von damals

hineinzutragen. So mag denn diese interessante Sammlung der Berliner Briefe dazu dienen, das Gedächtnis an den **„Eberlin"** unserer Tage festzuhalten, der furchtlos und treu, unermüdlich und liebreich das Christenthum mit der socialen Arbeit, das Reich Gottes mit der Treue zu den vaterländischen Dingen verband. Die Briefe müssen jedem den Eindruck machen, daß Ernst Böhme die Gabe hatte, dereinst noch viel Größeres als sie, zu schreiben. Nun wollen wir dankbar sein, daß wir wenigstens dieses Zeugniß seines Geistes besitzen. Wir werden ihn und seine Arbeit nie vergessen.

Adolf Stöcker.

Anmerkung: Im Verlage von Fr. Zillessen (Berlin C) erschien „Zur Erinnerung an Ernst Böhme" (44 S.), nebst einem Bild, ein Lebensbild, eine Predigt Ernst Böhme's, drei Gedächtnisreden (P. Schwartzkopff, P. Burckhardt, Hofpr. Stöcker) und anderes.

Inhaltsverzeichnis.

Chrm = Christentum, Chrn = Christen, chrl = christlich, Sdi = Sozialdemokratie, Sdn = Sozialdemokraten, sdi = sozialdemokratisch.

---

*) Unter diesem Vorwort sind die hauptsächlichsten lokalen Schilderungen vereinigt.

Berlin, 7. Februar 1899.

Daß man dem „Volk" Berliner Briefe schreiben müßte, hätte ich vor einem halben Jahr nicht geahnt. Der Abschied kam recht plötzlich. Wir Berliner sind edelmütig genug, daß wir den großen Schaaren der Christlich-Sozialen im Westen unser „Volk" gönnen; mit ihrer Treue in Kampf und Sieg haben sie es sich verdient. Aber uns fehlt nun doch manches im Volk. Es ist keinem zu verdenken, daß er auf Berlin räsonniert, von Berlin hören möchte jedoch jeder. Hier sitzt man an der Quelle; die sprudelt manchmal sehr trübes Wasser. Aber sie sprudelt doch, und was sie sprudelt, das geht in tausend Strömen und Rinnsalen durch das ganze Land, und jeden Gassenhauer, den heute der Berliner Straßenjunge pfeift, kann man nach Wochen oder nach Monaten draußen im Reich, in der Provinz, auf dem fernsten Dorf hören. Machen Sie selbst die Probe: Der Berliner Straßenjunge pfeift jetzt: „Ist denn kein Stuhl da — für meine Hulda?" — Achten Sie darauf, wann diese lieblichen Klänge zum ersten Mal Ihr Ohr treffen. Daran können Sie messen, wie fern oder wie nah sie Berlin sind. Daß hier auch frisches Wasser sprudelt, daran arbeiten viel treue Leute. Stöcker ist auch solch Brunnengräber und umsonst hat er nicht gegraben, auch wenn man ihm immer wieder Schutt und Steine ins Wasser geworfen hat.

Zur Zeit geht es hier wieder lebhaft zu. Mancherlei Wellen schlagen auf und zerschäumen. — Wenn man das Meer zum ersten Mal branden sieht, ist es übermächtig. Später wird es einem Gut Freund, und es muß schon besonders wild schlagen, um die Nerven zittern zu machen. Man gewöhnt sich auch an das Berliner Brausen und es muß schon eine extragroße Welle sein, die einem den Atem nimmt. Wie manche sah man schon zerschäumen!

Für Herrn v. Egidy haben seine Freunde eine große Trauerfeier veranstaltet. Ob es nicht die letzte Versammlung war, die sich um seinen Namen sammelte? Wie oft hat er in das Berliner Meer hineingeschlagen. Manchmal spritzte wirklich eine große Welle auf. In den wohlsituierten Bürgerkreisen gab es eine Zeitlang eine Unruhe.

Aber ob auch nur einer ehrlich und entschlossen genug war und mit der Kirche brach? Egidy wollte sie alle sammeln; auch die Juden erklärte er für Christen. Wie lange wird seine Gemeinde nun beisammen bleiben? Man hat ihn als modernen Heiland ausgerufen. Ein Heiland muß ewiges Leben haben. Aber Egidy's religiöse Gefühlserregung war nur Schaumspritzen; er wird von seinen Freunden eher vergessen sein als von denen, die ihm ablehnend gegenüberstehen mußten, denen er aber wichtig war als ein ehrlich Suchender, als einer der ohne Glauben nicht leben konnte, als einer der Zeugnis ablegt für die Notwendigkeit des Glaubens, der Religion auch zur Gestaltung der äußeren Verhältnisse. Er war nicht christlich-sozial, aber er war religiös-sozial. Er soll uns in der Erinnerung bleiben als eine sympathische Persönlichkeit.

Aber unter seinen Anhängern und Anhängerinnen sind viel unsympathische. Ob nicht auch Frau Cauer und Frau Bieber-Böhm zur Egidygemeinde gehören? Sie haben sich letzthin unangenehm bemerklich gemacht. Ich habe Frau Cauer seinerzeit auf dem evang.-sozialen Kursus gehört. Sie sprach gut und angenehm. Manche Gegner der Frauenreden wurden damals bekehrt. Leider haben diese Damen kein Schwergewicht positiven Glaubens an ihrer Lebensuhr; nun rasselt sie herunter immer schneller, immer radikaler. In einer Versammlung, zu der alle geladen waren, die Front machen wollten gegen die falsche Behandlung der Prostitutionsfrage durch die Polizei, beschimpfte Frau Cauer seinerzeit Stöcker, daß er nichts gegen die öffentliche Unsittlichkeit thäte. Nun hat sie sich mit ihren eigenen Vereinsgenossinnen überworfen! Man sagt, zwei schöne Mädchen in demselben Hause könnten sich gegenseitig nicht ausstehen. Frau Cauer und Frau Bieber-Böhm konnten nicht zusammen im „Frauenwohl“ arbeiten. Frau Bieber-Böhm ist herausgebissen, weil sie nicht radikal genug war. Sie will sich das nicht gefallen lassen und erklärt, daß sie radikaler ist als Frau Cauer. — Wen soll man mehr bedauern? Am meisten thut uns die Frauenbewegung leid, die durch solche Vertreterinnen stark in Verruf kommt, und sie hat doch noch so wenig Credit gewonnen. Es wird Zeit, daß ernste, gläubige Frauenkreise sich der ernsten brennenden Frauenfragen annehmen. Gott sei Dank, daß es sich endlich in diesen Kreisen regt. Frau Cauer hat einen großen Verband der Ladnerinnen gebildet. Mit christlichem Geist wird sie ihn sicherlich nicht erfüllen. Und das ist von ihr auch gar nicht zu verlangen. Aber warum waren die christlichen Frauen nicht auf dem Posten? Warum fanden sie die Wege zur Hilfe nicht? — Weil

ihnen die Bedeutung der „sozialen“ Arbeit noch nicht aufgegangen war. Aber sie werden's noch lernen, daß es Christenpflicht ist, den Frieden und das Recht im gewerblichen Leben durch Berufsgenossenschaften zu fördern, wie es Christenpflicht bleibt, die im Kampf Unterlegenen, die Armen und die Gefallenen, zu pflegen!

Noch gräßlicher als die radikal-bürgerlich Emanzipierten sind die proletarischen Vorkämpferinnen. Seit ich die Wabnitz gehört habe, die dann ein so trauriges Ende fand, verstehe ich das Wort von den Hyänen und Weibern . Aber wer wirft den ersten Stein auf sie? Auch die Wabnitz gehörte zu jenen bejammernswerten Sklavinnen der modernen Konfektionswäsche-Industrie. Wo tausend stumm zu Grunde gehen, da schreit eine auch wohl gellend auf! Wer wagt zu sagen daß diese Tausende nur an der eigenen Schuld zu Grunde gehen? Ist nicht die Mitschuld derer viel größer, die unerträglichen Mißständen noch immer kein Ende gemacht haben? Beim Streik der Mäntelnäherinnen schrie alles auf vor Mitleid mit den Aermsten. Der Streik endete mit einer Niederlage. Seitdem ist nichts anders, jedenfalls nichts besser geworden. Aber es schreit keiner mehr! —

Es ist nicht genug, sich mit Widerwillen abzuwenden, selbst wenn Frau Zetkin, die Stuttgarter Genossin redet. Sie hatte die grenzenlose Unweiblichkeit, die Berliner Studentenschaft zum Redekampf aufzufordern. Mit Ausnahme der sozialdemokratischen Gruppe fand sie wenig Anklang mit dieser Aufforderung zum Tanz. Seit einigen Jahren versucht die Sozialdemokratie in die heiligen Hallen der Wissenschaft hineinzutrompeten. Sie hat bisher wenig Ruhm geerntet. Mit großer Freude wird jeder an die erste Versammlung dieser Art denken, damals in den Germaniasälen. Zwei wenig glückliche Redner, Dr. Lux und Dr. Zadeck, ritten ihren Marx in akademischer Zustutzung; und dann kamen die „Alten Herren“ des Vereins deutscher Studenten, einer nach dem anderen und gaben die Schläge zurück. Der weite Saal war voll von Arbeitern, und wenige Studenten hatten noch Einlaß gefunden. Aber nun mußten die Genossen stundenlang die Reden der Gegner mit anhören. Was nützte ihnen da ihre Massenhaftigkeit! — Wir glauben noch immer, daß die Aufgaben und Erfolge für die national denkende Studentenschaft günstig liegen! Der Verein deutscher Studenten hat diesmal der Frau Zetkin die Einladung zurückgeschickt; gewiß hat er Recht, daß es den Sozialdemokraten darauf ankam, ihre Versammlung durch interessante Diskussion zu beleben, aber war es nicht auch eine Gelegenheit, vor einem großen Kreis der Feinde Zeugnis dafür abzulegen, daß die akademisch Gebildeten

Verständnis und Interesse haben für die sozialen Notstände, — daß es nicht Dummheit oder Sorglosigkeit ist, wenn sie den sozialdemokratischen Schwindel abwiesen! Wem an des Reiches Herrlichkeit liegt, der wird nie vergessen dürfen, daß der innere Friede die Wurzel der Herrlichkeit ist, der wird jede Gelegenheit benutzen müssen, diesen inneren Frieden zu fördern auch durch die Aussprache mit den Feinden, mit den vielen, von denen manch einer gewonnen werden kann. Das wird zwar immer bestritten. Aber Thatsachen lassen sich nicht aus der Welt schaffen. Im Berliner Evangelischen Arbeiterverein ist manch einer, der früher zu den Sozialdemokraten gehörte. Am Freitag feierte der Verein sein erstes Stiftungsfest. 1300 Mann bedeuten noch nicht viel im großen Berlin. Aber wenn eine große Zahl „Zielbewußter" darunter ist, dann bedeuten sie doch etwas. Herr v. Kardorff hat die Geschmacklosigkeit gehabt, ohne Kenntnis der Verhältnisse Stöcker im Reichstage zuzurufen, daß seine Anhänger alle Sozialdemokraten geworden wären. Von welchem Weisen hat sich Herr von Kardorff denn das aufbinden lassen? Wir kennen in unsern Reihen manchen früheren Sozialdemokraten, aber noch nie ist einer aufgetreten und hat gesagt: Ich habe auch einmal zu Euch gehört, jetzt bin ich rot geworden? Herr v. Kardorff nenne uns einen einzigen. — Und wenn es einen gäbe, wen trifft dann die Schuld, daß Leute, die für König und Vaterland gewonnen waren, hinübergestoßen wurden in das Lager der am Vaterland Verzweifelten! — Darin hat Herr v. Kardorff recht: manch einer, der sicher in den ersten Reihen stand im Kampf unter der christlich-sozialen Fahne, hat den Mut verloren; sie sagen, was sollen wir Kraft und Zeit opfern, wenn man uns doch nur Steine in den Weg legt. Warum sollen wir den inneren Frieden fördern, wenn man von unten und oben zur Gewalt drängt. Wir bleiben lieber zu Hause. Herr v. Kardorff kann schließlich nicht verlangen, daß trotz seines Freundes Stumm die Christlich-Sozialen alle die Glaubensfreudigkeit und den unermüdlichen Optimismus Stöckers haben. Der hat ihn noch immer; das erquickt, daß es doch einen Mann giebt, der sich nicht unterkriegen läßt. Am Freitag in der Tonhalle beim Arbeitervereinsfest brach dieser Glaubensmut wieder sieghaft hindurch. Was soll auch aller Pessimismus, alle Verstimmung, alle Verdrossenheit! Wenn wir wirklich mit voller Ueberzeugung bekennen, daß wir an den Herrn Christus als unsern Herrn glauben, so haben wir ihm eben zu dienen mit all unsrer Arbeit, auch mit der sozialen und der politischen, und allem Pessimismus rufen wir zu: Wenn du Glauben hättest!

Berlin, 23. Februar 1899.

Wir haben hier herrliches Frühlingswetter. Im Sonnenschein durch den knospenden Tiergarten zu wandern ist wirklich ein Vergnügen. Da zeigt sich Berlin von seiner schönsten Seite. Es ist eine schöne Stadt. Der Kaiser sorgt dafür, daß sie immer schöner wird. Die Siegesallee wird einmal eine stolze Markgrafenstraße sein. Noch stehen erst wenige auf ihren Postamenten. Es wird nicht zu vermeiden sein, daß sie sich alle ein bischen ähnlich sehen. Charakterköpfe mit ausgeprägter individueller Eigentümlichkeit bieten die Nebenfiguren viel mehr dar, sodaß man ihnen fast das größere Interesse zuwendet. Jetzt sind alle Aufträge vergeben, alle fehlenden Gruppen haben ihren Künstler erhalten; der „alte Herr", der die große Reihe abschließt, soll wieder von Begas dargestellt werden. Diesmal wird er seine Paladine Bismarck und Moltke zur Seite haben; auf dem großen Denkmal an der Schloßfreiheit fanden sie keinen Platz und der Berliner Volkswitz läßt darum die Göttin der Geschichte auf den Denkmalsstufen in ihrem Buch blättern und sagen: „Nanu, mir is doch, als hätte ick mal von eenen Bismarck wat jehört". — Mancher wird es bedauern, daß wieder Begas das Denkmal schaffen soll. Sein erstes Denkmal hat nicht viel Freunde gefunden. Es ist sehr pompös, aber wenig charakteristisch und bietet wohl keinem das, was man sucht, das Bild des geliebten alten Kaisers. — Wie lange der schneeweiße Marmor dem Berliner Grau in Grau trotzen wird? Schon jetzt erheben sich Klagen; ganz weiß werden wohl die ersten nicht mehr sein, wenn die letzten fertig sind.

Mit des Kaisers Verschönerungsplänen bringen Demokratenseelen auch die lange Verzögerung der Neubesetzung des Oberbürgermeisterpostens zusammen. Der Kaiser möchte seit langem sein Schloß auf der Seite des Begasbrunnens mit Terrassen versehen lassen. Dazu braucht er die Stadt und die will natürlich „Männerstolz" beweisen. Nun meint man, der Kaiser wolle den Stadtvätern zeigen, daß er ihnen doch noch über ist. Wir haben für die Herren des roten Hauses nichts übrig und für ihren Oberherrn, Herrn Singer, noch weniger, trotzdem möchten wir endlich doch mal wieder einen Oberbürgermeister haben. Er bedeutet ja nicht viel, aber er hat doch tüchtig zu thun. Geschadet hat es übrigens niemanden, daß die Leute, deren Hoffnungen auf dem Friedrichshain begraben sind, etwas haben zappeln müssen; manchmal thaten sie, als müßte ihnen im monarchischen Deutschland

eine demokratische Extrawurst gebraten werden, sie meinten sogar, sie könnten die christlichen Volksschulen mit jüdischen Lehrern beglücken. Glücklicherweise haben sie da eine recht schmerzliche Enttäuschung ihrer Oberbehörde erleben müssen.

Uebrigens hat die Trauer um den Oberbürgermeister den Berlinern die Fastnachtsfreude nicht erstickt. Das edle Herz des Lokalreporters des Berliner Lokalanzeigers klopfte vor stolzer Freude, daß nicht einmal Aschermittwoch dem Treiben ein Ziel gesetzt habe. Zwar die Influenza spuckt bei dem schönen Wetter unheimlich herum, aber aufs Vergnügen verzichtet der Berliner nicht, auch nicht in der Fastenzeit. Das ist nicht Oberflächlichkeit, Mangel an Ernst, — das ist reine Tugend, Selbstaufopferung. Mancher Berliner tanzt ja viel lieber, wenn er für die Armen tanzt. Das ist schon fast religiös; jedenfalls doch sehr rührend. Und fürs „Rührende" sind viele Berliner Herzen geschaffen. — Nicht alle, aber doch die Leser des berühmten Lokalanzeigers und das sind leider ja ziemlich viel! — Um den Leuten „in der Provinz" einen Einblick zu gewähren in die rührende und gerührte Seele dieses Blattes und — seiner Leser, geben wir seine schwungvoll fromme Betrachtung über den Aschermittwoch wieder:

„Berlin kennt nur wenig Lustbarkeiten, in denen das Vergnügen Selbstzweck wäre. Größtenteils bildete es das Material zu e d l e n (!) Zwecken. „Für das Vaterland ist's, während wir zu tändeln scheinen", lautet ein Römerwort. „Dem Armen gilt's, indeß wir fröhlich sind", dürfte von Berlin es heißen. — Darum wurde hier nach „Capri", dort zum benachbarten Grunewald gerufen. Darum erweckte man hier Alt-Berlin und dort Damaskus. Die gleiche Absicht, Gutes zu wirken, verband den Orient mit dem Occident und die fernsten Tage mit dem Heut. Und da diese Absicht oft glänzend gelungen, so nehmen wir gern den Vorwurf hin, daß man an der Spree einen echten Karneval nicht kenne. Darum aber kennen wir auch keinen Aschermittwoch im eigentlichen Sinne. Er trägt nicht Lust und Heiterkeit zu Grabe und macht die Ballsäle nicht veröden. Mag Prinz Karneval über die Reichshauptstadt sein Szepter nur mit schwacher Hand geführt haben — entglitten ist es seiner Hand noch nicht. Noch sind dem Vergnügen und — der Barmherzigkeit der Thore nicht wenige geöffnet. Dem fröhlichen Mute ist zur Bethätigung Gelegenheit genug geboten in Hülle und Fülle auch über den Aschermittwoch hinaus."

Vermutlich werden die Leute in der Provinz das gräßlich finden, daß man auf solche Verquickung von Amusement und Wohlthätigkeit sich noch etwas einbildet, — aber man bildet sich noch viel mehr ein: man bildet sich wirklich ein, ein Stück soziale Not weggetanzt zu haben und es ist ja ein Trost im Katzenjammer, daß man „für die Armen" leidet! Darum giebt es wirklich Leute, die gar nicht

verstehen, daß es noch wirkliche Not im schönen Berlin geben kann, wo doch eigentlich alle Menschen so furchtbar gut sind.

Der Lokalanzeiger, das Organ der Philister und Pharisäer, hat einen kleinen Aerger gehabt, der nun aber zur völligen Zufriedenheit erledigt ist. Selbst unter den Druckern des Herrn Scherl waren Leute, die von ihrem Menschenrecht Gebrauch machten und sich einem Verband anschlossen. Herr Scherl hatte das verboten und nun logen sie ihm etwas vor, bis es herauskam und sie herausflogen. Natürlich ist ein Streikversuch völlig gescheitert. Ohne Sympathie des Publikums glückt kein Streik — und Sympathie der Berliner beim Streik gegen „ihren" Lokalanzeiger?!*) — Das haben die Veranstalter auch gewußt; aber die Sozialdemokraten wollten schon seit Jahren dem Blatt an den Wagen fahren, darum dieser Versuch und Reinfall. Es wäre eine Erlösung für Berlin, wenn der geistige Bann des Lokalanzeigers gebrochen würde; aber um an solche Erlösung zu glauben und dafür zu arbeiten muß man unverbesserlich christlich-sozial sein! Die Sozialdemokratie wird die Macht des Stumpfsinns nicht brechen, weil sie selber stumpfsinnig ist. Oder wer hat bei Herrn Singer und in den Tiraden der Liebknechtschen Leitartikel schon Geist gefunden?

Demnächst wird ja der „Vorwärts" wieder zu Fanfaren den Mund vollnehmen. Der Kampf um den 2. Wahlkreis wird bald entbrennen und der Ausgang ist keinem zweifelhaft. Herr Kreitling, eine Freisinnsgröße zweiten Ranges, war aus Versehen bei der ersten Wahl als gewählt herausgezählt; nun wird er bald Herrn Fischer, einem „Genossen" zweiten Ranges, weichen müssen. Große Kämpfe sind früher mal in dem Wahlkreis durchgekämpft. Da stand einst Stöcker in Stichwahl gegen Virchow, und Singer gab die Parole gegen den Sozialen für den Manchestermann; sonst wäre Stöcker dort gewählt. 1893 war dort Adolf Wagner von — Herrn v. Manteuffel aufgestellt. Es war eine prächtige Tivoliversammlung! Alles rief, Stöcker solle kandidieren. Das ging aber schon nicht mehr. „Der verehrte Herr Hofprediger ist schon anderweitig zu sehr in Anspruch genommen", orakelte Herr v. Manteuffel, „aber ich empfehle ihnen einen Kandidaten, der ganz auf seinem Boden steht." Und nun kam eine große Lobrede auf unsern Adolf Wagner! — Warum Herr v. Manteuffel unsern Adolf Wagner jetzt nicht mehr aufstellen läßt? Worin hat Wagner seine Meinung gewechselt? Oder hat sie sonst wer gewechselt? — Aber das ist ja natürlich ausgeschlossen. — Es ist

*) Vergl. Seite 28.

ja auch richtig, seitdem Wagner es abgelehnt hat, sich mit Herrn v. Stumm, dem „verehrten Freunde“ Manteuffels zu schießen, — da hat er keinen Anspruch mehr auf Empfehlung von dieser Seite!

Bei der letzten Wahl war man den Christlich-Sozialen sehr böse, daß sie darauf verzichteten, für den Freisinn gegen den Sozialdemokraten in die Stichwahl einzutreten. Mittlerweile sind die Konservativen auch auf den Standpunkt zurückgekommen. Sie können plötzlich auch keinen großen Unterschied zwischen den gleich wertvollen Brüdern mehr entdecken. — Aber wo bleibt da die Konsequenz? — Wir würden jeden Finger bedauern, der sich bei der Nachwahl rührt, Kreitling in der Einbildung zu stärken, daß wirklich ein Fortschrittsmann Berlin vor der Sozialdemokratie retten könnte. Ja, wenn das mit der Druckerschwärze ginge, aber dazu braucht es Männer und Begeisterung und soziales Verständnis.

Stöcker hat damals den Weg gewiesen, auf dem man zum Siege kommt. Es wird manch einer noch auf diesen Weg zurückkehren und bedauern, daß er verlassen wurde! — Es war den Sozialdemokraten zu gönnen, daß sie bei der letzten Hauptwahl ihren Fischer mit langer Nase abziehen sehen mußten. Sie waren so siegesgewiß; Liebknecht hatte ihnen solchen Mut gemacht. Nun waren die Stimmen zurückgegangen und von der Sturmflut, die einmal die alte Gesellschaft wegfegen soll, war im großen 2. Wahlkreis nichts zu spüren. Um so ruhiger sehen wir Herrn Fischer nun wieder seinen Sitz besteigen. Wir fürchten uns nicht mehr vor der Löwenhaut. Es lohnt sich nicht einmal, ihm Gegenkandidaten entgegen zu stellen und ihm zu Siegesliedern Anlaß zu geben. — Er wird den inneren Verfall der Sozialdemokratie nicht aufhalten.

Naumann hat in einer Versammlung Bebel das interessante Wort entlockt, daß man mit Schippel, der ungefähr solch Ketzer ist wie Wolfgang Heine, der Vertreter des 3. Wahlkreises, sehr ernst reden werde. — So geht die Zersetzung langsam weiter. Wenn man nun große Arbeiterorganisationen schaffen wollte, um die Arbeiterrechte zu verfechten, man würde die „große Partei“ sprengen. — Aber dazu wird man sich nicht entschließen, obwohl auch der „Reichsbote“ in einem sehr verständigen Artikel wieder dafür eintritt. Vorläufig ist man in konservativen Kreisen entsetzt, wenn man ein Quittungsbuch von Gewerkschaftsmitgliedern zu sehen bekommt! Hört, hört, riefen sie, als Herr Ring ihnen ein solches Buch zeigte, in dem die Wochenbeiträge genau quittiert waren!!

Berlin, 2. März 1899.

In der vorigen Woche, am 24. Februar, kehrte für uns Berliner Christlich-Soziale der schmerzliche Erinnerungstag wieder an den Verlust unseres jugendlichen Führers Walther Burckhardt. Er ist im Jahre 1890 abgerufen, mitten aus der Arbeit und dem Kampf heraus. Viele von denen, denen seine begeisterten Worte ans Herz gegriffen haben, bewahren ihm ein dankbares Gedächtnis. Er war einer der treuesten Freunde Stöckers; Stöcker sah in ihm den, der einmal die Fahne weitertragen sollte. Grade in der Zeit, wo der Frühlingswind christlich-sozialer Reform zu wehen begann, ist er von uns gegangen. Die Februarerlasse des Kaisers hat er noch mit erleben dürfen. — Welche Geschichte umschließt den Zeitraum, der seitdem verflossen ist! Viel Schweres ist ihm erspart geblieben; vielleicht hätte er manchen Schlag von Stöckers Haupt abwehren können; vielleicht wäre manche schmerzliche Erfahrung den Freunden der christlich-sozialen Bewegung ferngeblieben. Vielleicht. Nun wir die schweren Wege geführt sind, soll dies kurze gesegnete Leben uns den Segen bringen, daß wir treu bleiben. Zu denen, die am tiefsten trauerten an Walther Burckhardts Sarg, gehörte auch Herr von Gerlach, der es damals aussprach, er wolle versuchen, Stöcker den schweren Verlust zu ersetzen. Das sind die schmerzlichen Gedanken, die mich bewegten, als ich wieder auf dem verborgenen Friedhof an der Sophienkirche stand, vor dem schönen Denkmal mit dem Kreuz über den Felsblöcken, vor dem erzgegossenen jugendlichen Mannesbild. Es stand bisher im Schutze einer alten, mächtigen, verwitterten Akazie; die reckte ihren schwarzen krummen Stamm hinter dem Felsen und dem Kreuz in die Höhe, unten war sie wie erstorben, aber hoch in der Luft da grünten im Sommer die Aeste, da zwitscherten die Vögel. Nun haben sie den alten Baum gefällt; es war Gefahr, daß ein Sturm ihn umriß, so morsch war er geworden. Im Winkel des Kirchhofs lag der Stamm; über dem Boden haben sie ihn abgehackt, die Wurzeln waren zu fest eingegraben; alle Aeste waren ihm abgeschlagen; er lag da mit seinen alten morschen Löchern und mit den frischen Wunden. — Das war wie ein Abschied von einem guten Kameraden. — Wir Christlich-

Soziale, sogar die in Berlin, sind wirklich nichts weniger als Revolutionäre, was uns nur ganz Dumme oder ganz Niederträchtige nachsagen. Das Alte hat für uns alle doch einen großen Wert. Wenn wir neue Wege suchen, ist's oft mit schwerem Herzen, weil eben das gute Alte morsch geworden ist. Warum sie auf dem Sophienkirchhof auch die alten Grabsteine herausreißen, versteht man nicht. Sie stehen keinem im Wege, begraben wird da nicht mehr. Diese Zeugen aus dem vorigen Jahrhundert haben für uns etwas Ehrwürdiges. Den Zusammenhang suchen und bewahren mit dem Vergangenen ist uns vorwärtsstrebenden Kindern des Tages unentbehrlich. Es ist so wichtig wie das Suchen neuer Wege.

Daß man auch im Tiergarten freie Bahn schafft, ist den Berlinern gar nicht recht,. Man kann es ihnen nicht verdenken. Es war viel schöner, als man durch die Stämme und Gebüsche nicht glatt hindurch sehen konnte. Jetzt wütet dort die Axt, als sollte ein Urwald zu einer Plantage zurecht gemacht werden. Es ist ein gutes Zeichen, daß sich die Berliner das nicht still gefallen lassen. Sie haben doch nicht nur für das Nüchterne, Praktische einen Sinn.

Die Ehre und das Geschäft sind zugleich angegriffen durch die Revolutionsgedanken, die nicht die Sozialdemokratie, sondern die königliche Bauverwaltung im Schilde führt! Man will uns Berlinern die prächtige Königliche Bibliothek nehmen! Kennen Sie den alten geheimnisvollen Kasten? Er heißt die Kommode, weil er nicht mit glatter Front, sondern mit Ausbuchtungen von einem alten Rokoko-Baumeister aufgeführt ist. Darüber glänzt die erhabene Inschrift: **Nutrimentum spiritus**, — Nährstoff für den Geist. — Aber trotz allem, was für ein behagliches Büchergestell war es doch! Es ist früher ein königlicher Palast gewesen. Mächtige Freitreppen führen im Innern in die Höhe. Jeder Schritt schallt mächtig in die Höhe. Das Treppenhaus nimmt fast den halben Raum in Anspruch. Das paßt freilich besser für Staatsvisiten als für schlichte Bücherwürmer. Wenn man so oft die alten ausgetretenen Steinstufen heraufgestiegen ist, so möchte man sie gar nicht anders haben. Nun heißt es, die Bücher haben keinen Platz mehr. Sie wollen auswandern. Fort aus der traulichen Nähe des Hauses vom „alten Herrn", an das die Bibliothek bisher anschmiegte, — fort aus der Nähe der Universität gegenüber, hinaus in die moderne vornehme Welt — nach Charlottenburg! Mich wundert, daß bisher die Zeitungen nur von russischen Studentenrevolten berichteten, die Berliner hätten mehr Grund dazu. Man sieht, wie gut sie gezogen sind.

Sonst würden sie sich das große Bücherhaus gegenüber nicht nehmen lassen! Ob die Gelehrtenrepublik, dieser stolze freie Organismus, nicht doch seine gewichtige Stimme noch erheben wird? Vorläufig rebellieren erst die Hausbesitzer mehr aus materieller als aus wissenschaftlicher Besorgnis. — Und die Charlottenburger praktischen Leute sind auch nicht still; sie machen recht lockende Anerbieten, der Platz soll ganz billig geliefert werden; ja das wäre freilich ein Triumph, wenn die Berliner immer erst den Tiergarten durchqueren müßten, um draußen in Charlottenburg in ihren alten Büchern zu studieren. — Wie manche „hohle" Stunde haben Studenten und Dozenten dort drüben in dem hohen Lesesaal mit den unpraktischen Glühlampen gesessen und Bücher gewälzt. Künftig wird das nicht mehr möglich sein. Manch Studio wird dann seufzen: ja, früher konnte man noch arbeiten, — aber jetzt beim besten Willen nicht; soll ich drüben in der kleinen Universitätsbibliothek totgedrückt mein junges Leben enden? Hoffentlich bleibt trotz Singer und Langerhans den Berlinern der Schmerz um die Bibliothek erspart! Die beiden machen ja doch keinen Gebrauch davon! Oder soll der „Lokalanzeiger" schließlich das einzige **nutrimentum spiritus** sein?

Das Volk meinte neulich, der Lokalanzeiger wolle wohl die Zahl seiner Abonnenten herabdrücken, darum sei der Streik nicht gegen den Wunsch des Herrn Scherl vom Stapel gelaufen. Das ist ja wahr, daß bei den richtigen modernen Blättern die Leser nur eine lästige Zugabe sind. Nähren thun die Inserate, die Abonnenten fressen nur Papier und Druckerschwärze. Ueber eine gewisse Grenze hinaus bedeutet jeder neue Abonnent einen direkten Verlust, weil die Herstellung seines Exemplars viel mehr kostet, als sein Abonnementsbetrag ersetzen kann. — Trotzdem scheint bei Herrn Scherl die Grenze noch nicht erreicht zu sein, denn er arbeitet mit Hochdruck in der Abonnentenfischerei und hat auch gut Christlich-Soziale gefangen. Hoffentlich lesen die ihn nur aus „wissenschaftlichem Interesse", um in die Seelengeheimnisse des Berliners einzudringen und sich täglich von neuem zu wundern, wie das Blatt einem Menschen schmecken kann. Es ist wie Hafergrütze, süßlich, wärmlich, wabblig, eklig, — endlos und für jeden Magen passend. Aber das Geschäft hat er heraus; gleich nach dem Streik ließ er Bestellkarten verteilen auf Probeabonnements für den halben Monat. — Natürlich fällt es ihm nun nicht ein, nach dem halben Monat die weitere Bestellung zu unterlassen; alle Tage wieder steckt der Lokalanzeiger im Briefkasten. So wird man Abonnent; halb zog er ihn, halb sank er hin. — Orientiert ist er überall und gleich, nicht

über die wirklichen inneren politischen Vorgänge, aber doch über alles, was irgendwo stadtbekannt ist und über alle Kleinigkeiten. Für die politische, soziale, wissenschaftliche, sittliche, religiöse oder irgend welche Bildung bekommt einer nichts und wenn er jahrelang den Lokalanzeiger liest. Aber das Neueste ist mehr wert als Bildung! — Spielhagens 70. Geburtstag in den verschiedensten wichtigen Posen auszuposaunen und Paul Lindaus — des ollen, ehrlichen Mitbürgers von früher her — neuesten Theater-Skandal aus Meiningen sich erst telegraphieren und dann schreiben zu lassen von „unserem Spezialkorrespondenten", das sind Höhepunkte im Leben dieses bescheidenen Organs, die wir ihm gönnen.

Die kirchlichen Kreise haben großen Anteil genommen an dem 75jährigen Jubiläum der Berliner Missionsgesellschaft. Es hat doch nie in Berlin an Leuten gefehlt, die lebendigen Glauben hatten, darum sind doch auch von Berlin reiche Segensströme ausgegangen in alle Welt und auch — in die Provinz. Die Leute aus der Provinz, auch aus dem „Westen", sollten doch die Berliner nicht blos nach dem Lokalanzeiger beurteilen.

Die Stadtsynode hat getagt; sie bietet immer wenig Interesse, weil sie nur Geld zu bewilligen hat; das interessierte ja nur die Gemeinden, die es bekamen. Diesmal ist ein Beschluß gefaßt, der weiteres Interesse beansprucht. Man hat einer Gemeinde Geld bewilligt zu einem Kirchbau, aber dafür beansprucht man das Besitzrecht dieses Baues. Das hat vorläufig keine praktische Bedeutung. Ob es nicht ein gefährlicher Beschluß werden kann, wenn etwa wieder, wozu Gott sei Dank keine Aussicht ist, eine liberale Majorität die Gesamtsynode beherrscht? — Man weiß ja, daß ein liberaler Kirchenrat es seinerzeit fertig brachte, die Kirche zu schließen, weil die Gasrechnung zu teuer war. Da lohnte sich der Nachmittags-Gottesdienst nicht!

Der Löbtauer Prozeß hat in dem Hause am Königsplatz zu Szenen geführt, die an Wien, Pest und Paris erinnerten. Schuld war zweifellos der sächsische Staatsanwalt. Bedauerlich bleibt es, daß die Sozialdemokratie kein entschiedenes Wort der Verurteilung der brutalen Roheit der Maurer gesprochen hat, die doch „gesinnungstüchtig" waren, da sie ihre Roheiten ausführten im Dienst der „höheren Idee", d. h. um den Gewerkschaftsverfügungen betreffend die Arbeitszeit Geltung zu verschaffen. — *Warum hat die Sozialdemokratie noch immer nicht verfügt, daß jeder Arbeiter, der sich eine Roheit zu schulden kommen läßt, ein für*

allemal aus den Reihen der Genossen und der Gewerkschaft ausgeschlossen ist! Das würde wirken und würde Herrn v. Stumm die schneidigsten Donnerkeile aus der Hand nehmen, die er nun, in der Toga des Tugendrichters, schleudert. — So lange die Sozialdemokratie das nicht gethan hat, bleibt der Ermordete in Torgelow und die Löbtauer Brutalität auf ihrem Kerbholz stehen! Ob sie es wagen wird, etwa gar die Löbtauer Verurteilten auf ihre Märtyrerliste zu setzen? Damit sind die Freunde der Zuchthausgesetzgebung nicht entschuldigt; sie möchten grade der Arbeiter-Organisation selbst an den Kragen, von der wir im Gegenteil zunehmende Disziplinierung erwarten, wie sie sich in England beim Maschinenbauerstreik so glänzend bewährt hat, daß der Kaiser selbst seine Anerkennung über die musterhafte Haltung der Tausende von Streikenden ausgesprochen hat.

Ob die letzte parlamentarische Vertretung den Konservativen in weiteren Kreisen etwa Freunde gewonnen hat, ist nicht ganz gewiß. Ob nun gar ein Regierungsrat im 2. Berliner Wahlkreise Aussichten hat, die die Wahlarbeit lohnen, ist noch weniger gewiß. Wer außer den höheren Beamten und vielleicht den größeren Innungsmeistern soll sich dafür begeistern? — So ist es ganz gut, daß man von vornherein darauf verzichtet hat, sich mit den Christlich-Sozialen ins Vernehmen zu setzen. Sie können nun Rat und That für sich behalten. Das ist ihnen gewiß nur angenehm.

Berlin, 9. März 1899.

Am Todestage des „alten Herrn" wandern die Gedanken immer hinaus in den Charlottenburger stillen Schloßpark. Zum letzten Mal war ich im vorigen Jahre kurz nach dem 18. März, kurz vor dem 22. März, dem alten Kaisergeburtstag, draußen. Niemals ist mir die große Kluft, die durch unser Volk geht, so bitter deutlich geworden wie damals. Am 18. hatte ich mit unter den Tausenden gestanden, die sich im Friedrichshain langsam vorwärtsschoben, geduldig wartend, geduldig im Regen ausharrend, geduldig sich gegenseitig drückend, nur um an dem großen Jubiläumstage auch an den Gräbern der ruhm- und sagenumwobenen Barrikadenkämpfer gestanden zu haben. Das war wirklich Begeisterung, wirklich Idealismus. Da ist garnichts gemacht mit einem kurzen ungerechten Aburteilen über gemeine Plebejer, blutdürstige Proletarier, verrohte Massen. Da waren viele tüchtige Arbeiter darunter, auch Familienväter, — gewiß auch mancher dumme Bengel, manches neugierige Fabrikmädel, auch ein betrunkener Proletarierprotz kam in einer Droschke angefahren, — aber durch das ganze schweigende Arbeiterbataillon ging ein Zug der Sehnsucht nach Höherem, nach Besserem und doch fühlt man sich bei diesen Idealen so fern, ja die Ueberlegung muß davor zurückscheuen; fremd stand ich unter diesen Volksmassen, mit schwerem Herzen. — Da draußen im Mausoleum, da fühlte ich mich nicht fremd. Da wurden die heiligsten ernstesten Gedanken und Erinnerungen lebendig, in denen das Herz heimisch war von Kindheit auf. Wie haben wir den alten Kaiser geliebt! Und das ist bei der ganzen 48er Revolte uns immer das Schmachvollste gewesen, was uns am meisten in den Zorn trieb, daß vor diesen Barrikadenhelden der Prinz von Preußen hatte fliehen müssen! — Da liegt die Kluft, die die Fragen scheidet. Wann hat man gehört, daß die 48er dem alten Kaiser Abbitte gethan? Sie haben sich das Reich gefallen lassen, das er gegen ihren Willen mit Bismarck zu stande brachte, aber geliebt haben sie ihn nie. Und diese böse Erbschaft ist auf die Sozialdemokraten übergegangen. Nun steht das Mißtrauen zwischen dem Thron im Schloß und zwischen den Arbeiterquartieren in der Vorstadt. — Ein Offizier mit seiner Mutter, einer

vornehmen greisen Dame, war allein mit uns am Sarkophag des Kaisers. — Mit tiefster Sympathie stehen wir den Idealen der vorwärtsstrebenden Arbeiterwelt gegenüber, aber sollen wir darum die Ideale daran geben, die uns verbinden mit den edlen Gestalten auf den Höhen unseres Volkes? — Wer schafft die Wälle weg, die zwischen den beiden Idealen emporgewachsen sind? Wer hilft, daß die sich verstehen, die sich verstehen müssen! Wird der Tag noch kommen, daß die Masse der Arbeiterwelt hinauszieht in den stillen Park, um am Sarge des alten Kaisers einen Kranz niederzulegen, — dann werden wir auch der Schläfer in Friedrichshain anders gedenken können; dann wird sich auch nicht mehr solche Bitterkeit in die Wehmut mischen, mit der wir an ihren Gräbern stehen. Sie haben auch Gutes gewollt, aber sie haben es auf falschen Wegen gesucht. Nun spielen Betrüger und Betrogene mit ihren Schatten Theater.

Die dunklen Schatten der Vergangenheit zu bannen, ist auch christlich-soziale Arbeit; sie liegen düster über dem Wege in die Zukunft.

Darum sehen wir dem Kleinkrieg zwischen dem Schloß und dem roten Hause mit Sorgen zu. — Es ist ja ausgeschlossen, daß der Enkel des Prinzen von Preußen zu einer Verherrlichung der Barrikadenkämpfer in seiner Residenzstadt seine Zustimmung geben kann. Und es ist kein Zweifel, daß der Denkstein und das Eisengitter für den Friedhof im Friedrichshain dieser Verherrlichung dienen soll. Aus Pietät gegen gleichgiltige Tote bewilligt Herr Singer keinen Groschen! Da muß schon ein sehr praktischer Zweck vorliegen, wenn die Urrevolutionären für Pietät schwärmen! — Herrn Munckels Rede im Abgeordnetenhause läßt keinen Zweifel darüber, daß auch diese Sorte von Revolutionären der Belletagen mit dem Denkstein eine Verherrlichung der 48er Revolution im Sinne hatten. — Es hat für sie besondere Bedeutung, daß sie wenigstens für die gewesene (vergebliche) Revolution schwärmen, da sie von einer künftigen doch nichts Erfreuliches zu erwarten haben. — Die Hetze von der einen Seite, die kühle Ablehnung auf der andern treibt die Herzen noch weiter auseinander, die für einander schlagen sollten. Das ist gewiß vielen rechts und links, oben und unten, sehr recht. Um so schwerer, um so nötiger ist unsere Arbeit.

Die Bourgois-Demokraten schweben in großer Sorge vor den Sozialdemokraten. Berlin soll 18 neue Stadtbezirke erhalten. Die Vorstädte dehnen sich immer weiter aus. Da werden demnächst 18 neue

Genossen ins rote Haus einrücken, wo Singer sich doch schon zur Genüge als Hausherr fühlt; davor wird den Langerhänsen bange. Aber der Geist des Ganzen wird dadurch nicht anders werden, freilich auch nicht besser.

Von einem großen Beschluß seiner Stadtväter ist mancher brave Berliner schier überwältigt. Der ewig nörgelnden öffentlichen Meinung ist energisch das Maul gestopft. Manch einer ging über die neue Doppelbrücke in der vornehmen Potsdamerstraße mit stillem Staunen; da sitzt in jeder Ecke einer und ein kleiner Junge hilft ihm dabei. Die 4 Leute sitzen da schon seit Monaten, erzgegossen, aber noch immer sind sich die Berliner nicht einig, was sie eigentlich da wollen und wer sie eigentlich sind. Wir haben hier manch schönes Standbild und prächtige Reiterdenkmäler, aber mit unsern Sitzbildern haben wir Pech. Die beiden Humboldts vor der Universität sitzen so langweilig in ihren Lehnstühlen; Alexander hat einen Globus unter seinem Sitzgestell — der Berliner sagt, er brütet und darum sieht er so angegriffen aus. — Die alte Kaiserin Augusta sitzt auch recht traurig in ihrem Stuhl. Nun haben sie vier Gelehrte auf einmal auf Stühlen in Erz gegossen und aufgestellt, aber der Berliner schüttelt traurig sein Haupt, wenn er sie zufällig auf der Potsdamer Brücke sitzen sieht. Immer sieht man sie nicht, dazu sitzen sie zu sehr in den Ecken. Als Dekoration sind sie daher auch verfehlt. — Eine Weile ließ man sich das gefallen; dann brach der Unwille los. Manche wollten die Denkmäler ganz weg haben, manche wollten sie höher haben, manchen gefiel die ganze Brücke nicht. Endlich haben die Väter der Stadt gesprochen. Was sprachen sie? Es bleibt alles unverändert! Und die Gründe waren durchschlagend: Dann müßten wir die ganze Brücke noch mal machen, wenn was Vernünftiges d'raus werden soll und dazu ist das Geld denn doch zu schade! — Einer schlug vor, man solle wenigstens die Photographien an den Denkmälern anbringen, damit man die Leute erkennen könnte. Das war ein blutiger Witz! Aber er fand keinen Anklang; nicht einmal die Namen sollen darunter geschrieben werden; den Angehörigen der Erzgegossenen ist es schon sowieso schmerzlich, ihre Lieben dort sitzen zu sehen, so versicherte einer der Stadträte. — Er wird Recht haben. Als ich gestern Nacht in der Pferdebahn über die Brücke fuhr, sah ich nur Röntgens breiten Rücken, der Regen lief in Strömen daran herunter, die Straßenlaternen spiegelten sich so wehmütig auf diesem Rücken; er war wohl traurig, daß er nun doch immer hier sitzen und naßregnen und verkannt werden soll.

Im Kaiserhof war neulich ein vornehmes Diner. Herr v. Stumm hatte seine Freunde bei sich. Auch Herr von Manteuffel war erschienen. Wir Christlich-Sozialen sind schwerfällige Menschen. Wir verstehen es nicht, wie man vor 5 Jahren Adolf Wagner als Reichstagskandidaten mit flammenden Worten empfehlen und nach 5 Jahren bei Herrn v. Stumm dinieren kann, der Wagners erbitterter Feind ist. Gewiß, man kann sich verändern; aber wenn man behauptet, sich nicht verändert zu haben — ? --

Die Berliner Juden werden nun auch antisemitisch, wenigstens die besseren. Das hat die große Zionistenversammlung in der Tonhalle gezeigt. Wie oft hat Stöcker am selben Ort den Juden gepredigt, daß sie die Fehler des modernen Judentums ablegen müßten, daß sie wieder zu den alten biblischen Anschauungen zurückkehren sollten, nun predigen es Juden selbst mit begeisterter Zunge. Das ist auch ein Grund, warum die Berliner Bewegung nicht mehr brennt. Stöcker hat das eine eben erreicht, daß jeder jetzt die Schattenseiten des Judentums kennt und ihnen entgegenwirkt. Hier ist jetzt eigentlich kein Mensch mehr Judenschwärmer, wie es früher Dumme genug gab, sondern unter vier Augen sind sie alle Antisemiten, auch die Redakteure der Freisinnigen Zeitung, auch die liberalen Professoren, die gern, wenn es geht, jüdische Assistenten meiden, — auch die Juden selbst kann man schimpfen hören „alter Jude!" — Die gesellschaftliche Verjudung ist ziemlich abgewehrt; man bleibt doch lieber unter sich. — Die jüdischen Unverschämtheiten sind viel seltener geworden; sie sehen sich jetzt besser vor. Die wirtschaftlichen Gefahren sind geblieben, ja gewachsen. Die Ramschbazare, die Warenhäuser, die Kleidermagazine finden immer Leute, die nicht alle werden.

Besonders unangenehm macht sich der jüdische Geschäftsbetrieb in der jetzigen Konfirmationszeit wieder geltend. Die christlichen Feste und Feiern sind eine gute Gelegenheit für das Geschäft. Oft haben sie vor den Konfirmandenstunden ihre Reklamezettel verteilt. Natürlich gehen die kleinen Leute dahin, wo sie's am billigsten bekommen. — Für ernste Christen ist die Berliner Konfirmationszeit jedesmal eine sehr schwere Zeit. Die Verflachung, ja oft Verkehrung der christlichen Gedanken tritt einem da kraß entgegen. Die Frage wird man da nicht los: Ob nicht doch das Gewohntsein, das für eine Volkskirche ja unumgänglich nötig ist und auch gewiß oft viel Segen gebracht hat, mitunter zu einer schweren Gefahr werden kann, so daß man wünschte, es hört endlich auf, daß man sich konfirmieren läßt, weil das mal so

Sitte ist. — Diese „jungen Christen" am Konfirmationstage in ihren schwarzen Röcken mit den Zigaretten herumlaufen zu sehen, die sie von heute an öffentlich rauchen dürfen und „keener kann ihnen was;" — und die Mädchen mit den gebrannten Haaren, mit Bouquet und Renommiertaschentuch bis spät Abends auf der Straße promenieren zu sehen, — und Abends wird dann bei Bier und Tanz gefeiert bis in die Nacht hinein — ja was denken sie sich eigentlich dabei? — Es ist das Unglück der Massenstädte, daß sich der einzelne das Denken einfach abgewöhnt. Gewiß, die Berliner haben viel mehr Bildung als die Leute vom Lande, aber Gedanken gedeihen draußen besser. — Die Sozialdemokraten sind am meisten vom Zwang der Mode abhängig; sie schimpfen, weil es Mode ist, auf die Pfaffen, und lassen fast ohne Ausnahme, weil es Mode ist, ihre Kinder einsegnen!

Berlin, 16. März 1899.

Nun sind wir mit dem Winter zu Ende und haben doch noch gar keinen Winter gehabt! Am vorigen Sonntag feierte Berlin seinen ersten Frühlings-Sonntags-Nachmittags-Spaziergang. Nach Pankow wälzten sich dichte Scharen. Eine breite Allee führt hinaus nach diesem Dorf an der Nordgrenze von Berlin. Früher war es wirklich ein stilles Dorf; ein Schloßpark mit prächtigen, alten und breitästigen Fichten birgt ein bescheidenes Landhaus, das Schloß der armen einsamen Gemahlin des alten Fritz. Er ist gelegentlich auch einmal zu Besuch draußen gewesen, um seine Gemahlin zu begrüßen. Eine breite Linde erinnert noch an solch seltenes Ereignis. — Auf den Wegen des Parkes kann man mitunter noch Stille finden, aber Pankow ist längst kein stilles Dorf mehr, es dehnt sich bis an Berliner Boden heran und da streckt es auch schon seine Mietskasernen in die Luft. Der Berliner aber kann auf dem Wege nach Pankow die ersten Felder keimen sehen und in der Ferne drehen Windmühlen ihre Flügel. Da wohnt „Mutter Grün" und für die haben wir hier eine innige Liebe. Da draußen mietet sich der kleine Mann sein Fleckchen Kartoffelacker: für ganz wenig Geld stellt es die Stadt zur Verfügung. Da wird gehämmert und angestrichen und bald erhebt sich Laube an Laube, oft in scheußlich grellen Farben bemalt, oft im unschönen chinesischen Pagodenstil, möglichst unglaublich und unpraktisch, oft eine ganz armselige Bretterbude — was macht das: es ist doch so etwas wie ein eigenes Heim, selbst gebaut und allein bewohnt; Sonntag für Sonntag zieht die Familie hinaus mit Hacke und Spaten und sie graben und pflanzen und bauen im Schweiße ihres Angesichts, Vater und Mutter und alle sieben Göhren. Profit ist dabei nicht zu holen; das bischen Kohl, das sie da ziehen, können sie in der Markthalle billiger haben und die Kartoffeln auch, — aber eigene Ernte, — das ist ein Zauberklang; das ist ja nicht Lohnarbeit, sondern Arbeit aus Lust und Liebe. — Freilich auch seinen Durst nimmt der Berliner dort mit hinaus, darum darf die „Weiße" und auch der „kleene Schnaps" da draußen nicht fehlen; da fließt manch Groschen die Kehle hinab, aber besser ist es doch da draußen getrunken als in der Budike mit

ihrem Fuselgestank, ihrem Tabakqualm, den Skatdreschern und dem schreienden Klavier. — Es war mir eine Freude, neulich wieder die ersten Berliner bei der Landarbeit zu sehen, auf den kahlen Feldern hoffnungsfreudige Menschen; für ihren kleinen Kartoffelacker brauchen sie den lieben Gott noch, seinen Regen und Sonnenschein, das ist ein zarter Faden, an dem Gott auch Kinder der Großstadt regiert.

An den Feldern vorüber ziehen die halbwüchsigen Burschen und johlen ihre Gassenhauer und draußen in Pankow setzen sie sich in der ersten Kneipe fest und suchen sich „sonntäglich" zu amüsieren.

Bescheiden sind die Berliner. Wo noch nichts von Land und Luft zu sehen ist, aber die Alleebäume doch anfangen ihre Knospen herauszustecken, da stellt der Kneipwirt ein paar frisch angestrichene Tische und Stühle in den Vorgarten und der Berliner setzt sich selig hin und genießt den ganzen Sonntag Nachmittag „mitten im Grünen", während der Menschenstrom sich am Gartenzaun nach Pankow vorbei wälzt. — Von Pankow zurück fährt Abends die Pferdebahn die Massen heimwärts, Wagen auf Wagen rollt vorüber und sie sind alle besetzt, aber die andern warten geduldig und bleiben vergnügt und werden schon auch noch einen Platz bekommen. Wenn nur erst die „Elektrische" fährt, dann wird es anders! Oben aber auf dem Verdeck eines Wagens saß eine gemütliche Berlinerin und erging sich in tiefen philosophischen Betrachtungen: „Wenn mir auch alles klar ist, aber das mit der Elektrizität ist mir noch immer unklar; ich habe schon so viel darüber nachgedacht, aber verstanden habe ich es doch noch nicht."

Einige Frühlingshauptfeste werden diesmal den Berlinern genommen; übermorgen ist der 18. März, da hatte sich eine große Masse Arbeiter die Promenade zum Friedrichshain, zu den Gräbern der Märzgefallenen, Jahr für Jahr angewöhnt. Diesmal wird es ihnen verwehrt sein, sich die Füße zu erkälten bei dem langen Warten. Die Polizei will überhaupt keinen Menschen an dem Tage zu den Gräbern lassen. Das ist für die Geschäftssozialdemokraten ein schlechtes Geschäft. Sonst standen sie in langen Reihen, Hausierer neben Hausierer, und boten ihre roten Nelken, ihre roten Märzzeitungen, ihre roten Fahnen an. Nun werden sie wenig los werden. Die Märzzeitung hat diesmal das eklige rote Kleid ausgezogen, sie ist auf gewöhnlichem weißen Papier gedruckt. Sehr zu ihrem Vorteil; denn das rote Papier hat der liebe Gott nun mal nicht fürs drucken geschaffen; man verdirbt sich die Augen und außerdem stinkt es nach einem Färbemittel.

Diesmal bringt die Märznummer — ein Christusbild! Es ist sicher schmerzlich für den Christen, auch das wiederholt zu sehen, daß die Verblendung und Gottentfremdung moderner Heiden und Juden den Heiland nicht als Heiland, sondern als Revolutionär im Bilde darstellt und feiert. Aber vielleicht ist es nicht zu viel gehofft und geglaubt, daß Er auch so wenigstens denen, die aus der Wahrheit sind, befreiend und erlösend gegenübertreten könnte, wenn sie nur überhaupt erst anfangen, sich mit ihm zu beschäftigen.

Ostern wird diesmal ein böses Fest für die kleinen Leute. Viele werden es im Möbelwagen feiern müssen. Es sind die Tage, an denen die meisten Wohnungen gewechselt werden; man hat petitioniert, daß der Polizeipräsident den Termin zum „Ziehen" weiter hinausschieben möchte, damit Ostern noch von dem Trubel frei blieb. Das ist abgelehnt; bis Ostersonntag 10 Uhr morgens muß gezogen sein. Wie die Leute das machen sollen, weiß keiner, aber nun ist es bestimmt, also muß es im preußischen Staate natürlich gehen.

Was manchmal möglich ist, zeigt die lex Heinze, das Gesetz gegen die Auswüchse der Sittenlosigkeit. — Vor langen Jahren wurde im Kirchpark der Elisabethkirche ein Nachtwächter ermordet und aufgehängt. Der Mord ist noch ungesühnt. Die Polizei hat den Mörder bis heute nicht ermittelt. Damals richtete sich der Verdacht auf das sogenannte Ehepaar Heinze. In der Veteranenstraße hatten sie ihre Höhle; sie war eine alt aber nicht müde gewordene Dirne und er war ihr Zuhälter, ihr Beschützer, und rechtmäßiger Ehegatte. Der Mord sollte eine Woche alt sein. Damals sprach der Kaiser, der von Ekel erfaßt wurde, als er diese wüsten Verhältnisse kennen lernte, die den Pastoren der Vorstadt längst kein Geheimnis mehr waren, ein Wort vom Ausräumen des Augiasstalls. Seitdem arbeitet man an den Unzuchtsgesetzen und eins nach dem andern verschwindet im Papierkorb, — auch das neueste ist sehr von diesem ruhmlosen Ende bedroht. Gerade die Parteien, denen viel daran liegt, daß der Sittenlosigkeit gewehrt wird, haben ernste Bedenken gegen den Entwurf der Regierung. – Für Berlin hat die Entscheidung eine große Bedeutung; für Berlin vor allem wird das Gesetz ja gegeben. Viele fürchten, daß der Entwurf Auswüchse beschneiden, aber die Wurzel unberührt lassen könnte; ja man fürchtet, daß die Unsittlichkeit dadurch gefördert werden könnte. Es handelt sich um das Wohnen der Dirnen. Bisher haben sie kein Recht zum Wohnen. Jeder Hauswirt, der sie aufnimmt und weiß, was für ein Wesen er in seinem Hause hat, wird bestraft, so-

bald er denunziert ist. — Mancher Hauswirt schwebt so in großer Sorge; denn er weiß ja nicht, ob sich nicht auch bei ihm solch Vogel unter fremden Federn eingenistet hat. Geht er auf die Polizei, um sich zu erkundigen, so wird ihm dort die Auskunft verweigert. Die Polizei kennt diese Mädchen genau, sie stehen in ihren Listen und werden von ihr konzessioniert und kontrolliert; sie erhalten von der Polizei sozusagen ihren Gewerbeschein, ja eingehende (!) Bestimmungen über ihren Gewerbebetrieb! — So besteht der krasse Widerspruch: die Polizei genehmigt das Gewerbe der Mädchen, sie kennt auch ihre Wohnungen; aber jeder Hauswirt ist straffällig, dem nachgewiesen wird, daß er weiß, wen er bei sich beherbergt! — Aus dieser Schwierigkeit giebt es einen sehr klaren Ausweg: die Polizei soll endlich darauf verzichten, dem Laster Konzession zu erteilen; dann ist es gezwungen, sich zu verstecken, nicht nur vor den Hauswirten, sondern auch vor der Polizei. — Diesen Ausweg will man nicht, und der nationalliberale Abgeordnete Endemann hat seine schützenden Arme über das heutige Konzessionssystem gebreitet.

Polizei und Regierung suchen nun einen anderen Ausweg aus dem unsinnigen Widerspruch: sie wollen die Strafbarkeit des Hauswirts aufheben und den Dirnen ungestörtes Wohnrecht schaffen. Dagegen sträuben sich alle, die dem Laster das Recht auf Existenz bestreiten. Die Folge würde sein, daß in bestimmten Gegenden der Stadt ganze Lasterquartiere eingerichtet würden und die Beurteilung dieses Gewerbes würde in weiten Volksschichten noch mehr als bisher vom Standpunkt nicht der Sittlichkeit, sondern des Geschäfts erfolgen. Schon jetzt wissen Geistliche von Fällen zu berichten, wo solche Verlorene den Töchtern ihrer Wirtin die Konfirmationskleider von ihrem Sündengeld geschenkt haben; und dabei findet solche Konfirmandenmutter nichts!

Schon jetzt tritt das Laster oft mit furchtbarer Frechheit auf; wie aber, wenn es erst ungeniertes Wohnrecht hat! — Eben haben kirchliche Kreise mit Erfolg den Kleinkrieg gegen das Nachtgelichter angefangen. Durch Beeinflussung der Hausbesitzer ist manches erreicht; ein energischer Polizeileutnant hat gelegentlich schon mal ein ganzes Quartier ausgeräumt und gezeigt, was die Polizei schon heute thun kann. Das alles würde nach Annahme des Gesetzes unmöglich werden. Das Gesetz bietet auf der anderen Seite manche Verbesserung, aber ob diese auf ewig festgelegte Anerkennung des Lasters damit aufgewogen wird?

Ein Gerichtsurteil soll hier erwähnt werden, weil es Anerkennung verdient. Die Geliebte des Faktor Grünenthal hatte die Frechheit gehabt, das unqualifizierbare Anerbieten eines Variete-Theaters anzunehmen und sich Abend für Abend ausstellen zu lassen; das ist also die Geliebte des verheirateten Faktors, der die Reichsbankscheine fälscht und seine Geliebte königlich ausstaffiert und schließlich im Gefängnis sich das Leben nahm — und sie selbst ist ja auch verurteilt und man weiß warum! Schon stand sie in Riesenlettern auf den Littfaßsäulen angezeigt, da machte die Polizei einen Strich durch das ganze Plakat. Und als sich die Person beschwerte, hat sie die Antwort bekommen, daß die Polizei recht gehandelt und daß sie niemals würde sich produzieren dürfen. Bravo!

Von unserm guten, alten Lokalanzeiger noch zwei heitere Stückchen. Der Streik seiner Buchdrucker ist zu Ende und — Herr Scherl hat nicht gesiegt, sondern hat seinen Leuten erlauben müssen, von ihrem Menschenrecht Gebrauch zu machen und sich zu organisieren! — Und dann noch eins: Eine Primadonna, eine italienische Sängerin, ist aus Berlin „ausgerückt", wie der Berliner sagt; kurz vor ihrer ersten Vorstellung ist sie nach Paris gedampft. Nun ist der Lokalanzeiger außer sich vor sittlicher Entrüstung über solche Nichtachtung der Berliner. Nun wirft er der Primadonna die Reklame vor, die sie für sich gemacht, und vergißt ganz, daß er die Trommel am wildesten geschlagen und ein langes Interview seines „Spezialberichterstatters" den neuen „Stern" nicht genug zu rühmen wußte. — Das kommt davon, wenn die Fixigkeit größer ist als die Richtigkeit; und diesmal war die Primadonna dem Lokalanzeiger sogar an Fixigkeit „über"!

Berlin, 23. März 1899.

So geht es mit dem Prophezeien! Vor einer Woche schrieb ich von Frühlingsluft, jetzt kann ich kaum schreiben, so klamm sind die Hände von der schneidenden Winterkälte da draußen. Ich meinte, wir hätten diesmal keinen Winter, — da ist er auf einmal gekommen. Nicht als man ihn erwartete, als man sich auf ihn gerüstet hatte, sondern mitten hinein in das Frühlingsknospen. Den ganzen Winter stand Goethe im Tiergarten unter seinem Winterverdeck; der Frühling kam und lockte ihn hervor, er warf seine Hülle ab und freute sich, daß die Sonne sein Marmorherz wärmte. Neulich aber stand er im Schnee; Schnee lag auf Kopf und Schultern, dafür ist sein Marmorkleid zu zart, er stand und fröstelte und sagte sich seine Verse her von den nicht zu verstehenden himmlischen Mächten. — Ja solch Winterfrost auf Frühlingsblüten; wir Christlich-Sozialen haben auch manche Frühlingshoffnung erfrieren sehen und es sieht noch immer nicht aus, als ob der Winter endlich weichen wollte.

Gestern natürlich war Kaiserwetter, denn es war der 22. März, an dem wir noch immer Kaisers Geburtstag feiern. Und die Sonne ist dem Tag auch noch immer besonders gut. Sie denkt an all die fröhlichen Tage, wo sie unter den Linden so viel strahlende Gesichter sah, wenn der alte Herr an seinem Fenster stand und freundlich grüßte. Glänzende Festzüge hat die Sonne seitdem unter den Linden gesehen, aber so viel strahlende Augen nicht wieder. — Gestern sind wieder zwei Markgrafen im Tiergarten enthüllt worden. Der eine wird sich wohl zeitlebens schämen, daß er nun dastehen muß und alle sagen: sieh, das ist Otto der Faule! — Der faule Kerl hat seinerzeit die Mark Brandenburg verschachert. Er hat wohl nicht geahnt, welche Goldgrube er losschlug, als er die Sandbüchse verkaufte. Es schadet doch nichts, daß er nun auch in der Siegesallee steht; man freut sich dann um so mehr, daß jetzt die Markgrafen von Brandenburg doch aus anderem Holze geschnitten sind. In der Schule wird an den Erinnerungstagen des alten Herrn den Kindern von ihm erzählt. „O ich bin so froh, daß ich ein Deutscher bin", so kam mein kleiner Bruder gestern aus der Schule, „und daß ich solchen Kaiser habe" — hat er nicht recht? für gewöhn-

lich gilt es, daß Liebe immer auf Gerechtigkeit beruhen muß, für uns Christlich-Soziale und den Kaiser gilt das nicht. Er mag uns gar nicht, aber wir haben ihn doch lieb! Neben Otto dem Faulen steht der damalige Bürgermeister von Berlin. Amüsant war, wie der Kaiser den Bürgermeister Kirschner mit seinem Kollegen von früher bekannt machte, mit dem „trotzigen Kerl" Thilow von Wardenberg. Herr Kirschner vergaß vor Ueberraschung ganz zu fragen, ob der Kaiser ihm nicht den Oberbürgermeister-Brief mitgebracht habe. Ja den Thilo erkennt der neue Markgraf an und das war doch wirklich ein trotziger Kerl, ohne Respekt vor dem Kaiser, ein revolutionärer Aristokrat, — und wenn jetzt die Ratmannen von Berlin bloß ein bißchen die Hände in den Hosentaschen ballen und für tote Revolutionäre ein Eisengitter setzen wollen, dann ist der Markgraf gleich so böse; vor den trotzigen Kerlen, die jetzt im roten Hause sitzen und die Stadt regieren, hat er, scheint's, gar keinen Respekt; er wird wohl wissen, warum. Oder sollten ihm Singer und Langerhans wirklich imponieren?

Langerhans hat im Abgeordnetenhaus edelste Lanzen gebrochen für Freiheit und Menschenrechte. Jeder soll das Recht haben sich verbrennen zu lassen, wenn er einstmal gestorben ist. Das fordert die Gewissensfreiheit! Wir sind Gegner der Leichenverbrennung, hauptsächlich weil uns der Verbrennungsprozeß wie ein entwürdigender willkürlicher Eingriff in den in der Gruft verborgen sich vollziehenden Akt der Natur erscheint, aber wir verstehen sehr gut, warum grade Freisinnige so wild um das Recht kämpfen, sich verbrennen zu lassen. Es mag ihnen wohl nachgerade die Galle ins Blut getreten sein, wenn sie es immer wieder von rechts und links hören müssen: „laßt euch begraben". Nun wollen sie es grade nicht, sie haben ja von jeher das Gegenteil von dem gewollt, was man ihnen vorschlug.

Herr Singer hat im Reichstag Stöcker angeredet. Für uns bleibt die Erinnerung, die er aufweckte, bleibend wertvoll. Damals in den ersten Jahren der Berliner Bewegung stand Stöcker im 2. Wahlkreise in Stichwahl mit Virchow. Die Entscheidung lag bei den Sozialdemokraten. Wollten sie eine ehrlich-soziale Arbeiterpolitik oder waren ihnen die liberalen Phrasen mehr wert als soziale Arbeit? Damals verhandelte Stöcker mit den Berliner Führern der sogenannten „Arbeiterpartei" Es wurden die Bedingungen erwogen, unter denen ein gemeinsames Vorgehen möglich wäre. Stöcker sagte: laßt euren Haß gegen die Religion, eure Vaterlandslosigkeit, eure revolutionäre Arbeit gegen den Thron, — dann mögt ihr radikale Arbeiterforder-

ungen vertreten; wenn wir sie nicht mitmachen können, ihr seid dann doch existenzberechtigt, eine starke entschiedene Arbeiterpartei ist nötig. — Eine zeitlang schwankte die Waage: da setzte sich Singer in die Wagschale der öden revolutionären Phrase und — Virchow wurde gewählt. Es bleibt doch von Wert, daß damals schon die Frage gestellt wurde: Arbeiterpartei oder Revolutionspartei. Das ist ein Entweder-Oder. Lange genug haben schlaue Jongleure versucht, mit beiden Kugeln zugleich zu operieren. Eine wird ihnen früher oder später aus der Hand fallen. Bernstein, der Klügste unter ihnen, erklärt, daß mit dem öden Revolutionsgethue radikal gebrochen werden müßte, daß man eine Reformpartei werden solle! — Vorläufig werden sie trotzdem zusammenbleiben, die Bernstein und Kautzky, die Bebel und van Elm, die Singer und Legien, die Liebknecht und Schippel, die Vollmar und Schönbeck. Sie können ja gar nicht oon einander lassen; denn wenn sie eben lustig beim Haarausraufen sind, dann prügelt Stumm und Mirbach und Recke darauf los: „Wollt Ihr Euch wohl vertragen und hübsch zusammenhalten, sonst nehmen wir Euch allen das Wahlrecht und Koalitionsrecht!"

Große Anschläge riefen vor Kurzem alle „arbeitswilligen" Maurer auf, sie möchten sich unter den Schutz des Arbeitgeberbundes begeben; da würden sie gegen den Terrorismus ihrer organisierten Kollegen gesichert sein. Nun ist ganz gewiß der Terrorismus im Baugewerbe besonders groß; die Maurer sind berüchtigt, daß viel rohes Volk unter ihnen sei. Sie lieben es, gewerbliche Streitigkeiten mit der Faust und dem Wassermaß auszufechten. Die ordentlichen Elemente haben oft unter rohen Kollegen zu leiden. Trotzdem können wir dem Aufruf des Arbeitgeberbundes keinen Erfolg wünschen. Gerade auch im Baugewerbe gehen die Interessen der Unternehmer und der Arbeiter vielfach auseinander. Damit ist dem Frieden nicht gedient, daß sich Arbeiter der Möglichkeit, ihr Interesse selbst zu vertreten, begeben. Hier müßte eine Organisation geschaffen werden, die weder im Dienste der Hetzagitatoren steht, noch im Interesse der Bauherrn arbeitet, sondern die mit Energie und Mäßigung, mit Klugheit und mit anständigen Mitteln die Arbeiterinteressen vertritt. — Christliche Gewerkschaften sind nötig, um die großen allumfassenden Gewerkschaften vorzubereiten, die nicht im Parteidienst stehen, sondern die eine Vertretung der Arbeiterinteressen zur alleinigen Aufgabe haben.

Der Streit um die Kunst brennt auch hier. Die Berliner haben immer zweierlei Meinung über den Reichstagsbau gehabt. Manche

schüttelten den Kopf, weil sie wußten, daß der Kaiser auch darüber den Kopf geschüttelt hatte, und manche wollten nun gerade darum den Bau über alles Lob erhaben finden. Uns scheint beides verkehrt. Imposant ist der Bau doch; aber die Glaskuppel sitzt ihm schlecht. Meister Wallot hatte an dem Bau noch viel zu thun, um ihn innen auszuschmücken. Da hat ihn der Reichstag hinausgeekelt. Er hatte von dem Maler Stuck ein Deckenbild malen lassen; das ist so schauderhaft ausgefallen, daß nicht ein einziger Abgeordneter den Mut hatte zu sagen: ich finde es schön. Gewiß, die Kritik war unnötig scharf, die Herr Lieber übte, aber man wird es dem Leiter der „regierenden Partei", die auch den Präsidenten zu stellen hat, schließlich nicht verwehren dürfen, daß er ein Wort bei der Ausschmückung des Hauses mitreden will. Und wer Stucks Malweise kennt, wird es gern glauben, daß ihm solch Deckengemälde nicht zum besten gelang. Dahin gehört Kunst, die gemeinverständlich ist, nicht eine Kunst, bei der man sich den Kopf zerbricht, was das wohl eigentlich bedeuten soll. Stuck versteht es tiefen Gedanken oft einen originellen Ausdruck zu geben; aber für solche einsamen Spaziergänge einer Künstlerlaune sind die Reichstagswände doch zu sehr Gemeingut. Da kommt es doch immer mit darauf an, was die schön finden, die in dem Hause aus- und eingehen. Stuck hat sich geweigert, sein Bild zu ändern; dann wird der Reichstag es wohl zusammen wickeln und auf dem Boden aufbewahren lassen. Das Zentrum soll der Kunst nicht die Gesetze vorschreiben, aber es geht doch zu weit, wenn im Simplizissimus der Reichstag dargestellt ist als ein Rhinozeros, das Stucks Bilder zerreißt.

Berlin, 30. März 1899.

Die stille Woche ist mit einem weißen Palmsonntag bei uns eingekehrt. Denn ganzen Tag wirbelten die Schneeflocken. Die Konfirmandenkinder froren arg in ihren Kleidchen und bloßen Köpfen; namentlich die katholischen Kinder in ihren weißen Kleidern konnten einem leid thun. Die evangelischen gehen jetzt alle in schwarz; liberale Kirchenväter versuchten es vor einigen Jahren in der großen Heilig-Kreuz-Gemeinde, einen Kampf um das Recht des weißen Konfirmationskleides zu führen. Das Konsistorium aber ließ sich von sozialen Gesichtspunkten leiten und wollte nicht, daß auch an diesem ernsten Tag die Vornehmen in Weiß auf die Armen in Schwarz herabsehen sollten. Seitdem müssen die evangelischen Mädchen hier in schwarzen Kleidern zum Altar gehen. — Hübscher sehen ja die weißen Gestalten aus, aber die Herrlichkeit ist so sehr vergänglich, so dünn und darum so unpraktisch. Was soll ein armes Mädchen später mit einem weißen Kleid anfangen? — Aber der Schein hat eine große Macht!

Die Schulentlassungen haben viele Herzen froh gemacht, viele traurig. Wir alle lieben ja doch die Freiheit über alles. Wollen wir sie andern mißgönnen? — Freilich tritt sie zu früh für viele ein. Wie manches Kind trifft man nach wenig Jahren wieder, krank und alt und gefesselt, ein Opfer seiner Freiheit. Gewiß, wenn ich die Wahl gehabt hätte, ich wäre wohl auch lieber in die Fabrik gegangen als in den Dienst. Wer wird sich nicht die Freiheit erwählen, wenn sie sich ihm anbietet? — Aber sie sollte solch jungen Kindern noch nicht so früh entgegen kommen und sie locken. Da wird von den Eltern viel gefehlt, die das Kostgeld ihrer Kinder gut für die Wirtschaft brauchen können; vielen ist ihr Kind zu gut für den Dienst! Es ist wahr, nicht allzuviel der 14 jährigen Berliner Mädchen sehen gerade dienstfähig aus. Aber die Kraft kommt oft mit der Arbeit. Es ist zu begrüßen, daß viele Lehrerinnen das wirkliche Wohl ihrer Schutzbefohlenen im Auge haben und darauf drängen, daß sie einen Dienst annehmen, damit sie doch auch etwas Hauswirtschaft kennen lernen, ehe sie einen eigenen Hausstand gründen. Kürzlich hörte ich eine Klage solcher Lehrerin, daß die

Rektoren nicht immer das gleiche Verständnis für die richtige Fortbildung ihrer Schülerinnen haben. Da soll es wirklich vorkommen, daß einer sagt: „Du wirst doch nicht in Dienst treten, dazu hast du eine viel zu gute Bildung. Du kannst es zu ganz etwas anderem bringen. Du mußt deine Bildung vervollkommnen, kannst französisch oder englisch lernen in den Fortbildungsstunden, oder du lernst Schreibmaschine und Buchführung, aber nur nicht in den Dienst!" — Gewiß mancher gelingts, aber wie viele, die so lange zu gut für den Dienst waren, bis sie wirklich zu nichts anderem mehr zu brauchen waren als für schlechteste Fabrikarbeit! Dann trifft man sie an Arbeitsstätten, von denen Arbeiter versichern: „Da ließ ich meine Frau und Tochter nicht arbeiten; so gemein geht es da zu". Die Dienstmädchennot ist jetzt wieder Gesprächsthema. In den Vermietungsbüreaus nehmen die Fräuleins den Besuch ihrer Herrschaften entgegen und suchen sich aus, welche ihnen konveniert. Eine Köchin bekam 140 Thaler Lohn, aber das war nicht genug, um sie willig zu machen, die Stelle anzunehmen, sondern sie forderte noch einen freien Vormittag in der Woche, um Malstunde zu nehmen!! Eine andere fordert wöchentlich einen freien Vormittag, um da ihre Besorgungen machen zu können. — Am Palmsonntag fuhr ich nach Westend zu und drei vergnügte Dienstmädchen im gleichen Abteil kramten ungeniert ihre Herzensgedanken aus. Die eine hatte sich den Hausschlüssel schon erzwungen; das beschämte die anderen sehr, sie sahen bewundernd zu der Gefährtin auf. Sie wollten zum Tanz nach Westend. „Na, was sagen Sie denn, wenn Ihre Sie fragt, wo Sie waren?" -- „Ach das thut sie nicht mehr; erst hat sie es versucht, aber da habe ich ihr gesagt: da wo Sie nicht waren, seitdem läßt sie mich in Ruh." — Und dabei waren das nicht etwa gräuliche Geschöpfe mit frechen Mienen, sondern ganz nette Pflanzen und nicht auf Berliner Boden gewachsen, sondern aus Braunschweig herübergekommen. Was soll man dazu sagen? -- Es ist meine feste Ueberzeugung, daß das jetzige Institut der Dienstmädchen sich nicht lange mehr hält. Es beruhte auf einem gegenseitigen Vertrauen; das ist mehr und mehr im Schwinden. Aus dem fernen Osten, aus tüchtigen Bauernhäusern kommen noch tüchtige Dienstboten nach Berlin, aber die Masse ist für eine Vertrauensstellung unbrauchbar geworden. Die Löhne steigen, und doch verringert sich das Angebot der brauchbaren Mädchen ständig. --Da wird es eben schließlich dahin kommen, daß die Mädchen aus den gebildeten Kreisen mehr und mehr die Hausarbeit übernehmen; sie haben Bildung genug, um auch eine beschränkte Freiheit zu würdigen, und das Urteil wird bald aufhören, als sei es nicht chic, sich den

Unterhalt zu erwerben in solcher verantwortungsvollen Vertrauensstellung. Jetzt strebt die Halbbildung aus dem Dienst heraus; so wird die Bildung ihn übernehmen. Dann wird sie auch dafür sorgen, daß die „Gesindeordnung" revidiert wird.

Die stille Woche in Berlin! O, wir haben sie nötig! Bisher merkt man noch nichts, daß sie angefangen hat, die Vorbereitungen für Ostern lassen den Pulsschlag der Arbeit fieberhaft schlagen. Die Schaufenster putzen sich, die Läden werden nicht leer, bei Wertheim in der Leipzigerstraße schieben sich die vornehmen Damen durch die großen Glasthüren und draußen bei Wertheim in der Rosenthalerstraße — aber es ist derselbe Wertheim — da sind es die Arbeiterfrauen und Frauen der „kleinen Leute", die die Passage versperren, in den Hinterhäusern jagen die Nähmaschinen, um die bestellten Festkleider noch fertig zu machen, und auf den Straßen rumpeln die Möbelwagen, denn der Umzug hat begonnen. Morgen hört das alles auf. Ganz Berlin thut heute noch einen großen Atemzug und morgen hält es den Atem an, — morgen ist Karfreitag. Das hat das Sterben des Heilands den Berlinern doch genutzt, daß sie einmal einen ganz stillen Tag haben. Die kleinen und auch die vornehmen Bühnen sind geschlossen, selbst vor dem Vergnügen ist der Berliner morgen sicher. In der Singakademie sammelt sich ein andächtiges schwarz gekleidetes Publikum um Bachs Matthäuspassion, — aber sonst schweigen alle Vorführungen. In der Stadt ist es still. Draußen im Grunewald feiern Tausende. Aber auch die Kirchen sind alle dicht gefüllt. Der Berliner hat ein leicht gerührtes Herz. Seine natürliche Religion hat eine starke Portion Sentimentalität. Darum geht sie leider nicht immer sehr in die Tiefe. Auch am Karfreitag kommt es über eine gewisse Rührung bei vielen nicht hinaus. Aber es sind doch starke Fäden, die noch immer viele Tausende auch in Berlin zu Jesu Kreuz ziehen. Jesus ist noch immer eine Macht auch in der Weltstadt. Am Gedächtnistage seines Sterbens schweigt aller Lärm der Arbeit und der Lust, und vieler Gedanken suchen das Kreuz. Paßt es noch hinein in das Getriebe der elektrischen Wagen, in den Glanz der elektrischen Lampen, wird es nicht verdeckt von den hohen Häusern, umgerissen von dem Strom der hastenden Menschen, die Brot und Arbeit suchen? In katholischen Ländern steht an jedem Kreuzweg ein Kreuz. Die Vorübergehenden lüften die Mütze und bekreuzen sich. Es ist Gewohnheit, anerzogen, oft gedankenlos, wertlos; aber es ist doch immer mitten im Wandern, im Hasten, im Arbeiten, im Sorgen ein Gedanke an etwas anderes,

höheres. Ich habe oft darauf geachtet, ob sie auch alle die Mütze zogen; und wenn einer sie nicht zog, that es mir leid. Er behielt sie nicht auf, weil er Gott nur anbeten wollte im Geist und in der Wahrheit, sondern weil er überhaupt nichts mehr von ihm wollte. -- Wenn einer jetzt am Hackeschen Markt ein hohes Kruzifix errichtet? Wenn der Strom der Arbeit sich morgens laut in die City ergießt, hat wirklich der Gekreuzigte all den gehetzten Menschenkindern nichts mehr zu sagen?

Karfreitag paßt doch für die Großstadt, auch für unsere Zeit. Er ruft zur Arbeit und zum Kampf; denn er erzählt von einer ungeheuren Arbeit und einem schweren Kampf. Wenn sie von Jesu Kreuz nichts wissen wollen, so wollen wir mitten in der Großstadt weiter kämpfen und arbeiten, damit sie es alle sehen und viele ihren König erkennen. Dafür arbeiten und kämpfen wir Christlich-Sozialen, dafür arbeiten wir auch dann, wenn wir in die sozialen Kämpfe eintreten!

Morgen am Karfreitag Abend wird Stöcker draußen im Eiskeller reden. Sein Thema heißt: „Der Gekreuzigte und unsere Zeit.“ Es ist dasselbe Lokal, wo er einst Most entgegentrat. Es wird keine wilde Volksversammlung sein mit aufgeregten Christusfeinden und doch, der Kampf ist derselbe wie damals. Christlich-Sozial heißt Werben um die Volksseele für den König Jesus. Davon sollen alle Anfeindungen uns nicht abbringen. Wir wollen des Kampfes und der Arbeit nicht müde werden, denn die Osterglocken grüßen auch uns!

Berlin, 6. April 1899.

Der Karfreitag brachte uns eine große Versammlung draußen im Eiskeller. Vor zwanzig Jahren war Stöcker dort Most entgegengetreten; im Januar vorigen Jahres feierten wir dort das Erinnerungsfest an diesen Tag. Diesmal sollte dort eine rein religiöse Volksversammlung — Evangelisations-Versammlung — stattfinden. Das Lokal liegt nicht sehr günstig, nur für den äußersten Norden ist seine Lage bequem, die Tonhalle hat viel bessere Verbindungen nach allen Seiten. Auch war es fraglich, ob grade am Karfreitag Abend viel Besucher solcher Versammlung sich finden würden. An dem Tag haben die meisten den Gottesdienst besucht und die anderen sind „für so was" überhaupt nicht zu haben. So ging ich mit sehr großen Bedenken hinaus, ich hatte auf etwa 400 Personen gerechnet. Nun saßen sie dort dichtgedrängt und im Hintergrund standen sie, gewiß über 1500 Menschen. Tische waren nicht gestellt, da kein Bier verschenkt werden sollte in dieser Versammlung. Die Kellner hatten auch nur für den halben Saal auf Besucher gerechnet und mußten nun Stühle aus dem Garten heranschleppen. Der Saal ist sehr wenig schön; sehr niedrig, durch eine Reihe Säulen in zwei Teile getrennt, und bei solcher Menschenmenge ohne gute Akustik. Aber trotz allem war es eine Erquickung dieser Versammlung beizuwohnen. Ein Geist starken Glaubens wehte durch diese gedrängten Scharen, und sie harrten unbeweglich bis zum Schluß aus, obgleich selbst Stöckers Stimme, die sonst mit bewundernswerter Leichtigkeit jeden Raum beherrscht, hier stellenweise nur mit Mühe zu verstehen war. Die lautlose Stille half die Schwierigkeiten der Akustik mildern. Zu Anfang sprach Herr Stadtmissionsinspektor Fischer, der die Versammlung leitete. Herr Pastor Pirscher, der seit einigen Monaten in Berlin in der Pflege christlicher Gemeinschaften thätig ist und durch seine Evangelisationsarbeit in verschiedenen Gemeinden des Berliner Nordens zur Bildung solcher engeren Gemeinschaftskreise angeregt hat, sprach über das Geheimnis des Kreuzes Christi. Der Chor einer Gemeinschaft trug Lieder vor, auch die ganze Versammlung sang einige Strophen. Dann sprachen nichtstudierte Glieder von Gemeinschaften. Sie legten Zeug-

nis ab für den Glauben an den lebendigen Heiland und für die Kraft seines Strebens. Weil sie Erfahrenes mitteilten, darum blieben ihre Worte nicht ohne tiefen Eindruck. Den Schluß machte S t ö c k e r. Ihm war das Thema gestellt: Der Gekreuzigte und die Gegenwart. Er sprach ganz schlicht, nicht im Predigtton und nicht in der Art eines Redners in einer politischen Versammlung, sondern wie man sprechen muß, um den Leuten des praktischen Lebens klar zu machen, daß es darauf ankommt, Jesu nachzufolgen. Ich habe Stöcker auf den verschiedensten Rednertribünen stehen sehen, aber das ist seine besondere Gabe, daß er stets einen andern und stets den rechten Ton anzuschlagen weiß. Manch einer hat nur eine Saite auf seinem Instrument aufgespannt und versteht er nur immer wieder ein und denselben Ton anzuschlagen. Man soll das nicht gering achten. Stöcker aber hat ein Instrument mit vielen Saiten und er beherrscht sie alle. Darum spielt er mit vollen Akkorden . Die Saiten mit ihren verschiedenen Tönen und Klangfarben stimmen zu einander; denn ihr gemeinsamer Resonanzboden ist dieselbe stark gläubige Seele. Manch Pastor, der auf der Kanzel trefflich zu brauchen ist, kommt auf dem parlamentarischen Boden sofort ins Wanken und wehe dem nicht dazu Begabten, der es versucht, mit der blanken Waffe des Witzes zu kämpfen! Da schneidet mancher sich selbst ins Fleisch. Ein anderer versucht in Volksversammlungen eine Predigt zu halten. Andere bringen es fertig, wie z. B. Kalthoff in Bremen, auf der Kanzel sozial-philosophische gelehrte Vorträge zu halten. Derartige Mißgriffe wird man bei Stöcker kaum erleben. Er weiß, daß man auf der Kanzel anders sprechen muß als im Parlament oder im Kommerssaal; er hat andre Töne für eine Karfreitags-Evangelisationsversammlung und für eine Kaisergeburtstagsfeier der christlich-sozialen Partei. Aber eins paßt zu dem andern; wenn man alle seine Reden nebeneinander stellen wollte, sie böten das Bild eines ganzen Mannes und christlichen Kämpfers. Kleinliche Seelen können das nicht verstehen; sie denken, er treibt in seinen Predigten Judenhetze und sind dann jedesmal erstaunt, wenn sie ihn zum ersten Male hören, weil er diesmal so mild gesprochen hat; andere — wie der „Vorwärts" — höhnen über christlich-soziale Bußpredigten, mit denen die soziale Not nicht getilgt wird, und wissen doch ganz gut, daß Stöcker kein blinder Eiferer ist, sondern unermüdlich auch nach Wegen der sozialen Hilfe sucht.

Hoffentlich sind in dieser Karfreitagsversammlung einige von denen gewesen, die immer mäkeln, daß Stöcker das innerste Zentrum des Christentums nicht genug würdige, daß seine Arbeit immer nur

Vorhofsarbeit, Arbeit an der Peripherie sei! Hier sprach er nur vom Zentrum, von der Notwendigkeit, daß sich jede einzelne Seele für Jesum entscheiden müsse. — Daß all die einzelnen Seelen zusammen ein Volk bilden, eine für die andere verantwortlich; daß all' die einzelnen Seelen, die sich entschieden haben, sich zusammenschließen müssen auch für den Kampf gegen die geschlossenen Reihen der Feinde und der Nöte, trat fast zu sehr zurück hinter dem Zentralgedanken der persönlichen Entscheidung des einzelnen. — Das macht nichts; man wird in weiteren christlichen Kreisen auch weiterhin Stöckers Thätigkeit mit demselben wohlwollenden brüderlichen Mißtrauen verfolgen, an das man ihn und uns seit Jahren gewöhnt hat.

Sie meinen, das alles gehöre doch nicht in einen Berliner Brief? Ich kann Ihnen nur versichern, daß es gründlich hineingehört; solche Christen ohne einen Funken christlich-sozialen Verständnisses giebt es hier immer noch in Scharen. Sie könnten einem oft die Arbeit bitter vergällen, wenn es nicht eben Arbeit wäre, von der man nicht lassen darf.

Die Karfreitagsversammlung war veranstaltet von dem Berliner Außschuß der kirchlich-sozialen Konferenz für Evangelisation und Gemeinschaftspflege. Hoffentlich ist sie ein günstiges Vorzeichen für den Verlauf der Hauptversammlung der Konferenz in der nächsten Woche. Es ist von Wert und zum tausendsten Mal hervorzuheben, daß die kirchlich-soziale Konferenz nicht dasselbe ist wie die christlich-soziale Partei, sondern ein unpolitischer Boden zu gemeinsamer Arbeit für viele, die politisch in verschiedenen Lagern stehen. Aber wir sind gewiß, daß viele Leser des „Volk“ auch die Arbeit der kirchlich-sozialen Konferenz mit Freude begleiten. Gewiß ist die Konferenz mit ihren wichtigen Verhandlungen manch einem ein willkommener Anlaß, der Residenz einen Besuch abzustatten. Ihnen allen gilt ein herzliches Willkommen!

Berlin hat sich seit Ostern tüchtig herausgeputzt. Namentlich der zweite Ostertag brachte sonnige milde Frühlingsluft. Die Massen fluteten ins Freie. Die überhetzten Kondukteure konnten einem leid thun; sie haben an solchen Feiertagen doppelte Last. Aber doch sagte der eine: „Ich ärgere mich immer, wenn an Feiertagen kein schönes Wetter ist; die ganze Woche müssen die Arbeiter sich schinden, da haben sie frische Luft sehr nötig.“ — Das ist ja gar keine große Weisheit; aber daß solch Schaffner es sagt, der selbst von dem schönen Wetter nur doppelte Last und keinen Vorteil hat, das ist doch nett. — Oster-

eier suchen die Berliner Kinder auch, natürlich meist in der Stube, denn Gärten — ja, wenn alle Berliner Kinder einen Garten hätten! — Es ist gut, daß sie nicht wissen, was ihnen fehlt, sie spielen auf der Straße, als wäre sie nur dazu da. Sie spielen fast all die Spiele, die wir im Garten gespielt haben. Am 2. Ostertag sah ich mit Vergnügen, wie sie Versteck mit Anschlag spielten. Auf der einen Seite stand mit zugehaltenen Augen der, der dran war, er zählte mit großer Geschwindigkeit bis hundert, — die anderen liefen mit größter Schnelligkeit über den Damm, um sich im Hausflur gegenüber zu verstecken. Noch ehe sie über den Damm hinüber waren, ist der Zähler schon fertig, er dreht sich um und schlägt die ganze Gesellschaft an, denn zum Verstecken waren sie ja doch nicht gekommen. Das war Versteck mit Anschlag!

Ich muß schließen. Sonst streicht mir die verehrliche Redaktion den Brief wieder zusammen wie den letzten und das ist doch schmerzlich, — wenigstens für den Briefschreiber!

Berlin, 13. April 1899.

Diesmal könnte ich viel berichten, denn wir haben viel erlebt, was alle Freunde des „Volks“ mit mir interessieren muß. Die vergangenen Tage haben viel Anregung gebracht. Noch läßt sich der Erfolg und das Fortwirken der Anregungen nicht übersehen, noch wirkt alles zu sehr aus der Nähe. — Wenn erst einige Tage vorüber sind und — einige gut durchgeschlafene Nächte, wird man besser aus der Schlacht Geschichten erzählen können. Soviel dürfen wir sagen: Die Tagung der kirchlich-sozialen Konferenz ist mit glücklichstem Erfolg von Stapel gelaufen. Ueber 800 Personen haben der Konferenz in ihren Hauptversammlungstagen beigewohnt. Die Abendversammlungen verliefen unter der Beteiligung von Tausenden. In der Tonhalle gestern abend vereinigten sich gewiß gegen 2000 Menschen. Viele tüchtige Männer waren zusammen, ein Zug der freudigen Arbeitswilligkeit ging durch die Reihen. In den kleineren Kreisen der Arbeitskommissionen sind wichtige Fragen durchgesprochen. Davon sieht man nach außen wenig, aber da liegt der Schwerpunkt dieser christlich-sozialen Arbeitsgemeinschaft.

Der Dienstag Nachmittag brachte eine Verhandlung über die Frauenfrage. Man wußte, daß Nathusius und Stöcker nicht gleiche Gedanken in dieser Frage haben. Nathusius vertritt auf der Rechten fast als einziger noch soziale Gedanken, er greift mit Bewußtsein auf Viktor Aimé Huber zurück und läßt nicht von dem alten einst von mehr Konservativen vertretenen Gedanken, daß der falsche Sozialismus nur von einem gesunden Sozialismus überwunden werden kann. In der Frauenfrage geht er auch weit über die Anschauungen seiner konservativen Parteigenossen hinaus. Er erkennt doch an, daß die wirtschaftliche Entwickelung starke Veränderungen im Erwerbsleben hervorgebracht hat, namentlich auch auf dem Arbeitsgebiet der Frau. — Das ist außerordentlich wertvoll, so selbstverständlich diese Anerkennung der thatsächlichen Zustände auch erscheinen mag. Nathusius zieht auch die Folgerungen dieser Sachlage. Er hält die Konferenz doch nicht nur für einen interessanten Sportartikel im Leben unbeschäftigter, sensationslüsterner Damen.*) Er fordert sogar Heraus-

*) Vergleiche Seite 40 die Bemerkung über Druckfehler.

gabe des ärztlichen Berufs für die Frau. Aber freilich steht er stark in der Besorgnis, die große Bewegung in der Frauenwelt möchte das alte deutsch-christliche Frauenideal über den Haufen werfen. Und an diesem Frauenideal hängt er mit ganzer Seele. Kann man es dem Sohn der Marie Nathusius verdenken? Es ist schließlich Sache des Glaubens, ob man vom Neuen mehr fürchtet oder erhofft. Wir hoffen, daß auch die Frau, die im Wirtschaftsleben der Gegenwart sich behaupten muß, ihren Adel bewahrt. Daß die deutschen Frauen im Kampf nicht ihr Edelstes verloren, erzählt uns die Geschichte, die jene deutschen Frauen rühmt, die mit den Männern Wagenburgen verteidigten gegen die stürmenden Feinde. — Stöcker brachte wertvolle Ergänzungen, vor allem legte er klar, daß man der Frau ihren Kampf im Erwerbsleben der Gegenwart nicht erschweren dürfe durch Hinweis auf die falsch ausgelegten Bibelstellen. — Das „Weib sei dem Manne unterthan", das gilt wohl von der Ehe; das paßt aber nicht als Hemmschuh gegen die vorwärtsrollende Frauenbewegung. „Das Weib schweige in der Gemeinde", damit sind wir vor den Frauen auf der Kanzel gesichert, aber wenn die Mäntelnäherin um schlechten Lohn arbeiten muß, soll man ihr mit dem Wort nicht etwa wehren, mit den Leidensgefährten zusammenzutreten und tüchtig den Mund aufzuthun bei der Beratung, wie man bessere Löhne erreichen könne. Mit dem Wort soll man den Frauen nicht wehren, wenn sie über Frauennot und Frauenarbeit aus Erfahrung berichten wollen. Die Konferenz machte sich die klare Auslegung zu eigen, die der Zentralausschuß für innere Mission über diese Stellen abgegeben hat. Gegen die ärztliche Kollegin der Zukunft wandte sich unser Freund Dr. Vogel aus Laubach. Wir konnten seinen Ausführungen nicht beistimmen, aber das müssen wir anerkennen, daß er ernste Bedenken vorbrachte und seine Sache in ehrlicher treuer Ueberzeugung verfocht.

Der Abendschluß des ersten Tages war erquickend. Die Unruhen und der Kampf des Tages mündeten in die Gedanken der Ewigkeit. Die Fragen der Zeit sind wichtig und sollen jedem Christen Gewissensfragen werden, aber die wichtigsten Fragen sind doch die Fragen der Ewigkeit. Das ist ja ganz unser Wollen, für die Ewigkeit die Fragen der Zeit fruchtbar zu machen.

Gestern morgen war der Höhepunkt der Konferenz. Pastor Mahling zeichnete mit Wicherns eigenen Worten Wicherns Gedanken von der Volkskirche. Zwei große Gedanken wirkten befreiend, die man nicht auseinanderreißen soll: die große Volkskirche soll bleiben, wir wollen sie nicht aufgeben, uns eine kleine Kapelle auf einsame Berg-

höhe zu bauen, — aber die Kirche darf auch nie vergessen, auf ihr Ideal hinzuarbeiten, das sie zwar nicht erreichen wird, zu dem sie aber veständig sich strecken muß. — Wir möchten ernste Christen sein; da sagen uns ernste Christen: dann dürft ihr nicht eure Seele gefährden durch die Arbeit für vergängliche Zwecke, für Ziele, die in der Zeitlichkeit liegen. — Da ruft uns Wichern zu: ihr ernsten Christen sollt allerdings der Zeit euch bemächtigen. Sie soll von neuem Geist, dem Geist Christi, durchweht sein. — Ach, Stöcker hat uns das ja oft gesagt, und doch thut es gut, es auch von Wichern aus Mahlings Mund zu hören. — Wichern ist gestorben, da darf man seine Worte hören und annehmen! Auch Stöckers Worte werden einmal Gehör finden; — später einmal!

In das Referat über die Gemeinschaften teilten sich zwei Süddeutsche. Männer mit warmen Herzen und klaren Augen; Pietisten und zugleich Kämpfer für die Missionsaufgaben der Gemeinschaft. Daß ein Gemeinschaftsmann wie Krieg, den Gemeinschaften zumutet, auch in die Sozialarbeit einzugreifen, ist groß und verheißungsvoll. Welche Verstärkung für die jetzt oft schwachen christlichen Heere auf dem großen Kampfplatz der Zeit, wenn aus allen Betstuben und stillen Bibellesevereinen die „Stillen im Lande" hervorträten und sprächen: „Wir haben eine gute Rüstung, nun laßt uns auch mit kämpfen." Wer weiß, ob nicht mancher der Kämpfenden spräche: nun kann man auch einmal zur Ruhe kommen und treulicher der Ewigkeit gedenken!

Am Abend war die Tonhalle überfüllt. Stöcker sprach mit der ganzen Wärme seines Herzens. Er zeichnete Luthers Recht und Unrecht im Bauernkrieg, und es ging durch und durch, als er dem verhängnisvollen Ausgang des Krieges die Warnung für unsre Zeit entnahm: Daß man nur niemals die Irrenden, die Bedrängten, die Aufstrebenden verletzt mit Worten, die lieblos und ungerecht klingen. Auch die Sozialdemokraten sollten es immer merken: wir haben euch doch lieb trotz eures Irrens, trotz eurer Feindschaft! Wir möchten euch zurückgewinnen für das Vaterland und für euren Gott. — Stöcker hatte nicht das letzte Wort und doch fand der Redner nach ihm noch aufmerksame Hörer. Pfarrer Wahl-Langen, unser hessischer Freund, sprach von Wichern, einem Propheten zur Zeit der Revolution. Er sah sie kommen und als sie vorübergerauscht war, da war sie ihm erschienen wie ein Gewitterregen, luftreinigend, Keime weckend. Nun ist gute Zeit zum Arbeiten! Nur nicht verzweifeln! — Gott sei Dank, daß es aus der Gegenwart solch' großen Blick zurückgiebt; da lichtet sich auch der dunkle Vorhang, der den Blick nach vorwärts trüben möchte! —

Am Dienstag hat Berlin etwas Längsterwartetes erlebt: Der „Genosse“ zweiten Ranges, Fischer, ist in den Reichstag gewählt. — Das war jedem Kenner der Verhältnisse selbstverständlich. Trotzdem stellten sich manche Leute wie überrascht. — Ja, was haben sie denn erwartet? Immerhin kann man es niemand verwehren, daß er sich enttäuscht fühlt. Aber dagegen muß man Verwahrung einlegen, daß man an anderen Leuten seine Mißstimmung ausläßt. Ich las in einem konservativen Blatt, daß nun die Berliner Bewegung endgültig abgedankt habe, weil der konservative Regierungsrat und Kandidat nur 5000 Stimmen erhalten hat. Aber was hat Herr Witowski denn mit der Berliner Bewegung zu thun? — Seit wann ist er ein Mann der Berliner Bewegung? — Er ist aufgestellt allein von dem konservativen Wahlverein des 2. Wahlkreises. Und der ist doch nicht die Berliner Bewegung? Wir schrieben seinerzeit, daß diese Aufstellung ohne jede Anfrage aus dem Handgelenk erfolgte; es war uns nicht zweifelhaft, wie der Erfolg sein würde. — Seit wann ist die „Berliner Bewegung“ unter dem Banner der Beschränkung der Wahl- und Koalitionsfreiheit ins Feld gezogen? Die konservativen Grafen Klinkowström und Mirbach ziehen gegen das bestehende Wahlrecht zu Felde, und dann wundern sie sich, wenn dies Wahlrecht sich dafür bedankt einen ihrer Parteigenossen zu erküren. — Die Moral von der Geschicht' ist die, daß nur die alte Berliner Bewegung mit den alten sozialen Gedanken lebensfähig ist. — Der Geist der Berliner Bewegung wehte durch die Tonhalle am Mittwoch Abend; der Geist lebt noch und er kann nicht sterben. -- Sterben kann nur, was nicht Geist hat. — Ein Gutes hat auch diese Wahl gewirkt: Zwischen Sozialdemokraten und Freisinnigen ist kein Unterschied, so erklärten die Christlich-Sozialen im vorigen Jahr und blieben zu Haus, als die Konservativen für den Freisinnigen in die Stichwahl hineingezogen; -- was gab das damals für ein Schelten im konservativen Blätterwald! — Jetzt schreiben dasselbe — die konservativen Blätter! -- Warum denn erst jetzt?

Von dem Frauenkursus der kirchlich-sozialen Konferenz, der heute begann und auch von Damen anderer Richtung (Helene Lange, Frau Cauer, Frau Gnauck-Kühne) besucht war, erzähle ich im nächsten Briefe.

Berlin, 20. April 1899.

Heute brachte ich einen großen Ast mit Kirschblüten nach Hause. Er war nicht in Werder draußen gepflückt, wo die Blüte schon wieder beginnt und bald Gelegenheit bieten wird, in Extrazügen Naturschwärmer in Massen zu exportieren, sondern im vornehmen Westen war er erstanden. Da kann man für Geld alles haben, auch blühende Kirschzweige. Nun wird es doch gefahrlos sein, den Frühling zu begrüßen. Wir merken es hier doch auch, wenn er kommt. Die Bäume auf den Straßen treiben ja auch Knospen, ungeniert von all dem Lärm um sie her, und wenn man das Glück hat, einem Kirchhof gegenüber zu wohnen, dann kann man Tag für Tag beobachten, wie der zarte grüne Schleier, der über den dürren Zweigen liegt, immer dichter wird. Gott sei Dank, daß wir doch noch Kirchhöfe auch in Berlin haben; wie manches Auge findet da Erquickung von all dem Berliner Grau in Grau, es ist doch noch ein Stück Natur hinübergerettet in die glänzende moderne Stadt. Es ist ein bedenkliches Zeichen für den Zustand im Oberstübchen vieler Großstädter, daß es wirklich Leute giebt, denen die Kirchhöfe in der Stadt ärgerlich sind. Darüber werde ich später gelegentlich noch schreiben. Heute muß dieser kurze Ausruf der Verwunderung genügen, da ich versprochen habe, einiges vom Frauenkursus der kirchlich-sozialen Konferenz zu erzählen. — Also noch einmal: kirchlich-sozial, nicht christlich-sozial. Der Drucker hatte neulich natürlich das beides auch wieder verwechselt; mancher begreift den Unterschied ja überhaupt nicht und dann auch noch nicht ordentlich: christlich-sozial ist die politische Partei, kirchlich-sozial ist eine völlig unpolitische Arbeitsgemeinschaft von Anhängern der verschiedensten politischen Richtungen, die im Bekenntnis der Kirche stehen und das Volksleben mit den Kräften des Evangeliums durchdringen wollen.

Bei dieser Gelegenheit darf ich einmal meinem gequälten Herzen Luft machen und das Mitleid der Leser erbitten für den Kummer, den mir die Druckfehler machen. Fast kein Brief bleibt frei von den nichtsnutzigen Gesellen, die nicht immer harmlos sind. Ich darf wohl die

freundlichen Leser bitten, immer an diese Kobolde zu denken, wenn sie mal wieder einen recht unsinnigen Satz in einem Berliner Brief entdecken, oder Gedanken, die so tief sind, daß man sie gar nicht mehr versteht. Bitte, halten Sie dann zuerst doch immer noch den Briefschreiber für einen noch leidlich verständigen Menschen, der sich redlich bemüht, nur Sätze zu schreiben, die Sinn und Verstand haben. Natürlich habe ich nicht geschrieben, wie im vorigen Brief gedruckt war, daß die Konferenz ein Sportartikel für emanzipierte Frauen sei, sondern: daß die Frauenbewegung manchem immer noch als Unterhaltungsstoff für unbeschäftigte Damen erscheine. — Darin liegt das Verdienst des Referats von Nathusius, daß er diesem Vorurteil die Kraft genommen hat. Mag manch ungesundes Element in dieser Bewegung noch sein; die Bewegung selbst ist notwendige Frucht der wirtschaftlichen Entwicklung und daher nicht blind zu verwerfen, sondern zu studieren. Die Aufgabe muß sein, diese Bewegung in gesunden Bahnen zu halten, ihr gesunde Elemente zuzuführen. Die christlichen Frauen müssen sich darum kümmern, was in der Frauenwelt vorgeht. So werden sie am besten den Gefahren vorbeugen.

Diesem Ziel diente der Frauenkursus, der vom 13. bis 15. April hier täglich zweimal einen wachsenden Kreis von Damen im Stadtmissionssaal versammelte. Es war ein Versuch, ein Griff ins Dunkle; er ist über Erwarten gelungen. Es konnte sein, daß die christliche Frauenwelt sich vollständig ablehnend gegen einen Versuch verhielt, der bei manchem im Verdacht stand, als wolle er nun auch noch die christliche Frau dem alten Frauenideal entfremden. Der Verlauf hat bewiesen, daß auch in den christlichen Frauenkreisen ein frischer Wind weht, und daß wachsendes Interesse und Verständnis da vorhanden ist. Es wäre ganz verkehrt, wenn man behaupten wollte, daß die christliche Frau sich um nichts als um ihre Kochtöpfe und Strickstrümpfe kümmere. Wie viel Arbeit in den christlichen Frauenkreisen im Dienst der Liebe für den Herrn und die Brüder. Wenn andere Kreise so viel Arbeit leisteten, wieviel Geschrei der Bewunderung würde sich erheben. Es ist ein edler Ruhm, daß die christliche Frau in der Stille Großes thut; es kann aber auch die Tugend zum Fehler werden. Vielleicht ist es an der Zeit, daß die christliche Frau lernt, nicht gar so „schüchtern" zu sein. Vielleicht bleibt der Kursus nicht ohne Frucht. Das begrüßen wir als besondern Erfolg, daß in einem geschlossenen und doch größeren Kreise, wechselnd zwischen 100 und 300 Personen, christliche Damen die Scheu überwanden und ihre Meinung sagten. Es will

etwas heißen, daß es wirklich Verhandlungen in parlamentarischen Formen waren und kein bloßes Flüstern von Person zu Person. Der Bann ist nun gebrochen und das ist viel wert. (? D. Red. des „Volk“.)

Die ersten beiden Referate bot Pfarrer Julius Werner. Er hatte schon in der Tonhalle ein geistvolles Bild von der Stellung des Apostel Paulus zur Frauenfrage gegeben, er bot nun einen zusammenhängenden Ueberblick über die Geschichte der Frauenbewegung. Wichtig war die Charakterisierung der Schrift von John Stuart Mill, als der grundlegenden Schrift der modernen Emanzipationsbestrebungen. Am Abend entwickelte sich nach dem Ueberblick über den augenblicklichen Stand der Bewegung eine lebhafte Debatte. Die verschiedensten Richtungen waren vertreten; natürlich gehören sie nicht zur kirchlich-sozialen Frauengruppe, wie das mißverständlich von einigen angenommen ist, sondern sie standen gerade im Gegensatz zu den Bestrebungen dieser Gruppe. Doch muß anerkannt werden, daß die Diskussion fast nie die angenehmen Formen der Verständigung auf der Grundlage gegenseitiger persönlicher Anerkennung verlor; das ist ein zweiter Erfolg, daß es wirklich zu einer klaren Auseinandersetzung mit den verschiedenen Gruppen kam. Frau Gnauck-Kühne, die Vorsitzende der Frauengruppe des evangelisch-sozialen Kongresses, war anwesend. Ich sah sie seinerzeit in Erfurt auf dem Kongreß; damals ging sie mit voller Kraft in die Arbeit; jetzt ist sie lange leidend gewesen und noch immer nicht so nervenstark wie früher. Ihr sagte Pfarrer Werner das passende Wort, daß die neue Gruppe keine Absplitterung vom evang.-sozialen Ast bedeute, sondern eine Verzweigung am gemeinsamen Stamm. Eine Dame präzisierte den Unterschied trefflich so: im evang.-sozialen Kongreß ist das Christentum auch anerkannt, aber für uns soll es mehr sein, das Hauptprinzip unserer Vereinigung. Damit ist auch klar die Unterscheidung von der sogenannten bürgerlichen Frauenbewegung gegeben. Fräulein Helene Lange, die lange Jahre in der Bewegung steht, gab es selbst bereitwillig zu, daß sie den Frauen der kirchlich-sozialen Richtung nicht das Recht bestreite, sich auf dem streng christlichen Boden zu gemeinsamer Arbeit zu sammeln. So ist die Möglichkeit geboten, daß jeder an seiner Stelle arbeitet, unbehindert von gegenseitigen lästigen Verdächtigungen und frei von Mißverständnissen. Vielleicht giebt es in praktischen Fragen gelegentlich ein gemeinsames Vorgehen.

Das vereinigte Vorgehen der verschiedenen Gruppen, welche in der Frauenbewegung thätig sind, erscheint freilich gefährdet bei For-

derungen, die auf politische Rechte der Frauen hinausgehen. Fräulein H. Lange verfocht nicht ohne Erfolg auch auf Andersdenkende den Grundsatz, daß die Ziele, die man für die Frau erstreben müsse, nur erreicht werden könnten, wenn die Frauen auch die politische Macht hätten, um ihre Wünsche durchzusetzen. Aber da liegen tiefgehende Differenzen, wir stimmen darin doch dem Pfarrer Wahl bei: wehe der Frau, wenn es wirklich zu diesem Wettkampf käme! Ob sie da nicht doch unterliegen müßte? Man soll den Wettkampf nicht ignorieren, der faktisch schon besteht; aber ihn verschärfen und ausdehnen und für dauernd erklären soll man auch nicht, sondern den Weg finden zu einem Schiedlich, Friedlich; ohne Kampf wird das nicht gehen, aber als Ziel muß doch der Friede festgehalten werden, ein Nebeneinander und Füreinander der Geschlechter, kein Gegeneinander. — Eine war im Saal, die nicht gewohnt ist, unbemerkt zu bleiben, aber diesmal schwieg sie. Eine Anfrage von Frau Gnauck stellte fest, daß Frau Cauer auch zugegen war. Erst als Frau Gnauck zweimal fragte, entschloß sie sich zu einem „Ja“. Wir können es verstehen, daß diese Dame schwieg. Sie hat sich unfähig bewiesen, Andersdenkende auch nur zu respektieren. Ihr Radikalismus hat der Frauenbewegung schon manchen Gegner verschafft. Ihre Arbeit im Ladnerinnenverein fand trotzdem auch auf der Konferenz Anerkennung. Freilich wird die kirchlich-soziale Arbeit auf Anerkennung von dieser Seite dauernd verzichten müssen. Diese lebhafte Debatte führte zu einer interessanten Wahrnehmung: es ist nun einmal doch den Damen, auch denen, die längst in der Frauenbewegung und in den öffentlichen Verhandlungen leben, schwerer als den Männern, Sachliches und Persönliches zu unterscheiden. Darin liegt nicht selten grade die besondere glückliche Begabung der Frau, daß sie alles in ihr persönliches Leben hineinzieht und subjektiv gefärbt wiedergiebt. Für Verhandlungen im größeren Kreise wird es gelten, diese Eigenart nicht zu einer Gefahr für die Verhandlungen werden zu lassen.

Die Verhandlungen über „die Bibel und die Frauenbewegung“ brachten ein Referat von Nathusius und im Anschluß daran eine lebhafte Diskussion. Es ist schade, daß das „Schweigen der Frau“ ihm als biblische Forderung erscheint. Darin können wir ihm nicht zustimmen, geben vielmehr Stöcker recht. Für die christlichen Frauenkreise ist es wichtig, daß sie Mut bekommen auf den Plan zu treten; darum möchten wir bedauern, wenn manch eine Nathusius so versteht, als solle sich hüten, aus der Stille des Hauses hinauszutreten. Da ist kein Wort festzuhalten, daß es der einzelnen natürlich nicht Sünde zu

sein brauche, selbst wenn sie in großen Versammlungen auftrete, wie Elisabeth Frey. Mit Nathusius fühlen wir uns in der Hauptsache einig, daß auch für die Frauenbewegung uns die Bibel Normen giebt. Darum hatte er recht, als er die Versuche abwies, der Offenbarung ihren abgeschlossenen Charakter zu nehmen und als Basis der Weltanschauung eine Fort-Entwicklung der Sittlichkeit hinzustellen.

Das Referat über Frauenbildung des Oberlehrers Dr. Schultze führte zur Behandlung der kleinen brennenden Fragen: gemeinsames Studium der Geschlechter oder gesonderte Frauenhochschulen? Prof. Hottinger vertrat die Sonderung, wurde aber grimmig angefochten. — Frauenärztinnen? Eine Dame erklärt, daß ein Bedürfnis vorliege und darnach nur lasse sich die Frage entscheiden; da steht eine andere auf und bekennt: die Damen würden doch zum Arzt gehen, wenn sie vor schweren Entscheidungen ständen. Das wird also wohl immer Geschmacksache bleiben; das Universitätsstudium der Damen wird zu Anfang vielleicht die Studiosen von der Wissenschaft noch ein wenig mehr als bisher ablenken; wenn es erst nichts Neues mehr ist, werden die Studentenherzen gerade durch weibliche „Kommilitonen“ nicht sehr beunruhigt werden. Zwei Studentinnen verfochten ihr Recht. Die eine hat auf den Berliner Kollegbänken entdeckt, daß die Studenten auch jetzt schon in den Kollegs der fernen Schönen gedenken; die andere berichtet aus Zürich, daß sie stets kameradschaftlich behandelt ist.

Die Besprechung nach dem Referat des Pastors Burckhardt, des Vaters der Berliner Marienheime, gab ein erfreuliches Zeichen dafür, daß die christlichen Frauen fühlen, was ihnen fehlt. Sie haben ein warmes Herz, aber zur Liebesthätigkeit ist Klarheit über die rechte Wahl der Hilfe nötig; wer giebt die? Wer schreibt ein übersichtliches Hilfsbuch? Ueber Armenpflege hat Münsterberg geschrieben, aber es handelt sich nicht nur um Armenpflege.

Stöckers Referat über die Frauenarbeit schloß den Kursus. Er beherrscht all die einschlägigen Fragen, daher konnte er ein klares Bild geben. In der Diskussion wurde der Gedanke klar ausgeführt, der auch mir der rechte erscheint: die Frauenarbeit wird nur dann in gesunde Bahnen kommen, wenn sie geregelt wird nach dem Grundsatz: für gleiche Arbeit gleicher Lohn! — dann wird das Unterbieten der Männerarbeit durch die Frauen aufhören; manchen Beruf, in dem der Mann tüchtigeres leistet und der daher ihm gebührt, wird die Frau

wieder verlieren; sie wird die behaupten, in denen sie besseres als der Mann, die daher ihr gebühren. Beherzigenswert scheint ie Anwendung dieses Grundsatzes auch auf die Beamten: daß die gleiches Gehalt erhält wie der unverheiratete Kollege, daß der ienvater aber mehr erhalte. — Hier zeigt sich, wie die Frauen- zusammenhängt mit der großen sozialen Frage. Je mehr sie in diesem Gesamt-Zusammenhang angesehen wird, um so ge- wird man die rechten Wege zur Lösung finden. — Möchte es rchlich-sozialen Frauengruppe gelingen, weite christliche Frauen- zu sammeln und zu sozialem Verständnis zu führen, daß nichts christliches, sondern aus dem Christenglauben heraus ge- ist.

Berlin, 27. April 1899.

Also er ist freigesprochen! Er war der „Held" der vergangenen Woche. Ein widerlicher Held. Er gehörte zu jener gemeinsten Sorte Menschen, denen gegenüber jede andere Empfindung als der Widerwillen schweigt. Für die verlorenen Töchter unseres Volkes wird jedes Herz ein tiefes Bedauern behalten, aber diese Protektoren des Lasters sind ganz und gar nur widerlich. Oder was läßt sich anführen, um ihr Treiben nicht zu entschuldigen, sondern nur zu verstehen? Sie sind die Sklavenhalter unserer Zeit. Es giebt auch Sklavenhalter in den Salons, in Frack und mit feinen Manieren, sie stehen mit den Banditen der „Kaschemmen" (Verbrecherkneipen) völlig auf einer sittlichen Stufe, aber sie bleiben wenigstens mehr verborgen. Sie halten sich Sklavinnen, aber bezahlen sie auch; die Sorte Menschen, zu denen der Freigesprochene gehört, halten sich Sklavinnen, um von ihnen sich erhalten zu lassen. Sie zwingen zum Laster, um davon Profit zu haben. Sie zwingen mit roher physischer Gewalt und, wenn die Sklavin ihnen lästig wird oder nicht pariert, dann schneiden sie ihr den Hals ab.

Solch ein Züchtigungsakt ist ja nichts neues mehr. In London wurden seinerzeit diese Mädchen massenhaft geschlachtet; in Berlin im vorigen Sommer auch mehrere. Zwei dieser Morde — wenn nicht mehr — sind noch ungesühnt. Die Opfer waren zwei dieser weißen Sklavinnen; wahrscheinlich besaßen sie den von der Polizei ihnen ausgestellten Gewerbeschein und standen in den Listen der Polizei. Vielleicht meinten sie damit auch unter polizeilichem Schutz zu stehen, eine nicht unberechtigte Meinung. Darin haben sie sich getäuscht. Die Polizei hat sie nicht in ihrem Gewerbe vor dem Messer schützen können und hat auch die Mörder noch nicht gefaßt.

Das erscheint mir als wichtigstes Ergebnis dieses nun zum glorreichen Ende und zur Freisprechung des Helden geführten Prozesses: der Angeklagte ist freigesprochen und wer ist nun der Mörder? Wenn von „radikal"-christlicher Seite — das ist vielen Staatsstützen so ziemlich dasselbe wie Sozialdemokrat nud Anarchist — gefordert wird, man solle den ganzen Augiasstall ausfegen, oder wie der Kaiser be-

peschierte: Auskehr halten, — dann schütteln die Weisen, die Staatsmänner, die Häupter und sprechen: das geht nicht, wir müssen Fühlung behalten mit diesen Kreisen, damit wir Verbrechen hindern und aufdecken können. Wenn wir jeden Zuhälter ins Zuchthaus steckten, jede Dirne ins Arbeitshaus, dann würden wir das Laster nur in die Verborgenheit scheuchen, dann würden wir nicht den Sicherheitsdienst für die Gesellschaft leisten können.

Und nun — trotz aller Fühlung mit der Verbrecherwelt, trotz aller rücksichtsvollen Behandlung des Lasters, ein Mord nach dem andern ungesühnt! Und wenn man eine Fährte hat und greift einen und stellt ihn vors Gericht, — dann kann man ihm nichts beweisen und der Angeklagte kehrt als Märtyrer, als Held heim zur gewohnten Thätigkeit.

Das hat der Prozeß gründlich erwiesen, daß das Telegramm, das der Kaiser vor Jahren abgesandt, bisher nicht den mindesten Erfolg in der Büreaukratie gehabt hat. Der Stall ist voll Schmutz, daß man drin waten kann und an Auskehr denkt keiner. In diesem Zusammenhang mutet es einen sonderbar an, daß man für die Gefahren der Arbeiterbewegung nach dem Zuchthaus ruft, und das Zuhältertum gedeiht unter den Augen der Polizei! Oder sollte es der Polizei bei ihren Beziehungen wirklich nicht möglich sein, die Zuhälter zu fassen und einen nach dem andern ins Zuchthaus zu sperren? Die Gefahren und Auswüchse des Zuhältertums sind durch diese Morde wohl erwiesen, warum giebt man hier kein Zuchthausgesetz? Freilich, wenn man das Laster staatlich mit Gewerbescheinen ausrüstet, muß man auch seine Beschirmer stillschweigend ihrem Beruf nachgehen lassen. Da liegt der Grund für den Mangel an Energie, der es nicht zur Ausführung des Kaisertelegramms kommen läßt. So wird eben die Halsabschneiderei weiter gehen, und dann entrüstet man sich über den Mörder und über den Schmutz, den der Prozeß an die Oberfläche wirft; und wenn man sich sattsam entrüstet hat, soweit es dem Appetit zuträglich und zur geistigen Anregung bekömmlich ist, dann beruhigt man sich, fühlt sich stolz als Bürger eines Rechtsstaats und — wartet, daß der Lokalanzeiger bald wieder so was Interessantes bringt!

Tag um Tag brachte dieses Blatt spaltenlange Berichte des Mordprozesses; immer hübsch in Absätzen mit fett gedruckten plastischen Ueberschriften. Tag für Tag, morgens und abends füllten Hunderttausende von Berlinern das Gefäß ihres Geistes mit diesem Kloakenwasser; es kam vor, daß die Oeffentlichkeit aus den Verhandlungen

ausgeschlossen wurde, dann brachte unser „Lokalberichterstatter" wenigstens die Gerüchte, die aus dem Gerichtssaal an sein Ohr gedrungen waren. Und wem die Verhandlungen noch zu trocken waren, der bekam noch ein Extrastimmungsbild, das den Helden schilderte in seiner stoischen Ruhe, wie ein flüchtiges Lächeln über seine Züge gleitet, wie er sich selbst „objektiviert", wie er mit Interesse den Beschuldigungen des Staatsanwalts folgt und bei treffenden Bemerkungen der Verteidiger nickt. Wirklich, man bekommt ordentliche Hochachtung vor dem erhabenen Mut dieses wegen eines Dirnenmordes angeklagten Zuhälters. Und wenn man dann mit viel Gedankenstrichen liest, wie die Entscheidung heranrückt, wie das Urteil fällt, die Spannung sich löst und erleichtert die Brust aufatmet und wie der Freigesprochene durch einen Nebenausgang auf die Straße tritt, erwartet von seinem neuesten „Verhältnis"; — wie er mit ihr die nächste Kneipe besucht und draußen warten die Menschen, ob er sich nicht wieder zeigt, — ja wer hat da noch seinen Verstand soweit klar behalten, daß er sich bewußt bleibt: Hier ist einer freigesprochen, dem man den Mord nicht hat beweisen können, der sich aber zum tragischen Helden vollkommen untauglich erwiesen hat.

Der Staatsanwalt hatte gelegentlich tadelnd auf die breitspurige Berichterstattung in diesem Prozeß hingewiesen. Welch edles Herz ward da verletzt. Das ganze sittliche Bewußtsein des Lokalanzeigers bäumte sich auf und das will was sagen. „Ach ihr denkt wohl, ich habe aus Sensationswut solch farbenprächtigen Bericht geliefert, aus Spekulation auf die gemeinen Triebe der Leser? Ich that es nur gehorchend höherer Pflicht, um den Zeitgenossen einen Spiegel vorzuhalten, ich that es, weil die Wahrheit das höchste Gesetz des Zeilenschinders sein muß, ich that es — ja warum that ich es doch noch?"

Und weil er es selbst nicht mehr wußte, ging „unser Lokalberichterstatter" und suchte einen, der es ihm sagen könnte. Zufällig war der berühmte Strafrechtslehrer von Liszt auf der Durchreise in Berlin. Ihm fiel unser „Lokalberichterstatter" an und Liszt erklärte: Grade bei solchem Prozeß in der Sphäre der Dirnen und Zuhälter muß die Presse einen recht eingehenden Bericht bringen, damit deren Interesse geweckt werde und damit sie helfen, das Recht zu finden, mit Hilfe ihrer in diesem Fall wertvollen Personal- und Sachkenntnis! — Wie hob sich da die Brust des Biedermanns! Das Interesse der Dirnen und Zuhälter zu erwecken, — ist das nicht ein edler Beruf der Presse? — Für diese Kreise also waren jene Berichte geschrieben, — darum auch!

Die werden dabei mit der Zunge geschnalzt haben! — Daß sie geholfen haben, das Recht zu finden, hat man nicht gelesen; der Staatsanwalt und die Verteidiger waren darin einig, daß es kein unbrauchbareres Zeugenmaterial geben kann.

Wer will noch zweifeln, daß es nur Selbstaufopferung im Dienste der Gerechtigkeit war, die jene pikanten Berichte diktierte? Was denn sonst veranlaßte jene breiten Schilderungen vom Mordprozeß droben bei Königsberg und nun schon wieder vom Mordprozeß in Breslau?

Wieviel Phantasie mag vom Lokalanzeiger schon blutig angeschmiert, wieviel sittliches Bewußtsein verwirrt worden sein! —

Ueber dem roten Haus, darinnen die Stadtväter von Berlin das Szepter führen, hängen dunkle Wolken. Gewitterschwüle lastet in den hohen Hallen. Man hört Gespensterstimmen. „Wo bleibt unser Denkstein, ihr entarteten Kinder der Revolution?“ So rufen die 48 er. Und ein Revolutionär im Schlafrock von heutzutage antwortet: „Schon hat der Magistrat Verhandlungen geführt mit dem königlichen (o weh!) Polizeipräsidium. Wir weichen tapfer zurück. Ihr sollt eine schöne Mauer bekommen; — wozu eine Widmung?“ — Ein Sessel in der Stadtschuldeputation, der die Fürsorge für die christlichen Volksschulen obliegt, steht noch immer leer. Man hört ihn leise klagen, es friert ihn so. Da erschallt eine fette Stimme: „Niemand hat sich darauf zu setzen; die christlichen Volksschulen der Hauptstadt vom Königreich Preußen regiere ich, christlich-jüdischer, monarchisch-republikanischer, staatserhaltend-revolutionärer Schulmonarch, Carl Singer“. Wie lange der arme Sessel wohl noch leer bleiben wird?

Eine unheimliche Erscheinung ward neulich im roten Hause gesehen. Man sah — den Hut und Mantel des Oberbürgermeisters. Es war wie ein Märchen aus alter, alter Zeit. Motten hatten daran gefressen, und einem alten, alten Mann, der die Erscheinung sah, stürzten die Thränen aus den Augen und er sprach: „an die glücklichen Tage könnt ihr euch ja alle nicht mehr erinnern, als Berlin noch einen Oberbürgermeister hatte!“ Einer der jüngsten Knaben unter den Stadtverordneten sprach darauf: „Warum haben wir denn keinen mehr?“ — Der Alte schüttelte bedeutsam mit dem Kopf. Der Junge aber sprach: „Dann frage ich einfach den verantwortlichen Minister des Innern, Herrn Freiherr v. d. Recke, der muß es wissen.“ — Und die Stadtverordneten beschlossen, zu fragen; ob sie eine Antwort kriegen werden?

Berlin, 4. Mai 1899.

Den 1. Mai haben wir einmal wieder überstanden! Ich weiß noch, wie zum ersten Mal der 1. Mai gefeiert wurde. Man erwartete Ungeheuerliches und die Polizei war auf alles gefaßt und als dann der Tag vorüber war und man sich die polizeilichen Eroberungen ansah, da waren es nur zwei alte Weiber, die sich gezankt hatten und deshalb auf die Polizei geschafft waren, sonst war an dem ganzen Tage nichts Fürchterliches passiert. Seitdem passiert alle Jahre immer weniger Fürchterliches und man erwartet auch schon gar nichts mehr. Diesmal ist der Erfolg aber noch unter aller Erwartung geblieben. Es war ein blauer Montag, also die Gelegenheit zum Feiern gewiß günstig und doch merkte man mitten im industriellen Norden Berlins gar nichts von dem großen Festtag. Versammlungen haben ja stattgefunden, und sie waren mäßig besucht und überall gab es die gleiche Speisekarte, man forderte sogar Verbesserung der Arbeiterschutzgesetze. Aber dazu brauchte man den großen Aufwand nicht. Etwas ist ja, scheints, wieder erreicht; es sind einige tausend Arbeiter aus ihren Arbeitsstellen entlassen, weil die Fabrikanten den neuen Feiertag immer noch nicht anerkennen wollen. Für vernünftige Menschen liegt kein ernster Grund vor, nach einem Sonntag auch noch den Montag durch Arbeitsruhe auszuzeichnen. Nichts kennzeichnet besser den rein provokatorischen Charakter dieses Friedensfestes, als diese willkürlichen Versuche, Arbeitsruhe zu erzwingen nach dem berühmten und bombastischen Verse, mit dem die Sozialdemokratie dem Proletariat etwas vorlügt:

„Alle Räder stehen still,
Wenn dein starker Arm es will.“

Warum setzt man nicht international fest: Am Sonntag vor dem ersten Mai sollen alle Arbeiter der Bedeutung der Arbeit und der Arbeiterorganisation gedenken? Da könnten alle mitfeiern, auch verständige Arbeitgeber. Daß die Arbeit geehrt wird, wünschen wir ja alle. Es schadet nicht, wenn an einem Tage ihrer besonders gedacht wird, meinetwegen auch in der Kirche. Aber daran liegt den Veranstaltern dieses Feiertages nichts; es sollen ja gerade von Zeit zu Zeit Kraftproben veranstaltet werden zwischen Arbeit und Kapital,

und wenn sie auch nur den Erfolg haben, einige Arbeiter brotlos zu machen! — Ein heiteres Zusammentreffen gabs am 1. Mai; da kamen die Genossen vormittags von ihrer Feier, erfüllt von den großen Aufgaben, die die Zukunft für sie, die Vorkämpfer der Freiheit, im Schoße trägt, und ihnen entgegen kommt der Kaiser geritten, an der Spitze seiner Soldaten, die er eben auf dem Tempelhofer Felde gemustert hat, da fangen die braven Genossen an zu rufen „hurrah, hurrah" und schwenken ihre Hüte und laufen hinter dem Kaiser her, um ihn nur ja noch einmal zu sehen. Das war ein rechter Aerger für einige der zielbewußten Unteroffiziere des Arbeiterbataillons; sie haben schön geschimpft: eben habt ihr Maifeier gehabt, jetzt lauft ihr dem Kaiser nach. Aber es hat ihnen nicht geholfen. Die Maifeier hat also das Gute gehabt, daß einige Arbeiter ihren Kaiser mal wieder gesehen haben. Natürlich fällt es mir nicht ein, nun von der magischen Gewalt des monarchischen Bewußtseins in jedem Preußenherzen zu sprechen; das monarchische Bewußtsein mag bei den Mitläufern der Sozialdemokratie immer noch besser und zuverlässiger sein, als bei den Lesern der „Könischen Zeitung", die ja gelegentlich ihr monarchisches Bewußtsein rückwärts revidiert, wenn der Kaiser mal etwas thut, was ihr nicht gefällt, — aber im übrigen ist es mit dem Bewußtsein der meisten Staatsbürger eine eigene Sache auch in der Reichshauptstadt; Zielbewußte giebt es rechts und links sehr wenige; es ist ebenso unsinnig, all die Leute, die zu Kaisersgeburtstag ihre Geschäftshäuser ausputzen, Fahnen ausstecken und Lichter anzünden, für Stützen des Thrones zu halten als die Maidemonstranten für wüste Revolutionäre. Sie wollen gern ihr Vergnügen haben und blau machen, wenn sich Gelegenheit bietet und sie nicht zuviel riskieren; und wenn sie dabei noch den Kaiser und Soldaten sehen können, so ist das ein Extravergnügen, denn sie sind doch auch mal „bei's Militär" gewesen und den Kaiser sieht man doch auch nicht alle Tage. Nicht für das monarchische Bewußtsein spricht solch amüsantes Erlebnis, aber freilich stark gegen das sozialdemokratische. Das ist doch immer noch erstaunlich schwach. Daß man einen roten Stimmzettel abgiebt, das gehört sich natürlich, aber darum ruft man dem Kaiser doch hurrah, das gehört sich grade so natürlich. — Nichts ist dummer als die sozialdemokratische Bewegung zu bekämpfen, wie man etwa eine verbissene Verschwörerbande bekämpfen muß. Das Meisterstück dieser Dummheit wäre z. B., wenn man allem, was sich Sozialdemokrat nennt, das Wahlrecht nehmen wollte. Das würde die Schar der bewußten Sozialdemokraten tüchtig mehren!

Was der Kaiser bei der Begegnung gedacht haben mag? Populär ist er damals geworden, als er mitten unter den Arbeitslosen weiter ritt und sie ihm zuriefen: „Arbeiterkaiser". Noch jetzt hat er es völlig in der Hand, dies Attribut sich für immer zu erwerben. Trotz aller Fehler rechts und links ist die Kluft nicht abgrundtief zwischen ihm und den Arbeitern, die ihn noch immer mit hurrah begrüßen.

Eine Maizeitung ist auch wieder erschienen, recht interessant für den kritischen Beobachter, aber für die Arbeiter wahrscheinlich sehr langweilig. Ihre beiden Bilder entbehren jedes populären Verständnisses. Bei beiden handelt es sich um dekolletierte Frauengestalten; die eine Dame stellt, in modern stilisierender Manier ausgeführt, das Maienfest vor, das die halbe Welt schon erobert hat und stark renommistisch, aber mit freundlich nichtssagenden Zügen eine Schärpe vorzeigt, auf der geschrieben steht: „Mein ist die Welt". Das andere Bild trägt die Unterschrift Böcklins: eine Jungfrau mit Jakobinermütze, mit flatterndem Haar und Tuch thront auf einsamer Felsenhöhe hoch über den Wolken, auf dem einen Arm balanciert sie einen Adler, in der andern Hand einen Palmenzweig. — Was sollen sich die Arbeiter dabei denken? Ja, wenn die Märzzeitungen umgeworfene Grabmäler von Königen zeigten, da weiß man doch, was man soll, aber diese Dame auf den Wolken ist zu hoch, zu aristokratisch. Sie flieht den Kampf der Massen. Man merkt, daß nicht Arbeiter dieses Blatt geschaffen sondern Leute, die tief an der Quelle moderner Kunst und Bildung getrunken haben. Durch das ganze Blatt wehen mystische Klänge; man ist nach allem Herumreiten auf der reinen Wissenschaft mal wieder bei der Religion angelangt. Das Maifest wird gefeiert als ein Pfingstfest. Moses wird zitiert, der von dem Berge Horeb (!) das Land der Verheißung schaut und mit den Gesetztafeln herniedersteigt, — das ist garnicht so leicht vom Sinai nach Kanaan zu schauen und der Verfasser leidet gewiß nicht an Mangel mystischer Unklarkeit. — Auch „Ein feste Burg" wird angeführt, mit der Marseillaise soll es sich zum Lied des Maifestes vereinigen. — Das alles ist nicht Religion, sieht nur so aus. Aber interessant bleibt es doch, daß man solche religiöse Stimmung für nützlich hält. Der Revolutionsradau ist aus, nun muß die Mystik aushelfen. Wer weiß, ob nicht mancher, wenn er dieser Phantasiereligion müde ist, Sehnsucht bekommt nach der Religion der Thatsachen, nach Glaubenswirklichkeit! Uebrigens soll nicht verschwiegen werden, daß etwas Revolutionsphraseologie sich noch hinübergerettet hat in das Reich der Mystik. Vom Mailied wird gerühmt:

„Du übertäubst der Ueberwundenen Stöhnen,
Die eines Volkes Massenschritt *zerstampft*." —

Ist das ein barbarisches Volk, daß es die Ueberwundenen noch zerstampft! Man sollte dem roten Pegasus doch etwas sattelfestere Reiter geben, sonst zerstampft der edle Renner noch all die süßen Hoffnungen der Schwärmer für Freiheit, Gesittung und Recht; wer kann sich wundern, wenn man ein so wüstes Tier mit den Ketten von Zuchthausvorlagen zu bändigen sucht? Wenn wir den Gaul oder seinen Reiter nicht für einen Maulesel oder -Helden hielten, würden wir auch helfen Ketten schmieden.

Auch die Komik fehlt in dem Blatt unter dem Strich nicht. Frau Lily Braun, jetzt Gattin eines jüdisch-sozialdemokratischen Redakteurs, Witwe des bekannten freisinnigen Philosophen Gizycki und Tochter eines hohen Offiziers, schreibt über „die Frauen und der erste Mai". Die Erlösung ist für die Frau erst gekommen, als der Mann der Arbeit sie anredet: „du meine Genossin." „Das war ihre Befreiung, ihre Erhebung zum Menschentum!" — Ein recht junges Menschentum, das die Frau demnach führt; etwa seit 30 Jahren also! — Und vorher? — Und schon scheint das Menschentum der Frau zu Ende zu sein; denn auf dem Stuttgarter Parteitag sprach Auer garnicht zu Fräulein Luxemberg: „Du meine Genossin," sondern er sprach: „o weh, wie wird mir!" —

Eine ernstere Maifeier beging der Reichstag, der tüchtig in der sozialpolitischen Arena sich getummelt hat, und alle, alle waren sich einig — nur Stumm und Kardorff wollten nicht mitthun. Man kann sich garnicht vorstellen, wie langweilig Herr v. Kardorff spricht. Ich hatte neulich das Vergnügen, ihn zu hören und war erstaunt ob dieses Mangels an Redebegabung, und der Inhalt war noch schwächer als die Form. Wenn er so eine Weile unter seinen Papieren gekramt hatte und dann kam solch kümmerlicher Satz zum Vorschein, daß Herr Rösicke seine Anträge nur eingebracht habe, um den Sozialdemokraten zu schmeicheln, — ja, wozu redet er, wenn er weiter nichts vorzubringen weiß? — Ein ander Mal stellt er unsere soziale Gesetzgebung als eine Errungenschaft hin, um die uns alle anderen Völker beneiden und darum — dürfen wir nicht weiter in der Sozialreform marschieren! Verstehen Sie diese Logik? Ich auch nicht — nur ein wirklicher klarer Gedanke war in dem langen Gerede enthalten: gegen die Sozialdemokratie hilft nur Entziehung des aktiven und passiven Wahlrechts für alle Sozialdemokraten! Offenbar hat das mit den Anträgen die vorlagen, garnichts zu thun, denn die waren von Zentrumsleuten, Nationalliberalen und Freisinnigen gestellt, — aber was soll ein Freikonservativer sonst sagen, wenn er doch nun einmal durchaus

etwas sagen will! Deutlich war der Schluß der Rede, die Hoffnung auf die Hohenzollern und „ihren Stern"! Mit Mystik operieren nicht nur die Sozialdemokraten, mit Mystik schmeicheln auch die hochvermögenden Herren Scharfmacher. Was ist das für ein Stern? Wenn es das christliche Gewissen unseres Königs ist, so wird sich der Stern sicher nicht vom einseitigen Geschäftsinteresse der Herren von Stumm und Kardorff die Wege weisen lassen!

Sehr interessant war die Rede des Kreuzzeitungsredakteurs Kropatscheck. Da lebt wirklich noch ein Stück des alten guten Konservatismus; denn das ist uns das wichtigste an seiner Rede, daß die Konservativen bei der Sozialreform nicht fragen, ob die Sozialdemokratie dadurch auch nicht etwa gefördert wird, sondern einfach fragen: ob sie den Arbeitern nützt. Und dann folgt man seinem ehrlichen christlichen Gewissen. Das waren Klänge aus guter alter Zeit. Offenbar stimmen sie nicht mit den neukonservativen Tendenzen überein, die seinerzeit Stillstand der Sozialreform forderten, bis die Arbeiter sich von den Sozialdemokraten losgelöst haben! Kropatscheck fordert auch Bekämpfung der Sozialdemokratie mit staatlichen Machtmitteln, also im Widerspruch gegen das Tivoliprogramm! Aber wir freuen uns schon, daß er nicht fordert wie viele seiner „verehrten Fraktionsgenossen": erst Unterdrückung, dann Reform, sondern beides zugleich. Die Frage ist schließlich: wo liegt ihm der Schwerpunkt? früher ohnstreitig in der Reform, vielleicht auch heute noch, aber die Betonung der Gewalt ist nötig um — der andern willen. Darin hat Kropatscheck recht, daß es sich komisch machte, als ein Schüler Eugen Richters für Sozialreform eintrat. Es thut ordentlich wohl, noch einen Menschen zu treffen, der eigentlich alles Unglück unserer Zeit — in der Organisation des Volks sieht! Nur weil die andern Stände — leider — schon Organisation haben, sollen, um des gleichen Rechts willen, die Arbeiter auch Arbeiterkammern bekommen. O heiliger Manchester!

Der Sozialdemokrat Molkenbuhr sprach recht ledern. Aber wir können einem Manne nicht unsere Sympathie versagen, der vom Tabakarbeiter sich zum Reichstagsabgeordneten heraufgearbeitet hat und mit großer Sachkenntnis die Not seines Standes vorbringt. Der ist nicht Sozialdemokrat aus Revolutionswut, sondern weil noch immer Arbeiternot vorhanden ist. Er tritt für die Zukunftswirtschaft nur ein, weil das jetzige System diese Not nicht beseitigt; offenbar wird seine Liebe zum Zukunftsstaat immer mehr abnehmen, je mehr es der Arbeiter auf dem Boden der Gegenwart trotz allem Marxschen Kassandrarufen doch zu besseren Verhältnissen bringt.

Dann sprach Stöcker. Das ganze Haus lauschte, während vorher das Stimmengewirr nicht geschwiegen hatte. Alles drängte ihn zu hören. Und doch hat er keine Partei im Hause hinter sich, sondern steht ganz allein auf sich angewiesen da. Herr v. Kardorff saß schräg vor ihm und drehte ihm energisch den Rücken, aber er mußte es sich doch gefallen lassen, daß Stöcker ihn kritisch beleuchtete. Er hielt ihm das Gefährliche solcher unsinnigen Wünsche vor, das Wahlrecht den Sozialdemokraten zu nehmen; solche unausführbaren Gedanken vorschlagen kann nur den Sozialdemokraten nützen. Herr v. Kardorff hatte im Februar Stöcker vorgehalten, alle seine Anhänger wären zu den Sozialdemokraten übergegangen!! Darauf bekam er jetzt eine deutliche Antwort. Stöcker bewies ihm an den Zahlen der Wahlen im 2. und 6. Berliner Wahlkreis, wie die Berliner Bewegung heruntergebracht ist durch Leute, die nicht auf dem Boden der Sozialreform, sondern mehr auf dem Boden der Kardorff'schen Repressionspolitik stehen. Es war eine zwingende Logik und dann kam das Fazit: „Daraus, Herr v. Kardorff, können Sie doch deutlich sehen, daß Sie von diesen Dingen gar nichts verstehen!" Ein einmütiger Lachsturm der Zustimmung brauste durch das Haus, aber es war gar nicht verletzend, provozierend gesagt, sondern einfach als unbestreitbare Thatsache schlecht und recht hingestellt. — Und dann forderte Stöcker als einzigen Weg aus den Schwierigkeiten heraus nach dem Kaiserwort die Anerkennung der Gleichberechtigung der Arbeiter; er zeigte, daß auch die Sozialdemokraten einfach durch die Verhältnisse gezwungen würden, den Mund weniger weit aufzureißen und mehr praktische Arbeit zu treiben. Herr von Vollmar stand gerade vor ihm und war gewiß nicht angenehm berührt, daß er im Herzen Stöcker Recht geben mußte. — Als er schloß mit dem Hinweis darauf, daß man den nichtsozialdemokratischen christlichen Arbeitern ihren Kampf gegen die Sozialdemokratie nicht erschweren dürfe durch Kardorffsche Rezepte, erscholl von allen Seiten ein lebhaftes Bravo. — Der Mann hat eben Gedanken und weiß sie in Worte umzusetzen, darum hört das Haus ihn gern; manch einer sitzt im hohen Hause und hat weder Gedanken noch Worte. — Stöcker hat etwas zu sagen, weil er ein Charakter ist. Noch immer ist ein Mann mit Gott eine Macht auch gegenüber einem Parlament, in dem er in glänzender Isolierung steht.

Berlin, 11. Mai 1899.

Das war ein verregneter Himmelfahrtstag! Schon gestern gab es große Lachen und die Zeitungsjungens krempelten sich die Hosen bis über die Knie und patschten im Nassen herum. Aber man merkt auch, wozu der Regen gut ist; das Grün sieht man dabei fast wachsen, und drüben auf dem Kirchhof wogt ein Fliedermeer und duftet herüber. Aber die armen Berliner sind doch recht zu bedauern. Was war das sonst ein Treiben an diesem Tage, mit Kremsern hinaus ins Grüne und in den Eisenbahnwagen fürchterliches Gedrängel und im Grunewald Picknick neben Picknick und alle Naturkneipen voll sommerlich ausstaffierter Großstädter; und heute war überhaupt kein Verkehr. Die Billetbeamten standen in stattlicher Zahl an den Perroneingängen und einer sah den andern ordentlich neidisch an, wenn mal ein Reisender kam und sein Billet zum Knipsen hinhielt. Ja der Glückliche, den es traf, konnte doch sich ein bischen warm arbeiten, den andern froren die Finger vor Nässe und Langeweile. Die „Elektrische“ hatte Wagen für Massentransport eingestellt, nun sausten sie hintereinander her, einer so leer wie der andere und die Kutscher kriegten unerwartet früh Feierabend, weil der Massenbetrieb sich nicht lohnte. Wir sausten an einem Klapperkasten von Wagen vorbei, ein Schimmelchen stand davor und ließ die Ohren hängen und den Regen am Fell ablaufen. „Da darf ich nicht klingeln, sonst wird er wild und rennt mir in den Wagen, den kenne ich schon. Und der Klingelbolle (der größte Milchlieferant in Berlin) hat auch ein paar gefährliche; wenn der Wagen kommt mit dem Schimmel und dem Schwarzen, dann heißt's vorsehen.“ So hat sich das liebe Vieh noch immer nicht an den großen elektrischen Konkurrenten gewöhnt, sondern versucht noch immer den Kampf, den einst die Arbeiter in Manchester gegen die Maschinen kämpften. Aber es hilft nichts; wir müssen auch im wirtschaftlichen Leben aus der Romantik heraus und auf den Boden der Wirklichkeit uns stellen, sonst rennen wir uns wie das Schimmelchen den Kopf am elektrischen Wagen ein.

Von dem Bilde könnte auch Herr von Stumm lernen, dessen Romantik immerhin einen starken Zusatz von geschäftlicher Pfiffigkeit

haben mag. Dabei ist es gewiß, daß die Romantik an sich etwas wunderschönes ist und der Postwagen viel behaglicher durch die Straßen ruckelte als jetzt die elektrische Bahn, aber freilich, die fährt schneller. Und darauf kommt es beim Fahren doch an! Die Romantik wollen wir uns für die Träume und Schummerstündchen versparen. Da können wir sie gut brauchen, aber freilich — Schummerstündchen haben wir auch keine mehr!

Wieviel Unglück die Romantik an verkehrter Stelle schon angerichtet haben mag! Erst gestern las ich im Briefkasten des Lokalanzeigers die Anfrage einer armen Frau, ob sie wohl Lotterie spielen sollte und der Romantiker auf dem Redaktionsstuhl antwortete ihr: „Jawohl, denn was ist das Leben ohne Hoffnung!“ Solch romantischer Rat ist in diesem Fall schon fast frivol. Denn sicher wird er befolgt werden und die arme Frau wird sich Thaler auf Thaler am Munde absparen, um zu spielen und ins Blaue zu hoffen. Wieviel Romantik bei den unglücklichen Menschenkindern, die sich aus romantischer Liebessehnsucht ins Wasser stürzen! — Berlin hat vor einigen Wochen eine Selbstmordepidemie gehabt, aber freilich da war keine Romantik, sondern krasses graues Elend. Da haben sich zwei hochbetagte Eheleute an den Thürpfosten erhängt, eine Witwe springt mit ihrer erwachsenen Tochter in den See, eine Mutter legt sich mit ihren 4 kleinen Kindern zu Bett und öffnet die Ofenklappe, um am Kohlendunst zu ersticken, ein Vater schneidet sich und seinen zwei Töchtern den Hals durch. Das furchtbar Gleichmäßige bei alledem war, daß es immer Not war, die zu solchen entsetzlichen Thaten trieb. Schon lassen sich die Menschenkinder nicht mehr am Selbstmord genügen, sondern maßen sich das Recht an, andere mit sich zu ziehen. Es ist die Krankheit unserer Zeit, die mit dem Unglauben eng zusammenhängt, daß man den Mut zu dem schweren Kampf verliert, in den das Leben so viele in der Großstadt hineinstellt. Wir wollen die armen müden, abgehetzten Menschenkinder tief bedauern, daß sie im Alltagsgetriebe das Rufen verlernt und vergessen hatten, das trotz alles Lärms seinen Weg findet zum Thron der Gnade, des Friedens und der Kraft. Aber für uns selbst wollen wir daraus immer wieder die Mahnung ziehen, die Volksseele vor den großen Ernst der Ewigkeit zu stellen und alles sentimentale, romantische Geschwätz, das nur täuscht und nicht hilft, abzuwehren. Der Vater, der seine Töchter und sich selbst ermordete, hinterließ einen Brief, daß er es hier nicht mehr aushalte und in das bessere Jenseits hinübergehen wolle. Was denkt sich der Mann unter dem besseren Jenseits? Weite Volkskreise denken, sie seien prächtige

Christen, wenn sie sich einen recht rührenden romantischen Gedanken ausmalen. Die Leute, die Himmelfahrt mit gläubigem Herzen feiern, sollten sich zusammenschließen, um den andern zu predigen, daß der Christenglaube sich auf Realitäten gründet und sonst gar keinen Wert hat.

Der Mann hat seinen Selbstmordgedanken schließlich ausgeführt, als ihm die Brille zerbrochen war und er nun gar nichts mehr arbeiten konnte. Das ist mir unverständlich geblieben; wußte der Mann nicht, daß er zum Armenvorsteher gehen und sich vom Armenarzt eine Brille verschreiben lassen kann? Mir sind die Verhältnisse in jenem Stadtteil unbekannt, aber es knüpft sich daran eine Bemerkung: hat der Mann sich vielleicht gefürchtet, zu seinem Vorsteher zu gehen und ihm die Not zu klagen? Wie gesagt, von jenem Vorsteher weiß ich nichts, aber das weiß ich, daß viele Arme in Furcht vor ihrem Armenvorsteher leben und nur mit Herzklopfen sich zu ihm trauen. Wir haben unter den Armenvorstehern auch viele treffliche freundliche Leute, aber wir haben darunter auch rücksichtslose Despoten. Armenpflege ist schwer, zumal in der Großstadt, wo alles zusammenflutet, was Ursache hat, im Dunkel zu existieren; Armenpflege ist darum so bitter schwer, weil so furchtbar oft Armut und Schuld innig verknüpft sind, weil Armut oft unverschämt, verlogen und undankbar macht, und doch trotz alledem, trotz alledem — den barmherzigen Sinn zu behalten, das Herz vor Verhärtung zu bewahren, die Armenpflege nicht wie ein Handwerk zu treiben, sondern als Pflege gottgeschaffener Persönlichkeiten, unsterblicher Seelen, seufzender Herzen, — wer kann das? Mancher Armenvorsteher hat seine Unfähigkeit dazu jedenfalls glänzend erwiesen. Wie manchmal bin ich schon gebeten: ach sagen Sie etwas, ich traue mich nicht hin, und — offen gestanden — manchmal fürchtete ich mich selber. Hat mir doch einmal die edle Gattin solches Armenpflegers die Thüre vor der Nase zugeworfen und mich auf der Treppe stehen lassen, und ich war doch gekommen, um für ein armes Waisenkind gute Pflege und einen Vormund zu beschaffen und wollte mir die nötige Auskunft dazu erbitten. Gewiß, das ist anerkennenswert, daß die Frau mit ihrer groben Behandlung keinen Unterschied machte zwischen den Armen und mir, aber ich habe da am eigenen Leibe erfahren, daß die Furcht der armen Leute nicht immer unberechtigt ist. — Das sind Ehrenämter und mühevoll sind sie auch, aber trotzdem sollte man fordern, daß zu Armenpflegern nur Leute genommen werden, zu denen die Armen Vertrauen haben können. Es ist natürlich, daß die Stadt auch darauf sieht, daß ihr Armenbudget nicht ins

Unermeßliche wächst, daher muß mit Sparsamkeit gewirtschaftet werden, aber oberstes Gesetz darf das in der Armenpflege doch nicht sein. — Hierher gehört die Forderung, daß Frauen offiziell in die Armenpflege hineingezogen werden sollten. Zu denen würde der Arme, auch der verschämte Arme, sich eher wagen. Diese Forderung wird ja sicher noch einmal durchgesetzt werden. Die christliche Liebe sollte nicht so lange warten. Warum kann man nicht für jedes Haus oder auch mehrere zusammen eine christliche Vertrauensperson erwählen, der die Bewohner dieser Häuser auf dem Herzen liegen sollen? nicht, daß nun für jede Not der Beutel sich öffnen sollte, der würde bald aus sein, aber daß doch ein Mensch da ist, der die Verhältnisse kennt und Herz und Ohr für seine Klienten offen hat. Drei von den angeführten Selbstmorden wären dann wohl verhütet. — Mit Recht sagen Sie: aber habt ihr denn keinen Pastor? — Gewiß; und der ist der geborene Vertrauensmann, aber wie viele finden den Weg zu ihm? Er hat nur zwei Augen, zwei Hände und zwei Füße, und ringsum flutet ein undurchsichtiges Meer von Not. Eben darauf kommt es an, Mittelspersonen zwischen dem Pastor und seinen Gemeindegliedern zu schaffen; jeder Gemeinde-Kirchenrat treibt Armenpflege, aber auch das sind noch zu wenig Kräfte. Mit Geld kann die Kirche nicht alle Armen unterstützen; aber in ihre dauernde Fürsorge kann sie alle hineinbeziehen: Die Kirche sollte der große Fürsprecher aller Mühseligen und Beladenen sein! Wo sind aber die Helfer? — Man ist hier in Berlin seit langem dabei, alle Armenpflege von Vereinen, von der Stadt, von der Kirche zu gemeinsamen Vorgehen zu vereinigen. In solcher Vereinigung kann erfolgreich gearbeitet werden, aber die Kirche sollte sich dadurch nie ihre Aufgabe verdunkeln lassen, daß ihr die Fürsorge für alle Mühseligen befohlen ist!

Auf einer der Berliner Vorstadtbühnen wird unter Beifall des Publikums die Gattenmordaffäre aufgeführt, die eben in Königsberg vor Gericht verhandelt wurde und allgemeinen Abscheu erweckte. — Das ist Großstadtbildung!

Der Bürgermeister von Berlin bat die Stadtverordneten, den Prozeß wegen des Revolutionsgitters um den Friedhof der Märzgefallenen nicht aufs äußerste zu treiben; offenbar hatte Herr Kirschner Grund zu dieser Bitte und wollte Verstimmung an hoher Stelle vermeiden. Aber die Stadtverordneten beschlossen bis auf vier: wir fechten die Sache bis zu Ende durch, mag's biegen oder brechen. — Vermutlich — brechen!

Berlin, 18. Mai 1899.

Wir haben hier in Berlin eine Ausstellung der berühmten sixtinischen Madonna erlebt. Das Original ist bekanntlich in Dresden. Dort hat es sein eigenes prächtiges Zimmer und keiner darf durch Dresden fahren, ohne die Madonna zu sehen. Ich habe sie noch nicht gesehen, aber ihre Kopie, und alle, die etwas davon verstanden, sagten, das sei die beste Kopie, die es gebe. Und diese Kopie war nicht gemalt, sondern gestickt. Das war das besondere bei der Sache. Darum strömten so viele hin, um sich das neue Wunderwerk anzusehen. Und es war wirklich staunenswert. Es war ein farbenprächtiges Gemälde und doch kein Pinselstrich war daran gethan, sondern mit Nadel und Seidenfaden war es gemalt. Eine Dame, Fräulen Ripberger, hat fünf Jahre lang gestickt; täglich wanderte sie in die Gemäldegallerie und sah sich die Madonna an, dann zeichnete sie zu Hause das Gesehene nach und ihre Seidenfäden mußten alle Farben wiederspiegeln, die Rafael mit dem Pinsel auf die Leinwand geworfen. Das ist der große Erfolg dieses Werkes, daß kein Mensch merkt, daß es ohne Pinsel und Farbe entstanden sei. Man muß dicht herantreten, dann sieht man, daß die pausbäckigen Engelchen, die sich so bequem mit ihren Ellenbogen auf den Rahmen stützen, aus lauter Fäden zusammengesetzt sind. Nun ist ein großer Streit, ob Frl. Ripberger eine richtige Künstlerin oder nur eine geschickte Jüngerin des Kunstgewerbes sei. Sie selbst hat erklärt, daß sie nur dem Kunstgewerbe dienen wollte und nicht etwa meine, daß nun alle klassischen Bilder nachgestickt werden müßten. Aber schließlich ist sie doch eine ganz rechte Künstlerin. Freilich die meisten staunen über die neuentdeckte Kunst, die selbsterfundene Stickmethode, so sehen sie sich auch nicht das Bild an, sondern suchen nur immer, ob man auch wirklich nicht merkt, daß es nicht gemalt ist, und dann brechen sie in Extase aus: „Nein, man merkt es wirklich nicht.“ Aber andere stehen davor und versenken sich in das Bild und sehen dem Jesuskind in die tiefen, dunklen Augen und fragen nicht, ob gemalt oder gestickt, sondern fühlen, daß hier wahre Kunst zu ihnen redet. Die Künstlerin hat nicht malen gelernt, daher hat sich ihr Schaffensvermögen Bahn gebrochen

mit der Sticknadel. Wenn Sie irgend im deutschen Vaterland die gestickte Madonna ausgestellt finden, dann gehen Sie ja hin; nicht weil es interessant ist, sondern weil es ein volles, schönes Bild ist. Nur die Engelchen haben mir nicht gefallen, sie sind sonst meine Lieblinge in ihrer natürlichen derben Grazie, aber das Sticken hat ihnen wohl die Farbe genommen. Sie sahen mir etwas langweilig braun aus. Die Beschreibung dazu hätte fehlen dürfen, sie gipfelte in der Weisheit, daß dies Bild die Versöhnungslehre so vollendet darstelle, daß alle Religionen sich daran erbauen könnten. Es hätte keinen spezifisch christlichen Charakter. Diese Weisheit war mir zu tief. Ich kann mir immer noch nicht vorstellen, wie ein Jude vor solchem Christusbild sich erbauen soll. Dieses Geschwätz von allgemeinem Erlösungsgefühl kann kein Mensch verstehen, aber es klingt so schön; darum paßt es gut, grade auch auf Berliner Boden.

Hier ist in letzter Zeit ein Blatt erschienen, das an Geschmacklosigkeit das äußerste leistet. Es heißt: „Das gute Herz". Offenbar ist der Verleger ein raffinierter Spekulant.*) Denn er faßt die Berliner an ihrer schwachen Seite, an ihrem „guten Herzen". Soviel gute Herzen wie hier giebt es ja kaum anderswo. Ich kenne eigentlich keinen Berliner, der kein „gutes Herz" hat oder sich nicht doch sicher einbildet, daß er ein „so gutes Herz" hat. Wenn alle guten Herzen diesen neuen Vorkämpfer für Humanität sich bestellen, dann wird sogar der Lokalanzeiger gar nichts mehr bedeuten gegen diese Abonnentenzahl. Weil auch Vereine mit christlichem Charakter dieses Blatt zu ihrem Organ erkoren haben, darum nur lohnt es sich, über diese Geschmacklosigkeit ein Wort zu verlieren. Das ganze Blatt besteht aus Personenkultus übelduftendster Art. An der Spitze der Humanität spaziert natürlich das Kaiserpaar. Von unserm Kaiser heißt es: „Sein Wirken im engeren Kreise auf dem Felde der Linderung von Armut, Arbeitsnot und Krankheit unter seinem Volke ist ein Lied, dessen kraftvolle Akkorde (!) durch alle Zeiten klingen werden und das Bild des Herrschers erhält grade durch die humanen Bestrebungen Kaiser Wilhelms einen Zug der Milde, der edelsten Menschenliebe und der Gottähnlichkeit. (!) Die römischen Cäsaren durfte man ja als Götter anbeten. Byzanz leistete sich dann seinerzeit auch noch einen Kaiserkultus, der bedenklich himmlische und irdische Autoritäten durcheinander warf; im christlichen Deutschland hat man seinen Kaiser lieb, aber mit dem Attribut der Gottähnlichkeit verschont man Menschen-

*) Vergl. den Brief vom 15. Mai 1901.

kinder, auch wenn sie die Krone tragen. Der Kaiser wird solche blasphemischen Phrasen peinlich empfinden. An anderer Stelle des Blattes wird er gefeiert als „Hohenzollerntitane"! Was soll man zu solch widerlicher Speichelleckerei vor einem noch lebenden Monarchen sagen? — Auch die Kaiserin wird angefeiert mit Schmeicheleien, die nur ein Tölpel zuwege bringt. Von der Palästinareise wird mit gesperrtem Druck berichtet, daß die Kaiserin trotz aller Strapazen eigenhändig 5 Taufdecken für den Verein „Frauenhilfe" gearbeitet hat. Noch am Abend vor dem Bazar zum Besten der „Frauenhilfe" arbeitete die Kaiserin an einer Kinderwagendecke, um sie selbst als eine „köstliche Spende" auf den Gabentisch niederlegen zu können. Durch freundliche Worte auf dem Bazar gab sie das „herzerfreuende Beispiel für eine wahrhaft vornehme und edle Wohlthätigkeitspflege"! Kürzlich hat die Kaiserin ihre Photographien von der Palästinareise zu wohlthätigen Zwecken herausgegeben. Das gute Herz bemerkt dazu: „Die Kaiserin hat keinen Augenblick gezögert, durch ein eigenhändig geschriebenes Widmungsblatt dem Album erst die höhere Weihe (!) zu verleihen. Wir sind in der glücklichen Lage, unsern Lesern eine naturgetreue Abbildung dieses hochwichtigen (!) Schriftstückes bieten zu können!" — Ich meine, das genügt. Aus dem Programm des „guten Herzen" heben wir nur das Selbstbekenntnis hervor, daß es — keinen Personenkultus treiben will! Möchte das gute Herz auch ein klein wenig zu Verstand kommen!

Warum dem guten Herzen so viele Worte? Weil es ein Musterbeispiel für die Gefahren unserer modernen Frömmigkeit ist. Ich saß an einem Sterbebett; die arme Frau stand daneben, die Nachbarin guckt durch die Thür: „Ach nee, das kann ich nicht sehen, ich habe solch ein gutes Herz!" — Andere haben solch „gutes Herz", daß sie für die Armen tanzen und sich sonst amüsieren, aber zu den Leuten in die Wohnung gehen, daß können sie nicht, weil sie den Geruch nicht vertragen. Auch Börsenjobber haben ein so „gutes Herz", daß sie große Beiträge stiften für milde Stiftungen, aber's Geschäft, nu, es stinkt nicht! — Wenn nur die Schwindelreligion des „guten Herzens" erst mal wieder überwunden wäre, und die Leute staunend erkennten, daß ihre „guten Herzen" gründlicher Reparatur bedürfen! Dann würde wieder das Suchen anfangen und die nötige Scheidung der Geister. Jetzt wirbelt alles durcheinander: Wohlthätigkeit und Amüsement, Humanität und Selbstgefälligkeit, Almosen und Profitsucht, christliche Form und jüdischer Geist — das alles vereint sich in dem „guten Herzen". — Wir aber wollen die Klarheit des Christentums

uns nicht verwischen, seine Eigenartigkeit uns nicht wegschwatzen lassen. Ein christliches Herz besagt mehr als „das gute Herz". — Der Pfingstgeist kann solche Christenherzen schaffen, — manchmal auch aus „guten Herzen". —

Es haben wichtige Synoden hier getagt; sie haben warme Worte für die Evangelisation gesprochen. Es bricht sich die Ueberzeugung mehr und mehr Bahn, daß wir mehr lebendige Christenherzen brauchen und uns nicht mit den „guten Herzen" in der Kirche begnügen dürfen. Liberale Kirchenvertreter freilich sträuben sich dagegen noch immer mit Händen und Füßen!

Was sagen Sie? Drüben auf dem Kirchhof flötet eine Nachtigall! Durch die stille Nacht klingen ihre Töne deutlich zu mir herüber. Eine wirkliche Nachtigallmusik in Berlin; der liebe Gott hat uns in der großen Stadt doch noch nicht ganz vergessen.

Berlin, 25. Mai 1899.

Diesmal kann ich eigentlich mit gutem Gewissen keinen Berliner Brief schreiben. Denn Pfingsten habe ich im Harz gefeiert und gestern noch war ich auf dem Brocken. Der Harz ist ja längst eine Art Grunewald für den Berliner. Der Brocken wird dem Berliner bald so gut bekannt sein wie der Kreuzberg. Fürs Bergsteigen sind nicht alle Berliner. Aber jetzt kann man auf den Brocken hinauf, ohne einen Tropfen Schweiß zu vergießen. Die Brockenbahn hat den ersten Pfingstansturm mit Glanz bestanden und in den Pfingsttagen 35 000 Mark verdient; da ist gewiß mancher Berliner Groschen dabei. Ich will das würdige Gewerbe der Bergkraxler und Alpenfexen nicht schmähen; das giebt freie Lungen und feste Beine. Aber das Auge kann besser Ausblick halten vom Koupefenster aus; da braucht man nicht erst Halt zu machen, auszuschnaufen, den Schweiß zu trocknen, sich umzudrehen und die Gegend bewundern, sondern ohne Aufhören rollt die schöne Welt an den Augen vorüber. Es ist wie eine einzige prächtige Parade, die man abnimmt über die Bergrücken, die Thäler, die Wälder. Man kann sich ganz dem Sehen hingeben und kommt mit frischen Kräften auf der Höhe an. Es versteht sich, daß man zuerst auf die Brockenbahn räsonniert hat; jeder rechte deutsche Mann räsonniert zuerst. Aber nun merkt man, daß die Waldeinsamkeit doch noch nicht ganz dahin ist. Freilich, wer auf den Bahnhöfen und Hotels liegen bleibt, der kann droben ein Menschengewühl treffen wie im Cafe Bauer unter den Linden. Aber wer die Waldeinsamkeit sucht, dem wird auch die Bahn zum freundlichen Helfer; sie führt schneller hinauf zur Höhe und dann muß man nur die Kunst der Wilden verstehen, sich seitwärts in die Büsche zu schlagen, und man ist allein mit der stillen Natur und hat allen Lärm der großen Stadt und alles Getriebe der Menschen vergessen. — Die böse Maschine braucht uns nicht dem lieben Gott zu entfremden, sie kann uns grade helfen, seine Herrlichkeit schneller zu finden und öfter auf seine Stimme zu hören, wo sie in Naturlauten zu uns spricht. — Dicht an der Bahn grasten Rehe. Hatten sie sich schon an das stampfende Ungetüm mit dem weißen Atem gewöhnt, oder waren sie noch solch naive Waldkinder, daß sie sich vor den Menschen noch nicht fürchten

gelernt hatten? — Ein Jüngling saß mit uns im Wagen, der schlief sanft bis zur Höhe des Brockens. Dann ist er wohl zu Bier gegangen und wieder in den Zug gestiegen und zurückgefahren. Der ist dann auch auf dem Brocken gewesen. — Aha! rufen die lieben Bergkraxler, das sagten wir gleich, nun ist es gar nichts mehr, auf den Brocken zu kommen, nun kann man sich hinaufschlafen. — Freilich kann man das. Aber man braucht es doch nicht! Und früher sah ich manchen hinaufkraxeln, dem es auch nur darauf ankam, oben gewesen zu sein. Wer zuerst oben und wieder unten war, der hatte gewonnen. Das ist auch nicht besser als hinaufschlafen! — Als Goethe einst im Winter hinaufwanderte auf den Blocksberg, da war das eine That. Als er wieder zu Thal gestiegen war und im Mondenscheine die Kuppe leuchten sah, da breitete er seine Arme aus wie anbetend, wie jauchzend: „Dort oben habe ich gestanden." Jetzt ist es keine That mehr auf dem Brocken gewesen zu sein; dem Heroismus einzelner ist die Gelegenheit zur Bethätigung genommen; dafür ist vielen ein Atmen in Höhenluft, ein Schauen in die weite Welt, ein Ausruhen in der Waldeinsamkeit geschenkt, — und das ist Gewinn. Kleine Leute sieht man kaum dort oben. Noch immer ist es ein Privileg der Bildung, in der Natur zu schwelgen. Denen man es am meisten gönnt, die haben oft am wenigsten Verlangen danach. Es ist keine niedrige Aufgabe, deren Herzen und Auge zu öffnen für Wald und Luft und Sonnenschein, die den Staub der Arbeit nicht aus den Augen und die Sorgen nicht von dem Herzen los werden. — Es ist merkwürdig, wieviel Harzkinder noch nie auf dem Brocken gestanden haben.

Wie gut, daß ich auf dem Brocken war, sonst hätte ich hier auf dem tuberkulosen Kongreß sein müssen. So nennt man mit böser Abkürzung den internationalen Kongreß zur Bekämpfung der Tuberkulose, der jetzt hier im Reichstagsgebäude tagt. Ich bin froh, daß ich nicht teilnehmen konnte; solche Massenabspeisung von 2000 Personen hat als Demonstration großen Wert, aber man liest lieber davon, als daß man dabei ist. — Unser volles Interesse begleitet diese Tagung. Es handelt sich ja da nicht um ein medizinisch-wissenschaftliches Interesse, sondern das Problem, das zur Verhandlung steht, hat weittragende soziale Bedeutung und ist mit dem sozialen Problem selbst durch tausend Fäden verschlungen. Die Wohnungsfrage, die Frage des hygienischen Arbeiterschutzes, der Arbeitszeit, der Pflege des kranken Arbeiters, die Arbeiterfamilie, — das alles taucht auf, wenn das schreckliche Gespenst „Schwindsucht" sich zeigt. — An keinem Punkte so deutlich wie hier zeigt sich, daß es wirklich eine soziale Kluft

giebt; daß Tod und Leben, Krankheit und Gesundheit, Schatten und Sonnenschein sich oft nach dem Besitz, nach den Klassen scheiden. Wer Kapital hat, hat hundertmal soviel Wahrscheinlichkeit der Schwindsucht zu entgehen und wenn sie doch ausbricht, sie zu überwinden oder lange Zeit erfolgreich zu bekämpfen, — als der Besitzlose. Es giebt kaum eine größere Bitterkeit als sie in den Worten liegt: ja wenn ich Geld hätte, dann gäbe es auch für mich noch Heilung! — Gewiß, Tod und Leben steht in Gottes Hand, aber gerade das soll uns zur Arbeit treiben! Er hat nicht gewollt, daß der arme halb Totgeschlagene am Wege verschmachtete, sondern sandte den Samariter zur Rettung und gab das Gebot: Helft euren Nächsten! — Nur mit Almosen? Nicht mit Gesetzen? Nicht mit Lungenheilstätten? Nicht mit gesetzlicher Krankenfürsorge? Gegen die Pest hat Gott Hilfe gesandt. Ob es nicht sein Wille ist, auch gegen die Schwindsucht Hilfe zu senden? Und wenn die Schwindsucht eine Giftpflanze ist, die auf sozialem Sumpfboden wächst, — ob man denn nicht an diesen Boden den Spaten setzen darf? Das ist uns christlich-soziale Arbeit. Man wird schon gestatten müssen, daß wir als Christlich-Soziale dem Kongreß reichen Erfolg wünschen. Grade das soziale Hilfswerk kann durch solche Anregung mehr gefördert werden, als das eigentlich medizinische. Ein Mittel gegen die Bazillen wird im Reichstagsgebäude nicht entdeckt werden. Wie 2000 Menschen dem Kongreß beiwohnen können, ist unfaßbar; wo sollen die denn Platz gefunden haben? Daß all die Vertreter der fremden Nationen zuhören müssen, wie in Deutschland in deutscher Sprache verhandelt wird, ist zwar selbstverständlich und verdient doch hervorgehoben zu werden.

Ein Prozeß muß hier kurz beleuchtet werden, der für unsere juristischen und Berliner Verhältnisse kein Ruhm ist Der „Reichsbote“ muß das Erkenntnis veröffentlichen, wonach er wegen Beleidigung zu 150 Mark Geldstrafe verurteilt ist. Der Rechtsanwalt hat versäumt, Berufung einzulegen. Das Urteil bleibt also perfekt. Beleidigt hat sich gefühlt ein Musiklehrer, der zu einem sittlich anstößigen Buch eine musikalische Beilage geliefert hat. Daß ein Lehrer an staatlichen Schulen und Mitglied einer Gemeindekirchenbehörde sich zur musikalischen Verherrlichung anstößiger Geschichten hergiebt, hatte ein Kaufmann „empörend“ gefunden und diese Kritik hatte der „Reichsbote“ abgedruckt. Dafür ist er bestraft worden im Namen des Königs. Vielleicht wäre nach der lex Heinze das Urteil anders ausgefallen. Aber soweit sind wir noch nicht. Wir haben uns über die Kourage

dieses Kirchenvertreters gewundert, daß er nicht darauf Verzicht geleistet hat, das Urteil zu veröffentlichen. — Wenn Sie übrigens denken, daß die liberalen Kirchenwähler ihren Vertreter nun fallen lassen, so irren Sie sich. Beim nächsten Wahlkampf wird diese Geschichte gewiß wieder auf die Tagesordnung kommen, — und passen Sie auf, dann wird man den Positiven vorwerfen, daß sie mit schmutzigen Waffen kämpfen! —

Berlin, 1. Juni 1899.

Und nun hat man sich doch beinahe erschrocken! Eigentlich war sie ja lange erwartet, aber weil sie so lange ausblieb, ging schon das frohe Gerücht: Ach, sie kommt überhaupt nicht mehr! — Aber — nun ist sie auf einmal da — die Zuchthausvorlage; und eine Flut von Druckerschwärze wird in den nächsten Monaten durch Deutschland fluten und ein Sturmwind wilder Agitation wird entfesselt werden und zum Schluß wird man sie begraben und mancher wird fragen, wozu nun diese ganze Aufregung? Es ist schwer anzunehmen, daß der Reichstag, der eben einen duftigen Strauß sozialer Wunderblüten zusammengebunden hat, diese alte stachlige Distel mit hineinbinden wird. Die Gesetzesvorlage beruft sich — auf den Minister von Berlepsch, der 1890 auch schon Verschärfung der Strafbestimmungen gegen die Ausschreitungen im wirtschaftlichen Kampf gefordert hat. Diese Berufung ist sehr geschickt! Und es ist zuzugeben, daß man wohl für zunehmende Sozialreform eintreten und gleichzeitig scharf gegen agitatorische Uebergriffe einschreiten kann! Aber damals schrieben wir 1890! Damals wurde der Wunsch der Regierung abgelehnt und doch konnte man ein ganz anderes Zutrauen zu ihrer sozialen Auslegung der Gesetze haben. — Heute werden sozial gesinnte Leute nicht sehr geneigt sein, der Regierung und den Richtern diskretionäre Vollmachten zu geben und so wird die Zuchthausvorlage schwerlich zum Leben erstehen. Der Name klingt böser, als sie ist. Zuchthaus ist nur aufgetischt für solche, die durch Entfesselung wirtschaftlicher Kämpfe den Bestand eines Bundesstaats, die gemeine Sicherheit von Leben und Gut gefährden! Das muß schon ein unerhörter Streik sein, der solche Gefahr mit sich bringt. Bisher haben wir in Deutschland noch keinen solchen gehabt. Man kann also unmöglich sich auf ein Bedürfnis für diese Forderung berufen! Was heißt das auch, daß eine „Gefährdung eingetreten" ist? Also es hat nur so ausgesehen, als hätte einer totgeschlagen, ein Dach angezündet und die Königl. Preußische Monarchie in die Luft gesprengt werden können! — Denn für ausgeführte Totschläge, Brandstiftungen, Friedensbrüche, Hochverratsgedanken &c. giebt es ja schon ein Strafgesetzbuch, auch Zuchthaus. Löbtau hat doch

das zur Genüge gezeigt, daß man schon jetzt Zuchthausparagraphen zur Verfügung hat! — Wer soll entscheiden, ob ein Streik „eine gemeine Gefahr herbeigeführt hat“? Ist es wirklich ausgeschlossen, daß man gelegentlich in übermäßiger Nervosität eine solche „gemeine Gefahr“ konstatiert, die doch faktisch nicht bestand? — Das Opfer eines solchen Irrtums könnte dann im Zuchthause darüber nachdenken, daß das Solidaritätsgefühl in jedem Falle eine sehr gefährliche Himmelsgabe ist! — Wohl gemerkt, es handelt sich hierbei nicht um konstatierte Ausschreitungen, sondern um „Gefährdungen“, die durch Streik oder Aussperrungen „eingetreten“ sind. — An diesem Zuchthausparagraphen wird die Mutter Regierung nicht viel Freude erleben. Man wird sagen: den Giftzahn müssen wir erst ausziehen!

Im übrigen fallen zwei Neuerungen gegen die bisherige Praxis auf. Auch bisher waren Ausschreitungen, (Bedrohung, Anwendung von Gewalt, Verrufserklärung rc.) bei den gewerblichen Kämpfen strafbar. — Das Strafgesetzbuch bestimmt: Die gerichtliche Verfolgung tritt nur auf Antrag ein. — Der neue Entwurf, der mehr ist als eine Ergänzung der Gewerbeordnung, setzt fest: Wer einen Arbeitswilligen mit thätlicher Beleidigung, Sachbeschädigung rc. traktiert, wird ohne Antrag — also vom Staatsanwalt pflichtmäßig — verfolgt. — Das Pfefferkorn der Vorlage liegt im § 4. Darauf kommt es denen vor allem an, die das Gesetz endlich aus dem Bereich der Wünsche in das Stadium einer Regierungsvorlage durchgedrängt haben, und dagegen werden sich die Arbeiter vor allem wehren: Das Streikpostenstehen auf Bahnhöfen rc. soll strafbar werden! Schon das bloße Postenstehen soll als Bedrohung gelten, — das bedeutet eine starke Schädigung des Koalitionsrechtes; denn das Recht zum Streik ist stark gefährdet, wenn nur die Unternehmer und nicht die Arbeiter in der Lage sind auf ihre Kameraden einzuwirken! — In England soll das Postenstehen längst verboten sein;*) und dann hätten wir den besten Beweis, daß das Streiken auch so geht! Aber eine tiefgehende Verbitterung — nicht nur in sozialdemokratischen Kreisen — wird die Arbeiterwelt ergreifen, und der Erfolg wird mit dieser Erbitterung viel zu teuer erkauft sein! Darüber soll man sich keiner Täuschung hingeben und darum darf ich im Berliner Brief so ausführlich darauf eingehen: es sind **nicht nur die Sozialdemokraten**, die den Entwurf bekämpfen, sondern die gesamte Arbeiterwelt, soweit sie in Organisationen gelernt hat ihre Lage zu überdenken, steht gegen diesen Entwurf zusammen. **Auch**

---

*) Vergl. Seite 78.

die evangelischen Arbeitervereine halten die bisherigen Bestimmungen für vollkommen ausreichend! — Es ist lächerlich: man klagt über den Abfall der Arbeiterwelt von den alten Gütern unseres Volkes, man möchte gern, daß sie umkehrten! Das werden nur Glieder der Arbeiterwelt selbst erreichen können. Das erkennt man und man würdigt darum auch die christlichen Arbeiter, — aber: daß diese Kreise, die täglich Auge in Auge den Kampf mit der Sozialdemokratie kämpfen, von dem Zuchthausgesetz nichts wissen wollen, das will man nicht sehen! Man will gegen Terrorismus schützen. Das ist nicht unberechtigt; denn die Sozialdemokratie übt eine Schreckensherrschaft, wo sie nur die Macht hat! — Aber — es giebt Terrorismus, vor dem schützt das Gesetz nicht, sondern den fördert es; denn jede Erschwerung des Kampfes der Arbeiter für ihre Interessen stärkt die, denen schon jetzt reiche Mittel zu Gebote stehen, um ihren Herren-Willen durchzusetzen. Der große Unterschied ist der: Der Terrorismus der Kollegen kann gebrochen werden; aber der Terrorismus der Unternehmer wird verewigt, wenn den Arbeitern die Waffen aus der Hand genommen werden.

Sollte das Unglaubliche geschehen und das Gesetz angenommen werden nach vielen vielen Monaten, so wäre das zu danken — der Sozialdemokratie! Denn das muß deutlich gesagt werden: Diese Partei übt einen unverschämten Terrorismus aus. Jeder kann davon erzählen, der die „Genossen" nicht einzeln, sondern in Corps kennen lernt. Einzeln wird man prächtig mit ihnen fertig; ich bin bei ihnen stets freundlich aufgenommen worden. Aber wehe, wenn der Parteigeist Herz an Herz entzündet: Da sind sie bereit, jedes Mittel zu gebrauchen, das zum Parteiziel führt. Ich kenne einen Maurer, der zur Strafe dafür, daß er keine „reine Wäsche" hatte, d. h. nicht in ihrer Organisation war, von den „Roten" zu Boden geschlagen worden ist und lange Zeit arbeitsunfähig war. Wer kann es ihm verdenken, daß er zum Baumeister Felisch geht und ihm seine Not klagt; und wer kann es dem verdenken, daß er nun freudestrahlend Schutz der „Arbeitswilligen" fordert!

Was doch die „Genossen" den Arbeiterbestrebungen schon geschadet haben! Das ist eins der traurigsten Zeichen der Zeit, daß es noch so viel Dumme giebt, die von der Partei Rettung erhoffen, die gerade nichts unterläßt, um diese Rettung zu erschweren!

Den Terrorismus der Sozialdemokratie wird das Zuchthausgesetz nur verstärken; er wird schon Wege finden, sich geltend zu machen. Wer

den Terrorismus wirklich brechen will, muß Arbeiterorganisationen schaffen, die nicht nur einzelne parteipolitisch beeinflußte Richtungen, sondern die ganze Arbeiterwelt umfassen; dann wird es aus sein mit der Herrschaft der despotischen Parteiunteroffiziere; dann steigt auch der Uhrmacher Räther von seinem Richterstuhl, den er sich unter den Metallarbeitern aufgerichtet hat. Dann kommen die Stimmen zur Geltung, die bisher lieber schwiegen, weil sie Ruhe haben wollen. Warum versäumt der Staat die Gelegenheit, soviel ruhige Staatsbürger in die Aktion zu treiben? Aeußerlich mag das Gesetz die Interessenvertretung der Arbeiter erschweren, darum will man es; den Terrorismus auf beiden Seiten wird es nur stärken, darum sind wir Gegner dieser Vorlage.

Diese plötzliche Ueberraschung in der Abendzeitung hat mir das Konzept sehr verrückt. Eigentlich wollte ich von der Berliner Festwoche erzählen, die hinter uns liegt. Da feiern die Missionsgesellschaften, der Jünglingsbund und kleinere Arbeitsgruppen hintereinander ihre Jahresfeste mit stereotypem Verlauf. — Zugleich tagt die Berliner Pastoral-Konferenz. Stöcker ist jetzt der Vorsitzende. — Es gab diesmal interessante Momente. Konsistorium und Generalsuperintendenten waren zugegen. Am ersten Tage kam es zu einer gründlichen Besprechung der Stellung der Kirche zu den Gemeinschaften und umgekehrt. Heute sprach Prof. Lütgert aus Greifswald über den „ungeschichtlichen Sinn als eine Gefahr für die Kirche". Lütgert gehört zu den jüngsten Professoren. Umso besser, daß er so gut kirchlich-soziale Gedanken entwickelte. Er hat auch die beiden Gedanken zusammengebunden, die vielen frommen Leuten als unvereinbare Gegensätze erscheinen: Betonung der persönlichen Entscheidung und doch zugleich Arbeiter am Volksganzen. Christentum will lebendige Gemeinschaft bilden. Da liegen die beiden Gedanken nebeneinander. Wir stimmen ihm ganz zu, daß das Neue in der kirchlichen Entwicklung, in der wir stehen, darin liegt, daß der Gemeindebegriff von der gläubigen Richtung in der Kirche klarer erkannt wird. Bisher operierten damit die Liberalen gegen den Kirchenbegriff. Daß die Kirche keine Pastorenkirche sein soll und doch auch kein Konventikel, sondern Gemeinschaft, in der alle Glieder zur Bethätigung Raum haben müssen, das erkennen wir immer klarer und versuchen, dem allgemeinen Priestertum, das heißt der Hineinbeziehung jedes Berufs in den Dienst der Gemeinde, Geltung zu verschaffen. Die konservative Anschauung des Gewordenen haben wir nicht als die allein christliche hinzustellen: wir sollen frei sein von der Geschichte. Aber andererseits: Gott wirkt in den Realitäten,

nicht bloß im Geiste, er bindet uns an die Geschichte. — Aus den beiden Sätzen ließ sich eine prächtige Apologie des christlich-sozialen Gedankens schreiben. In der Diskussion entwickelte Missionsdirektor Gensichen die bekannten christlich-sozialen Gedanken, die das Wirken der Mission unter den Heiden charakterisieren, was bekanntlich nicht hindert, daß große Missionsgrößen gegen den christlich-sozialen „Unsinn“ Bannbullen loslassen, — sobald es sich um Deutschland handelt! — Sympathisch war das Auftreten des ehrwürdigen Generalsuperintendenten Braun. Bei ihm hat man stets das Gefühl, daß ihm auch als Mann des Kirchenregiments mehr auf den Geist, als auf die Form ankommt. Er warnt, die kirchliche Form zu zerbrechen, aber er will gern alle Kritik der Fehler der Kirche zulassen und will auch die Unbequemen tragen und tröstet die Ungeduldigen mit dem Hinweis, daß Gott zu seiner Zeit der Kirche geben werde, was sie braucht. Auch neue Formen, das war dem Zusammenhang nach gemeint. — Anregend war eine Diskussion zwischen Braun und Stöcker über die „Volksseele“. Der Generalsuperintendent richtete in liebenswürdigster Form einen Angriff auf diesen neuen Begriff. Er will statt dessen „Volksgeist“ gesagt wissen. Für Stöcker aber ist mit dem Geist nicht genug gesagt, daß es sich nicht nur um geistige Irrtümer, sondern um das gefährdete sittliche Bewußtsein des Volkes handelt. Die Seele ist Trägerin des Lebens. Das Leben des Volkes ist gefährdet. Die Auseinandersetzung war wohlthuend durch die freundlichen Formen, in denen sie verlief. Professor Lütgert hat Recht: es ist das kein bloßer Wortstreit, sondern es liegt eine verschiedene Wertung der Verpflichtung und Berechtigung der Kirche zur Arbeit am Volksganzen zu Grunde. Wer nur einzelne Seelen retten will, steht der Volksseele skeptisch gegenüber; wer das ganze Volk als Missionsgebiet ansieht, das zu erobern Pflicht ist, wird auch Volksversammlungen abhalten, um Seelsorge zu treiben und wird — viele einzelne Seelen gewinnen. Stöcker betonte, was vielen zu hören not ist, daß stets nur ein 1/5, in den heißesten Zeiten 1/3, seiner Kraft und Zeit der Arbeit an der Volksseele gewidmet gewesen ist und alles übrige der Einzelseelsorge.

Berlin, 8. Juni 1899.

Gerade in diesen schönen Junitagen mußte die Zuchthausvorlage zum Vorschein kommen! Wenn man Lust hat, kann man nun Abend für Abend in den Versammlungssälen bei Bier und Tabak sitzen und Entrüstungsstürme über sich ergehen lassen. Sonst ist im Juni in Berlin für Politik kein Mensch mehr zu haben und es ist auch wirklich nicht zu verlangen, diese prächtigen Abende auch noch sich verärgern zu lassen. Viel besser thut man, wenn man mit dem Dampfer die Spree hinauffährt bis Treptow, vorüber an der Stätte, wo vor zwei Jahren Millionen Füße durch die Ausstellung trappelten und trampelten und wo jetzt längst wieder hohes Gras wächst. Da liegt eine kleine lauschige Insel, d. h. lauschig ist sie früher gewesen; wie manchmal fuhren wir im Kahn um die geheimnisvollen Gebüsche und träumten davon, was wir anfangen wollten, wenn dies Fleckchen uns gehörte. Nun ragt dort eine romantische Ruine, ein hoher Chorbogen, der es gern Walkenried nachthun möchte; Walkenried muß man sehen im Vollmondschein, aber die Spreeabtei leuchtet immer, denn sie hat ihr elektrisches Licht beständig bei sich. Die moderne Technik hilft auch der Romantik auf die Sprünge. Ein großer Kreuzgang fehlt auf der Insel auch nicht und da laufen die Kellner und klappern die Gläser. Es ist wirklich alles sehr nett gemacht und die Abtei wäre wirklich ein hübsches Fleckchen — aber wer schafft die lauschige Stille, in der allein Romantik erblüht. Bogen und Kreuzgang lassen sich imitieren, doch Abendstille spottet aller Nachahmungstechnik. — Aber das Publikum! Warum muß es denn eigentlich zu neun Zehnteln aus Juden bestehen?! Gewiß verdenke ich es ihnen gar nicht, daß es ihnen da auch gefällt; sie verstehen sich auf alles, wenn's Mode ist, auch auf imitierte mittelalterliche Romantik mit Bowle und Hummersalat. Aber sie werden unsereinem auch den Seufzer nicht verdenken: ach, daß ihr doch überall sein müßt!

Aber immer noch besser in diesen Juniabenden draußen auf der Abtei bei den Juden als in den Versammlungen gegen die Zuchthausvorlage. — Sie hat wirklich in weitesten Kreisen sehr böses Blut gemacht, sonst wäre um diese Zeit kein Entrüstungssturm mehr zu

arrangieren. Nun haben die National-Sozialen am Dienstag getagt und gestern boten die Sozialdemokraten zugleich in 19 Versammlungen ihre Heere auf und die Hirsch-Dunckerschen riefen auch zum Kampf gegen die Vorlage und alle diese Versammlungen waren gut besucht — um diese Zeit! Das ist ein noch größerer Erfolg, als die Einstimmigkeit, mit der überall Protestresolutionen angenommen wurden. Denn diese Einstimmigkeit ist ja selbstverständlich. Leute, die überhaupt in „Volks"-Versammlungen gehen, sind auch gegen diese Vorlage. Nur die, denen eine Volksversammlung ein unbekanntes Land ist, stimmen der Vorlage zu. — So viel ist schon jetzt sicher, es konnte allen agitatorischen Parteien nichts lieberes geschehen, als diese Sommervorlage. Sie schützt vor dem politischen Sommerschlaf. Da wir beim besten Willen nicht annehmen können, daß die Regierung bezweckt, der Sozialdemokratie Agitationsmaterial zum Sommerfeldzug zu bieten, kommt uns die ganze Sache verfehlt vor.

Ich bin in den Versammlungen bei Naumann und bei Dr. Hirsch gewesen. In die Handwerkersäle, wohin Naumann seine Getreuen versammelt hatte, konnte ich erst sehr spät gehen. So habe ich seine Rede nicht mehr gehört. Ich kam, als Tischendörfer die Resolution verlas. Gerlach und Naumann saßen neben ihm auf dem Podium. Noch hat Herr v. Gerlach also nicht den Schritt gethan, den Paul Göhre gethan hat.*) Trotzdem glaube ich nicht, daß es noch lange damit dauern wird. Gerlach und Göhre verstanden sich zuletzt zu gut; sie haben in der Grundrichtung ihres Geistes eine starke Aehnlichkeit: es sind beides radikale Gedankenfanatiker. Ihr Gemüt wird ihnen kaum je einen Streich spielen; die konservative Macht des Gewordenen, der Geschichte wiegt für sie sehr leicht; Autoritäten existieren für sie nicht; sie fassen einen Gedanken, denken ihn konsequent, rücksichtslos, scharf bis in seine äußersten Winkel durch, und nun gilt diesem Gedanken ihr ganzes Streiten und Kämpfen, — kein Blick nebenher, auf die Zusammenhänge, da mag manches Band zerreißen, manches Wertvolle fallen, es hilft nichts, wenn nur das eine Ziel erreicht wird. Wer sie hat, hat sie ganz, dann läßt sichs gut neben ihnen kämpfen; aber wehe, wenn sie auch die andere Seite erblicken, die jeder Gedanke hat, dann weg mit ihm: wir wollen ganz radikal einseitig sein! — Nun wird kaum mehr ein Faden sein, der Herrn v. Gerlach mit uns verbindet, und einst war es doch solch starkes Seil treuer Kriegskameradschaft!

*) Göhre ging von den National-Sozialen zu den Sozialdemokraten über.

In der Ablehnung der Zuchthausvorlage liegt kein besonderer Verbindungsfaden; denn darin sind alle einig. Die National-Sozialen wollen aber an der Spitze der Protestierenden marschieren, darum begnügen sie sich nicht mit der Ablehnung der Vorlage, sondern sie fordern noch dazu Aufhebung des § 153 der Gewerbeordnung, in dem für Ausschreitungen beim Arbeitskampf Strafen bestimmt werden. Sie sagen, das Strafgesetzbuch sagt genug darüber, die Gewerbeordnung braucht sich damit nicht zu befassen. Nun glauben sie gewiß selber nicht, daß ihr Wunsch erfüllt wird. Sie denken: Angriff ist die beste Verteidigung und fordern feste darauf los! Mir will diese Taktik nicht gut erscheinen. In dieser ganzen Kampagne gegen die unglückliche Vorlage wird man die Gegner am ehesten entwaffnen, wenn man ihnen zugiebt: gewiß bringt der Streik Ausschreitungen mit sich, und wir bedauern diese Ausschreitungen am meisten und wollen alles thun, um sie zu verhindern, darum sollen die bestehenden Gesetze scharf ausgeführt werden; aber man soll die Ausschreitungen nicht zum Vorwand nehmen, um der Koalitionsfreiheit selbst den Strick zu drehen! Gerade der Hinweis auf den § 153 ist wichtig, um zu zeigen, daß kein Bedürfnis nach „mehr" existiert. Ihn streichen wollen giebt den Gegnern nur Anlaß, die ganze Opposition als übertreibend hinzustellen! Daß die Strafen in der Gewerbeordnung stehen, ist doch wichtig für alle die, die mit gewerblichen Kämpfen zu thun haben, damit sie sich nicht nur ihres Rechtes freuen, sondern auch der Gefahren bewußt bleiben, die bei der Ausnutzung dieses Rechts nahe liegen! Eine Gebrauchsanweisung für die Koalitionsfreiheit ist nicht überflüssig. Das ist das Problem, das die Vorlage allen vor die Seele rücken sollte: wie verbessern wir diese Gebrauchsanweisung? Aber nicht auf Kosten der Koalitionsfreiheit.

Auch Herr Dr. Hirsch, der die Reste freisinniger Arbeiter in den Gewerkvereinen gesammelt hat zum Ruhm der freisinnigen Volkspartei, ging auf die Schwierigkeit der Situation nicht ein. Nur im Schlußwort in einer Polemik gegen die Sozialdemokratie wies er darauf hin, daß die Gewerkvereinler an den Ausschreitungen, die leider wirklich vorgekommen seien, nicht schuld sind, so daß sie allein eigentlich berechtigt sind zum Protestieren gegen diese Vorlage. Also da wurden Ausschreitungen zugegeben! Wir stimmen Herrn Hirsch ganz zu: man soll die Vorlage ohne langes Beraten glatt ablehnen, um ihr zu dem Gefühl völliger Nichtsnutzigkeit zu verhelfen; aber man sollte nie die Gelegenheit vorübergehen lassen, die Arbeiter ernstlich darauf hinzuweisen, daß ihre ärgsten Feinde in ihrer eigenen Mitte

sind, nicht bei den Streikbrechern, sondern grade bei den Gesinnungstüchtigen, die mit Drohungen und Gewaltthaten ihre Macht beweisen wollen. — Wenn mehr Selbstzucht in die Massen käme, das wäre ein größerer Erfolg, als die Ablehnung dieser Vorlage! Protestieren ist leicht, aber man soll immer suchen, was man thun kann; jeder, der einen Arbeiter hindert, zu schimpfen, zu schlagen, sich „einen Kleinen" anzutrinken, — der hilft der Zuchthausvorlage den Boden abzugraben, aus dem sie ihre Nahrung zieht. Das fehlte bei Dr. Hirsch. — Uebrigens sprach er sehr maßvoll und — langweilig.

Eine Mitteilung verdient weiter getragen zu werden: bekanntlich ist ein Hauptmittel der Regierung der Hinweis auf England, wo das Streikpostenstehen längst gesetzlich verboten ist. Es war schwer zu verstehen, wie dann doch dort die Arbeiter so erfolgreich kämpfen können. Dr. Hirsch hat authentische Erkundigungen eingezogen und es ist ihm mitgeteilt, daß das Gesetz wohl besteht, daß es aber durch den obersten Gerichtshof eine solche Auslegung erfahren hat, daß jeder Richter auf seine Anwendung verzichtet. So wird also in England faktisch Posten gestanden, auch wenn es gesetzlich verboten ist. Dann kann man sich das Verbot gefallen lassen. In Preußen-Deutschland wäre die Wahrscheinlichkeit nicht groß, daß solch Gesetz verstauben würde. Dafür haben wir denn doch zu aufmerksame Richter. Aber eben darum wird man sich bedenken, Englands Vorgang nachzuahmen.

In einem Punkte denken wir anders über das Gesetz als Herr Hirsch: es erscheint durchaus als Verbesserung, daß bei Streikvergehen nicht erst die Klage der Geschädigten abgewartet wird, sondern daß der Staatsanwalt aus eigener Pflicht eingreift. Man muß dem praktischen Leben sehr fern stehen, wenn man mit Herrn Dr. Hirsch über die Thatsache mit einem Witz wegspringen will, daß die Furcht vor Schlimmerem viele Bedrohte und Geprügelte hindert, ihre Kollegen anzuzeigen. Es kann nur heilsam wirken, wenn die Knüppel- und Maulhelden künftig nicht mehr im Vertrauen auf die Angst ihrer Opfer darauf losschimpfen und prügeln dürfen, sondern beständig den Staatsanwalt hinter sich sehen müssen. Das kann zur Disziplin beitragen und darum wäre dieser Punkt eine Verbesserung, wenn er eben nicht in dieser Vorlage stünde.

Außer der Rede des Dr. Hirsch war in der Versammlung der freisinnigen Arbeiter alles eine Burleske. Es wurde ohne Witz mit viel Behagen gehetzt gegen Regierung und Junker und Agrarier. Daß

die dummsten Tiraden oft den größten Beifall fanden, war kein Beweis für die politische Erziehung dieser Arbeiter. Komisch war es, als der Reichstagsabgeordnete Müller aus Sagan versicherte, daß die freisinnige Volkspartei „geschlossen“ gegen die Vorlage auftreten werde, und als er die deutschen Arbeiter aufforderte, „Mann für Mann“ sich den Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinen anzuschließen! Da müßten die deutschen Arbeiter doch erheblich am Kopf leiden, wenn sie zur Erreichung der Sozialreform unter Eugen Richters Fahne marschieren wollten! Immerhin mag es Herrn Müller ein erhebendes Gefühl gewesen sein, daß er ein „geschlossenes“ Auftreten verheißen durfte; bekanntlich war das Auftreten der Freisinnigen bei der Beratung der arbeiterfreundlichen Anträge Hitze-Heyl-Rösicke durchaus kein geschlossenes! Vielmehr schwebte Herr Dr. Wiemer damals, wie Kropatscheck schön sagte, als ein gefesselter Luftballon in die Höhe und unten saß der grimme Eugen und zog an der Strippe! Leider mußte Dr. Hirsch im Schlußwort konstatieren, daß der böse „Vorwärts“ die Gelegenheit für Parteizwecke ausbeute und verlange, daß alle Arbeiter Sozialdemokraten werden müßten! Da hört doch die Gemütlichkeit auf. Wo bleiben dann Hirsch und seine Gewerkvereine?

Berlin, 15. Juni 1899.

Mit den Maurern schloß ich meinen vorigen Brief. Aber d verehrlichen Redaktion gefielen die Maurer nicht, darum wurden f gestrichen.*) So muß ich denn heute mit den Maurern anfangen Denn die Maurer stehen nun einmal im Mittelpunkt des Berline Interesses. — Da ragen die Baugerüste gen Himmel, aber Totenstill herrscht auf den Bauten. Das Wetter ist gut zum Bauen, aber di Maurer mauern nicht! Nicht war, eine recht böse Gesellschaft? — Nun kommen die Steinwagen und werden auf dem Bauplatz abgeladen aber vermauert werden die Steine nicht. So sammeln sich nette Haufen Steine und der Bauplatz wird zum Stapelplatz und alle Vorüber gehenden nud noch mehr alle die Leute, die ihr Haus gern bald ferti hätten, seufzen über die bösen Maurer! Und das ist doch wirklich Hinderung der Arbeitswilligen! Denn unter den vielen Tausend Maurern sind doch manche, die gern arbeiten möchten, aber — si dürfen nicht! O diese Maurer! Dieser Terrorismus! Aber ent schuldigen sie, diesmal sind nämlich die Arbeitgeber schuld! Sie haben Arbeitssperre über alle ihre Bauten verhängt, sie lassen auf ihren Bauten nicht arbeiten, soviel Arbeitswillige auch da sind. Ach so! Das ist freilich etwas anderes, das ist kein Terrorismus, auch keine Behinderung Arbeitswilliger, die eigentlich unter Strafe gestellt werden sollte! Das ist — berechtigte Notwehr! Die Arbeitgeber aber können recht zufrieden sein, daß das Gesetz zum Schutz der Arbeitswilligen noch nicht durchgekommen ist. Solch Musterbeispiel eines Arbeitgeberstreiks darf man nicht unbenutzt vorübergehen lassen! Es dient gut dazu, den Leuten die Augen und die Gewissen zu schärfen, die so gern mit doppeltem Maßstab messen: die Streiks der Arbeiter sind ihnen verhaßt, aber die Streiks der Arbeitgeber erscheinen ihnen als berechtigte Notwehr! Wenn Arbeiter durch Postenstehen Arbeitswillige bereden, nicht auf den gesperrten Bau zu gehen, — dann rufen sie nach Zuchthausgesetzen; aber wenn ein Arbeitgeberbund tausend Arbeitswillige

*) Anm. d. Red. des „Volk". Nicht Mißfallen an den Maurern war schuld, sondern die traurige Thatsache, daß das „Volk" nicht über Raumverhältnisse wie die der „Times" zu verfügen hat

mit einem Schlag brotlos macht, so ist das staatserhaltend! Aber man soll uns nicht falsch verstehen: Keiner von uns bestreitet den Arbeitgebern das Recht, sich zusammenzuschließen und ihre Interessen gegenüber Arbeiterforderungen wahrzunehmen — auch durch Arbeitssperre; man soll nur auch den Arbeitern das Recht nicht bestreiten, auf gesetzmäßigem Wege all ihren Einfluß aufzubieten, um ihre Forderungen durchzusetzen. So ist die Lehre solches Arbeitgeberstreiks für jeden: schafft Organisationen beider Teile, die dann loyal ihre Kämpfe führen und durch alles Kämpfen doch schließlich dem Frieden dienen.

Die Arbeitgeber der Maurer hatten allen Grund, auf der Hut zu sein; denn es gährte unter den Arbeitern, sie wollten streiken. Als sie auf einigen Bauten zu streiken begannen, da sagten die Arbeitgeber: wir lassen unsere Kollegen nicht im Stich — nun könnt ihr alle feiern! Das war einfach klug, sie kamen dem anderen Teil eben zuvor. Generalstreik wollten die Maurer nicht, das greift die Streikkasse sehr an; aber so partielle Streiks, Bau nach Bau, damit erhofften sie bessere Erfolge. Während die einen streikten, konnten die anderen arbeiten und — in die Streikkasse zahlen! So blieb die Kasse bei Kräften. — Aber nun haben sie auf einmal den nicht gewollten Generalstreik und es muß sich zeigen, wer es länger aushält!

Aufgabe der Christen ist es, in diese wirtschaftlichen Kämpfe den Geist der Zucht, der Gerechtigkeit, auch der Liebe hineinzutragen. Damit nicht leichtsinnige, unreife Elemente bestimmen, sondern Leute, die sich der Verantwortung bewußt sind, die jeder Krieg, auch jeder Streik denen auf die Schultern legt, die ihn unternehmen. Es handelt sich um ein gerechtes Abwägen des Werts des zu erreichenden Vorteils gegen die notwendig kommenden Schädigungen, um eine sittliche Beurteilung der Möglichkeit der Erfüllung der Forderungen. — Nie ist der christlich-soziale Gedanke nötiger, als in diesen wirtschaftlichen Kämpfen. Erziehung christlicher Charaktere, christlicher Arbeiterführer, christlichen Geistes in den Arbeiterscharen. Das ist die eine Forderung, die erfüllt werden muß, wenn die Entwicklung zum Ziel führen soll. — Noch sind wir weit davon entfernt, denn noch erklärt man oben und unten christlich-sozial für Unsinn! Darum giebt es nur Egoismus, der die Kämpfe führt und um eigenen Vorteils willen Zuchthausvorlagen verlangt — und auf der anderen Seite eine Disziplinlosigkeit, eine Verachtung alles sittlichen Anstandes, die ihresgleichen sucht. Die organisierten Maurer blamieren die Arbeiterbewegung einmal über das andere. Die beiden bestehenden Orga-

nisationen (die Zentralisten und die Lokalisten) überbieten sich in gegenseitigen Beschimpfungen und sind doch einig in gemeiner Behandlung der Kollegen, die nicht in ihre Streikkasse zahlen wollen, die nicht „reine Wäsche" anhaben! So wird aus jüngster Zeit von einem Bau erzählt: dort traten Arbeiter in die Arbeit, die sich weigerten, in die Streikkasse zu zahlen; als sie Feierabend machten und sich in der Baubude umkleiden wollten, waren ihre Röcke von den lieben Kollegen in unerhörter Weise besudelt. So will man zur Gesinnungstüchtigkeit erziehen, so will man den Nichtorganisierten „Lust" machen, sich der Organisation anzuschließen, der solche gemeinen Brüder angehören! — Man sage nicht, das war eine vereinzelte Ausschreitung! Der Schmutzfink fand Deckung bei seinen Baugenossen; sie stießen ihn nicht aus ihrer Mitte, sondern weigerten sich auf Anfrage des Meisters, den Attentäter zu nennen. Daß man das für Korpsgeist hält, da liegt der tiefe Schaden der augenblicklichen Arbeiterbewegung! Da liegt die christlich-soziale Aufgabe, christlichen Korpsgeist unter den Arbeitern zu erziehen und ebenso unter den Arbeitgebern!

Da liegt die tiefe Differenz, die uns Christlich-Soziale von den Sozialdemokraten und — von den National-Sozialen trennt. Die Wichtigkeit des christlichen Gedankens tritt in den Kämpfen immer mehr hervor. Und wir wollen uns den Ruhm nicht nehmen lassen, daß wir unbeirrt von Zeitströmungen und Tagesmeinungen und Augenblickserfolgen stets gestrebt haben, unsere Politik vom christlichen Gewissen bestimmen zu lassen.

Heute abend ist es in den Germaniasälen in einer mächtigen Versammlung des Evangelischen Arbeitervereins zu einer Auseinandersetzung unserer Freunde mit National-Sozialen und Sozialdemokraten gekommen, die in der Form schärfer als nötig, aber in der Sache mit bestem Recht geführt wurde. Diese drei Richtungen sind in der Ablehnung der Zuchthausvorlage ganz einig; aber in der Art der Ablehnung liegen tiefe Differenzen. Die Sozialdemokraten rufen: weg mit dem Gesetz; es ist das Anschauen gar nicht wert. Die National-Sozialen rufen dasselbe, aber sie fügen noch hinzu: auch § 153 der Gewerbeordnung muß weg! Wir Christlich-Sozialen lehnen das Gesetz ab, aber unser Gewissen gebietet uns auf die Schäden hinzuweisen, die in der Arbeiterbewegung liegen und durch dies Gesetz angerührt sind. Geheilt werden sie durch dies Gesetz nicht, sonst würden wir es annehmen. Sie werden nur verschärft, darum lehnen wir es ab. Es ist klar, wie viel bequemer es ist, einfach die Wut der Menge

zu entfesseln und zu rufen: fort damit, — als der Menge zu zeigen, wo ihre Sünden sind und zu rufen: geht dem Uebel an die Wurzel und erzieht euch selbst zu einer edlen Art der Interessenvertretung. — Das ist altes Prophetenlos: zu sagen, was denen mißfällt, denen man dienen will. Aber darum ist es ein Trost zu wissen, daß diesem Los der Dank der Späteren zu teil wird.

Es ist uns unverständlich, daß die National-Sozialen, in deren Reihen Leute mit zartem Gewissen, mit christlichem Empfinden kämpfen, die Tragweite dieser schweren sittlichen Erziehung übersehen und solche Gelegenheit vorübergehen lassen, ohne den Kreisen, auf die sie Einfluß suchen, ernst ins Gewissen zu reden. Wie wenig Fühlung mit wirklichen Arbeitern müssen die Herren haben. So bedauern wir auch das Auftreten Damaschkes in der heutigen Versammlung. Kein Wort der Freude darüber, daß selbst so rückständige Kreise (wie die Arbeitervereine, in denen Stöckers Wort noch etwas gilt, ihm doch wohl erscheinen), dies Gesetz ablehnen, sondern nur der Versuch, Radikalismus in die Versammlung hineinzutragen, mit Radikalismus als „ehrlicher“ Arbeiterfreund zu erscheinen, und — mit Radikalismus die Wirkung der Versammlung abzuschwächen. Es ist klar, daß vorsichtige Kreise auf besonnene Ablehnung mehr geben als auf radikale. Das ist die Art des rechten Politikers, diese vorsichtigen Kreise, auf deren Urteil in der sozialen Bewegung alles ankommt, zu gewinnen. Darum war Stöckers Resolution, die auf die Resolution des Verbandstages der Arbeitervereine hinauslief, glücklich; sie weist positive Wege und begnügt sich nicht nur mit einem leeren Nein! — Die Resolution Stöckers, die schließlich mit großer Majorität angenommen wurde, folgt unten. Hier nur noch einige kurze Bemerkungen. Damaschke beantragte, nachdem Stöcker auf seine Rede geantwortet hatte, vor den andern Rednern, die auf der Rednerliste standen, zum Wort zugelassen zu werden. Mitglieder des Arbeitervereins unterstützten seinen Antrag. Der Vorsitzende aber ließ den Antrag gar nicht zur Abstimmung zu. Darüber sittliche Entrüstung vieler Schlauer und auch vieler guten Seelen! Die Entrüstung ist billig, namentlich wenn man in der Minorität ist. Ich war auch dafür, daß Damaschkes Bitte erfüllt wurde; aber wenn man die Tragweite solches Antrages sich überlegt, muß man dem Verfahren des Vorsitzenden durchaus zustimmen. Wenn solcher Antrag zugelassen wird, ist damit die Redefreiheit der Willkür der Majorität ausgeliefert. Es braucht dann nur ein Redner der Majoritätspartei nach dem andern bitten, daß ihm erst das Wort erteilt würde. Die Majorität stimmt zu und die Redner

auf der Rednerliste können stehen bleiben, bis sie schwarz sind! Herr Damaschke wird sich das selbst sagen und sich überzeugen, daß er nicht geschäftsordnungsmäßig verfahren ist. Dieser kleine Vorfall mußte so breit behandelt werden, weil er unnütz viel böses Blut gemacht hat und von unvernünftigen Gegnern ausgeschladtet werden wird.

Wertvoll war in der Diskussion besonders das Auftreten eines christlich-sozialen Pastors — aus Chikago! Das that wohl, als es bekannt wurde, daß sie drüben aus der christlich-sozialen Bewegung bei uns Anregung und Halt bekommen haben, daß sie mit Dank herüberschauen; daß dort drüben in der sozialen Arbeiterbewegung der christlich-soziale Geist Macht bekommt; daß man drüben den Geistlichen freie Bahn läßt zu christlich-sozialer Thätigkeit! Wertvoll war auch das Zugeständnis, daß auch dort als größter Feind der Arbeiterbewegung das unvernünftige Darauflosgehen erkannt wird!

Und schließlich noch ein Wort an Herrn Damaschke: die Herren beklagen sich oft über zu scharfe Behandlung seitens der Christlich-Sozialen; um so mehr wäre es am Platz gewesen, diesmal die Uebereinstimmung zu betonen. Satt dessen zerrten sie Differenzen heraus. Und wenn Herr Damaschke Stöckers Vorwurf der Unbesonnenheit damit beantwortet: er habe eben noch Jugend und Optimismus und Glauben, er wolle nicht zu denen gehören, die hin und her erwägen und nicht zum Entschluß kommen, — so war das in einer Antwort gerade an Stöcker ungeheuer ungeschickt. Giebt es einen Mann, der mit Unermüdlichkeit und Glauben und Optimismus all die schweren Jahre hindurch unbeirrt von allen Anfechtungen die christlich-soziale Fahne getragen hat, so ist es Stöcker gewesen. Der sollte vor solchen Antworten wahrhaftig sicher sein. — Man kann es solchem ergrauten Kämpfer dann wohl nachfühlen, daß solche pietätlose Art ihn nicht sehr erbaut!

Eine persönliche Antwort an den eifrigen „Volk-“ und „Hilfe“-Leser, dem der Berliner Briefschreiber es nicht recht gemacht hat, ist durch diese Auseinandersetzung nun wohl unnötig gemacht. Wir würden uns wahrscheinlich gut verstehen. Von einer Resolution Gerlachs über Göhres Austritt ist mir nichts bekannt; ich werde mich am meisten freuen, wenn der Tag nie kommt, der Herrn v. Gerlach zu den Sozialdemokraten führt. „Verdächtigung“ ist verkehrt gesagt; meine „Befürchtung“ aber kann ich nicht ableugnen.

Gern ginge ich noch auf einen Artikel des Hülleschen „Arbeiterfreundes" ein, der sich mit den Arbeiterorganisationen befaßt und zur völligen Ablehnung kommt! Die Antwort muß bis zum nächsten Mal bleiben, aber das soll doch gleich gesagt werden: daß die Mitglieder des Evangelischen Arbeitervereins Berlins nicht für solche christlichen antisozialen Aufsätze verantwortlich gemacht werden dürfen. In einem christlichen Arbeiterblatt machen sich solche Gedanken sonderbar!

Die oben erwähnte Resolution Stöckers lautet:

In Erwägung,

1. daß zwar eine Ergänzung der Gesetzgebung zum Schutz des gewerblichen Arbeitsverhältnisses erwünscht, aber im Rahmen der Gewerbeordnung oder des Strafgesetzes leichter durchführbar ist als in einem besonderen Gesetze;
2. daß für ein solches Gesetz Notwendigkeit und Hoffnung auf Annahme nur dann vorhanden wäre, wenn darin zugleich das Koalitionsrecht der Arbeiter befestigt und ausgebaut würde;
3. daß durch die öftere vergebliche gesetzgeberische Bekämpfung der Sozialdemokratie nur diese gestärkt, dagegen der erfolgreiche geistige Kampf, wie er in Berlin ein Jahrzehnt hindurch geführt wurde, in bedauernswerter Weise gehindert ist.

spricht die Versammlung ihre Ueberzeugung dahin aus, **daß der vorliegende Gesetzentwurf als unzweckmäßig und aussichtslos im Interesse einer gesunden sozialen Entwickelung abzuweisen ist.** Sie schließt sich der in Altona angenommenen *Erklärung des Gesamtverbandes evangelischer Arbeitervereine* an, die lautet:

„Der Gesamtverband der evangelischen Arbeitervereine Deutschlands hält es im Interesse des sozialen Friedens, der sozialen Gerechtigkeit und der Kultur- und Machtstellung unseres Vaterlandes für dringend geboten, daß unter der Voraussetzung einer gemeinsamen Organisation von Arbeitgebern und Arbeitnehmern:

1. in Ausführung der *kaiserlichen Februarerlasse* endlich gesetzliche Bestimmungen über die Formen getroffen werden, in denen die Arbeiter durch Vertreter, die ihr Vertrauen besitzen, zur Wahrnehmung ihrer Interessen bei Verhandlungen mit den Arbeitgebern befähigt werden, sowie andererseits in dem Gefühl ihrer Verantwortung gegenüber den wirtschaftlichen und sittlichen Fragen des Volkslebens gestärkt werden und
2. daß auch dementsprechend die Arbeiter in der Ausübung des Koalitionsrechtes geschützt werden, indem
   a) den *Berufsvereinen* die Rechtsfähigkeit nicht länger vorenthalten bleibt
   b) und die Vertretung ihrer wirtschaftlichen Interessen nicht durch Anwendung der *politischen Vereinsgesetze* erschwert wird; denn es ist, solange berechtigte Forderungen der Arbeiter unerfüllt bleiben, an eine erfolgreiche Bekämpfung der Sozialdemokratie nicht zu denken."

Berlin, 22. Juni 1899.

Also „runter von's Trapez"?! — Auf der einen Seite ruft es ein Ungeduldiger, dem unsere Opposition gegen das Gesetz mit dem Zuchthausparagraphen zu lahm ist, auf der andern Seite ruft es ein Friedenauer Freund, der den Maurern keine Sympathie gönnen will! — Vielleicht hängt das Trapez dann also doch ganz richtig in der sozialpolitischen Mitte und ich denke, wir drei — der Ungeduldige, der Friedenauer und der Berliner Briefschreiber — schaukeln noch eine Weile in fröhlicher Harmonie auf dem christlich-sozialen Trapez zusammen weiter. — Daß der letzte Brief den Maurermeistern Unrecht gethan haben soll, wird niemand behaupten, der ihn das zweite Mal liest. Der Friedenauer hat ganz Recht, die Meister wären dumm gewesen, wenn sie sich durch partielle Streiks allmählich hätten mürbe machen lassen. Die Aussperrung war völlig begreiflich, — aber genau dasselbe hat im Berliner Brief gestanden. Freilich erbat der Brief dann zugleich Verständnis dafür, daß heutzutage Organisation auf beiden Seiten der gewiesene Weg zum Ziel ist. — Aber Uebelnehmen giebt es nicht! Daran muß man sich schon gewöhnen, daß einen am Donnerstag die lockenwallenden Sozialdemokraten und die augenrollenden Nationalsozialen zum Reaktionär erklären, weil man auf den sozialdemokratischen Terrorismus hinzuweisen sich erlaubt, — und am Samstag verbünden sich Seilermeister, militärische Exzellenzen und freikonservative Reichstagsabgeordnete, und donnern einen als Naumannianer in den Abgrund, weil man gegen das Gesetz mit dem Zuchthausparagraphen sich erklärt! — Aber das macht nichts, ob sie zugleich von rechts und links uns angreifen, wir marschieren nicht nur stramm, sondern auch besonnen weiter.

Uebelnehmen? heute? — wo der Lokalanzeiger meldet, daß das Gesetz mit dem Zuchthausparagraphen abgelehnt ist! — An solchem Tag nimmt man nichts übel. Dazu ist die Freude zu groß, daß dieser neue Versuch, die Arbeiterbewegung von den gesunden Bahnen in die alte Nörgelei zurückzudrängen, vereitelt ist. — Aber dazu ist auch die Trauer zu groß, daß unsere Regierung solchen neuen vergeblichen Versuch im Kampf gegen die Sozialdemokratie zu verzeichnen hat.

Nicht wahr, das werden nun der Ungeduldige und der Friedenauer jeder von seiner Seite wieder mißverstehen. Der eine wird sich an der Freude stoßen und der andere an der Trauer. — Und doch scheint es so schlichte Wahrheit, daß wir alle in der Sozialdemokratie unsern Feind sehen und daß wir doch solche Waffen verwerfen, die nicht die Sozialdemokratie, sondern die Arbeiterbewegung treffen! — Wozu ist nun diese ganze Vorlage eingebracht? Hat die Regierung wirklich einen andern Ausgang erwartet? Nach den Erklärungen des Zentrums konnte man Kommissionsberatung erwarten, aber das Zentrum wollte in der Kommission nur Wege suchen, um das Gegenteil der Vorlage zu erreichen; es hat nun offenbar auf Kommissionsberatung verzichtet, um der Regierung die letzten Illusionen zu nehmen — wozu nun das Ganze? Wäre es nicht besser gewesen, die Vorlage wäre nie ans Licht gekommen? — Selbst die Freunde einer Repressionspolitik werden die Ungeschicklichkeit der Regierungsvorlage bewundern. — Wer hat eigentlich für die Vorlage gesprochen? — Die Regierungsvertreter, — aber die thaten nur, was sie mußten. Herr von Levetzow sprach für die Konservativen, aber auch er sah im § 1 des Gesetzes nur eine Grundlage, um darauf weiter zu bauen. Die Vorlage selbst hatte kein Herz offenbar nicht gewonnen. Schließlich bleibt nur Herr Dr. Arendt übrig, da sein Fraktionsgenosse Herr v. Stumm, der wohl den Gang der Ereignisse voraussah, sich gerade zur rechten Zeit den Fuß, glücklicherweise nicht gebrochen, aber doch so weit beschädigt hat, daß die Reise nach Berlin unmöglich war.

Eine sonderbare Szene: es gilt die arbeitswilligen nicht sozialdemokratischen Arbeiter gegen den Terrorismus der Sozialdemokratie zu schützen und als Vorkämpfer dieser rührenden Arbeiterfreunde kämpft der Freund des Herrn v. Stumm. — Wohl, man soll den Gegensatz zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer nicht überspannen; wir sehen die beiden nicht, wie freikonservative Reichstagsabgeordnete sich einbilden, als Todfeinde an, — aber das erfordert doch wirklich einen starken Aberglauben, daß man als beste Schützer der Arbeiterrechte und Freiheiten Herrn v. Stumm und seine Freunde ansehen soll! — Der ganze übrige Reichstag, der mit großer Majorität diesen „Arbeiterschutz" verwarf, kann sich danach aussuchen, ob er so arbeiterfeindlich ist, daß er den Terrorisierten keinen Schutz gewähren will, oder ob er so schwer von Begriffen ist, daß er die Absicht des Gesetzes gar nicht verstanden hat! — Das war das erfreulichste Zeichen bei dem Kampf gegen dies Gesetz, daß gerade christliche Arbeiter, die mit diesem Schutz bedacht werden sollten, sprachen: für solchen Schutz danken wir! Den

Kampf gegen die Sozialdemokratie führen im vordersten Treffen die organisierten christlichen Arbeiterscharen. Jeder einzelne aus dieser Schar hat unter der sozialdemokratischen Dummheit oder Roheit schon zu leiden gehabt und doch sagen sie: wir wollen nicht unter die Rockschöße des Herrn v. Stumm kriechen; vielleicht setzt er sich dann hin und dann wird die Situation für uns recht ungemütlich. Der Verbandstag der evangelischen Arbeitervereine in Altona erklärt sich gegen das Gesetz, der katholisch-christliche Bergarbeiterverband erklärt sich gegen das Gesetz, — unser Berliner Arbeiterverein erklärt sich gegen das Gesetz, — macht nichts: die christlichen Arbeiter sind eben so dumm, daß sie nicht mal wissen, was ihnen gut ist! Herr von Stumm weiß besser, was ihnen gut ist! Gewiß, das Gesetz hätte manchen Streik unmöglich gemacht, manche sozialdemokratische Organisation geknebelt, manche Beschimpfung geahndet; aber viel wichtiger ist es, daß die Arbeiter selbst sich wehren können gegen den sozialdemokratischen Druck, daß sie selbst zusammentreten zur Abwehr, daß sie ihren Mann stehen lernen im freien Kampf in Werkstatt und Fabrik. Das Gesetz hätte den Umwandlungsprozeß, der an vielen Stellen im sozialdemokratischen Heerlager begonnen hat, zunicht gemacht. Der Haß gegen das Gesetz hätte all die Geister wieder borniert gemacht, die schon anfingen, selbständiger zu denken. Das Gesetz ist vorübergegangen. Es wird unsere Aufgabe sein, die christlichen Arbeiter zu organisieren zur starken Vertretung ihrer Interessen gegenüber dem Terrorismus von unten wie von oben. Das Gesetz hat gezeigt, wie nötig diese Organisation ist und es hat gezeigt, daß wir den Anfang dazu schon haben: tapfere christliche Arbeiter, die mehr können, als sich vor den Sozialdemokraten fürchten.

Auf katholischer Seite herrscht über die Notwendigkeit der Organisation gar kein Zweifel, auf der evangelischen Seite aber giebt es christliche „Arbeiterfreunde", die jetzt die Zeit für geeignet halten, um den christlichen Arbeitern die Organisation zu verekeln! O weiser Salomo! Wir sehen den Schaden in der Trägheit weiter christlicher Arbeiterkreise, die durch ihre Trägheit schuld sind an dem protzigen Auftreten der Sozialdemokratie, wir möchten alles daran setzen, um die Arbeiter von dem Segen der Organisation zu überzeugen und — der „Berliner Arbeiterfreund", ein christliches sogenanntes „Arbeiterblatt", das auch unter anderem Kopf verbreitet wird, schreibt: „Die Gewerkvereine mitsamt dem kollektiven Arbeitervertrage bringen dem Arbeiter nicht nur keinen Vorteil, sie schädigen ihn sogar. (!!) Indem die Gewerkschaft ein Gleichmaß der Lohn- und Arbeiterbedingungen er-

trotzt, hindert sie den einzelnen (!) an der vollen Ausnutzung seiner individuellen Gaben, seines Fleißes und seiner Geschicklichkeit und vermindert so im ganzen das Arbeitsprodukt, aus dem sich Unternehmergewinn und Arbeitslohn herleiten." Weiter wagt das Blatt die Behauptung: „Der Unternehmer steht daher beim Abschluß des Arbeitsvertrages ganz und gar auf gleichem Fuße mit dem Einzelarbeiter." — Danach wäre Krupp bei Einstellung eines Arbeiters ebenso von dessen gütiger Einwilligung abhängig, wie der Arbeiter von Krupp. Für gewöhnlich pflegt die Einstellung eines Arbeiters für diesen selbst ein viel wichtigerer Akt zu sein, als für den Fabrikanten. Wenn der Arbeiter Schulze nicht so gütig ist, die Arbeit zu übernehmen, findet sich leicht ein Arbeiter Müller. Wenn aber Herr v. Stumm einen Arbeiter mit seinem Uebelwollen bedenkt, so könnte der leicht Veranlassung bekommen, sich nach dem schrecklichen Kollektivvertrag zu sehnen. Mag sein, daß seine individuelle Geschicklichkeit, wenn sich dazu die geeignete Stelle fände, zur noch besseren Verwertung gelangen könnte, aber es ist schon etwas wert, durch Kollektivvertrag vor dem ganz gewöhnlichen Hunger geschützt zu sein! — Der „Arbeiterfreund" schöpft nicht aus eigener sozialpolitischer Weisheit; die würde nicht mal zu solchen Behauptungen ausreichen; es wäre ja auch inkonsequent, wenn Leute, die die christlich-soziale Ideenwelt bekämpfen, ein christliches Arbeiterblatt mit sozialem Verständnis schrieben. Der Arbeiterfreund zitiert mit Behagen einen Artikel aus der „Zeitschrift für Sozialwissenschaft". Die Zeitschrift wird von dem antisozialpolitischen Strafprofessor Wolff herausgegeben, der auf Wunsch des Herrn v. Stumm aus der Schweiz nach Breslau berufen wurde, damit doch einer auf deutschem Katheder säße, der nicht Kathedersozialist wäre. Denn Reinhold — von dem spricht man lieber nicht.*) — Professor Wolff hat nun einen waschechten Manchestermann in England aufgegabelt, der über die Gewerkvereine die oben zitierten Stellen geschrieben hat. Der Manchestermann verficht den alten Satz, daß das Gesetz von Angbot und Nachfrage alles beherrsche und nicht berührt werde von Arbeiterorganisationen. Als gerechten Lohn erklärt er den Lohn, der sich „bei völligem Gleichgewicht von Angebot und Nachfrage naturgemäß von selbst ergiebt". — Niemand entgeht seinem gerechten Lohn, auch der Hüllesche „Arbeiterfreund" nicht! Nun ist er in seiner blinden Abneigung gegen alles Christlich-Soziale schon bei dem ödesten, jedes ethischen Gedankens baren Manchestertum angelangt! Die Sozial-

*) R. war aus ähnlichen Gesichtspunkten an die Berliner Universität gerufen, zeigte sich dann aber doch nicht als antisozialpolitisch.

demokratie hat das eherne Lohngesetz weggeworfen, ihr Standpunkt von der Auspowerung ist endlich überwunden, weil die Geschichte zeigt, daß durch Organisationen das Gesetz von Angebot und Nachfrage stark beeinflußt wird, daß durch Organisationen ein höherer Lohn (ein gerechterer Lohn) erreicht wird, daß sich „naturgemäß" ein höherer Lohn durch Organisationen „von selbst" ergiebt, — da kommt der Hüllesche Arbeiterfreund und predigt: die Manchesterleute haben recht gehabt; daran denkt er natürlich nicht, daß dann auch Lassalle und Marx Recht gehabt haben! —

Für die kirchliche Entwicklung Berlins ist die Stadtsynode von Bedeutung gewesen. Die Kirchensteuer ist von 10 auf 13½ Prozent erhöht worden, wobei die Einkommen bis 1500 Mark steuerfrei bleiben. Anträge, die Steuererhöhung progressiv zu gestalten, wurden leider abgelehnt. Die Erhöhung selbst war durchaus geboten. Auch Liberale traten dafür ein. Das hindert indessen nicht, daß bei den nächsten Kirchenwahlen die Liberalen einen Indianertanz nach dem andern um diese Erhöhung aufführen werden, um die positive Majorität zu stürzen und den Gastwirtsliberalismus zum Siege zu führen, der die Interessen der Kirche besser zu wahren weiß! Im Landtag sagen die Liberalen: die Berliner sollten sich schämen wegen ihrer niederen Kirchensteuer, — darum heben sie die alte Konsistorialordnung, aus der jetzt die Kirchbauten bestritten werden, auf. Die Langerhänse lassen sich das kalt lächelnd gefallen, aber bei den Kirchenwahlen schämt man sich gar nicht wegen der niederen Kirchensteuern, sondern treibt mit dem empörten Geldbeutelinstinkt manchen zur Wahlurne, der noch nie Kirchensteuer bezahlt hat! — Die Millionenanleihe der Stadtsynode soll dienen, den Kirchbau weiterzuführen, auch nach Aufhebung der alten vielumstrittenen Konsistorialordnung von 1573.

Eine Ausstellung für Krankenpflege hatte viele Betten, Wäsche, Apparate, Medizinen, Krankenwagen, Instrumente, Badewannen, Bücher, Modelle usw. usw. in den Sälen der Philharmonie aufgestapelt. Es ist kein Raum mehr, davon zu erzählen. Es war eine Verquickung von Humanität und Profit. Jedes für sich ist besser; aber leider rechnet ja die Humanität zur Erreichung ihrer Zwecke oft mit dem Profit und der Profit steckt sich manchmal hinter die Humanität. Drei Kleinigkeiten müssen verzeichnet werden. Die Ausstellung der jüdischen Krankenpflegerinnen, eine recht schwächliche Nachbildung der christlichen Diakonie, erhielt die Medaille der Kaiserin. — Ein pfiffiger Seifenfabrikant schrieb über seine Fabrikate als Reklame: „Seife ist

die Hauptsache, Seife. Ausspruch Se. Majestät des Kaisers bei Gelegenheit des Tuberkulosenkongresses." — Auf dieses Scherzwort des Kaisers hatte der edle Lokalanzeiger einen ganz byzantinischen Hymnus-Leitartikel losgelassen. — Ein anderer Aussteller war doch noch pfiffiger; er hatte keine Medaille gekriegt; so hing er alle früheren Preise nebeneinander und schrieb dazu: „Puro hat auf allen Ausstellungen erste Preise erzielt, sogar in Frankreich, — nur hier nicht!" Möchte der edle Menschenfreund seine Bestrebungen, der leidenden Menschheit ein nährendes Elaborat zuzuführen, künftig besser belohnt finden. Unbelohnt — heißt 'n schlechtes Geschäft mit Humanität!

Berlin, 29. Juni 1899.

Am Montag morgen ging ich die Treppe hinunter. Es begegnet mir ein Arbeiter mit der Maurermolle. „Ach guten Morgen, heute arbeiten Sie wieder; nicht wahr, der Streik iſt zu Ende?“ — „Jawoll, die Maurer arbeiten wieder, aber ick bin keen Maurer, ſondern bloß Bauarbeiter. Und wir ſind immer die Dummen. Wir haben oft keine Arbeit, wenn die Maurer ſtreiken, aber wenn ſie wieder anfangen zu arbeiten, können wir auch anfangen, — aber wir haben man bloß das Nachſehen.“ — Eigentlich hat der Mann ganz recht. Die Maurer haben doch wenigſtens von ihrem Streik oder Ausſperrung — das kommt auf dasſelbe hinaus — Vorteil gehabt. Die Bauarbeiter ſollen ja nun auch an die Reihe kommen; wir werden ſehen, wie weit der Bewilligungseifer der zum Frieden geneigten Maurermeiſter geht. Mir iſt dieſer Maurerſtreik höchſt intereſſant erſchienen. Für Maurerſtreiks hat das Publikum bis weit in die arbeitenden Kreiſe hinein wenig Sympathien. — Die diesjährige Lohnbewegung begann mit wüſten Radauſzenen zwiſchen den beiden Maurerorganiſationen, dann kam die Ausſperrung durch die erbitterten organiſierten Meiſter und nun iſt der Frieden gekommen, und beide Teile ſcheinen zufrieden — was will man mehr? Gewiß, die Maurer haben ihre Forderung nicht durchgeſetzt; erſt in ein paar Jahren werden ſie 65 Pfg. Stundenlohn haben. Aber ein Vorteil iſt es doch, daß nun ganz allgemein ein feſter Stundenlohn von 60 Pfg. feſtgeſetzt iſt. Vor kurzem wehrten ſich die Arbeitgeber im Baugewerbe gegen jede Feſtſetzung eines Minimallohns. Ein Vorteil iſt es doch auch, daß dieſer Lohn ſtabil ſein und von Jahr zu Jahr langſam ſteigen ſoll. Und wenn ſie dann in einigen Jahren ihre 65 Pfg. haben, ſo wird es ihnen gewiß nicht leid thun, daß ſie dafür gekämpft haben und — ſchmecken werden die 65 Pfg. auch denen, die jetzt nicht kämpfen wollten. Wie wohl die Leute, die in der Organiſation den Feind des einzelnen Arbeiters ſehen, ſich mit dem Ergebnis dieſer Lohnbewegung abfinden werden? Offenbar wäre es ohne Maurergewerkſchaft und -Fachverein nicht zu dieſer Lohnfeſtſetzung ge-

kommen! oder sollen wir so naiv sein und annehmen, jeder Arbeiter hätte diese Lohnfestsetzung auch erreicht, wenn er allein mit einer bescheidenen Anfrage an seinen Meister herangetreten wäre?

Das Gelingen einer Lohnbewegung ist ihre beste Rechtfertigung. Und diese Lohnbewegung ist gelungen; denn sie hat nicht mit Vernichtung des einen der beiden Kämpfer geendet, sondern mit einer Verständigung auf einer mittleren Linie.

Auch die Arbeitgeber werden zufrieden sein. Das Zuviel in der Maurerforderung ist abgelehnt, ein langsames Steigen des Lohnes bewilligt; nicht „erzwungen" und dafür auf einige Jahre Sicherheit des Arbeitsverhältnisses verbürgt. Dieser Maurerstreik zeigt einen besseren Weg zum Schutz des gewerblichen Arbeitsverhältnisses, als ihn das verflossene Gesetz versuchte.

Was wir nicht für möglich gehalten hätten, ist geschehen: die Maurer — Arbeitgeber und Arbeitnehmer — haben eine Art Tarifgemeinschaft geschlossen und die ewige Streikerei soll mal etwas ruhen. Die wohlthätige Wirkung des Einigungsamts des Gewerbegerichts ist einmal wieder erwiesen und man sagt: warum soll nicht bei jedem gewerblichen Streit ein offizieller Schiedsspruch ergehen? — Zur Sicherung des Friedens ist eine gemeinsame Neunerbehörde geschaffen: 9 Arbeitgeber und 9 Arbeitnehmer unter einem unparteiischen Gewerberichter. Das ist ein Stückchen Arbeitskammer: ein gemeinsamer Oberbau auf geschiedenen Unterstufen. — Warum kann das nicht für alle Berufe eingeführt werden? — Weil sie noch nicht organisiert sind! — Das ist ja gar nicht zweifelhaft: sie kommen alle noch einmal zu Organisationen der Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Die Frage ist nur die: ob diesen Organisationen vom Staat die Wege geebnet werden, so daß sie in Frieden stark werden, — oder ob sie sich ihre Rechte und ihre Macht erkämpfen müssen, wobei dann leider mancher Schlag ausgeteilt wird, der besser wegbliebe. — Für den Grafen Posadowsky ist dieses Ende des Maurerstreiks ungünstig; für seine „Denkschrift" kann er daraus nichts gebrauchen. Wohl bietet dieser Ausgang zum gesetzgeberischen Vorgehen manchen Anhalt: aber gerade anders herum! Auch der Krawall im Bochumer Revier zeigt nur die Gefahr der unorganisierten grünen Jungen und — Polacken! Denn daraus bestand doch das Gros der Revoltierenden! Aber das gehört nicht in diesen Brief.

Mit diesem Friedensschluß im Baugewerbe sind viele nicht zufrieden. Die nicht, denen das Schüren der Unzufriedenheit als Partei-

pflicht erscheint, und die nicht, die gern ihr absolutes Regiment auf den Trümmern der Maurerorganisationen aufgerichtet und den Arbeitsnachweis zur schärfsten Waffe im Kampf um die Macht ausgestaltet hätten. Dem Führer der Arbeiter haben seine Kollegen Verrat vorgeworfen und eine große Schar wütete gegen den Friedensschluß, und der Führer der Arbeitgeber hat von seinen Kollegen auch nicht lauter Schmeicheleien zu hören bekommen.

Um so bedeutungsvoller ist es, daß doch auf beiden Seiten die Stimme der Vernunft, der nüchternen Erwägung des eigenen Interesses und der gegenseitigen Machtverhältnisse durchbrach. — Als der katholische Maurerverband sich auf die Seite der kämpfenden Kollegen stellte, konnte man sicher sein, daß da nicht nur für den größeren Ruhm der Sozialdemokratie, sondern auch um mögliche und berechtigte Ziele gekämpft wurde. Wir brauchen in allen Arbeiterkategorien christliche Organisationen zum Schutz gegen den Terrorismus der Partei-Fanatiker und zum maßgebenden besonnenen Eingreifen in die wirtschaftlichen Kämpfe, — sei es durch Ablehnung oder Unterstützung der erhobenen Forderungen. Daß die Maurermeister sogar bewilligten, daß eine Gesellenkontrolle die Bauten inspizieren darf, zeigt ein großes Vertrauen zu der Loyalität der Gesellen und bürgt für die ehrliche Absicht, die Abmachungen einzuhalten. — So sieht es wirklich aus, als ob hier der Kampf zum ehrlichen Frieden geführt hat. Die Zeit wird zeigen, ob es ein fauler war.

Organisation! Das ist das Geheimnis aller Erfolge in unserer Zeit. Nicht nur auf sozialem, auch auf kirchlichem Gebiet. — Vor nicht langer Zeit erst hörte ich aus dem Munde eines Berliner Superintendenten: „Ach, in Berlin giebt es kein Gemeindegefühl, keine Zusammengehörigkeit; da läuft alles durcheinander, darum lohnt es sich auch nicht, in einer Gemeinde die Maßregeln zur Erhaltung kirchlicher Sitte anzuwenden." — Gewiß, früher konnte man solche Gedanken verstehen; da waren die Gemeinden so riesig und die geistlichen Kräfte so spärlich, daß der Pastor auf jeden Besuch in den Häusern verzichtete und einfach folgerte: „ich müßte an so unendlich viel Thüren klopfen und kann doch nur an so wenig Thüren klopfen, da klopfe ich lieber an gar keine und lasse die zu mir kommen, die etwas von mir wollen." Das ist jetzt längst anders. — Gott sei Dank hat es Männer gegeben, die die ganze Riesennot Berlins auf ihr Herz nahmen und unverzagt daran gingen, den Stein abzuwälzen, so groß er auch war. — Da liegt die einzigartige Bedeutung Stöckers für das Berliner kirchliche Leben. Als fast alle

sich vor den Thatsachen beugten und meinten, es könne nicht anders sein. Die Weltstadt Berlin sei einmal für den alten Glauben und die alte Kirche nicht zu haben, da sprach er: ich beuge mich nicht, sondern meine, daß auch dieser Berg sich ins Meer stürzen wird, wenn der Glaube es befiehlt. Dies Blasen zum Sturm, dies Aufpflanzen des Paniers, dies ungebeugte sich hinstellen als Mann des Glaubens, der die Streiter sammelt, — war die große That — alles was seitdem geschehen ist, mit Stöcker, ohne Stöcker, gegen Stöcker, ist doch nur ein Marschieren auf der Straße, die er gebrochen hat, ein Zehren von dem Glauben, den er geweckt hat, ein Graben von Kanälen für die Flut, die er heraufbeschworen hat. Jetzt arbeiten viele auf dem kirchlichen Boden Berlins, und es arbeitet sich immer leichter, immer fröhlicher. Viele vergessen, wem sie's verdanken, daß sie auf diesem Boden so fröhlich arbeiten dürfen; aber am fröhlichsten und besten geht die Arbeit da voran, wo man das nicht vergessen hat!

Das muß einmal bezeugt werden: es giebt hier Gemeinden mit Gemeindegefühl. Nicht nur im vornehmen Westen, da soll es früher gewesen sein; ich weiß nicht, ob es da jetzt noch ist, sondern inmitten der Arbeiterquartiere der Vorstadt! Da wird in einer Gemeinde jedes Gemeindefest wirklich wie zu einem großen Familienfest; da spürt man mitten im Treiben der Großstadt, die die Menschen arg durcheinanderschüttelt, doch das Gefühl der Zusammengehörigkeit. Die große Macht, die eine feste Gemeinde auf ihre Glieder und auf ihre Umgebung ausüben kann, ist auch in Berlin vorhanden; meist schlummert sie, aber sie kann geweckt werden und dann wirkt sie als ein großer Segen. Es thut doch gut, wenn der Pfarrer solcher Gemeinde mitten in Berlin freudig von der Kanzel zu bekennen wagt: „Eine evangelische Gemeinde soll nicht sein wie ein Haufen Sandkörner, die der Wind zusammen- und auseinanderweht, sondern auch hier in Berlin sollen und können die Glieder einer Gemeinde vom Geist der Zusammengehörigkeit getragen sein." — Alles, was diesen Geist stärken kann, muß man fördern; ich war neulich zugegen, als der Grundstein zu einem Gemeindehaus einer Gemeinde gelegt wurde. Das war herzerquickend. Wer zufrieden ist, wenn nur hier und da einer vom Geist Gottes ergriffen wird, dem wird solch ein Hausbau wie ein äußerlich Ding erscheinen, aber wer da möchte, daß ein mächtiger christlicher Geist durch die ganzen Gemeinden hindurchweht, der grüßt solches Haus mit all den Arbeiten, denen es dienen wird, als ein wichtiges Mittel zur innerlichsten Erbauung der Gemeinde. Wir wollen gesunde Kanäle für das geistliche Leben. — Das ist gut christlich-soziale Losung.

Im Herbst wird hier ein großes evangelisches Volksschauspiel gefüührt werden. Devrient, der Verfasser des bekannten Luthers hat auch einen „Gustav Adolf" geschrieben. Am Montag war große festliche Versammlung beisammen, um sich der Botschaf freuen, daß die Aufführung gesichert ist, und um sich erwärme lassen, zu den großen nötigen Opfern an Kraft und Zeit und Geld etwas beizusteuern. Wir wünschen dem Unternehmen bestes Geli Ich denke gern an das Lutherjahr mit den großen Einwirkungen die Herzen Tausender zurück. Ich verstehe die Bedenken ma ernsten Christen, daß vielen auf der Bühne und vor der Bühn schöne nationale, ästhetische, theatralische Schale lieber bleiben m als der einfache Kern, daß mancher sich täuscht und den Kern zu h glaubt, während er nur die Schale in Händen hält; und doch m ich nicht, daß die opferfreudige Begeisterung derer, die dem G Adolf die Wege ebnen möchten, unter diesen Befürchtungen zu l hätte. Unserem Volk thut edle geistige Kost sehr not. Das Bild gläubigen Königs mag manch einen begeistern und locken — tiefe suchen. Daß die evangelische Christenheit durch die Begeisterung solch Schauspiel erwecken kann, zu machtvoller Einheit, zu Arbeit Kampf zusammengebracht werden könnte — was wir ersehnen — glaube ich nicht. Dazu gehört Glaubensfreudigkeit und -Entschi heit; die Begeisterung darf nicht damit verwechselt werden. Je schiedener das von denen, die für den „Gustav Adolf" werben Zeugnis ablegen, betont wird, um so rückhaltloser dürfen wir Werk mit unserer Sympathie begleiten.

Berlin, 6. Juli 1899.

Neulich hat das Herrenhaus einen Beschluß gefaßt, der mich schmerzlich traf. Nicht, daß es in edler romantischer Ritterlichkeit für das schon gefallene Streikgesetz in die Schranken ritt, — das war nicht anders zu erwarten; Slaby, der Charlottenburger Elektrizitätsprofessor, der vom Kaiser erst kürzlich zu stillen Plauderstündchen aufs Jagdschloß geladen war, und Schmoller mit Adolf Wagner, die Führer der deutschen Sozialwissenschaft, gehörten zur Minorität, das kann über den Majoritätsritt trösten. Aber radikal, fast revolutionär ist das Herrenhaus vorgegangen, als es dem Staatsvertrag mit Württemberg über die Flößerei auf dem Neckar zustimmte. Viele tausende von Tübinger Musensöhnen bis hinaus in die vergangenen Jahrhunderte haben drunten am Neckar gesessen, und auf den grünen Strom hinausgelugt; weit oben von der Neckarhalde her, dann am Stift vorüber und unter der Neckarbrücke hindurch, entlang am Fuß des Berges, auf dem jetzt der Kaiser Wilhelmsturm ragt, zieht der Strom in vielen Windungen seine Bahn. Fenster an Fenster blinkt hinaus auf den Strom und hinter den Fenstern lauern die friedlichen Musensöhne. Da erspäht der Wächter weit droben in der Neckarhalde ein nahendes Floß. Stamm an Stamm gebunden treiben die Schwarzwaldriesen heran; aus vielen Gliedern hintereinander ist das lange unbehende Floß zusammengefügt. Nun gilt es, um all die Windungen das Floß glücklich herumzusteuern, daß nicht das vorderste Glied aufs Land treibt oder das hinterste hängen bleibt. Da müssen die Flößer, Jockele heißt sie der Volksmund, gut Obacht geben; wenn die Strömung zu schnell treibt, müssen sie „sperren". „Jockele sperr" ruft ein Jockele dem andern zu; „Jockele sperr" tönt es droben aus dem letzen Hause der Neckarhalde, — „Jockele spä—ää—ää—äär", so tönt es von Fenster zu Fenster das Ufer entlang, und an allen Fenstern erscheinen lustige, lachende, schreiende Musensöhne, aus den Betten sind sie herausgefahren, als der Morgenruf sie weckte, nun schreien sie mit, schon ehe sie den Jockele erspäht haben, und schreien noch, wenn der letzte Stamm längst vorübergeschwommen ist, und wenn das Floß dann am Berge

vorübertreibt, auf dem die schmucken Häuser der Korps sich erheben, dann dröhnt es von oben aus mächtigen Schalltrichtern donnernd über den Neckar hin: „Jockele spä—ää—äär". So wars seit alten Zeiten; die Jockeles hätten arg verwundert dreingeschaut, wenn der donnernde Ehrensalut ausgeblieben wäre, der schon ihre Väter und Vorväter begrüßte; dem Studio fehlt ein goldiges Stück Erinnerung an romantische, übermütige Jugenddeselei, der niemals mitgeschrien hat. Und doch — kein Jockele treibt mehr den Neckar hinab, stumm zieht der Strom dahin, stumm stehen die Herren Studiosi an den Fenstern, oder bleiben in den Federn und verschlafen die Stunde des Kollegs; die Schallhörner liegen in den Ecken und verstauben, es ist alles anders geworden! Alles muß revolutioniert werden! Fahren die Riesenkinder des Schwarzwaldes nun stolz und langweilig mit der demokratischen Eisenbahn, oder sind die Fabriken hinaufgestiegen in die Schwarzwaldthäler und arbeiten Beil und Säge nun dicht bei einander? — Ich weiß es nicht, aber ich las es mit Trauer, daß das Herrenhaus den württembergischen Antrag annahm und die Flößerei auf dem Neckar nun ein Ende haben soll. Der Neckar küßt ja auch preußisches Hohenzollernland, darum hatte das Herrenhaus da mitzusprechen und — dieser Berliner Brief. Schon soll das letzte Floß herabgezogen sein, laubbekränzt. Mir aber graut, daß als Zertrümmerer alter geheiligter Traditionen, als Vernichter holder Romantik, als Totengräber bisheriger Produktionsbedingungen dasteht — das Herrenhaus! — „Jockele sperr!"

Aber freilich, Jockele, Du weißt es, daß alles vorwärts treibt und die Geschichte sich nicht halten läßt. Von Dir wollen wir alle lernen; der Strom treibt vorwärts, und wir müssen nur Obacht geben und rechtzeitig „sperren!" Jockele, Du bist eigentlich ein christlich-sozialer Mann!

Dort hören sie auf zu „sperren"; hier fangen sie damit an. Auch die elektrische Straßenbahn hat ihre Romantik. Plötzlich setzt der elektrische Strom aus; der Wagen bleibt stehen wie angenagelt, einer nach dem andern rollt heran und einem nach dem andern geht die Kraft aus und bald stehen sie auf allen Linien des einen großen Reviers, das aus einer gemeinsamen Kraftquelle gespeist wird. Lustig jagen die schnellen Taxameter-Droschken vorüber und die Kutscher mit ihren weißen Glanzhüten grinsen herüber; die Omnibusse rasseln schwerfällig aber sicher ihren Weg; Möbelwagen ziehen daher, sie sind Schnellfüßer gegen die toten eleganten Glaspaläste ohne Kraft; sogar die Droschken zweiter Güte werden von neidischen Blicken verfolgt, grimmig umklammert die Hand das Billet der Elektrischen und sehnsüchtig folgt das Auge dem

schon in der Ferne verschwindenden altersschwachen Gefährt. Ja, wer darinnen säße, der käme heute noch nach Haus! Neulich haben sie erst eine Stunde und bald darauf noch eine Stunde hoffen und harren müssen, ehe die elektrische Kraft wieder kam, ehe die Störung beseitigt war; freilich dann kam Leben in die Kolosse und sie schossen durch die Straßen hin, aber eine verlorene Stunde ist nicht wieder einzuholen! -- Gewiß mag's manchem recht heilsam sein, mitten im hastenden Berlin zum Stillestehen, zum Abwarten, zur Geduld gezwungen zu sein. aber — manch einer freut sich doch schon auf den elektrischen Omnibus, den Siemens und Halske erfunden hat und der die Fixigkeit der Bahnen mit der Freizügigkeit der Omnibusse verbinden soll. — Früher fiel mal ein Gaul; dann konnte der Wagen aus den Schienen gehoben werden, die übrigen Gäule liefen munter weiter, nun leben die Wagen im Sozialstaat, aus einer Quelle strömt ihnen allen die Kraft. Das ist prachtvoll, wenn's funktioniert, aber höchst fatal, wenn's kriselt! Wollen wir wieder die Pferde vorspannen wie früher, oder wollen wir lieber sorgen, daß das Neue immer besser funktioniert? — Die Frage gilt nicht nur für die Straßenbahnen!

Wahrscheinlich kommt Ihnen das alles wie Hundstagsplauderei vor. Mir scheint, als ob doch manches auch politisch klingt. Aber das ist ja wahr, daß am Samstag die Ferien anfangen und daß zur Zeit in Berlin garnichts mehr „los“ ist! Wenigstens nicht auf den großen Bühnen der Oeffentlichkeit. Die Theater haben Schluß gemacht. Einer ist von Berlin geschieden, dem sie ein fürchterliches Geschrei zum Abschied gemacht haben. Sonst lohnte es sich nicht, ihm hier auch noch einen Gruß nachzusenden, aber es soll nicht so aussehen, als ob ganz Berlin ohne Trost und in Thränen sitzt, weil der große Schauspieler Josef Kainz das Deutsche Theater und Berlin verlassen hat. -- Wenn nicht solch großer Spektakel um ihn gemacht wäre, würde jeder willig zugestehen, daß er ein tüchtiger Schauspieler gewesen ist. Aber so groß wie sein Ruf ist er nie gewesen! Mit größten Erwartungen saß ich auch einmal und wartete auf etwas Besonderes, Großes, denn ich wartete auf Josef Kainz, statt dessen erschien dann ein nervöser, überschwänglicher, pathetischer, theatralischer Schauspieler, der niemals aussah wie Natur! -- Sein Romeo ist mir noch jetzt in peinlicher Erinnerung und als ich ihn zuletzt als Johannes im Sudermannschen Schauspiel sah —? Sudermann war unfähig einen Charakter wie Johannes den Täufer zu zeichnen, — aber Josef Kainz fehlte noch, um diesem Charakterbild auch den letzten Zug stiller Größe zu nehmen und einen ausgemachten launischen Schwärmer an die Stelle des letzten

Propheten zu setzen! — Mit den Worten des Johannes hat er sich von seinem Publikum verabschiedet: „Mich dünkt, ich hab euch lieb". Das war gewiß sehr rührend; hoffentlich klang es diesmal natürlicher als seinerzeit im Schauspiel.

Daß Sommer ist, merkt man auch auf der Universität. Die „Finkenschaft" soll mal wieder organisiert werden. Das ist immer mal wieder eine ganz nette Sommerbeschäftigung. Im Winter drängen dann die wichtigeren prinzipiellen Differenzen diese kleinlichen Organisationsstreitigkeiten in den Hintergrund. Diesmal wollten die nicht national gesinnten Kreise die große Masse der Finkenschaft für sich gewinnen; solche Versuche zeigen immer wieder, wie wichtig es ist, daß auf nationaler Seite niemals die große Aufgabe vergessen wird, alle nationalgesinnten Studenten, ganz ohne Rücksicht auf Mütze, Band und Bierzipfel, zu sammeln um das alte Banner: „Mit Gott für Kaiser und Reich." In den Anfangszeiten der großen Bewegung, aus der die „Vereine Deutscher Studenten" hervorgingen, ist es so gewesen, daß Korpsstudenten, Wingolfiten und Burschenschafter einen Zusammenschluß zu einem großen Verein, unbeschadet ihrer besonderen Eigentümlichkeiten, für möglich hielten. Es ist anders gekommen. Aber dauernd muß das Streben dahin gehen, alle christlich und national und sozial gesinnten Kreise der Studentenschaft zu gemeinsamer Arbeit zusammenzuschließen. Das zeigen auch solche Sommervorstöße.

Dem Friedenauer Briefschreiber möchte ich antworten, daß ich die Bauarbeiter nicht zum Streik, aber zur Organisation anreizen wollte. Die Mieten werden hier in Berlin durch die Grundstücksspekulation mehr gesteigert als durch die künftige Erhöhung des Maurerlohnes; die Verteuerung der Baumaterialien überwiegt die künftige Erhöhung des Maurerlohnes weit; eine Lohnbewegung kann nur in guter Arbeitszeit mit Erfolg eingeleitet werden; auf den Winter zu ist für die Maurer schlecht streiken. Was bei „gütlichen Verhandlungen im Herbst" erreicht *wäre*, weiß niemand; daß jetzt auf Jahre unter Zustimmung beider Teile ein Tarif festgelegt ist, ist ein Erfolg. Freilich heißt es hier „abwarten", aber unberechtigt kann ich eine Lohnbewegung nicht nennen, die die Erhöhung des Jahreslohnes von 972 Mark (9 Stunden à 60 Pfg.) auf 1071 Mark (9 Stunden à 65 Pfg.) anstrebt. Der Friedenauer Praktiker stellt ja fest, daß man bei den Maurern nur auf 30 Arbeitswochen im Jahre rechnen kann!

W., 13. Juli 1899.

Mittlerweile sind die Ferien gekommen und das ist gut; denn es muß in Berlin jetzt furchtbar heiß sein. Schon hier in der Sommerfrische merkt man die Julihitze. Sehr viele Glückliche sind darum rechtzeitig aus Berlin geflohen; es waren riesige Züge, die Freitag und Samstag zu Ferienanfang in die Ferne zogen. Vom Stettiner Bahnhof allein sollen an den beiden Tagen nach dem Lokalanzeiger 30,000 Menschen in die Ostseebäder abgedampft sein. Im vornehmen Westen wirds recht still geworden sein und auch die Zurückgebliebenen atmen auf. Sie sind endlich allein und los von tausend Rücksichten gegen gute Freunde, Verwandte, Kollegen, Vereine, Konferenzen, Sitzungen, Gesellschaften. Denn alles hat ja jetzt Ferien. Manche Arbeit geht aber trotz der Ferien fort; die ist besonderen Preises wert. Ich klage zwar nicht, daß ich in den Ferien sein muß, aber den tapfern Sommerarbeitern gilt mein besonderer Gruß. Menschen und Arbeitsgelegenheit giebts nämlich auch während der Ferien noch genug in Berlin. Draußen in den Vorstädten giebts ja nur für die Kinder Ferien, die Fabriken und Werkstätten machen keine Pause. In England solls schon in einigen großen Betrieben 14tägige Sommerferien für jeden Arbeiter geben. Soweit sind wir noch nicht, aber wenn die Blüte unserer Industrie weiter so anhält, wie bisher, so werden wir schon noch dahin kommen. Und nicht wahr, zu gönnen wäre es jedem, einmal vierzehn Tage ganz auszuspannen und ohne Sorgen und ohne Arbeitszwang thun zu können, was man mag. Zu gönnen ist's namentlich denen, die in ihren heißen Werkstätten die Sommerhitze doppelt verspüren. Gewiß, man soll die Ansprüche nicht immer höher schrauben und nicht Appetit erwecken nach süßen Trauben, die zu hoch hängen, aber es erscheint mir kein unchristlicher Gedanke, daß man auch andern gönnt, was einem selbst so erquicklich ist, ja — daß man sogar den andern hilft, es zu erreichen. Darum freue ich mich doch über all die Ferienkolonien, in denen wenigstens die Kinder schon einmal etwas anderes sehen lernen als Häuser, Pflastersteine, Gaslaternen, elektrische Wagen und im besten Falle verstaubte Straßen-

bäume. Freilich Berlin hat auch einige Spielplätze für die Kinder mit einigen Sandhaufen; daß die aber nicht ausreichen, ist längst von der Schuldeputation selbst festgestellt. Sie beschloß daraufhin, die Schulhöfe den Kindern frei zu geben, da aber die endgültige Erlaubnis im Einzelfall den Rektoren überlassen wurde, sind die Schulhöfe bisher nicht freigegeben. Aber mit dem allen wäre gegen Ferienkolonien noch garnichts gesagt. Ich habe all meine Kinderzeit hindurch in einem prachtvollen, großen Garten spielen dürfen und wäre doch sehr traurig gewesen, wenn ich in den Ferien hätte zu Hause bleiben müssen. Mir scheint die Hauptsache bei der Erholung zu sein, daß man eben einmal nicht mehr in Berlin ist, daß man eben einmal auch in den Gärten, auch in den Spielplätzen nicht mehr schwarzen Staub schluckt, daß man eben einmal seine Ohren ausruhen lassen kann von dem beständigen Vibrieren, aus dem die Millionenstadt nur ganz wenige Stunden in der Nacht herauskommt. Darum Gott vergelts jedem, der einem Berliner auf einige Zeit zur Freiheit hilft! So muß man auch mit freundlichem Verständnis, wenn auch mit leisem Seufzen, die vielen Landpartien über sich ergehen lassen, ohne die die Berliner im Sommer eben nicht leben können. Freilich, es ist etwas viel, wenn in einer Gemeinde der Jünglingsverein und der Jungfrauenverein, die Sonntagsschule und der Parochialverein, der Armenverein und der Missionsverein, der Verein der Mütterchen und der Gesangverein, dazu all die verschiedenen Abteilungen dieser Vereine, auch der Arbeiterverein und was sonst zu einer wohlausgestatteten Gemeinde Berlins gehört, jeder seinen Ausflug macht; es soll auch nichts dagegen gesagt sein, wenn man versuchen wollte, einige dieser Gruppen in einer Partie zu vereinigen, und vor allem soll mit größter Entschiedenheit darauf gehalten werden, daß der Verein an seiner Landpartie, an seinem Vergnügen nicht zu Grunde geht, aber wieviel frische Luft, wieviel Frohsinn, wieviel Erquickung und Erholung für Tausende ist auf diesen Partien geschöpft und nach Berlin hereingebracht worden. Auch für das Vergnügen gilt es, daß es christianisiert werden muß; sein Vergnügen schafft sich der Berliner sonst eben allein und ich kann nicht finden, daß es außerhalb der Aufgaben der Kirche liegen soll, auch für die Erholung, die der liebe Gott seinen Menschenkindern gönnt, ihren Gliedern die rechten Wege zu weisen und das Vergnügen im rechten Geiste und in den rechten Grenzen zu halten.

Die Postboten haben ein Feriengeschenk erhalten. Künftig sollen in Berlin am Sonntag nur einmal, morgens, die Briefe ausgetragen werden, die zweite Briefbestellung ist abgeschafft; die Packete sollen

nur zweimal, nicht mehr dreimal, Sonntags, ausgetragen werden. Das bedeutet für viele Postbeamten einen freien Sonntag. Herr v. Podbielski ist nicht unser Mann; die Art, wie er den Postbeamtenverein zur „freiwilligen" Auflösung brachte, zeugte mehr von schneidiger Energie als von sozialpolitischem Verständnis, aber das muß man sagen, er sucht seinen „Unterthanen" nicht nur die Nachteile, sondern auch die Vorteile des patriarchalischen Regierungssystems zu Gemüte zu führen. Etwas behaglicher fühlen sich die schwitzenden Briefträger gewiß in den leichteren Litewken als in der halsschnürenden Uniform, und nun hat er auch in der Frage größerer Sonntagsruhe durchgegriffen und ohne Rücksicht aufs jüdische Geschäft bestimmt, daß es auch so gehen muß. Gewiß werden wir auch mit der Packetbestellung noch weiter kommen und die gelben Postwagen Sonntags nach 9 Uhr ganz von der Straße verschwinden sehen.

Eine sehr schwere Geschichte muß hier noch erwähnt werden. Diese Briefe sollen ja nicht nur plaudern, sondern auch anklagen. Schon einmal habe ich hier das Kapitel der Berliner Armenvorsteher gestreift und wie damals muß wieder zuerst hervorgehoben werden, daß die riesenhafte Armenpflege Berlins gewiß nach vielen Richtungen hin musterhaft ist und daß viele treue, aufopferungsvolle Männer darin arbeiten. Namentlich sollen die Bemühungen des Herren Dr. Münsterberg, der die Reorganisation der Armenpflege in Berlin in die Hand genommen hat, rückhaltlos anerkannt werden. Aber das muß ebenso rückhaltlos ausgesprochen werden, daß das System noch tiefe Wunden hat und daß das Ehrenamt des Armenvorstehers nicht nur von Männern ausgeübt wird, die dazu Fähigkeit und Würdigkeit haben. Das ist durch ein grauenhaftes Vorkommnis gerichtlich festgestellt. Es hat neulich eine Mutter, die von ihrem wüsten Mann getrennt lebte, versucht, sich und ihren vier Kindern das Leben zu nehmen. Es ist ihr nicht geglückt und darum sind wir diesmal nicht auf Vermutungen, sondern auf Thatsachen angewiesen. Wir geben aus dem Gerichtsbericht des Lokalanzeigers einfach die folgenden Sätze wieder. Die Frau hatte monatlich für sich und ihre Kinder 12 Mark Armenunterstützung zu beziehen. Sie geht zu dem Recherchenr der Armenverwaltung, um sich ihr Geld zu holen:

„Sie erfuhr dort zu ihrem Entsetzen, daß für sie (vom Armenvorsteher) kein Geld angewiesen sei. Nach den Gründen, weshalb sie plötzlich leer ausgehen sollte, fragte sie nicht, erhielt auch keine Andeutung darüber. Sie stürmte dann zum Armenvorsteher, städt. Lehrer K., wurde aber dort von der Tochter abgewiesen mit dem Bemerken, daß keine Sprechstunde mehr sei. In

ihrer Ratlosigkeit begab sie sich zum zuständigen Polizei-Revier, wo ihr aber bedeutet wurde, daß man ihr nicht helfen könne. Sie holte dann ihre 4 Kinder, ging nochmals zum Armenvorsteher und setzte ihm die Kinder mit dem Bemerken vor die Thür: „Wenn er kein Geld für mich hat, soll er die Kinder selbst ernähren!" Die Kinder gingen jedoch mit der Mutter wieder weg, und auf dem Heimwege ist ihr dann der Entschluß gekommen, sich und die Kinder zu töten. . . . Der Vorsitzende hielt der Angeklagten vor, daß sie doch etwas voreilig gehandelt habe, da sie doch wohl bis zum nächsten Morgen hätte warten können, um durch nochmalige Nachfrage bei dem Armenvorsteher zunächst zu sehen, was eigentlich gegen sie vorlag. Die Angeklagte erklärte aber, daß sie von dem Vorsteher nichts zu erwarten hatte, denn dieser sei wiederholt grob geworden und habe ihr einmal sogar den schönen Rat gegeben, sich doch einen reichen Bräutigam anzuschaffen. (!)"

Im Zeugenverhör giebt der betreffende Armenvorsteher nach Hinweis auf seinen Eid zu: „es ist ja möglich, daß im Laufe des Gesprächs eine solche Redensart gefallen ist." — Wir enthalten uns jedes Urteils über dies Vorkommnis. Der Herr Armenvorsteher soll schon sein Amt quittiert haben und auch von Seiten der Schulbehörde dürfte eine Disziplinarverhandlung wohl zu erwarten sein. Wertvoll aber ist es zu registrieren, daß der Verein gegen Verarmung und Bettelei, dem der Herr angehörte, ihm eine Ehrenerklärung ausgesprochen hat. Der „Lokalanzeiger" berichtet: „Der Verein sprach seine Ueberzeugung aus, daß, wenn Herr K. die inkriminierten Worte zu Frau E. gesprochen habe, er sie in seinem allem Unsittlichen abgewandten Wesen geäußert habe." — Was das heißen soll, versteht vermutlich niemand, aber darauf kommt es ja auch nicht an.

Ich ziehe aus alledem, wie schon einmal, den Schluß, daß durch alle städtische Armenpflege eine allumfassende, eingehende kirchliche Fürsorge nicht ersetzt werden kann. Immer mehr wird es zur dringenden Forderung, daß die Kirche die in ihr ruhenden, opferfreudigen Kräfte, namentlich der Frauenwelt, mobil macht, um jedes ihrer Glieder in dauernder Fürsorge zu behalten. Die braucht darum nicht materiell zu sein. Dieser armen Frau fehlte vor allem ein teilnahmsvolles, freundliches, geduldiges Herz, bei dem sie sich ausklagen und Rats erholen konnte. Es sollte in Berlin nicht eine Familie mehr geben, der nicht in einer Persönlichkeit die Liebe Christi nahegetreten wäre! — Solche freiwillige, umfassende Diakonie ist auch in Berlin möglich; denn sie ist nötig!

Alles ist auf Ferien und ruht. Aber einer ruht nicht — Posadowsky und die Seinen. Die nützen die Parlamentsferien tüchtig aus und könnten einem fast die Ferienruhe stören. Es ist unglaublich, was

in den Kreisblättern jetzt geleistet wird, um Stimmung für die Zuchthausvorlage zu machen. Der Streik in Herne wird in einer unverschämten Weise ausgeschlachtet. Er beweist für jeden den Segen der Organisation; denn die organisierten deutschen Arbeiter haben sich von dem Polenschwindel ferngehalten. Statt dessen beweist man mit diesem Streik die Notwendigkeit eines Gesetzes, durch das die Organisationen aufs äußerste gefährdet sind. Daß den Kreisblättern -- wenigstens den hiesigen — ein Auszug aus der berühmten „Denkschrift" beigelegt wird, die bekanntlich von der Regierung selbst als nichts für das Gesetz beweisend hingestellt und sonach nur noch für die Dummen berechnet ist, -- trägt nicht bei, die Sommerruhe zu stören. Gestern kam ein großer Abdruck der Reden von Posadowsky und Hohenlohe; — so giebt es ein Gratisgeschenk nach dem andern! — So vergißt man nicht, daß die Ferien nur Stille vor dem Sturm sind.

Im Herrenhaus hat Schmoller genau die gleiche Stellung zu der Zuchthausvorlage genommen wie die Resolution Stöckers. Wenn die „Hilfe" so thut, als schrien die Mitglieder unseres Berliner Arbeitervereins und wir für sie nach Schutz vor den Sozialdemokraten, so begnüge ich mich, auf meinen früheren Brief zu verweisen, in dem ich als bestes Resultat des „Zuchthausgesetzes" hinstellte, daß sich gezeigt hat, daß wir christliche Arbeiter haben, die für solchen Schutz danken, weil sie „mehr können als sich vor den Sozialdemokraten fürchten". Solche Arbeiter wirken gerade in dem großen Arbeiterverein.

W., 21. Juli 1899.

Hoffentlich kommt dieser „Berliner Brief" noch zur rechten Zeit an.*) Ich habe selbst freilich große Bedenken. Aber es ging gestern mit dem Schreiben nicht. Es war eine unüberwindliche Verhinderung eingetreten; denn wir mußten einen großen Tagesausflug machen. Das ist in den Ferien ein sehr triftiger Grund. Denn dazu ist man doch in den Ferien, und Pflicht geht immer dem Vergnügen vor! Sie werden diese Ferienlogik verzeihen! Ich hätte der verehrlichen Redaktion gern als Präsent, um mir ihre Nachsicht zu erwirken, — einen Maikäfer geschickt, den ich neulich oben auf den Klippen fand, aber soviel Lebenslust hatte er doch nicht mehr. Er hatte auch das Datum vergessen, wie ich heute lange vergeblich nach dem Datum suchen mußte, bis mich der werte „Lokalanzeiger" in den richtigen Strom der Zeit zurückführte. Es ist doch prächtig, hoch oben auf den Klippen einmal Zeit und Unruhe und Wirklichkeit zu verträumen, sich von dem Winde schaukeln und von der Sonne durchwärmen zu lassen, — freilich das Erwachen ist dann nicht schön! So wird es dem armen Maikäfer gewesen sein; und so ist es mir heute, wo ich von gestern her noch von Waldesrauschen und Sonnenschein und vom Schauen weit hinaus in die Welt und vom schäumenden Bergquell und vom stillen Mondschein über dem dunklen, schweigenden Wald träume, — nun soll ich mich hineinstürzen in die philisterhaften Räubergeschichten des Berliner Lokalanzeigers und mich von ihm in das dumpfe, glühende, staubige, lärmende Berlin zurückführen lassen! — Das werden Sie ja gemerkt haben, daß ich jetzt nur „Berliner Briefe" in Anführungszeichen schreibe. Dazu gehört große Tugend. Es wird Sie rühren, daß ich mir dazu den Lokalanzeiger hierher habe nachkommen lassen und nun täglich zweimal mich durch ihn durchwürgen muß, — und wenn gar an einem Tag die Zeit fehlt, dann wird es fürchterlich! Ach nein, Sie werden die Tugend nicht so würdigen, wie sie es verdient, denn Sie ahnen ja nicht, was das heißt, in den Sommerferien dies Blatt zu lesen! Möchten Sie davor bewahrt bleiben, es je am eigenen Leibe und Geiste zu erfahren! —

*) Der Brief traf leider erst nach Redaktionsschluß ein. D. Red. des „Volk"

Während der Ferien geht auch diesem Blatt der Stoff aus und es produziert riesige Seeschlangen in Menge; freilich, es ist über alles Neueste brillant orientiert, aber wo passiert jetzt etwas Neues? „Unsere Spezialkorrespondenten", die der „Lokalanzeiger" in jeder Stadt, in aller Welt hat, sitzen umsonst auf der Lauer. Neulich brachte das Blatt freilich eine neueste Nachricht, die uns alle betrübt hat, von der Kaiserin, die sich drunten am Königssee den Fuß gebrochen hat. Das sind wirklich traurige Ferien, wenn man still liegen muß. Gewiß hätte die Kaiserin lieber ein paar offizielle Festlichkeiten krankheitshalber versäumt, als die Wanderungen mit ihren Kindern ins bayerische Gebirge. Wir wünschen ihr alle eine baldige Genesung! — Der Lokalanzeiger hatte die erste Nachricht vom Oberhofmeister Herrn von Mirbach selbst erhalten; man sah es dem Blatt ordentlich an, wie ihn diese hohe Mitarbeiterschaft beglückte.

Ein Ableger des Lokalanzeigers, ein Kind des gleichen geschäftskundigen Vaters ist „Die Woche". Manche Leute mögen nicht täglich solches Zeitungsfutter schlucken, aber einmal in der Woche für 20 Pfg. allerlei hören, wovon man in der vergangenen Woche etwas gehört hat und in der nächsten Woche interessant sprechen kann -- wer möchte das nicht! Unsere Zeit hat keine Zeit zur Vertiefung, zur Verinnerlichung, zu wirklicher, das ganze Leben hindurch fortschreitender Bildung; dazu gehört Muße und Einsamkeit! Und wo sind die heutzutage zu finden! Alle Erfindungen gehen darauf aus, beides noch mehr aus der Welt hinaus zu jagen. Später wird wieder die Zeit kommen, wo alles, was jetzt der Ueberhastung und dem Massenbetrieb dient — dem Einzelnen helfen wird, Muße und Einsamkeit zu finden, aber noch sind wir davon fern! Allen, denen das geistige Wohl der Volksgenossen am Herzen liegt, werden mit aller Energie zu arbeiten haben, um dem Strom der Zeit entgegenzuwirken, um der Verflachung, der fabrikmäßigen Denkungsart, der Halbbildung die Menschenherzen zu entreißen und mehr und mehr stille, gesammelte, gesunde, gebildete Charaktere zu schaffen, sonst gehen wir noch einmal alle in diesen versandenden, trägen Geistesfluten unter! Darum kann man „Die Woche" nur mit sehr trüben Gedanken sehen, darum muß man wirklich erschrecken, wenn man sie allüberall verbreitet findet! Schon zweimal sah ich die braunen Hefte in der Waldeinsamkeit auftauchen, gestern hörte ich vom hiesigen Buchhändler, daß sie massenhaft verlangt werden und zwar nicht nur von den Sommervögeln, sondern auch von den Eingesessenen. Es klingt vielleicht sonderbar in einem „Berliner Brief", wenn ich von der Ueberflutung der Provinzen

mit dem Berlinertum wirkliche Sorge äußere. Ich bin in Berlin groß geworden und danke ihm sehr viel und würde auf die Dauer es schwer vermissen, nicht dort leben und arbeiten zu dürfen; oft genug habe ich auch schon hervorgehoben, welche tüchtigen Kräfte dort wirken, wie dort auch heilsame Geistesbewegungen ihren Ursprung nehmen, — aber wenn das Berlinische Philistertum, die Berlinische Halbbildung, Alleswisserei, Oberflächlichkeit, nervöse Unruhe und Mittelmäßigkeit sich über das Land ausbreiten sollte, — das wäre fürchterlich. Und „Die Woche" ist recht geeignet, diese Geisteszustände zu fördern und zu verbreiten. Wer die „Woche" liest, kann über alles mitreden; nicht über Religion, nicht über die Probleme der Politik, aber sonst über alles; ein bischen Kunst, ein bischen Popularwissenschaft, ein bischen Juristerei, ein bischen Wirtschaftspolitik sogar, sehr viel Mode, Sport, und namentlich sehr viel Interna von Tages- und Zeitgrößen, das sind einige der ständigen Artikel vom Speisezettel der „Woche". Jeder wirklich Gebildete wird manches Interessante darin finden; das ist ja ein Zeichen wahrer Bildung, nicht nur der Spezial-Fachwissenschaft Interesse entgegenzubringen. Aber wenn diese Grundlage wirklicher Bildung fehlt, so muß die Lektüre der „Woche" wirken wie die Kartoffelnahrung: sie macht satt, aber sie nährt nicht. Da denken dann die Leute, was sie alles wissen, und empfinden im entferntesten nicht mehr das Verlangen nach wirklicher Geistesnahrung. Leider wird diese Volksernährung befördert von Leuten, denen man es nicht zutraut. Rosegger hat sich dazu hergegeben, der „Woche" einen Roman zu verkaufen. Er soll geistvoll und lebendig sein, wie alles, was Rosegger schreibt; ich werde ihn lesen, wenn er als ganzes Buch erschienen ist. Große Werke sind für diese Zergliederung in ewige Wochenfortsetzungen zu schade. Eine feine Reklame jedenfalls dieser Rosegger-Roman für das litterarische Geschäftsunternehmen des Herrn Scherl! Wie die beiden zusammenkommen konnten, Peter Rosegger und August Scherl, das bleibt ein Rätsel! Der Tiroler Seelenmaler mit dem tiefen Gemüt und der Liebe für die Stille und Einsamkeit und der große Berliner Geschäftsmann für Geist und Litteratur mit dem zentralisierten kapitalistischen Massenbetriebe! — Auch Adolf Wagner hat neulich eine Studie in der „Woche" veröffentlicht. Ganz in unserm Geist geschrieben und doch — schade! Verstehn thun die meisten „Woche"-Leser nichts davon, aber sie können nun doch renommieren: Auch von Adolf Wagner haben wir etwas gelesen! — Ganz unbegreiflich ist es, wie „Die Woche" zu ihren aktuellsten Beiträgen kommen konnte: zu Plaudereien und Darstellungen aus dem Familienleben vor-

nehmer Leute. Der Reichskanzler und der Landwirtschaftsminister, Graf Waldersee und viele andere haben sich herbeigelassen, sich von „unserem Spezialberichterstatter“ für „Die Woche“ in ihrem Familienkreise photographieren zu lassen. Ob es ihnen nicht peinlich sein muß, so veröffentlicht zu werden? Wenn Josef Kainz Selbstphotographien an die „Woche“ liefert, so ist das wenigstens verständlich; ein Schauspieler braucht Popularität und daher Reklame. Aber unsere Minister und Militärs brauchen doch keine Reklame. So sollten sie auch darauf verzichten, der „Woche“ interessantes Material zu liefern. Vom christlichen Standpunkt fällt das Urteil über diese Art farblosen Lesestoffes noch ungleich schärfer aus. Die Gleichgültigkeit gegen die tiefsten Fragen des Lebens, die Oberflächlichkeit sittlichen Urteils wird durch diese Lektüre mit ihrer Allerweltsmoral befördert. Diese Gleichgültigkeit in weiten Kreisen — oben und unten — schadet dem christlichen Gedanken mehr als offene Feindschaft!

Mit einem charakteristischen Beispiel solcher oberflächlichen Moral des Berliner Philistertums will ich schließen. Der vorige Brief berichtete von einer lasciven Aeußerung eines Berliner Armenvorstehers und städtischen Lehrers gegenüber einer armen, seiner Pflege anvertrauten Frau. Dieser Armenvorsteher hat seitdem noch zwei Ehrenerklärungen bekommen. Die eine giebt zwar sein manchmal schroffes Wesen zu, weist aber hin auf die vielen Thränen, die er getrocknet. Die andere Erklärung der Armenkommission, deren Vorsitzender der Herr bisher war, „verurteilt“ zwar auch aufs Entschiedenste jene „leichtsinnige Bemerkung“. Aber gegenüber einer 16 jährigen treuen Arbeit genügt „ein in nervöser verärgerter Stimmung gethanes frivoles Wort nicht, um ihn moralisch totzuschlagen“. Ja, die Mitglieder der Armenkommission sprechen es aus, daß „solche Härte“ im Urteil „sehr entmutigend ist bei dem gewiß nicht leichten Amt“. Wohl, Grobheit mag mit „verärgerter Stimmung“ entschuldigt werden, aber auch Frivolität? Solches Wort zu sagen, dazu gehört mehr als augenblickliche Verärgerung! Es zeigt sich hierbei kraß, wie völlig verschiedenartig eine städtische, religionslose und die kirchliche Armenpflege in Motiven wie in den Zielen sind. Auf kirchlicher Seite würde solches Wort nicht hart genug verurteilt werden können, und diese Verurteilung würde den kirchlichen Armenpflegern nicht — „entmutigend“ sein.

W., 26. Juli 1899.

Die Hitze war arg. Und die Gewitter waren erquickend. Sie waren gewaltig und offenbarten die uralte, ewig neue Herrlichkeit des Gottes, der über den Wolken dahinschreitet, anbetungswürdig heute noch wie einst, als der Psalmist seine Wetterpsalmen sang. Wir sind ja klug geworden und sind nicht mehr wie die Kinder, die glauben, daß der liebe Gott spricht, wenn es donnert. Ich habe es auch geglaubt, — und ist es wirklich so sehr klug, daß wir es nicht mehr glauben? Glücklicher waren wir doch, als wir so kindlich lauschten in bangem Erschrecken auf Gottes gewaltige Stimme und uns dann kindlich freuten an seinem bunten Friedensbogen in den Wolken. Nun wissen wir genau, daß das elektrische Entladungen und das andere Lichtreflexe sind — aber was wissen wir denn damit? Sind wir dem Verborgenen damit wirklich viel näher gekommen oder waren wir nicht als Kinder der Wahrheit näher, als wir den Schöpfer hörten und sahen in seinen Werken? — Wir wollen ihm danken für die Wissenschaft, die er den Menschen gegeben hat, und für all die klugen Köpfe, die Gottes Gaben recht zu nutzen verstanden, aber wir wollen nicht so thöricht sein, durch die Gaben uns den Geber verdecken zu lassen. Er selbst sorgt mächtig dafür, daß wir nicht von ihm los können. All die Klugheit der Menschenkinder kann ihn nicht binden, er schlägt mit seinem Blitzschlag hinein unter die sicheren Menschen und wir müssen vor ihm zittern. Wir sind in Berlin eigentlich von der Gewitterfurcht entwöhnt. Die vielen Blitzableiter, die dichten Drahtnetze der Telegraphen, der Telephone, der elektrischen Bahnen weisen dem Blitz soviel ordentliche Wege, — und nun hat er doch schon zweimal in dieser Zeit so arg daneben geschlagen, hat sich seinen eigenen Weg gesucht und zugleich eine ganze Reihe Menschen niedergeworfen. Auch in Berlin können nur die Leute sicher ruhn, die dem Herrn der Blitze sich anvertrauen. — Noch mehr erschreckt hat der Blitzschlag, der von Hamburg her an den Drähten nach Berlin geleitet wurde und hier eine der armen vielgeplagten Telephonfräulein traf. Sie ist schon in der Genesung, und die Technik wird suchen, die Apparate gegen die

Blitzgefahr mehr zu sichern, aber die Mahnung bleibt uns doch, daß wir nicht denken sollen, daß uns der Turmbau gelingt, der einst in Babel so böse gestört wurde. Auch die Christen sollen sich freuen, wenn unterthan", aber dieselben Künste, die uns helfen, bringen uns auch es vorwärts geht in der Erfüllung des Worts: „macht euch die Erde neue Gefahren. Früher brauchten sich die Berliner nicht vor den Hamburger Gewittern zu fürchten! — Ist Gott unserer Zeit wirklich nicht mehr so nötig wie in früheren Zeiten?

Leider vergessen es auch viele Christen, daß Gott immer noch Mittel hat, um seine Macht zu offenbaren und die Leute in seine Schule zu nehmen. Manche ernsten Christen sind ordentlich bange davor, es könnte durch die christlich-soziale Arbeit den Leuten das Leben so schön gemacht werden, daß sie den lieben Gott garnicht mehr brauchen! Dieser Kleinglaube ist gewiß noch weniger nach dem Herzen Gottes als der Unglaube der sicheren Leute! Wir sollen uns doch sehr davor hüten, daß wir den Leuten Schmutz und Elend und Not und Hunger wünschen, damit sie sehnsüchtig werden heraus aus dieser Welt der Unvollkommenheit nach der Welt der Vollkommenheit. Es soll doch so sein, daß wir auch aus allem Sonnenschein der Welt heraus unsere Augen emporheben nach dem helleren Sonnenschein der ewigen Berge. Gott hat noch Holz genug in seinen Wäldern, um jedem sein Kreuz zu schnitzen; wir wollen, soviel an uns ist, helfen, jedem sein Kreuz zu erleichtern und tragen zu helfen und sollen nicht sorgen, daß es den „Brüdern und Schwestern" „zu gut" gehen möchte! Das ist christlich-sozial.

Die Hitze beherrscht jetzt alles. Man merkt es aus den Zeitungen. Ach die Aermsten, die jetzt auf den Redaktionsstuben v o r den Tintenfässern sitzen! Ja wenn sie d r i n n e n säßen, es wäre ihnen gewiß wohler und — vielen ihrer Leser auch! Nun haben sie eine Erquickung bekommen: es ist etwas passiert und sie brauchen sich nicht das bischen, was sie noch haben, aus den Fingern zu saugen. Nur von diesem Gesichtspunkt aus versteht man die Ausschlachtung des „Falles Arons". — Leo Arons ist ein reicher jüdischer Privatgelehrter. Er hat an der Universität Berlin als Privatdozent physikalisch-mathematische Vorlesungen gehalten. Seine Zuhörerzahl ist immer nur sehr klein gewesen. Denn in die Geheimnisse der höheren Mathematik steigen nur Auserwählte hinab. Ob er eine Leuchte seiner Wissenschaft war, weiß ich nicht. Bekannt ist er geworden als Schwiegersohn eines sehr reichen jüdischen Bankiers und als einer der Gönner der Sozialdemokratie. Man darf Arons zu den Sozial-

demokraten rechnen, die aus „idealen“ Motiven zur Partei halten. Geschäfte macht er dabei nicht und zu den politischen Strebern wie Singer gehört er offenbar auch nicht, sonst würden sich ihm die Reichstagspforten schon geöffnet haben. Geld, um einen sozialdemokratischen Wahlkreis zu bekommen, hat er genug. Man sah wiederholt seinen Namen als Volksversammlungsredner an den Litfaßsäulen, aber die Gabe begeisterter Rede geht ihm ab, wie ich einmal von gewöhnlichen Genossen hörte. Idealgesinnte Juden werden oft den Zug zur Partei der Proletarier fühlen. Christlich-sozial ist ihnen ja ein verschlossenes Land. In Arons gastlichen Räumen hat sich die Elite der Partei manchmal versammelt und auch mit Sozialpolitikern aus dem bürgerlichen Lager Berührung gefunden. Um diesen Leo Arons tanzen nun die Redakteure und schrecklich klingt aus ausgedörrten Kehlen das Kriegsgeschrei. Was ist denn passiert? Etwas, was jeder und auch die Leute mit dem geschwungenen Kriegsbeil vorher wußten! Leo Arons sollte nicht mehr Privatdozent sein, er sollte nicht mehr das Recht haben, in einem der kleinsten Kollegzimmer der großen Berliner Universität Semester für Semester vielleicht je 20 Studenten in die Geheimnisse der höheren Mathematik einzuführen! Man hat ihm von Staatswegen den Prozeß gemacht und — die philosophische Fakultät hat ihn freigesprochen und ihm das Recht gelassen, weitere Vorlesungen zu halten! Und darum das Geschrei! Jeder wußte, daß die Fakultät so entscheiden würde; weil die Regierung das wußte und doch auf jeden Fall dem gelehrten Sozialdemokraten an den Kragen wollte, darum hatte sie ja ein eigenes Gesetz gemacht und bestimmt, daß in erster Instanz die Fakultät und in der höheren Instanz das Staatsministerium Disziplinarbefugnis über Privatdozenten haben sollte! Aber als nun die Fakultät entschied, wie man es erwartete, da that man entsetzt und überrascht! Das läßt sich eben nur mit der Hitze entschuldigen. — Es ist nicht leicht in dieser Frage die richtige Stellung zu nehmen. Am wenigsten Schaden hätte Herr Arons jedenfalls gethan, wenn man ihn ruhig weiter hätte Privatdozent sein lassen und wenn man seine Zugehörigkeit zur Sozialdemokratie einfach wie vorher ignoriert hätte. Was hat auch die höhere Mathematik und die Sozialdemokratie miteinander zu thun. Die Frage ist aber aufgeworfen, nun ist die Entscheidung schwer: ist es zuläßig, zugleich ein offenkundiger Anhänger der Sozialdemokratie und ein Privatdozent an einer königl. preußischen Universität zu sein? Andere Fragen sind leicht zu beantworten: ein staatlich besoldeter, und somit unter der Autorität des Staates die Jugend belehrender Pro-

fessor kann auf einer preußischen Universität kein Sozialdemokrat sein. Der Staat wäre ein altes Weib, der seine Feinde in die leitenden Stellen beriefe! Soll der Staat es sich etwa gefallen lassen, daß die Erzieher seiner Beamten die Grundlagen des Staates negierten! Das läßt man sich wohl von Theologieprofessoren gefallen, daß sie die Grundlagen der Kirche negieren, — aber wenn es sich um die Grundlagen des Staates handelt — „nee, Vuer, dat is ganz wat anners!“ Aber dem Privatdozenten hilft keine staatliche Besoldung, keine staatliche Autorität; so ist die Gefahr, daß ihre Lehrthätigkeit ihrer Agitation dient, nicht so groß. — Anders, wenn es sich etwa um einen Privatdozenten handelte, der geschichtliche Vorlesungen im sozialdemokratischen Geiste halten wollte, — dann weg mit ihm aus den von preußischen Königen gestifteten Hallen! Aber auch das traf bei Arons nicht zu. So ist es verständlich, daß die philosophische Fakultät der bedeutendsten deutschen Universität den Versuch des Staates ablehnte, in die „heiligen Hallen“ politische Rache hineinzutragen. Es waren lauter königstreue Männer, die das Votum abgaben. Schmoller, durch königliche Gunst in das Herrenhaus berufen, war der Referent in dieser Sache, vermutlich entsprach die Entscheidung nur seinem Vortrag. So erscheint die Aufregung über die Fakultätsentscheidung sehr unnötig. Jeder weiß, daß das Staatsministerium nun das neue, extra dafür angefertigte Gesetz anwenden und Leo Arons aus den Universitätshallen hinaussetzen wird, und — von seinem Standpunkt aus ganz mit Recht. Nachdem die Sache einmal angeschnitten war, durfte sie nicht mit dem Siege des sozialdemokratischen Privatdozenten über den preußischen Staat enden. Viel Zweck hat die ganze Sache nicht, und den reellen Nutzen wird die Partei haben, der jedes Martyrium — und wenn es auch nur sehr entfernt danach riecht — willkommen ist. Vielleicht, daß Leo Arons dann populär wird, wie er es bisher nie war, denn er hat dann auch etwas leiden müssen für seine Ueberzeugung. Seine wissenschaftliche Beschäftigung entzog ihn noch sehr der Partei, vielleicht daß er ihr nun erst ganz und voll sich selbst, seine Zeit, Kraft und — Geld opfert. Die Sozialdemokratie erlebt dann wieder mal eine herzliche Freude! Das Urteil der Fakultät aber wäre vielleicht ganz anders ausgefallen, wenn sie nicht hätte fürchten müssen, daß die Feinde des Dr. Arons die Feinde der Freiheit im wissenschaftlichen und sozialen Leben überhaupt sind. Seitdem Herr von Stumm versucht hat, nicht gegen den Privatdozenten Arons, sondern gegen Führer deutscher Wissenschaft, wie Wagner, die Regierung scharf zu machen, seitdem kann man es deutschen Fakultäten

nicht verübeln, wenn sie auf der Hut sind! Amüsant war, daß als Ankläger gegen Arons, als Beauftragter des Staats, Herr Geheimrat Elster fungierte, dessen prächtige Vorlesungen auf dem ersten evangelisch-sozialen Kursus in Berlin jedem Teilnehmer unvergeßlich sind. Wie wetterte damals die „Post“ gegen diesen Kursus, der gefährlichen Dilettantismus befördere! Es muß für Herrn Geheimrat Elster fatal gewesen sein, als der Verteidiger Arons, der bekannte sozialdemokratische Rechtsanwalt Heine, gegen Elster dessen eigenes staatswissenschaftliches Lexikon zitierte.

Der „Vorwärts“ hat neulich etwas Besonderes erlebt. Er ist angeklagt, das kommt öfter vor, — aber er ist freigesprochen, und das „von Rechts wegen“; das ist das Besondere! Der „Vorwärts“ hatte behauptet, daß in Sachsen die Angehörigen der Sozialdemokratie vor Gericht nicht gleiches Recht hätten wie die anderen Staatsbürger. Darauf wird er wegen Beamtenbeleidigung verklagt, und das Berliner Landgericht spricht ihn frei, weil das höchste sächsische Gericht in der That wiederholt den Grundsatz aufgestellt hat, daß gegen Handlungen, die an sich nichts Unerlaubtes enthalten, doch gelegentlich vorgegangen werden kann, wenn sie im sozialdemokratischen Parteiinteresse ausgeübt werden. — Ueber diese Freisprechung ist alles außer sich, nicht nur die „Post“. Da verlohnte sich kein Wort. Aber auch der Reichsbote! Sein Chefredakteur, Pastor Engel, ist verreist; seitdem dreht der Stellvertreter als wildester unter den Scharfmachern am Schleifstein. Aber in dieser Sache mit glänzendstem Unrecht. Der Standpunkt der sächsischen Richter ist verständlich, und viele Leute nehmen ihn ein, die eben in der Sozialdemokratie eine
viele Leute nehmen ihn ein, die eben in der Sozialdemokratie eine
wilde Revolutionspartei sehen; aber wenn der „Vorwärts“ dann behauptet, man giebt uns nicht gleiches Recht, — dann sollten sich diese Leute nicht als beleidigt hinstellen, sondern sagen: ihr sollt ja eben nicht gleiches Recht haben. — Das Verfahren des „Reichsboten“ ist kaum mehr mit der Hitze zu entschuldigen. Wie wollte er denn von seinem Standpunkt aus eine Verurteilung des „Vorwärts“ motivieren? Ist es Beleidigung, wenn der „Vorwärts“ von den Richtern solches Verfahren behauptet; — ja, was ist es denn, wenn der „Reichsbote“ solches Verfahren von den Richtern fordert?

Schon zum zweiten Mal in wenig Tagen druckt der „Reichsbote“ zum Beweise der Schauderhaftigkeit der Sozialdemokratie eine Blütenlese von wüsten, blutigen Kraftworten von Parteiführern ab. Beim

ersten Mal ist der Erfolg wohl ausgeblieben und der Raum ist im Sommer billig. Wenn der „Reichsbote" die Blütenlese zum dritten Mal abdruckt, macht er vielleicht seine Leser darauf aufmerksam, daß es sich um ganz alte Ladenhüter handelt, die als Fensterauslage zu verstaubt sind. Das letzte Wort stammt von 91 und gar noch vom alten Liebknecht. Seitdem hat unter anderm Vollmar das Wort gesprochen, daß die Kommunehelden besser gethan hätten, wenn sie ins Bett statt auf die Barrikaden gegangen wären und seitdem hat Bernstein das ganze Revolutionsgeschrei für kindisch erklärt und der Parteiregent Auer hat Bernstein trotz aller seiner Ketzereien gegen Liebknecht in Schutz genommen. **Justitia est fundamentum regnorum**, Gerechtigkeit erhöht ein Volk. Das gilt auch beim Kampf gegen die Sozialdemokratie!

Das hiesige Kreisblatt hat seinen Lesern wieder ein Extrageschenk gebracht: das Stenogramm der zweiten Rede des Grafen Posadowsky für das „Zuchthausgesetz". Wer mögen nur die freundlichen Gönner sein, die hinter der Schriftenvertriebsanstalt (Genossenschaft mit beschränkter Haftpflicht) wirken und alle Abonnenten der Kreisblätter so mit Wohlthaten überhäufen.*)

*) Im Sommer 1900 stellte sich heraus, daß das Reichsamt des Innern (Direktor v. Woedtke) 12000 Mk. zur Agitation für seine Vorlage sich vom Generalsekretär des Zentralverbandes der Industriellen, Abg. Dr. Bueck, erbeten hatte. (Diese Angelegenheit wird auch vom Briefschreiber weiter unten erwähnt; s. Inhaltsverz. „Zuchthausvorl.").

W., 3. August 1899.

Im Hochsommer sehen die Berliner Anschlagsäulen oft traurig aus. Die Theateranzeigen fehlen fast ganz, Volksversammlungen finden nicht statt. Die armen Säulen leben nur von Einladungen in die Umgegend, in das „Seebad“ Reinickendorf, eine halbe Stunde von Berlin, in den Badeort Freienwalde a. d. Oder, oder in das Hochgebirge von Oderberg „mit wirklichen Bergen“. — Jetzt aber hört alles mit Staunen und Grauen, daß Volksversammlungsschlachten in Berlin geschlagen werden. Auch die Kreise, die über Volksversammlungen so erhaben sind, daß sie niemals ihren Fuß hineinsetzen, bekommen auf einmal lebhaftes aber ungemütliches Interesse für die neuesten Berliner Versammlungen. Denn die Dienstmädchen halten Versammlungen ab! Da schweigt das Parteiinteresse; dem Dienstmädchen und seinen Forderungen lauschen sie alle, die Liberalsten und Konservativsten, gewiß hat auch Herr Singer und Herr Liebknecht ein Dienstmädchen. Die Mädchen wollen auch einmal etwas zu sagen haben und — sie haben etwas zu sagen. Eine Forderung haben sie erhoben, die ist so berechtigt und so radikal, daß man gewiß sein darf, die Bewegung wird nicht zur Ruhe kommen, ehe diese Forderung befriedigt ist: Die Mädchen wollen nicht mehr in Hängeböden schlafen! Und da haben sie ganz Recht! Hängeböden sind halbhohe Räume, meist über der Speisekammer und dem Badezimmer. Mit einer Leiter steigt man hinauf. Aufrechtstehen kann darin kein Mensch; um auf einer Matratze zu liegen — dazu langt es! Eine kurze Zeit lang haben auch in unserem Hause die Mädchen auf solchem Boden geschlafen. Längst hat das aufgehört. Als Kinder haben wir prachtvoll in dem dunklen hohen Eckchen gespielt, aber als ich neulich einmal wieder hinaufstieg, da dachte ich mit großem Mitleid an all die Tausend Dienstmädchen, die ihre Nachtruhe, die ihnen so besonders nötig ist, in der Luft des Hängebodens suchen müssen! Das sollte nicht sein! Freilich die Forderung ist radikal; denn die Berliner Häuser sind auf Hängeböden berechnet. Die meisten Herrschaften, auch die bestgesinnten, wohlwollendsten, würden in peinliche Verlegenheit kommen; denn wo sollen sie ihre Dienstmädchen lassen? Jeder Raum ist besetzt. Die Hausbesitzer haben für das Dienstpersonal keinen anderen Raum vorgesehen. Der Grund und Boden ist teuer. Da müssen möglichst viel Zimmer herausgeschlagen werden. Fremde können sich diese Berliner Kalamität

kaum vorstellen. Als Pfarrer Wenck aus Leipzig nach Berlin zog, beschrieb er in der „Hilfe", wie lange er suchen mußte, bis er eine Wohnung fand, wo für sein Dienstmädchen ein Gelaß vorhanden war, nicht nur ein Hängeboden! Gegen diesen Mißstand wird nur durch Gesetz erfolgreich eingeschritten werden können. Ob die Berliner Bauordnung Hängeböden gestattet, weiß ich nicht; oft sind noch nach der polizeilichen Abnahme Hängeböden in die Häuser eingebaut worden.*) Aufhören wird der Mißstand erst — wenn die Dienstmädchen sich weigern, auf Hängeböden zu schlafen! Würde das Rebellion sein? Verweigerung des schuldigen Gehorsams? Würde ein Christ diese Auflehnung bekämpfen oder — unterstützen müssen? Ich kenne eine hochkonservative christliche Dame; sie ist aus dem Ravensberger Lande nach Berlin verschlagen, gegen christlich-soziales Wirken hat sie starke Bedenken, aber sie erklärt: ich würde meinen Dienstboten nicht zumuten, auf dem Hängeboden zu schlafen! Ein prächtiger patriarchalischer Standpunkt! Wollen wir warten, bis alle Herrschaften sich zu diesem Patriarchalismus aufgeschwungen und — an den Wohnungsverhältnissen Berlins Schiffbruch gelitten haben? Erfolgreicher ist der Druck von unten, also — die Organisation der Dienstmädchen! Freilich — wer leitet die Bewegung? Darauf kommt alles an. Schon rüsten sich die Sozialdemokraten, um die Bewegung in ihr Fahrwasser zu leiten. Die liberalen Kreise sind in der ersten Versammlung hervorgetreten, auch Herr v. Gerlach ermunterte zur Organisation und warnte vor Uebertreibungen. Die christlichen Kreise haben hier — wie schon oft — einen großen Vorsprung, denn sie arbeiten seit Jahren an der Dienstbotenorganisation. In den Jungfrauenvereinen sind viele Dienstboten vereinigt! Wird man den Vorsprung ausnutzen, oder wird es den andern gelingen — wie es Frau Cauer mit den Handlungsgehilfinnen gelungen ist — wieder weite Kreise des Volks unter ihren nichtchristlichen Einfluß zu bringen? Die Dienstbotenfrage ist ein immer schwereres Problem. Nach rückwärts wird sie gewiß nicht gelöst werden, sondern nur nach vorwärts. Die Gesindeordnung, die der Herrschaft das Züchtigungsrecht giebt, wird gewiß nicht immer bleiben. Anderseits ist das Verhältnis zwischen Herrschaft und Hauspersonal mehr als ein nacktes Lohnverhältnis, es muß ein Vertrauensverhältnis bleiben. Eine Familienwirtschaft ist kein Fabrikbetrieb, wo Arbeitszeit und Ruhezeit sich mit der Uhr abstecken läßt. Auch die Dienstbücher werden nicht entbehrt werden können; es ist ein berechtigtes Verlangen, daß man über seinen künftigen Hausgenossen sich

*) Vergl. S. 140.

irgend Gewißheit zu schaffen sucht. Kein Hauslehrer wird genommen ohne Empfehlungen; so wird es auch für die Dienstmädchen nicht entwürdigend sein, daß man ihre Dienstzeugnisse einsieht. Die Schattenseiten dieser Einrichtung soll man nicht übersehen; nicht immer sind die Herrschaften gerecht in ihrem Urteil. Aber im allgemeinen leiden jetzt die Herrschaften mehr unter ihren Dienstboten, als umgekehrt. — Es ist nicht zu verwundern, daß der Organisationstrieb nun auch in diesen Kreisen erwacht; die Vermietungsbureaus sind die Pflanzstätten solcher Organisation. Die Zeit ist gut gewählt; jetzt, wo viele Herrschaften im Bade sind, haben viele dienstbare Geister Zeit, sich mit ihren Interessen zu beschäftigen. Kann man wirklich sagen, daß sie das gar nichts angeht? Hoffentlich sind die christlichen Kreise auf dem Posten. Es würde gewiß nicht schwer halten, aus dem Jungfrauenvereinen eine christliche Dienstbotenorganisation zu entwickeln, ohne daß dadurch die Vereine zu leiden brauchen. Solche Organisation könnte dann unter tüchtiger Leitung alle Mißstände prüfen, auf Abstellung dringen und allen verkehrten oder schädlichen Einflüssen entgegentreten. Daß wir schließlich eine Berufsorganisation bekommen, ist keinem Christlich-Sozialen zweifelhaft. Also wird auch das Hauspersonal solche Organisation bekommen. Der gefährlichste Irrtum, der so oft schon die christlichen Kreise die Gelegenheit hat verpassen lassen, ist die Meinung: es muß alles so bleiben wie es ist, weil es unbequem ist, wenn es anders wird!

Neulich stand ich vor Ruinen. Hohe Kirchenfenster ragten in die Höhe, Fensterbogen, wie sie schöner auch jetzt nicht gestaltet werden können. Vor sechshundert Jahren sind sie erbaut, dreihundert Jahre lang hat das Gotteshaus die Gläubigen gesammelt, seit dreihundert Jahren liegt es in Trümmern. Wenn der Priester vor dem Altar stand und die Weihrauchwolken stiegen in die Höhe und die Chöre klangen in den Wölbungen wieder und die Andächtigen knieten an betend nieder, das war, als wäre der hohe steinerne Säulenwald für die Ewigkeit gebaut, das ging so drei Jahrhunderte hindurch und nun alles — Trümmer, prächtige Trümmer! Was sollte auch das hohe weite Gotteshaus inmitten weniger Bauernhäuser? Gott will Wahrheit, Wirklichkeit. Mönchen, Frömmigkeit und Kunst hatte der Kirchbau Gelegenheit gegeben sich zu bethätigen, aber im Bauernkrieg haben die empörten Bauern das Werk der Frömmigkeit und Kunst ihrer Fronherren zerstört. Was Jahrhunderte geschaut hat, hat darum noch nicht die Gewähr ewiger Dauer. Wir wollen auch aus Ruinen lernen.

W., 9. August 1899.

Sie haben in Berlin dem Schulze-Delitzsch ein Denkmal gesetzt. Im arbeitsreichen Südosten, der an schönen Plätzen, Straßen, Denkmälern, Kirchen sehr arm ist, erhebt es sich. Virchow hat die Festrede gehalten und doch — freuen wir uns über dies neue Denkmal. Schulze-Delitzsch war eine Stütze des stolzen Freisinns, aber er hat mehr gekonnt als parlamentarische Donnerreden zu halten, vor Königsthronen nicht zu erzittern und Abrüstungsanträge zu stellen: er hat praktische Arbeit geleistet und vielen kleinen Leuten wirklich genützt. Er war es, der das Genossenschaftsprinzip, nicht allein und nicht als erster, aber mit großem Erfolg in Deutschland ausgestaltet hat. Eigentlich war das nicht ganz nach dem berühmten Manchesterwort, dem sich der Freisinn verschworen hat: — laßt alles gehen und sich allein entwickeln! Schulze rettete das Manchesterprinzip und lehnte alle Staatshilfe ab, aber er drang auf Selbsthilfe und hat mit dem Sozialismus der Selbsthilfe Tüchtiges zu Wege gebracht. Er lag in bitterem Kampfe mit Ferdinand Lassalle. Lassalle rief die Proletarier zum Zusammenschluß und forderte Staatshilfe, denn Proletarier können keine wirtschaftlichen Unternehmungen schaffen mit eigenem Kapital. Schulze rief die zur Selbsthilfe auf, die schon etwas hatten, er sammelte die kleinen Kapitalien zu großem Kapital. So hat er vor allem Spar- und Kreditgenossenschaften gegründet und manchem kleinen Kaufmann und Handwerker sein wirtschaftliches Leben verlängern helfen. — Solche Kleinbürger haben ihm das meiste zu danken; aus solchen Kleinbürgern bestand früher das Gros der freisinnigen Partei. Dieser Kleinbürgerstand kämpft noch immer schwer um seine Existenz und sucht nicht mehr beim Freisinn seine einzige Hilfe. Die Innungsbewegung ist seitdem groß geworden. Wie mancher Handwerksmeister hat gespürt, daß er mit Selbsthilfe allein nicht auskommt, daß er Staatshilfe, Organisationszwang, braucht. Auch eine Innung ist eine Genossenschaft, aber der Genossenschaftsvater Schulze würde sie nicht als sein liebes Kind angesehen haben. Wieder andere der Kleinbürger sind ins Proletariat hinabgesunken und haben ihrem

Retter Schulze Valet gesagt, auch sie suchen — Staatshilfe, Rettung im Zukunftsstaat! Ihre Organisationen sind Kampforganisationen; zwar hält sie kein staatlicher Zwang zusammen, aber ganz freiwillig ist die Zugehörigkeit der Mitglieder zu den Gewerkschaften doch nicht immer. So wächst im Genossenschaftsgarten manche Blume, die Schulze nicht gepflanzt hat; vielleicht hätte er sich erschreckt, wenn er gesehen hätte, wohin das Genossenschaftsprinzip treibt, wie es mehr und mehr dem Freisinnsprinzip vom freien Wirken der Kräfte feindlich entgegentritt und dem Ziel entgegentreibt, das dem individualistischen Freisinnsmann wie ein schauerliches Gespenst aus dem dunklen Mittelalter erscheint: die Organisaton aller Berufe. Es ist verkehrt, daß auf dem Sockel von Schulzes Denkmal ein Industriearbeiter und ein Feldarbeiter sich zu gemeinsamem Streben die Hand reichen, — gerade die eigentlichen Arbeiter in Stadt und Land haben Schulze das wenigste zu danken, aber doch wollen wir alle dankbar zu dem Mann auf dem Sockel aufblicken und ihm besonders dafür dankbar sein, daß er, wie es uns vorkommt, mit liebenswürdiger Inkonsequenz mitten im Freisinn für Sozialismus, denn das ist Genossenschaftlichkeit, gefochten hat. Vor den großen Notwendigkeiten des Lebens schweigen eben allgemach die Parteidifferenzen. So ziehen vor dem Wagen des gesunden Sozialismus Pferde von mancherlei Farbe.

Kreditgenossenschaften vor allem, aber auch Konsumvereine danken Schulze ihren Ursprung. Und Konsumvereine sind manchem liberalen kleinen Kaufmann schon verdächtig. Seitdem sind Baugenossenschaften entstanden und landwirtschaftliche Genossenschaften (vor allem Raiffeisenvereine) und es werden wenig Freisinnsjünger sein, die darin wirken. Grüße sandten zu der Denkmalsenthüllung auch Produktivgenossenschaften — aus Frankreich. Da hat das Manchestertum seine Grenze: für Produktivgenossenschaften können nur solche eintreten, die ein höheres Ideal kennen als die absolute Freiheit des Einzelnen zu arbeiten und zu verhungern. Schulze-Delitzsch hat sein Denkmal, er war eben ein Mann des Freisinns und der läßt seine Vorkämpfer nicht im Schatten. Viktor Aimé Huber wird nie ein Denkmal in Berlin bekommen; er hat auch mit ganzer Kraft für Genossenschaften, für den Sozialismus gekämpft, aber er kämpfte in den Reihen der Konservativen und darum ist er vergessen. Seine Freude hätte er doch gehabt, namentlich an dem Gruß aus Frankreich; denn grade den Produktivgenossenschaften gehörte sein besonderes Interesse. Auf seinen Reisen durch England, Belgien, Frankreich suchte er mit großer Mühe nach Anfängen oder Resten solcher Genossenschaften, nun sind die

Anfänge erstarkt und ihre Vertreter grüßen — Schulze-Delitzsch! Im nächsten Jahr kehrt der hundertste Geburtstag Hubers wieder; wird der Tag unbeachtet vorübergehen? Wir Christlich-Sozialen sollten uns schon jetzt rüsten, ihn würdig zu feiern, denn Huber kämpfte für uns!

Während in Berlin die Genossenschafter tagten und das Denkmal weihten, grüßte ich beim Wandern durch den lieblichen Südharz Arbeiter einer deutschen Produktivgenossenschaft. Welche Freude wäre es für Huber gewesen, so nahe seiner letzten Wirkungsstätte seine Ideale verwirklicht zu sehen! Wir wanderten durch das freundliche Wieda das Thal hinauf, schmucke Häuschen grüßten rechts und links und am Ende des Thales, zunächst den Bergen, rauchte die Eisenfabrik. Die Arbeiter hatten Frühstückspause und saßen plaudernd am Wege und gaben nicht ohne Stolz Auskunft über ihr Werk. Das Werk war früher fiskalischer Besitz, dann war es aufgegeben wie das Werk im größeren Tanne und von Privatbesitzern umgewandelt in eine Weberei. Da verloren die meisten Eingesessenen ihr Brod und mußten in der Umgegend Arbeit suchen. Aber im Jahr 1875 thaten sie sich zusammen und nahmen das Werk in eigenen Besitz und arbeiten nun als ihre eigenen Herren, frei und doch gebunden an die Gesamtheit durch den eigenen Vorteil. Viribus unitis, mit vereinten Kräften, so steht es auf einer schlichten Gedächtnistafel am Güterschuppen angeschrieben. Wieda ist nur die Tochterfabrik, die Mutter ist Tanne, auch eine Produktivgenossenschaft, die ihre Kollegin in Wieda als rechte Berufs- und Kampfgenossin und im eigenen wohlerwogenen Vorteil beim Ankauf des Werkes unterstützte. Darauf ist die Hauptsorge gerichtet, daß nicht durch ein Hinterthürchen das Werk in Eigenbesitz von nicht mitarbeitenden Kapitalisten übergehen kann. Von den Aktien hat Tanne einen Teil, aber die meisten sind im Besitz der Arbeiter und bisher arbeit noch kein Arbeiter im Werk, der nicht zugleich Besitzer ist. Da liegt ja nun die große Schwierigkeit, an der schon manch solche Genossenschaft gescheitert ist: der Betrieb muß erweitert, also mehr Arbeiter müssen eingestellt werden, aber — die neueintretenden Arbeiter kriegen keinen Besitzanteil. „Herren" wollen die alten Arbeiter allein bleiben und dann — ist der alte Kapitalismus da. Gewiß gönnen wir die Aktien immer noch lieber vielen Arbeitern als wenigen Aktionären, die nichts für das Unternehmen leisten, aber die neuen Arbeiter mögen nicht immer leicht mit ihren vielen Kollegen und — Herren fertig werden. Ein Schmunzeln lief über das Gesicht eines biederen behäbigen Arbeiters, als ich fragte, ob noch mehr Aktien aus-

gegeben werden: „Nee, das giebt's nicht mehr!" — Bisher sind diese Werke tüchtig vorwärts gekommen, die Unterstützungen des Staats sind längst zurückgezahlt und der Betrieb ist im ständigen Wachsen, nun bekommen sie auch eine Eisenbahn. Wir wünschen ihnen bestes Gedeihen, sie sind Pioniere der neuen Arbeitsweise, der neuen Zeit!

Die Sozialdemokraten sind ja über solche Mittelchen erhaben; Lassalle hat einst mit flammender Begeisterung vom Staat einige Millionen gefordert, um Produktivgenossenschaften zu schaffen, aber Marx hat den ganzen Lassalle und auch diesen „Lassalleschen Vorschlag" verschlungen. Sieh da, da ersteht im nebligen London den Produktivgenossenschaften ein leiser Freund in Eduard Bernstein, dem Freund von Marx und Engels! Lassalles und Hubers Gedanke war geworden wie eine alte verrostete Trompete im Zeughaus. Man sah sie nur noch an der Merkwürdigkeit wegen. Schon aber nimmt sie dieser und jener vom Nagel und stößt hinein, zaghaft und ohne Vertrauen, und sie giebt einen Ton! Stoßt tapfer hinein mit Mut und Glauben und putzt sie, und sie soll noch hell erklingen beim Kampf um Recht, Freiheit und Lohn der Arbeit!

Und wissen Sie, wie diese Arbeiter-Aktionäre gestimmt haben bei den Wahlen? — Für die Sozialdemokraten haben sie gestimmt! — Na ja, da sieht mans wieder, die Bande ist eben nie zufrieden und wenn sie im netten eigenen Häuschen und eignen Gärtchen im lieblichen Südharz sitzt und Coupons schneidet. — Und diese Arbeiter sind vom Staat unterstützt! — Aber gemach, gemach! Denken Sie, diese Arbeiter sind wirklich Sozialdemokraten? — Nee, lacht der Postkutscher, der uns hinauffuhr, fällt ihnen garnicht ein, aber sie hatten sich geärgert über die Forstverwaltung und da wollten sie ihre Unzufriedenheit zeigen, und nach der Wahl kam die Regierung und hat die Mißstände eingehend geprüft, — aber deswegen sind sie noch längst nicht Feinde von Staat und Kirche und Eigentum! Sie wären auch schön dumm! — Neben der Tafel mit dem Viribus unitis hängt eine Tafel zur Erinnerung an den Besuch des Prinzregenten in der Fabrik. Und das haben die Arbeiter angeordnet, die für den Sozialdemokraten gestimmt haben! — Was können wir nun thun, um diese Schein-Sozialdemokraten zu richtigen Sozialdemokraten, zu Feinden von Thron und Vaterland und aller Arbeitgeber zu machen? — Wir geben ein Gesetz, das den Sozialdemokraten tüchtigen Agitationsstoff bietet und fassen Beschlüsse wie neulich der Verband der Meister im Baugewerbe: Arbeitsnachweise müssen Waffen in der Hand der Arbeitgeber sein, sie dürfen nicht unparteiisch verwaltet werden!

Berlin, 17. August 1899.

Nun kann ich wieder „echte" Berliner Briefe schreiben! Leider! Berlin ist leider nicht auf Ferien gewesen und hat sich nicht von Höhenluft durchpusten lassen, sondern es ist in den vergangenen Wochen wie ein Backofen gewesen und es glüht immer noch. Ganze Baumalleen sind bis auf das letzte Blatt heruntergesengt. Auf dem Boden tanzt das dürre Laub, und doch ist der Herbst noch weit fort. In den Stuben ist es eng und dumpf. Die Lunge braucht immer erst ein paar Tage, bis sie auf die neue Atmosphäre eingestellt ist. —

Die hohe Politik hat auch schon wieder begonnen. Ja, das prächtige neue Abgeordnetenhaus hat zum ersten Mal in seinem jungen Leben etwas erlebt, was dem alten in seinem langen Leben nicht mehr beschieden gewesen war: es ist ausverkauft gewesen. — Das klingt recht nach dem Theater. Aber es war ja auch so etwas wie ein Theater, was gespielt wurde. Der geplante große Mittellandkanal, der Rhein und Elbe verbinden soll, ist so recht eine Nuß, an der sich die gewiegtesten Wirtschaftspolitiker die Zähne ausbeißen konnten. Populär war der Kanal nicht; das merkt ja der Dumme, daß Landwirtschaft und Industrie sich seinetwegen in den Haaren lagen. Die Landwirtschaft sagte, ich lehne ihn ab, aber nicht etwa, weil er mir schadet, sondern hauptsächlich, weil er einem Teil der Industrie schadet, und die Industrie fordert ihn mit dem Brustton edelster Ueberzeugung, weil er gerade der Landwirtschaft profitabel sein würde. So schoben sie sich die Sache zu, wie jene beiden Kinder: „„Ach teile Du christlich! — Man brauchte keinem von beiden aufs Wort zu glauben, aber man regte sich doch noch nicht darüber auf. — Da kam ein Kaiserwort und der Kampf um den Kanal war populär! Und als er ausgefochten werden sollte, waren die Zuschauertribünen zum Brechen voll. Der Kampf der Krone mit den Konservativen, des Königs mit den Royalisten, — so etwas ist populär! Wie wird er enden? Ein Ausgang ist ja sehr gebräuchlich, wird es auch diesmal wieder so werden, daß die getreueste Opposition sich ergiebt? Offen gestanden, es haben wohl wenige der Zuschauer etwas anderes erwartet, man war nur gespannt, wie der Rückzug ge-

deckt werden würde, und nun: steifnäckige, wenn auch respektvollste Opposition! Ich meine, auch den Kanalfreunden, auch den Liberalen muß diese Hartnäckigkeit imponieren, grade weil sie so unerwartet kam. Die zweite Lesung hat heute mit einem Siege der Kanalgegner geendet und das, obgleich der alte kluge Miquel noch sein Sprüchlein für den Kanal hersagte und von jedem Vaterlandsfreunde Zustimmung forderte und — obgleich der Eisenbahnminister sogar den großen Kurfürsten in die Schranken reiten ließ und der Opposition zurief: Machen Sie doch was Sie wollen, der Kanal kommt doch, auch der große Kurfürst hat bei seinen Wasserbauten Gegnerschaft gefunden und sie doch durchgesetzt! Das war sehr deutlich gesprochen! Deutlicher ging es nicht, weil ja nach parlamentarischem Brauch die Person des regierenden Fürsten nicht in die Debatte gezogen werden darf! Aber hob sich nicht das Denkmal des großen Kurfürsten auf dem Sparenberg bei Bielefeld? — Als der Kaiser das der Stadt Bielefeld schenkte, ging die bekannte Begleitdepesche an den Geheimrat Hintzpeter mit dem Ausdruck festen Willens, den Weg zu gehen, den er sich vorgenommen, über alle Hindernisse fort wie sein großer Ahn, der Kurfürst! — Was für ein Jauchzen derer um Stumm und Manteuffel! In Bielefeld war der erste Gedanke an das Zuchthausgesetz entstanden; Landgraf, wir freuen uns, daß du hart bist und dem bösen Reichstag deinen Willen zeigen wirst, nun werden wir das Zuchthausgesetz doch bekommen und wenn uns bange werden will vor der großen Menge der Gegner, dann schauen wir auf das Denkmal auf dem Sparenberg und fassen neuen Mut! Aber wehe, wehe! Nun reckt sich der alte Kurfürst und spricht: euch grade will ich kriegen, ihr wasserscheuen Landratten, und — der Kanal kommt doch! — So ging die Depesche gar nicht gegen Sozialdemokraten und Ultramontane und Liberale und Sozialreformer, sondern gegen euch ging sie, gegen euch Ritter von der getreuesten Opposition! — Das war eine Enttäuschung! — Wenn man nach den Ferien vom kühlen Wald und von der Freiheit träumt und erwacht plötzlich im dumpfigen Berlin, das ist sehr unangenehm; aber viel unangenehmer muß es gewesen sein, als sie dem ehernen Kurfürsten auf dem Sparenberg zujubelten und plötzlich fängt er an gegen sie die Augen zu rollen. Sie freuten sich, daß er Sporen an den Füßen hat, die kann er brauchen gegen die Unruhstifter, da tritt er mit seinen Reiterstiefeln ihnen selbst auf den Fuß! — Man muß abwarten, wie lange sie das aushalten. Aber eins könnten sie schon jetzt daraus lernen: man soll recht vorsichtig sein mit Kaiserworten, besonders mit depeschierten, und man soll es zu verstehen suchen, daß auch anständige

königstreue Männer eine andere Anschauung als der König haben können und darum doch immer noch zu den „Vaterlandsfreunden" gehören können!

Ob man sich das für die Verhandlung des Zuchthausgesetzes merken wird? —

Auch auf den Hintertreppen kommt die Politik nicht mehr zur Ruhe. Heute Abend ist wieder eine Dienstbotenversammlung; Frau Lily Braun, eine Führerin der sozialdemokratischen Frauenbewegung, will Klassenbewußtsein unter die Dienstboten tragen. Nun giebt es gar nichts dummeres, als wenn ein Dienstbote Sozialdemokrat ist; das ist zu verstehen, daß man das ganze Dienstboteninstitut für verfehlt erklärt, aber so lange es Dienstboten giebt, wird es für sie von größtem Vorteil sein, daß sie eine Vertrauensstellung im Hause haben und nicht zähnefletschend der Herrschaft gegenüberstehen. Wer unter der gegenseitigen Chikane am meisten litte, steht doch dahin, aber für beide Teile wäre solch Kampfzustand die Hölle. — Anderseits ist die Bewegung selbst und die Organisation der Dienstboten aufs beste gerechtfertigt. Christliche Herrschaften werden das schwer einsehen; sie behandeln ihre Dienstboten gut und können darum nicht verstehen, warum nun der Lärm des öffentlichen Lebens den Frieden des Hauses stören soll. Aber wieviel wirkliche christliche Herrschaften giebt es? Es giebt hier auch Herrschaften wie den wahrscheinlich jüdischen Kerl, von dem in diesen Tagen berichtet wurde. Er hatte sein Dienstmädchen im Verdacht, daß sie Sachen seiner Frau benutze. Da hat er das Mädchen gezwungen, sich vor ihm bis auf die Haut zu entkleiden und dann hat er sie über einen Stuhl gelegt und mit dem Stock geschlagen. Nach einer Stunde befahl er ihr, nochmal sich zu entkleiden, weil er die Spuren seiner Heldenthat besichtigen wollte. — Der Kerl wird bestraft werden, auch wenn das Mädchen keinen Strafantrag stellen sollte. Solch Vorkommnis ist abnorm, aber das zeigt es, wie wehrlos solch Mädchen seiner Herrschaft gegenübersteht, und das zeigt es auch, welch ein Herrschaftsrecht sich solch Kerl meint anmaßen zu dürfen! Ob dabei die Gesindeordnung ganz unschuldig war? Sie giebt der Herrschaft das Recht gelinder Züchtigung. Das mag unter Umständen einem Kinde gegenüber am Platze sein, aber ob die Gefahr des Mißbrauchs nicht zu groß ist? Dann sollte das Recht lieber ganz gestrichen werden; der Schaden ist größer als der Nutzen. Schon als Agitationsmittel zur Erregung der Unzufriedenheit schadet es sehr. — Es gilt, den Mädchen einen Rückhalt zu schaffen, daß sie sich nicht verlassen

fühlen, sondern sich durch das Bewußtsein des Zusammenschlu
stärken lassen, und mancher Herrschaft wird es heilsam sein, den Di
boten nicht mehr in seiner Vereinzelung zu sehen, sondern als G
einer großen Organisation, die das Recht und die Ehre ihrer Gli
wahrt. All die Bedenken der Christen, so berechtigt sie sein mö
müssen schweigen vor der einfachen Thatsache: Wenn ihr die Org
sation nicht schafft, so thun es andere. Aber wundert euch dann n
wenn nicht euer Geist in der Organisation herrscht!

Anm. der Red. des „Volk". Wir glauben uns
Herrn Mitarbeiter recht zu verstehen, wenn wir seine Forder
so auffassen, daß nicht eine Organisation im Sinne der j
bestehenden gewerkschaftlichen Organisationen mit öffentlich-r
lichen Zielen gemeint ist, wohl aber eine möglichst inter
Arbeit der christlichen Vereine, besonders in den Großstäd
Was erstrebt werden muß und erreicht werden kann ist
daß jedes Mädchen, das gut beraten und mit gutem Willen, r
schaffen zu bleiben, in die Großstadt kommt, in erreichbarer Nähe se
Wohnung eine gleichgestimmte Gemeinschaft, christlich-sittlichen Rück
und in Notfällen Rechtskraft gegen Unrecht und Bedrückung fin
Die Marienheime in Berlin sind in dieser Hinsicht vorbildlich.

Berlin, 24. August 1899.

Die Dienstbotenfrage muß auch diesmal wieder behandelt werden. Ich muß mich doch mit der verehrlichen Redaktion auseinandersetzen, damit wir uns wirklich richtig verstehen. Ich meine auch, daß diese Auseinandersetzungen nicht unfruchtbar zu sein brauchen. Die Christen werden sich daran gewöhnen müssen, in den kommenden Jahrzehnten sehr viel von Berufsorganisation zu hören, ja sie werden wohl oder übel mit Hand ans Werk legen müssen, um die gemeinschaftsbildende und -stärkende Kraft des Christentums zu erweisen. Es ist wertvoll, daß gerade die Dienstbotenfrage den Christen jetzt ins Gewissen geschoben wird; da sind Verhältnisse, die sich leichter übersehen lassen, da sind Notstände, die auch ohne sozialpolitische Studien zu erkennen sind, da sind Menschen, die auf persönlichstes Interesse Anspruch haben. Anderseits liegen da auch besondre Schwierigkeiten: sehr viele von den Christen, auf deren Hilfe bei der Lösung dieser Frage gerechnet werden muß, sind Dienstherrschaften, also Arbeitgeber gegenüber ihren Dienstboten. Da wird es große Selbstlosigkeit fordern, eine Vertretung der Interessen der Dienstboten zu schaffen. Wenn es den Christen gelingt, so wäre das ein besonderer Beweis für die Vortrefflichkeit des christlich-sozialen Gedankens.

Ohne Organisation der Dienstboten selbst läßt sich nichts Durchgreifendes für sie thun. Wer nicht eine tüchtige Truppe hinter sich hat, wird seine besten wohlwollendsten Absichten nicht durchsetzen können. Er wird dem Mißtrauen der Herrschaften wie der Dienenden begegnen, und die Strömung wird an ihm vorüberrauschen. So ist es nicht genug, daß dem einzelnen Dienstmädchen Gelegenheit zu guter Gemeinschaft geboten ist, sondern es gilt, sie in großer Zahl zusammenzubinden durch die starken Bande gemeinsamer gleicher Interessen und das erwachte, geklärte, gestärkte Gemeingefühl auf gute Ziele hinzulenken mit weiser Hand. Der heutige Betrieb mit dem häufigen Stellenwechsel kann auch das tüchtigste Mädchen in eine Lage bringen, in der es den festen Rückhalt eines großen Verbandes mit seinen moralischen und pekuniären Hilfsmitteln schmerzlich entbehrt. — Ungenügende

Schlafstellen, Mißbrauch der herrschaftlichen Gewalt, mangelnde frei Zeit, mangelnde Freiheit zum Besuch des Gottesdienstes, schlechte Ver sorgung in Krankheitsfällen, — das alles sind weitverbreitete Schäden denen das einzelne Dienstmädchen wehrlos gegenübersteht, zu dere Beseitigung aber ein Verband viel beitragen kann. — An kleinere Orten läßt sich durch persönliche Fürsprache und Fürsorge noch vi erreichen, in großen Städten, namentlich in Berlin, muß man der Gesamtschaden zu Leibe gehen.

Damit ist nicht gesagt, daß man nun Dienstbotenversammlunge berufen soll. Die bisher berufenen ermuntern nicht zur Nachahmung Die einen waren von geschäftskundiger Seite berufen und dienten nu dazu, um für einen Dienerverein und seinen unabsetzbaren besoldete Leiter und für den Redakteur eines Dienstbotenblattes Stimmung z machen; sie sollen jämmerlich geleitet worden sein. Die andern Ve sammlungen waren sozialdemokratische Agitationsversuche. — Gera die besten Elemente unter den Dienstboten werden für beide Sorte Versammlungen nicht viel übrig haben. Hier gilt es eben wieder pe sönliche Agitation; hier ist für viele christliche Hände neue lohnen Arbeit. Warme christliche Herzen werden viel offene Thüren u freundliche Aufnahme bei den Dienstboten finden. Und die verständig Herrschaften werden gewiß lieber sehen, daß ihre Angestellten eine solchen Verbande angehören, der Verhetzung und Uebertreibung ve meidet und doch die Interessen der Dienstboten vertritt, als daß sie un eine Führung geraten, der die Garantie des christlichen Gewissens fe und die von Geschäfts- und Parteirücksichten bestimmt ist.

Christentum ist Wahrheit. Wenn Christen für andere eintrete so soll es geschehen ohne Uebertreibung und ohne Verschleierung. E muß jeder spüren, daß das auch der sicherste Weg zum Ziel ist. S sollen die Christen jetzt auch nicht an der Frage der Gesindeordnu mit geschlossenen Augen vorübergehen. Sie bietet so viel Stoff zu Kritik, sie hat so viel Ecken, aus denen Staub aufgewirbelt werde kann, daß die Christen sich hüten müssen, sich mit ihr zu identifiziere nur weil sie ein altes ehrwürdiges Erbstück ist. Konservativ und chris lich sind nicht identische Begriffe. Aber das können viele durchaus nic begreifen! — Das Christentum und die Sittlichkeit ist noch lange nic in Gefahr, wenn die Gesindeordnung revidiert würde! Im Gegente könnte die Sittlichkeit dadurch nur gefördert werden. Das Züchtigung recht ist schon einmal gestreift. Es ist bekanntlich eine juristische Rätse frage, ob eigentlich ein Züchtigungsrecht in der Gesindeordnung existie

oder nicht. Das Beste ist, daß man zugleich ja und nein darauf antworten darf, d. h. das Züchtigen ist nicht erlaubt, aber wenn Du doch Dein Dienstmädchen schlägst, hat sie kein Recht zur Klage. Natürlich darfst Du nicht geradezu bis zur Körperverletzung gegangen sein. — Aber wo die nicht strafbare Züchtigung aufhört und die Körperverletzung anfängt, das ist wieder ein feines Problem! — Man sollte wirklich eine Enquete aufnehmen, wie oft das Züchtigungsrecht benutzt ist und — von wem? Wenn es schon bis zum Prügeln gekommen ist, dann löst man wohl lieber das Verhältnis, das eben kein Vertrauensverhältnis mehr ist. — Zweierlei muß man hier unterscheiden: über ländliche Verhältnisse kann ein „Berliner Brief" nicht urteilen. Aber freilich auch dagegen sträubt sich das „moderne" Gefühl, daß erwachsene Leute auf dem Lande geprügelt werden dürfen. Und erwachsene Mädchen werden auch nur noch von solchen geprügelt und beschimpft, die dazu am wenigsten sittliche Befähigung haben. Für Unerwachsene liegt die Sache anders; so lange für die eigenen Kinder die Schläge zur Erziehung unvermeidlich sind, so lange wird man auch für solche jungen Dienstboten der Herrschaft das erziehliche Züchtigungsrecht zubilligen. Das ist ein Gedanke, der der Revision der Gesindeordnung zu Grunde liegen müßte: durchgängige Unterscheidung zwischen Erwachsenen und Unmündigen. — Schon giebt es für die Erwachsenen ein Mittel, sich die Prügel vom Leibe zu halten: sie haben das Recht der Notwehr! Sie dürfen wieder hauen! Daraus ergiebt sich die ganze Unsinnigkeit dieses verstaubten Paragraphen der Gesindeordnung: sie will das Dienstverhältnis zum Vertrauensverhältnis gestalten und stellt schließlich alles auf das Recht des Stärkeren! — Da ist der nackteste Lohnkontrakt besser! — Ebenso unsinnig ist gegenüber städtischen Dienstboten das Recht der Herrschaft, die Dienstflüchtigen mit der Polizei zurückschleppen zu lassen! Wer wird davon Gebrauch machen und seine Kinder, seine Möbel, sein Geschirr einer Person ausliefern, die durch bewaffnete Macht herbeigeschleppt ist! — Auch die Bestimmung ist nicht mehr zu halten, daß jedes Koalitionsrecht den unter der Gesindeordnung Stehenden versagt ist; ihnen droht Gefängnis, wenn sie durch Verabredung zur Arbeitseinstellung bestimmte Forderungen durchsetzen wollen! Nur durch ein Versehen bei der parlamentarischen Abstimmung ist das Gesinde vom Koalitionsrecht ausgeschlossen. Man sollte dies parlamentarische Versehen nicht zu einer Zwingburg machen, hinter der man sich verschanzt, um lieber auf den Wällen zu sterben, als diesen Paragraphen zu opfern. Das lohnt sich wirklich nicht! Auf zur Revision der Gesindeordnung!

Heute hat mich das „Berliner Tageblatt“ erquickt, das ich nach langer Zeit einmal wieder in die Hand nahm, weil es auf der Straße ausgebrüllt wurde wegen seines neuesten interessanten Dreyfusberichtes. O war das langweilig! Aber amüsant war der Leitartikel. Levysohn zittert, daß der König nachgeben und die Junker in Gnaden um sich behalten könnte. In seiner Angst schreibt er: Das geht nicht; der König ist jetzt konstitutionell! — und dabei vergißt der Schlaumeier, daß die Junker diesmal eine kolossale parlamentarische Mehrheit hatten. — Also wenn der König konstitutionell wäre — ? —

Berlin, 31. August 1899.

Montag, am Goethetag, war ich nicht in Berlin. Darum
nicht mit den Massen zu dem Marmorbild im Tiergarten
ıd zu dem Stolzen emporschauen. Was er wohl zu dem bunten
l zu seinen Füßen gesagt haben mag. Und was er wohl für
: gemacht hätte, wenn er all die Abhandlungen und Leitartikel
hte hätte lesen müssen, die an dem Tage unter seinem Namen
.t gingen! Er war ein Aristokrat vom Scheitel bis zur Sohle
e Zeit der Massenwirkung, des Lärms und des Profits ist ihm
ich. Er ist für jeden Kämpfer in unserer Zeit um so nötiger.
etwas haben, um sich hinzugeben. Wir müssen Aristokraten,
ıte sein, damit wir in der Masse nicht untergehen. Die Masse
zu lieben oder zu fürchten, das ist nicht der Weg, um die besten
s Volkes zu entwickeln. Aber darin hat unsere Zeit etwas
ır dem großen Geistesaristokraten, daß sie größere Hingabe
anze von dem Einzelnen fordert. Die ästhetische Ausbildung
n Geistes ist nicht mehr unser höchstes Ideal; die Kämpfe
ıge prägen es uns früh ein, daß andere auf unsere Kraft und
en einen Anspruch haben. — Goethe ist nicht Christus, in
Zeit alles findet, was sie braucht. Man mußte es sich gefallen
diesen Tagen Goethe preisen zu hören als Juristen und Päda-
ı Naturwissenschaftler; sein großer Geist war vielen Interessen
ınser tiefstes Interesse ist ihm völlig fremd geblieben. Nau-
ieb in seiner Wochenandacht über Goethe: Er ist ein frommer
oesen. Gewiß, Ehrfurcht vor dem Ewigen ist der Weg zur
'eit, und alle großen Geister haben diese Ehrfurcht. Aber
'urcht hat Goethe nicht zum lebendigen Gott geführt und
ıpfinden Christen, daß bei Goethes Frömmigkeit das Beste
ömmigkeit ist doch kein Tasten, sondern ein Halten am Un-
Frömmigkeit ist nicht das Ruhen auf sich selbst, sondern das
Gott. In unsern Tagen halten sie für Frömmigkeit, wenn
Wagnersche Oper mit Schauern der Ergriffenheit anhören;

wenn sie bei einer traurigen Geschichte Thränen der Rührung vergießen; wenn sie eine geistvolle Rede voll edler Gedanken bis zu Ende mit halbem Verständnis anhören und versuchen, sich etwas Erhabenes dabei zu denken; — da sollte bei den Worten eines Christen über Goethe der Ton nicht fehlen: das Eine fehlt ihm; den Weg zu Gott werdet ihr bei ihm nicht finden!

Ein anderer Großer ist jetzt im Tiergarten eingezogen. Unter den vielen Markgrafen in der Siegesallee steht nun auch einer, der nicht nur als Glied in der großen Kette der tüchtigen Herrscher interessiert, sondern dessen Persönlichkeit aller Herzen entgegenschlagen. Den alten Fritz erkennt man, auch ohne daß man erst die Inschrift des Postaments studiert. Er sieht da noch nicht alt aus, der alte Fritz. — Im alten Reich ist auch ein Kaiser Markgraf in Brandenburg gewesen, auch sein Standbild ist nun enthüllt, aber wer weiß etwas vom Kaiser Karl IV. dem Luxemburger! Ein Herr von Bismarck repräsentiert einen märkischen Großen zu Karls Zeiten. Dem Kopf werden sich mehr Blicke zuwenden als dem Standbild des Kaisers. Dem alten Junker verdanken wir mehr als dem Luxemburger! — Die Markgrafenallee ist zugleich eine rechte Junkerstraße. Kaum ein Markgraf, der nicht seinen Junker zur Seite hätte! Die Allee muß man einmal entlang wandern, dann wird man aus der alten Geschichte her die neueste Geschichte besser verstehen. Den Stolz und Trotz der Junker und den schweren Kampf, den es den Markgrafen kostet, sich von seinen Junkern zu trennen! Es gehörte die ganze ungeschichtliche Denkart des Liberalismus dazu, um zu meinen, daß der Kanal die auseinanderreißen werde, die Jahrhunderte hindurch mit einander gekämpft, gelitten, gesiegt und geherrscht haben. — Und wenn die liberalen und andere gute Leute nun nicht gleich so laut geschrien hätten vor lauter Freude, wer weiß, vielleicht wäre es doch noch etwas anders gekommen! Nun mußte der Markgraf stutzig werden und machte vermutlich das einfache Rechenexempel: was haben mir die einen geleistet und was werden mir die andern leisten? Die einen kenne ich, die andern sind doch eine recht gemischte Gesellschaft! — Und so blieb alles — wie es gewesen war, trotz der Depesche an Hintzpeter, trotz der Rede in Dortmund! Recht fatal mag die Schlußsitzung des Landtages für den alten vornehmen Hohenlohe gewesen sein; erst hatte er so scharfe Worte reden müssen und nun zerfloß all sein Zorn in ein müdes Bedauern! — Uebrigens glaube ich gewiß, daß der Kanal das nächste Mal doch genehmigt wird. Das zweite Mal frondiert es sich schlechter, besonders wenn eine Zeit der Besinnung und Vereinzelung dazwischen gelegen hat. Die Formel

wird dann die sein, wie sie sich jetzt schon leise ankündigt: nachdem wir uns die Sache noch einmal genauer überlegt haben, sind wir zu einer anderen Anschauung des Kanals gekommen, der ja so viele Seiten hat, und da uns die Regierung auch mancherlei unserer dringendsten Wünsche zu erfüllen verspricht, verbleiben wir nicht mehr bei unserm starren Nein. — Dann sind die wirklich zu bedauern, die alle ihre Hoffnung darauf gesetzt hatten, daß der Kaiser, in seinem monarchischen Bewußtsein von den Monarchisten gekränkt, sich den Vertretern des majoritätsseligen Konstitutionalismus in die Arme werfen würde! — Die jüdisch-demokratische „Welt am Montag", deren ständiger Mitarbeiter Herr v. Gerlach ist, ist offenherzig genug gewesen, die schöne Weiterentwicklung zu verraten: „So lange es gilt, mit dem Adel Abrechnung zu halten, aber auch nur da und nur so lange soll er (der Kaiser) uns ein willkommener Mitstreiter sein!" — Man kann es einem Hohenzollern nicht verdenken, wenn er lieber mit seinen störrigen Junkern als mit solchen Kompagnons zu thun haben mag, die ihre politische Hilfe wie einen Wechsel „auf Zeit" anbieten! — Die Junker sind nun gefestigter als je. — Wie soll man da soziale Politik treiben?

Die Frage wird bei den National-Sozialen vielleicht zu manchen ernsten Auseinandersetzungen führen. Naumann setzte all seine Hoffnung auf den Kaiser; das war von jeher manchem seiner Parteigenossen unbegreiflich. Nun sah er sich am Ziel seiner Wünsche: liberales Ministerium, Landtagsauflösung, allgemeines Stimmrecht — eins von den dreien mußte jetzt für Preußen kommen, oder am besten alles dreies auf einmal und nun? Vielleicht daß nun doch mancher in Naumanns Lager die Lust verliert, weiter mit zu hoffen und zu harren! Und er selbst? Vielleicht daß er selbst nun maßvoller wird in seinem Haß gegen die Konservativen. Sie haben die energische Gegnerschaft jedes ehrlichen Sozialreformers reichlich verdient, aber blinder Eifer schadet nur. Und der blindeste Haß sollte nicht die Grenze des Anstandes überschreiten. Es ist im höchsten Maße unfein, wie die „Hilfe" den vor kurzem aus dem Zuchthaus entlassenen Freiherrn v. Hammerstein*) in die Polemik hineingezogen hat. Ein christliches Blatt sollte an solche durch schwere Schuld und schwere Sühne vernichtete Existenz nur mit mitleidiger schonender Hand rühren, nicht aber mit hämischen Glossen ihn der verhaßten Partei als einzige Rettung empfehlen!

Die Konservativen dominieren jetzt. Ihre Charakterstärke hat einen ungeahnten Lohn empfangen. Wenn sie die doch auch bewiesen

*) v. H., der ehemalige Chefredakteur der „Kreuzzeitung".

hätten im Kampf für die Sozialreform zu Zeiten, wo der Wind von oben nicht mehr so daher fuhr wie im Februar 1890! Daß sie den Kanal ablehnten, das wird ihre Herrschaft nicht dauernd erhalten, aber wenn sie sich die Februar-Botschaft vornehmen wollten, um sie zu Thaten umzugestalten, das könnte ihnen frisches Wasser, kein Kanalwasser, auf ihre Mühle bringen! — Die Winterkampagne wird darauf deutliche Antwort geben. Die zweite Lesung der Zuchthausvorlage wird nicht allzulange mehr auf sich warten lassen. Da wäre eine größere Gelegenheit für Seiner Majestät allergetreueste Opposition als bei dem Mittellandkanal! Leider ist es nicht zweifelhaft, wo die Rechte kämpfen wird: auf der Seite der größten Feinde der Sozialreform, auf der Seite derer, die die Februarbotschaft für abgethan erklärt haben! Da muß man es begrüßen, daß sie im Reichstag nicht die Majorität haben wie im Landtag. Christlich-Sozial ist eine schwere Politik: es giebt zu bohren und zu werben und zu kämpfen, bis immer mehr von denen herübergezogen sind auf die Seite der Sozialreform, die durch ihr christliches Gewissen und durch ihren stolzen Spruch **noblesse oblige** am meisten verpflichtet und befähigt sind die Sache der Schwachen zu ihrer Sache zu machen. Vorläufig wollen sie diese Pflicht nicht erkennen; da gilt es rücksichtslos Scheuklappen wegzureißen. —

Berlin, 7. September 1899.

Das Sedanfeiern soll aus der Mode gekommen sein. Viele zarte Seelen fürchten, daß die jugendlichen Gemüter durch die Erinnerungen an den großen Krieg blutdürstig werden könnten. Anders paßt es nicht ins Parteiprogramm; denn Kriege werden nicht ohne Soldaten durchgekämpft, und der Militarismus darf doch nicht populär sein! — Man wollte schon die Schulfeiern abschaffen. 25 Mal Sedan feiern, das genügte; die Spätergeborenen können sich an der Einführung der Gewerbefreiheit, der Erfindung der neuen Orthographie oder an der Begründung des Lokalanzeigers berauschen, — das ist alles nicht so blutig wie Sedan! — Aber diesmal haben die Schulen doch noch gefeiert. Wie wichtig das ist, davon weiß jeder zu rühmen, der sich noch daran erinnern kann, wie lieb ihm auf der Schule stets der 2. September gewesen ist, weil es da frei gab! Diese natürlichen Grundlagen des Patriotismus soll man doch ja nicht unterschätzen. — Diesmal war der Sedantrubel lebendiger als je. Wenigstens bei uns in der Vorstadt. Die offizielle Illumination „Unter den Linden" und wo sonst Staatsgebäude stehen, die mit staatlichen Geldern feierlich sich herausputzten, soll diesmal viel schwächer gewesen sein. Darum lief auch nicht alles dorthin, um sich zur Feier von Sedan totzudrücken, sondern die Jungens feierten an Ort und Stelle. Für schreckhafte Leute war das nicht, aber Sedan ist populär geworden, das konnte jeder verspüren! Völlig ohne Programm knallte es bald hier, bald da, und Raketen stiegen ganz gegen alle Polizeiordnung und die feurigen Frösche fuhren zischend über die Straße und dazu quietschte es in Entzücken und in Entsetzen in allen Tönen bis tief in die Nacht hinein! Schön war es gar nicht, aber mehr wert als manche patriotische Bratenrede unter Fracks und Uniformen mit Sekt und Tafelmusik war es doch! Das waren fast lauter Sozialdemokratengroschen, die da verpufft wurden, nicht in heiliger Begeisterung fürs Vaterland, aber doch eben weil Sedan war; und an Sedan weint man nicht, obgleich das schöne Frankreich damals von der Tête der Zivilisation hart heruntergesetzt wurde, sondern an Sedan macht man Festtags-Krawall, obgleich man dabei an den alten Kaiser, an Moltke und an Bismarck denken muß! Das neue deutsche Reich ist nun einmal doch populär geworden auch bei den Jungens der Vorstadt trotz Vater Liebknecht

und seinen fürchterlichen Grimassen! — Eine Freude fehlte den Jungens, und darum wars doch fast nur die halbe Freude: sie konnten keine Anschlagsäule anstecken! Das war nachgerade liebe Festtagsgewohnheit geworden; wie die Bergbewohner auf den Höhen Scheiterhaufen schichten und auflodern lassen, so loderte an den Ecken der Berliner Straßen bald hier bald da eine feurige Säule auf! Wer wollte bestreiten, daß das eine recht geschmackvolle Beleuchtung war! Das Material brannte ausgezeichnet; ein Papier immer auf das andere geklebt, das giebt nach einigen Wochen eine ganze dicke Schicht von Papier und Mehlkleister, und dazu braucht man noch nicht mal die Erfindungsgabe des Berliner Jungen, um das billige Feuerwerk mal zu probieren. Das ist verboten; in der Stadt ist überhaupt viel mehr verboten als draußen in der Provinz. Aber die Berliner begriffen eben nicht, warum nur die Bergbewohner ihr Freudenfeuer haben sollen und so trotzten sie allem Verbot und all den freiheitsfeindlichen „Blauen". — Aber diesmal half kein Trotz; die Säulen waren abgekratzt bis auf den eisernen Kern; da war jeder Feuerungsversuch vergeblich. Gestörte Romantik!

Wenn „Das Volk" jetzt noch in Berlin wäre, hätte es mit eigenen Augen das neueste Naturwunder anstaunen dürfen, vor dem sogar die Berliner bewundernd stille stehn. Der erste elektrische Omnibus rollt an dem früheren Heim des Volks vorüber. Aber was nützt einem nun der elektrische Omnibus! Und wenn er wirklich schon seine regelrechten Touren aufgenommen hätte! — Die Berliner sollen blasiert sein, aber das sind sie nicht; denn für ihren elektrischen Omnibus haben sie eine fast naive rührende Liebe. Ob der brave Ohm Paul sich nicht eine schwere Reiterei gegen die englischen Windschneider zulegen wird? Die alten schweren Omnibuspferde werden bald billig zu haben sein. —Und was dann neues kommt? O dann kommt bald die Zeit, wo man aufjauchzt, wenn man wieder einmal ein richtiges lebendiges Pferd in den Straßen Berlins einhertraben sieht und wenn es dann wieder eine Automobilausstellung giebt wie jetzt, dann erhält das Pferd die goldene Medaille, weil es ein Automobil ist ohne Explosionsgefahr und ohne Reparaturkosten. — Aber bis die Zeit kommt, werden wir alle mit Wonne Automobil gefahren sein und der eiserne Zwang der Eisenbahn wird gebrochen sein.

Die August-Konferenz hat getagt. Das ist eine altberühmte kirchliche Versammlung. Die Lutheraner, die ihr Bekenntnis durch die Unionsbestrebungen bedroht sahen, traten zusammen zum Schutz des

Bekenntnisses. Viel charaktervolle, treue Männer haben in den Reihen dieser Konfessionellen gestanden. Der alte Büchsel hat zu ihnen gehört, der in den Märzstürmen 1848 feststand. Der sich weigerte, die auf den Barrikaden Gefallenen zur Gruft zu begleiten! Alle Pastoren hatten Befehl erhalten, den blutigen Zug zu begleiten, den der König dann auf dem Schloßhof mit entblößtem Haupt begrüßte, — aber Büchsel ging nicht mit und hinterher hat ihm der König dafür Dispens erteilt. Der alte Büchsel hat dann lange als Generalsuperintendent in St. Matthäi in großem Segen gewirkt und wie hat er den mutigen Stöcker anerkannt! — Auch Kleist-Retzow gehörte zu den Konfessionellen, der pommersche Junker ohne Furcht und Tadel, der Freund Bismarcks, der doch seinem Freunde so unverzagt entgegentrat, als er die Staatspolitik unheilvoll in die Kirche eingreifen sah. Er gehörte zu denen, die für die Freiheit der Kirche die evangelischen Christen aufriefen. Und wie folgten sie seinem Rufe! Das waren mächtige Versammlungen, als man forderte, daß die Kirche nicht gehindert sein dürfe ihr Eigenleben besser auszuleben, nicht nur als Anhängsel des Staates! Das war ein Kämpfen um hohe Ideale und sie alle haben damals mit Begeisterung mitgekämpft, die noch jetzt zur Augustkonferenz gehören. Und sie standen Stöcker so tapfer zur Seite, der doch nicht zu ihrer Gruppe gehörte!

Die diesmalige Augustkonferenz stand unter dem Eindruck des Heimganges Knaks, der lange Jahre im Vorstand der Konferenz gesessen. Er war der Sohn des alten Knak, des Sängers von „Laßt mich gehen". Der alte Knak war einer von denen, die es zuerst wieder wagten, der Naseweisheit der Berliner zum Trotz sich offen als Christen zu bekennen. Noch viele Jahre später konnte man es erleben, daß die guten Berliner, wenn sie einen mit dem Gesangbuch zur Kirche gehen sahen, ihm nachriefen: „auch wieder so ein alter Knak". Das ist nun anders geworden. Das hat Stöckers Wirksamkeit doch erreicht, daß man ungeschoren mit dem Gesangbuch zur Kirche gehen darf. Der Berliner hat sich daran gewöhnt, daß es auch hier noch Christen giebt. — Freudig war die Konferenz gestimmt, weil ihr geistiges Haupt, der Führer der Konfessionellen, Holtzheuer, zum Generalsuperintendent in Magdeburg ernannt war. Früher war wiederholt davon die Rede, aber dann hieß es: ein Konfessioneller wird nicht mehr zum Generalsuperintendent erwählt.

Der ehrwürdige Generalsuperintendent Braun betonte in seiner Eröffnungsandacht die bleibende Bedeutung der Augustkonferenz: sie hat den objektiven Grundlagen des religiösen Lebens zum Recht zu

helfen gegenüber dem zügellosen Subjektivismus. Die besondere Gabe des Luthertums ist ihm die anbetende Versenkung, wie Maria zu Jesu Füßen; da muß es sich gefallen lassen, daß man es unpraktisch schilt. Es soll in die debattierende, politisierende, radfahrende Zeit hineinrufen: seid stille, damit ihr die Ewigkeit nicht verliert. Das empfindet jeder, der in der Arbeit steht, wie wohl solche Mahnung thut, nicht die Stille zu verlieren. Aber muß nicht diese Stille gerade tüchtig machen zur Arbeit? Sollte das Luthertum nicht gerade recht praktisch sein! — Ist nicht die „unpraktische“ Stille eine falsche Stille, aus der es gilt herauszutreten? — So zugleich von innerster Zustimmung und leiser Sorge wurde ein christlich-soziales Herz auch betroffen, als die getadelt wurden, die durch Nachgiebigkeit gegen die „vergnügungssüchtigen und habgierigen Instinkte“ die Menge gewinnen wollen. Wer wollte das auch! Oder sollte doch christlich-soziales Wirken damit gezeichnet sein? Wir stellen uns aber getrost auch mit dieser Arbeit auf die Seite derer, von denen Braun sagte: „Die machen das Volk am reichsten, die die ewigen Ziele im Auge haben“. Gewiß „die jetzt gährende Unzufriedenheit weicht keiner menschlichen Veranstaltung“, — denn sie war von Anfang und wird bis ans Ende bleiben, in allen Ständen — aber können nicht auch menschliche Veranstaltungen Quellen geistlichen Segens werden? (Sonntagsgesetz, Krankenkassen, Wohnungsverordnungen.)

Geheimrat von Gerlach leitete die Versammlung. Seine Begrüßungsworte waren bemerkenswert: „Früher machte man der Augustkonferenz Vorwürfe, daß sie hinarbeite auf die Auflösung der Landeskirche; jetzt sind diese Vorwürfe, die nie berechtigt waren, verstummt; jetzt herrscht ein gemeinsames Arbeiten mit dem Kirchenregiment.

Wie die Zeitbestimmungen zu deuten sind, ist nicht ganz klar. Aber das „früher“ geht offenbar auf die Zeiten unter dem alten Kleist-Retzow! Professor v. Nathusius bot in seinem ganz ausgezeichneten Vortrag reiche Erquickung. Das war der ganze Luther, der freie. Luthertum ist modern durch und durch! Glaubensfreiheit macht auch frei und freudig zu kirchlich-sozialer Arbeit. Nathusius rief dazu auf.

Möchte der freie Geist Luthers lebendig wehen unter denen, die sich nach ihm nennen! Der Geist des Glaubens, mit dem er seinem Kurfürsten antwortete, der ihn schützen wollte: ich getraue mich wohl eher Ew. Kurfürstliche Gnaden zu schützen, denn daß ich Eures Schutzes bedürfte!

Berlin, 14. September 1899.

In Berlin wohnen doch recht verständige Leute. In London und Wien sind sie außer sich darüber, daß französische Offiziere ihren Kameraden verurteilt haben und nun wollen sie die Weltausstellung nicht mitmachen: „Das ist meinem Vater ganz recht, wenn mir die Hände frieren, warum kauft er mir keine Handschuhe!“ — Ueber diese Logik sind wir in Berlin vorläufig erhaben. In den Zeitungen machen auch unsere Juden jämmerlichen Spektakel, aber Geschäft — is Geschäft! Es war wirklich amüsant, wie der Spektakel in Juda-Pest anfing und sich von dort fortpflanzte allüberallhin, wo Juden Geschäfte und Weltgeschichte machen. Nur in Paris war es still. Der „Lokalanzeiger“ hatte schon ein Extrablatt für den Pariser Entrüstungstaumel gerüstet und nun war die große Neuigkeit die, daß dort alles merkwürdig ruhig geblieben ist. Aber draußen, wo die Welt nur durch jüdische Tintenklexer über die welterschütternde Dreyfusgeschichte unterrichtet ist, dort brach die Wut aus. Und ein Geschäft ist doch dabei: vielleicht kriegt man nun die Plätze auf dem Ausstellungsterrain billiger! Dafür lohnt schon sich zu entrüsten. Oder meinen sie wirklich, das Volk wird nicht in Paris sich ausstellen!? — Allzuviel Hochachtung braucht man vor der französischen Militärjustiz nicht zu haben; aber das müßten doch jämmerliche Hanswürste sein, die sich von diesem Geheul imponieren ließen. Man denke nur, was wohl unser deutsches Militärgericht sagen würde, wenn gegen seinen Urteilsspruch solche Schmutzwellen aus dem Ausland herangespritzt kämen. Ob es dann wohl sein Urteil kassierte? — Aber freilich der Vergleich paßt nicht: wir haben einen Monarchen und im Offizierkorps keine Juden. Frankreich hat vom einen zu wenig, vom andern zu viel. — Wirklich die schöne Republik hat es weit gebracht in einem Jahrhundert; der Despot an der Newa ist ihre Stütze und die Juden und Demokraten brechen die Geschäftsbeziehungen ab!

Berlin hatte am Sonntag einfach keine Zeit zur Entrüstung, weil es das Rennen um den großen „Berliner Preis“ in Friedenau mitmachen mußte. Mußte, denn da der Lokalanzeiger den Preis ge-

stiftet hat, durfte kein rechter Berliner zu Hause bleiben. — Nun will die Stadtverordnetenversammlung demnächst beschließen, daß die Stadt Berlin die Weltausstellung ignorieren soll. Da im roten Hause die Juden unbestritten herrschen, ist solch Beschluß selbstverständlich; es handelt sich doch um „Unser einen". — Aber wenn nun der Dreyfus begnadigt wird, ob sie dann auch ein Geschäft machen werden mit der Gnade? Dann steigen die Preise wieder auf der Ausstellung — Es ist zum Lachen, wie sich die Panamisten in Paris für die verfolgte Unschuld in die Tinte werfen! — Wie lange sich die guten Leute in London, Paris und Berlin wohl noch von den Juden an ihrer klugen Nase werden ziehen lassen? —

Die kleine Politik bewegt hier viel mehr Herzen und Lippen als die große. Auf die Dienstbotenversammlung ist eine Versammlung der Herrschaften gefolgt. Eigentlich tanzen beide an der Strippe desselben geschäftskundigen Schlaumeiers. Der will sein Stellennachweisbureau in die Höhe bringen und nun macht er sich die nötige Reklame oder läßt sie für sich machen und — es kostet ihm nicht mal etwas. Auf die Dauer wird es bei dieser Geschäftsreklame nicht bleiben. Entweder werden die Sozialdemokraten oder die Christen die Bewegung in die Hand bekommen. Vorläufig ist das noch nicht entschieden. Aber entscheiden wird es sich ganz gewiß bald. Es giebt kurzsichtige Christen; die meinen, die Wellen werden sich verlaufen, die Sozialdemokratie wird auf die Dauer nichts ausrichten. Aber so haben sie immer gesprochen und die Sozialdemokratie ist gewachsen und hat die Propheten ausgelacht. Und warum soll sie bei den Dienstboten keinen Erfolg haben? Etwa weil sie unter der alten ehrwürdigen Gesindeordnung leben? In der That, das war früher ein gutes Gesetz. Wollte es doch ein Pietätsverhältnis herstellen zwischen Herrschaft und Gesinde. So war das Gesinde versorgt, wenn es krank wurde, wenigstens bis zum nächsten Kündigungstermin. All die freien Arbeiter waren in der Krankheit schutzlos; ihr Arbeitgeber hatte nur ihre Kraft gekauft, was gingen sie ihn an, wenn sie krank wurden! — So war es — früher! Seitdem hat sich die Welt oft um sich selbst gedreht und — die *freien Arbeiter*, die nur im nackten, kalten Lohnkontrakt arbeiten, sind jetzt *in Krankheitsfällen besser versorgt* als die im Pietätsverhältnis der ehrwürdigen Gesindeordnung Arbeitenden! Die freien Arbeiter zahlen ihre Beiträge zur Krankenkasse und dafür sind sie bei Krankheitsfällen auf 13 Wochen mindestens versorgt! Eine Krankenkasse ist ein sehr kaltes geschäftsmäßiges Institut, da ist gar nichts von Pietätsverhältnis dabei: d

Kranken brauchen nicht mal Dank schön zu sagen, wenn sie ihre Kassengelder erhalten, — gewiß, aber sie sind versorgt und das ist doch recht wichtig! — Die Gesindeordnung schützt ihre Unterstellten nicht! Sie überläßt sie der Güte der Herrschaft! Sie setzt natürlich voraus, daß die Herrschaft ihr Gesinde, wie es das Gesetz gedacht hat, als Familienglieder behandelt und darum in Krankheit gesund pfegt. Das setzt sie voraus, aber wer garantiert, daß es geschieht? — Ein christliches Gewissen, ein freundlicher Sinn (und der ausreichende Geldbeutel), das sind die einzigen Garantien! Gott sei Dank, oft sind sie noch da und dann merkt es das Gesinde. Aber wenn sie nun fehlen? — Ist dann nicht die kalte Krankenkasse viel besser als das vergeblich erhoffte freundliche Herz? Hier scheiden sich die Wege vieler Christen von den Christlich-Sozialen. Die einen sagen: wir wollen den Leuten predigen, daß sie ihrem christlichen Herzen besser folgen; das ist gut und nötig. Hoffentlich kommen gerade die in die Predigt, die es brauchen! Denn es nützt nicht, denen die Predigt zu halten, die es sich schon allein sagen. Und eine Frage: wer predigt denn den Juden die Christenpflichten gegen ihre Dienstboten??

Wir Christlich-Sozialen gehen den Weg auch: Schärfung der Gewissen der einzelnen; aber freilich darauf wollen wir nicht warten, bis die Gewissen geschärft sind, denn wir bilden uns nicht ein, daß die sündigen Menschen auf einmal Engel werden. Wir kennen die Macht der Sünde und darum bauen wir nicht gern auf „das gute Herz", sondern suchen Garantien zu schaffen, die auch dem bösen Willen standhalten! Darum arbeiten wir zugleich an den Herzen und an den Verhältnissen. Und ist es unchristlich, für das Gesinde das Gleiche zu erstreben, was die freien Arbeiter haben: Schutz in Krankheit auf mindestens 13 Wochen?

Wissen Sie, wie es zur Zeit hier oft dem kranken Gesinde geht? Das Mädchen wird auf einen Monat gemietet. Vierzehntägig ist dann die Kündigungszeit. Gegen Krankheit ist sie versichert durch einen Verein, dem die Herrschaften einen Beitrag zahlen. Aber wehe, nun wird sie wirklich krank, dann zahlt der Verein die Krankengelder, so lange er eben muß, nämlich so lange dem Mädchen nicht gekündigt ist. Aber die Herrschaft wird vom Verein veranlaßt, beim nächsten Termin zu kündigen! Also oft nach 14 Tagen hört die Zahlung auf! Und wer tritt dann ein? Die armen Verwandten, oder das Ersparte, oder — die Armenpflege! — Ach wie gut hat es doch ein Arbeiter, der bloß in der kalten Lohnarbeit steht!! Der ist auf mindestens 13 Wochen versichert!

Mit dem bürgerlichen Gesetzbuch wird es besser. Da ist die Herrschaft für 6 Wochen verpflichtet, aber länger nicht!

Jeder Christ muß wünschen, daß das Pietätsverhältnis zwischen Herrschaft und Gesinde erhalten bleibt, das ist sehr wichtig für die christliche Familie, darum werden die Christen die Gesindeordnung, die dies Pietätsverhältnis schützen möchte, zu erhalten suchen, so lange es geht. Aber wenn sie das Pietätsverhältnis nicht mehr schützt? Wenn sie die Unterstellten der Willkür preisgiebt? Was dann? Ist es dann unchristlich, auf Revision der Gesindeordnung zu dringen oder sie zu ergänzen?

Und wenn nun der einzige Weg zum Ziel der ist, daß man Organisationen schafft, in denen die Mitglieder Schutz und Hilfe finden? Sind Organisationen unchristlich? Können sie nicht grade helfen, das alte Pietätsverhältnis wieder zu stärken? Wenn sie von Christen geleitet werden und nicht — von Sozialdemokraten!

Wissen Sie, warum Organisationen auch nötig sind? Damit die Mädchen im Stande sind, das zu erreichen, was ihnen gesetzlich gewährleistet ist! Hängeböden sind polizeilich verboten und — sie werden doch gebaut und die Mädchen schlafen darauf. Die Polizei kann nicht überall sein, aber die Organisation und ihre Vertrauenspersonen können überall sein! — Gesundheit und Sittlichkeit soll nach dem Gesetz geschützt sein. Aber wenn doch der Berliner Grund und Boden so teuer ist, und darum die Mieten so hoch und die Räume so knapp sind? Wenn nun doch einmal dem Mädchen kein Schlafgelaß geschafft werden „kann", wie es das Gesetz vorschreibt, (z. B. kein Durchgang für das männliche Personal)? — Dann wird allein die Organisation durchsetzen, was Rechtens und christlich ist. In solch ein Haus wird die Organisation eben keins ihrer Glieder mehr schicken und — passen Sie auf, dann geht auf einmal, was vorher nicht ging!

Berlin, 21. September 1899.

Es ist Herbst geworden. Aber kein schöner Herbst. Naß und kalt, recht, um den Schnupfen zu kriegen. Und wenn nun erst die Parlamente wieder ihre Tagung beginnen; das wird erst ein Schnupfenwetter! Das Kanalgewitter wird vorüberrauschen mit einigen Regenschauern und — der Kanal wird bewilligt werden; dunkler sind die Wolken, die über dem Reichstag hängen: wird das „Gesetz mit dem Zuchthausparagraphen" Annahme finden? Man möchte es nicht glauben und doch — seit der glänzenden Ablehnung in der ersten Lesung ist manche Coulisse geschoben und manches Wort drang durch den Vorhang durch und man merkte: sie üben schon für den neuen Akt mit seinen Ueberraschungen. — Selbst der Sozialdemokratie wird es ungemütlich. Das merkt man aus dem offiziellen Bericht des Parteivorstandes für den Parteitag in Hannover. Der „Vorwärts" hat ihn heute veröffentlicht und manches darin macht einen staunen. Man war bisher gewohnt, daß die Sozialdemokraten die Vertretung der Arbeiterinteressen gepachtet hatten und nun hebt der „Vorwärts" hervor, daß die ganze deutsche Arbeiterschaft ohne Rücksicht auf die Parteizugehörigkeit den Entwurf ablehne. „Wo immer Arbeitervereinigungen sich zu ihren Generalversammlungen zusammenfanden, auch solche, die ausgesprochenermaßen zu dem Zweck der Bekämpfung der Sozialdemokratie ins Leben gerufen wurden: überall wurde Widerspruch gegen die angekündigte Zuchthausvorlage erhoben und in entschiedener Weise gegen jede Beschränkung des Koalitionsrechtes protestiert und dessen Erweiterung verlangt." Das ist ja gar nichts Neues und die einfache Wahrheit, — aber daß der sozialdemokratische Parteivorstand die Wahrheit zugiebt, das will viel sagen. Denn wo bleibt dann der stolze Ruhm, daß es nur eine Arbeiterpartei giebt? — Die christlichen Arbeiter sind nicht so dumm, daß sie die roten Katzenpfötchen nicht spüren. Diesmal paßt es dem Kätzchen so, drum macht es ein recht freundliches Gesicht, aber deswegen bleibt es doch bloß eine Katzenfreundlichkeit. Warum verzichtet der „Vorwärts" auf sein imposantes Trarah und warum thut er so kameradschaftlich? Weil er wohl weiß, daß die Opposition der andern Arbeiter tausendmal wertvoller ist, als die gewohnheitsmäßige Opposition der Nichts-„als"-Krakehler! Wem außerhalb des Sozialdemokratenlagers macht es wohl Eindruck, wenn Sozialdemokraten sich sittlich entrüsten, aber wenn Arbeiter, die im täglichen Kampf mit den Sozialdemokraten stehen, ein Kampfgesetz gegen die Sozialdemokratie ablehnen, das macht nachdenklich! — Wenn die Sozialdemokraten schlau wären, könnten sie daraus viel

lernen: wie wichtig es für die Gesamtinteressen der Arbeiter ist, daß nicht die Sozialdemokraten allein sich als Arbeitervertreter aufspielen! — Es giebt keine unglücklichere Politik, als die vielen Bäche der Arbeiterbewegung alle in den großen roten Kanal zu leiten. Da ginge viel frisches Wasser verloren! Die christlichen Arbeiter sollen getrost ihren eigenen Weg gehen, damit dienen sie der ganzen Arbeiterbewegung am besten. — Was hat der „Vorwärts" Zetermordio geschrien, als christliche Bergarbeitervereine sich bildeten; damals wurde die Parole ausgegeben, man solle den Führer dieser christlichen Gewerkschaft „vor den Bauch treten", und jetzt? Jetzt konstatiert der Parteivorstand „eine Thatsache, die von unschätzbarer Bedeutung für die Lohnkämpfe jener Bezirke ist". Dort haben sich nämlich „die bestehenden Organisationen der Arbeiter — unbekümmert um ihre religiöse oder politische Richtung — zusammengefunden". „Die Einigung eröffnet die Aussicht, daß in Zukunft die Arbeiter der beiden industriellsten Provinzen Preußens in der Arbeiterbewegung endlich jene Rolle spielen werden, die ihnen nach ihrer Zahl und Intelligenz zukommt". Hört! Hört! „Ohne Rücksicht auf ihre politische oder religiöse Ueberzeugung müssen die Arbeiter zusammenstehen!" — Dann wird der Parteivorstand demnächst wohl die Parole ausgeben, daß künftighin die Arbeiterbewegung und die Sozialdemokratie nicht mehr wie bisher verquickt werden und daß neben den sozialdemokratischen Gewerkschaften auch die christlichen Gewerkschaften vollgültiges Existenzrecht haben! — Was waren das damals für Unkenrufe, als die christlichen Sonder-Organisationen gebildet wurden: Wie würden sie der Arbeiterwelt schaden, und nun — muß der sozialdemokratische Parteivorstand sie anerkennen. — Dies Zugeständnis wollen wir festhalten, wir werden es nach manchen Seiten hin noch brauchen können. — Liebknecht hat diesen Bericht gewiß nicht geschrieben. Ob Auer? ob Bebel? — Bernstein wird in Hannover auf dem Parteitag seinen Kopf nicht einbüßen, aber vielleicht legt Liebknecht dort endgültig die Redaktion des Zentralorgans nieder. Langweiliger kann es auch danach nicht redigiert werden.

Feuer hatte der „Vorwärts" ausnahmsweise einmal neulich bei der Besprechung des böhmischen „Ritualmordes". Da war Rasse darin! Eigentlich war die Sache viel zu zweifelhaft, aber da ein Jude dabei im Spiel war, war er prinzipiell von vornherein unschuldig. Aus den Prozessen gegen unschuldige Juden kommt man nicht mehr heraus. Es ist nur gut, daß man weiß, wer die Zeitungen und die Stimmung macht. Da glaubt man nicht gleich an die Schuld, aber an die Unschuld noch viel weniger!

Auch hier in Berlin haben jetzt wieder drei der Edelsten der Nation das Mißgeschick gehabt, in ihrem Menschheitsbeglückungseifer mißverstanden zu werden. Einer hieß Arendt, einer Levy, einer Bernstein. So klangvoll wie ihre Namen, so klangvoll waren auch die Prospekte von faulen Gründungen, die sie in die Welt setzten. Ein stammverwandtes Blatt schreibt und, man merkt, wie Mitleid und Bewunderung miteinander kämpfen: „In Arendt vereinigten sich eine Energie und Gewandtheit, die ihm vermutlich zu dauernden geschäftlichen Erfolgen verholfen hätten, wenn diese Eigenschaften nicht mit einer sträflichen Gewissenlosigkeit gepaart gewesen wären!" Sträfliche Gewissenlosigkeit, — nein, das darf wirklich nicht sein! — Dieser Kerl hat trotz (?) seiner sträflichen Gewissenlosigkeit die Börse beherrscht und man hätte auch vorher so etwas „Sträfliches" nicht gesagt; ob man es damals noch nicht wußte? — Jedenfalls jetzt, wo er gefaßt ist, weil er den jungen Zirkusdirektor Renz ausgewuchert hat, jetzt weiß mans! — Nun giebt es erst noch einen glänzenden Prozeß, wobei man den Fritz Friedmann sehr vermissen wird, und dann wandert der Menschenfreund zu seinem andern Freund Friedmann hinter die Mauern, wo schon so mancher Börsenstern erloschen ist. Und dann geht ein neuer Stern auf!

Sehr erregt ist Berlin über einen Mord an einem italienischen Bildhauer. Die Motive liegen im Dunkeln. Mehr und mehr vermutet man einen Racheakt. Der Verstorbene war nämlich, wie der „Lokalanzeiger" „so schön" sagt, ein Don Juan. Namentlich Ehefrauen von einer gewissen Größe lud er gern in sein Atelier. — Es ist empörend, mit welcher romantischen Leichtfertigkeit die Presse über diesen dunklen Hintergrund der furchtbaren That pikante Lichter huschen läßt. Aber für eine gewisse Presse giebt es eben kein sittliches Urteil mehr, sondern wenns nur interessant ist! — Diese geistige Verödung ist eine viel größere Gefahr, als alle Sozialdemokraten und Anarchisten zusammen!

Noch ein Wort zur Dienstbotenfrage: Ein freundlicher Rechtsgelehrter hat den Briefschreiber darauf hingewiesen, daß mit dem bürgerlichen Gesetzbuch das Züchtigungsrecht gegenüber dem Gesinde wegfällt. Der neue Paragraph sagt aber nichts Neues. Auch die Gesindeordnung kennt kein „Züchtigungsrecht", aber gegen „geringe Thätlichkeiten" steht dem Gesinde kein Klagerecht zu. Und der Paragraph bleibt auch künftig unverändert mit all seinen Konsequenzen. So erklärte hier ein anderer Rechtsgelehrter.

. . –

Berlin, 28. September 1899.

Die Stadtverordnetenwahlen sollen bald stattfinden. Früher gab es da oft einen Sturm auf das „rote Haus". Seit langem sitzen die Herren da drin ungefährdet auf ihren Sesseln. Langsam dringen die Sozialdemokraten vor, nicht nur in der Wählerabteilung, wo die Masse den Ausschlag giebt. Aber der alte öde Liberalismus, das freisinnige Philistertum hält sich im roten Hause wunderlicher Weise doch noch immer; hauptsächlich wirkt da die Macht der Gewohnheit, aber noch mehr die fein eingerichtete Verwaltungs- und Wahlmaschine; wo man die Ehrenämter und die anderen Aemter möglichst mit gesinnungstüchtigen Bezirksgrößen besetzt, da ist man vor Ueberraschungen bei den Wahlen sehr gesichert. Solch eine Größe hat in ihrem Bezirk viel Einfluß und ihre Gunst ist vielen etwas wert, noch mehr ist ihr Groll zu fürchten, darum wird sie mit tötlicher Sicherheit immer wieder gewählt. Natürlich soll bei solchen Ehrenämtern nicht der Parteistandpunkt maßgebend sein; es ist dann eben ein glücklicher Zufall, daß man fast nie vorbeirät, wenn man einen städtischen Würdenträger als einen waschechten Freisinnigen taxiert. Entweder liest er das „Tageblatt", dann ist er Jude oder sentimental; oder er liest die „Vossische", dann ist er gebildet oder gemütlich; oder er liest die „Freisinnige", dann ist er einer der seltenen Freisinnigen, denen die Partei über das Geschäft geht; oder er liest die „Volkszeitung", dann ist er Jude und rabiat. — Sonderbar, daß diese Gesellschaft sich noch immer halten kann. Und dabei agitieren ihre Werke so heftig gegen sie. Jeder Mieter von Berlin stöhnt über die hohen Mietspreise, aber wer hat die Grundstücksspekulation mit angesehen? Die hohen Väter der Stadt. Und sie haben nichts gethan, um das Aufschnellen der Bodenpreise zu hindern, um Land für die Stadt aufzukaufen und dort von Stadtwegen billige Wohnungen zu errichten. Das würden alle Mieter wohlthuend an ihren Geldbeuteln merken, wenn die Stadt als Bauherr die Preise drücken wollte. Aber sie wird sich hüten! — — Und warum lassen sich die Mieter das gefallen? Wenn nun kein Mieter mehr einen „Manchestermann aus Prinzip oder Geschäft" ins rote Haus senden würde? Wo blieben dann wohl die Manchesterleute aus Prinzip oder Geschäft?

Jeder Berliner räsonniert über die Straßenbahnen. Als man in den Provinznestern schon längst elektrisch fuhr, quälten sich hier noch die Gäule, um die Pferdebahnwagen langsam durch die Straßen zu schleifen. Warum fuhr man bei uns noch nicht elektrisch? Weil die Aktien so gut standen und die Aktien gehörten — nicht den Leuten, die in der Pferdebahn saßen und die Stadtväter wählten. Es ist noch nicht lange her, da war die Gelegenheit gekommen, da konnten die Väter im roten Hause sprechen: wir wollen unseren Berlinern eine Freude machen. Wir nehmen die Pferdebahnen in eignen Betrieb. Jeder Steuerzahler fährt dann in seiner Pferdebahn. Sie bringt soviel ein, daß es sich schon lohnt, die „Große Berliner" selbst zu übernehmen. Das wäre eine Freude für die Berliner gewesen, aber die Aktionäre wären traurig gewesen, die ihre Dividende so lieb hatten. Und wer kann die armen Leute weinen sehen? — Nein, man hat das Gesicht gerunzelt und gesagt: diesmal soll es euch noch einmal geschenkt sein, aber dafür müßt ihr freilich die Pferde abschaffen und elektrisch fahren und die Fahrpreise ermäßigen. Das haben sie mit Wonne gethan. Nun wächst der Verkehr von Tag zu Tag und jeder Groschen, den der Fahrgast zahlt, sollte ihm zurufen: was bist du für ein dummer Kerl gewesen, daß du einem Stadtvater deine Stimme gegeben hast, der aus Prinzip die Aktienbesitzer nicht weinen sehen konnte! — Aber meinen Sie, die Fahrgäste der Elektrischen werden das nächste Mal klüger sein und anders wählen? Sie werden sich hüten, denn wo blieben dann unsere altgewohnten freisinnigen Stadtväter! Ruhe ist die erste Bürgerpflicht.

Schließlich kann man von keinem verlangen, daß er sein eigenstes Interesse als Stadtbürger wahrnimmt, aber verlangen muß man, daß er sich um das Wohlergehen seiner Mitbürger kümmert, sogar um das Wohlergehen der Führer und Schaffner der Straßenbahnwagen. Die Stadt könnte Garantien fordern für eine angemessene Anstellung der Angestellten der großen Gesellschaft, der sie den gewinnbringenden Betrieb auf eine lange Zeit wieder überlassen hat. Namentlich die übermäßige Ausdehnung und die Unregelmäßigkeit der Zeit des Dienstes ist ein schwerer Uebelstand. In Einzelheiten liegen da manch bittere Ungerechtigkeiten. So beklagen sich die Schaffner der „neuen" Gesellschaft, daß sie mehr Dienst haben als die Schaffner der „alten", nur 3 Tage im Monat frei, während die der „alten" 4 freie Tage haben, und daß ihr Gehalt nur bis zu 90 Mk. ansteigt, während das Gehalt der anderen bis zu 100 Mk. beträgt. Eine Willkür, die nur der in ihrer verbitternden Wirkung nachempfinden kann, der weiß, wie diese

ums Brot kämpfenden Klassen über jeden Groschen und jede freie Stunde sich freuen. Die unterschiedliche Behandlung ist um so charakteristischer, als die „alte“ und die „neue“ Gesellschaft in Wahrheit eine einzige Gesellschaft bilden. Aus Geschäftsgründen hat man die äußere Verschmelzung bis zum Januar nächsten Jahres hinauszuziehen gewußt. Wäre die Stadt Besitzerin geworden, so hätte sie einen großen Musterbetrieb schaffen können und die vielgeplagten Kutscher und Schaffner mit ihren Familien hätten aufgeatmet!

Sozialen Geist könnten wir im roten Hause brauchen; in der Verwaltung der eigenen Betriebe, in der Vergebung von Arbeiten an Unternehmer könnte die Stadt einen gewaltigen wohlthätigen Einfluß ausüben. Aber die Landgüter der Stadt mit ihren Schnitterwohnungen — das waren keine Musterbetriebe, und Prozesse mit Angestellten und Streiks unter den städtischen Gasarbeitern haben gezeigt, wie wenig bisher die soziale Arbeit der Stadt etwa mit den Leistungen der städtischen Verwaltungsarbeit sich messen kann. Berlin hat es bisher noch nicht zu einer städtischen sozialen Kommission gebracht, in der unablässig beraten werden könnte, wie man mit den reichen Mitteln den Wunden der Großstadt entgegenwirken kann. Noch haben wir keine städtische Wohnungskontrolle, um den Wohnungsmißständen abzuhelfen, und am meisten zu verwundern ist es, daß auch die Fürsorge für die Jugend noch so wenig vollkommen ist.

Berlin ist stolz auf seine Schulbauten, die in der That meist stattliche Paläste sind, aber damit ist die städtische Fürsorge auch fast a[illegible] Ende. — Man wird auch nicht allzuviel von einer Verwaltungsbehörd[illegible] erwarten dürfen; es gehört christlicher Geist dazu, um Kinderherzen [illegible] pflegen und nur die christliche Liebe wird opferwillig und erfinder[illegible] genug sein, um in all die tiefen Nöte hinabzusteigen, in denen tause[illegible] von Menschenknospen hier ersticken. Aber das hat doch in den weite[illegible] Kreisen Verwunderung erweckt, wie wenig glücklich von der Stadtsch[illegible] behörde kürzlich die Frage der Kinderarbeit behandelt wurde.

Ein Lehrer Agahd in Rixdorf hat das Verdienst, zuerst ein[illegible] von der Seite der Schule aus die Kinderarbeit enthüllt zu haben. [illegible] kannt waren die Gefahren der Kinderarbeit denen schon lange, die [illegible] den Häusern der Armen Zugang hatten. Nun ist die Frage der Kin[illegible] arbeit endlich auch im roten Hause energisch angegriffen. Es kl[illegible] so schön, als der Stadtschulrat sagte, daß durch frühe Arbeit die Ene[illegible] des Kindes gestählt wird und es so tüchtig wird für das Leben. [illegible] meist möchte man wünschen: laßt doch das Kind erst Kind bleiben [illegible]

wird früh genug hinaus ins Leben geworfen und kann dann noch lange seine Energie stählen. — Gott sei Dank, Berlin hat noch Kinder, richtige, glückliche Kinder, nicht nur im vornehmen Westen, sondern auch in den Arbeiterquartieren. Aber die Kinder, die ums Brot arbeiten müssen, sind keine Kinder mehr. Wie oft blicken die Augen so alt aus dem Kindergesicht, oft so müde, oft so gemein, oft so geschäftsklug, oft so sorgenvoll. — Wenn doch die klugen Herren lernen wollten, welch großer Unterschied ist zwischen dem Arbeiten, das erzieht, und dem Arbeiten um Geld! Arbeiten ums Geld vernichtet jedes Kindesherz. Freilich wollen wir die kleinen Helden und Heldinnen bewundern, die schon so früh beitragen müssen zum Unterhalt ihrer Familie, die so früh das Kämpfen und das Sorgen lernen, aber wir danken Gott, daß wir haben glückliche Kinder sein dürfen und wer möchte sein Kind ums Brot arbeiten lassen? Nun dann wollen wir auch alles thun, um a l l e n Kindern ihre Kinderzeit zurück zu erobern, damit sie alle einmal eine Zeit gelebt haben, wo sie sich noch nicht s o r g e n mußten! — Was war das für ein netter Junge gewesen und nun war er zum Spitzbuben geworden! Warum? Weil er so früh gelernt hatte, was Geld wert ist; da sah er ein 20-Markstück liegen, wofür er sonst viele Wochen lang arbeiten mußte in seinem freien Nachmittage bis in den Abend hinein, — und da hat er nicht widerstanden! Wer wagt ihn zu richten! — Oder wer wundert sich über die Frechheit, mit der oft solch Kind den Eltern entgegentritt? Es weiß: ich verdiene; Vater braucht meine Arbeit und mein Geld. — Da liegt ein tiefer Schade unseres Volkslebens. — Das dunkle Kapitel läßt sich nicht leicht erschöpfen; wir werden noch oft darauf zurückkommen. Die einfache Christenregel muß die sein: urteile über die Kinder und ihre Arbeit, als ob sie deine Kinder wären! — Die Stadtverordneten ließen ihren Stadtschulrat im Stich; das wollen wir ihnen danken.

Berlin, 6. Oktober 1899.

Der Oktober brachte uns den Umzugstrubel. Auf den Straßen standen oft Haus um Haus die Möbelwagen. Man sieht da in die Geheimnisse manches Haushalts hinein. Wie wenig und wie schlecht sind oft die gesamten Habseligkeiten einer Familie; aber um so mehr hängen sie an ihren wenigen und schlechten Sachen und mit großer Sorge und Vorsicht marschiert die ganze Familie neben dem Wägelchen mit dem abgetriebenen Gaul und ängstliche Blicke hängen an dem hochaufgetürmten Hausrat, der auf holprigem Pflaster manchmal bedenklich schwankt. — Ich habe diesmal mit besonderem Interesse den Umziehenden nachgeschaut; Unglücksgefährten verbindet ein enges Band. Auch ich muß umziehen, auch ich bin bald ein unterthänigst ergebener, in Abhängigkeit zitternder Diener eines gestrengen Hauswirts, verkauft mit Hab und Gut dem Herrn über einige Quadratmeter Berliner Grund und Bodens. — Bisher war ich durch besondere günstige Führungen davor bewahrt ein Hausknecht zu sein und fühlte mich immer mit Stolz als freier Mann. Nie hatte ich einen Kontrakt unterzeichnet. Aber nun bin ich nur noch ein Sklave, ausgeliefert der Willkür meines Schlächtermeisters. Es ist ein Segen, daß mein Wirt ein gemütlicher Schlächtermeister ist. Als ich mich an das Studium des entscheidenden, vielbedeutenden Schriftstücks machte, das als Berliner Mietskontrakt berühmt ist soweit die deutsche Zunge klingt, ward mir doch manches bedenklich, aber wohnen mußte ich doch irgendwo, die schönen Tage von Aranjuez, die Tage der Freiheit, sind einmal vorüber, also man kneift die Augen zu und verkauft sich. „Ach" sagte mein Schlächtermeister, „wissen Sie, was da alles drin steht, wenn man das alles so nehmen wollte, — aber wissen Sie, danach muß man nicht gehen, sonst gäbe es ja beständige Zänkerei; dafür bin ich nicht, bei mir wohnen noch manche von früher her ohne jeden Kontrakt." — Es lebe das patriarchalische System; aber hoffentlich bleibt mein Schlächtermeister stets bei der guten Stimmung, sonst, — geschrieben ist geschrieben! Ich fühle mich dem Wohlwollen meines Hausherrn dankbar ergeben; mein natürlicher Stolz aber kann den unterschriebenen Kon-

trakt doch nicht verwinden. Zwei Vorstöße gegen Freiheitsbeschränkung habe ich mit Zagen und Erfolg gemacht; ich wollte vielleicht einen Vetter im Winter bei mir aufnehmen, aber ohne weiteres darf ich das nicht, es sind ja nicht meine Zimmer, die ich gemietet habe, ich darf sie benutzen und bezahlen, aber ich bin nur geduldet, ich bin ja nur „Mieter"; o wie bescheiden wird man, wenn man nur „Mieter" ist. Aber als Gipfel unerreichbaren Glücks taucht in erhabener Ferne der Wunsch auf, den man als Kind träumt: ach ich möchte König sein; — aber jetzt ist der Wunsch noch stolzer, noch traumhafter geworden, was sollen die Träume des Kindes vom „König", der von so vielen abhängig ist, — einer ist freier und mehr zu fürchten als der König: der Herr „Vermieter". — Ach ich möchte „Vermieter" sein! — Marquis Posa hätte in Berlin leben sollen, er hätte einen stolzeren Wunsch gehabt als die Gedankenfreiheit; er wäre vor den Hauspascha im Schlafrock und Pantoffeln, oder vor den gemütlicheren in der Schlächterschürze hingetreten und hätte gestammelt: „Sire, geben Sie mir Wohnungsfreiheit." — Also meinen Vetter darf ich künftig in meinen gemieteten Räumen aufnehmen. Das steht jetzt im Kontrakt. — Ob der Vetter kommt? Vielleicht nicht, aber ich d a r f doch etwas und das schwellt mein Herz. Sonst ist der Kontrakt durchgängig im Stil des absoluten Regiments gehalten: Der Mieter hat zu thun oder zu lassen, und das ist bis ins Einzelne hinein mit unzweideutigen Worten festgelegt. D i e Gebote brauchen keine Auslegung! — Aber e i n Recht habe ich mir noch errungen; ich darf mir einen Hund halten! Ob ich es thue, weiß ich gar nicht, aber ich darf es doch; denn der Satz ist auf mein Flehen dick ausgestrichen, der im gedruckten Kontrakt verbot „Haustiere irgend welcher Art" ohne schriftliche Genehmigung des Vermieters zu halten. Auch Kanarienvögel? Danach habe ich nicht gefragt.

Vor einem bangt mir noch, daß ich einmal den Abreißkalender vergesse abzuziehen. Wehe, wenn der erste des Monats kam und ich vergaß meinen Tribut an meinen Herrn zu entrichten; er hat dann nicht nur das Recht mich herauszusetzen und den Kontrakt für aufgehoben zu erklären, er hat auch das Recht für den neuen Monat, wo das Asyl für Obdachlose dann vielleicht die Pforten für mich öffnet, Mietsgeld von mir zu erheben — als „Konventionalstrafe", wie es ausdrücklich gedruckt steht. Strafe muß sein, warum vergaß ich auch den Abreißkalender! — Ich weiß, solche angstvolle Träume von der ungewissen Zukunft mit ihren Möglichkeiten beunruhigen nur den Neuling, den Anfänger im schweren Beruf, „Mieter" zu sein. Später

wird man abgebrüht, dann liest man die Bestimmungen, die man unterschreibt, gar nicht mehr vorher durch. Entweder der Herr ist gemütlich, dann könnte der Kontrakt chinesisch geschrieben sein und man würde sich doch unterschreiben, oder der Grundbesitzer ist ein Kriegsheld, gewillt seinen Unterthanen die strenge Faust fühlen zu lassen, nun gut: dann Krieg gegen Krieg! Und das Kriegsrecht hebt alle Vertragsbestimmungen auf! — Das ist wirklich die einfache Manier, mit der sich die meisten mit dem Hauspaschatum abfinden. Von dem Zarentum sagt man, es ist Despotismus gemildert durch Meuchelmord. Vom Berliner Hauspaschawesen kann man sagen: es ist Despotismus gemildert durch die Freiheit zu „rücken". Vom „Rücken" können nur Berliner etwas sagen. Es ist der Weg, auf dem viele der kleinen Leute ihre Freiheit und ihre Habseligkeiten vor dem Mietsherrn retten. Mit den Sachen haftet der „Mieter" für die Miete. Wenn die Zahlung nicht erfolgt, kann der „Vermieter" die Möbel in Beschlag nehmen. Aber wenn die „Rückkolonne" kommt in stiller Abendstunde und sie die Möbel auf die Straße schleppen und im Hallo damit davonjagen, — dann hat der „Vermieter" das Nachsehen. Die Sympathie derer, die dabei stehen, gehört dann immer den „Rückern"; es herrscht bei allen Jubel, wenn das „Rücken" gelungen ist. Ich will es natürlich nicht verteidigen, ich möchte überhaupt den Anschein vermeiden, als kännte ich nicht die Nöte und Schwierigkeiten der Herren „Hausbesitzer". Das ist oft eine Not um die Miete. Die Herren sind oft so abhängig wie ihre Mieter. Wehe, wenn sie die Zinsen an ihre Geldherren nicht pünktlich bezahlen, dann sind sie auch im Handumdrehen ihr Haus los! Und die besser situierten Hausherren haben doch auch viel Aerger mit faulen Mietern. Giebt es doch Mieter, die prinzipiell die Miete schuldig bleiben und dann rücken sie, und ein andrer Vermieter, der sie nicht kennt, nimmt sie ahnungslos auf, bis er sie kennen gelernt hat! Daß da die „Vermieter" sich zusammenthun, um ihre Interessen zu wahren, wer möchte ihnen das verdenken! Sie haben ihre Vereine gebildet und schwarze Listen solcher Mieter aufgestellt, die kein Geld, sondern nur Aerger ins Haus tragen. Aber das mochte ich doch mit diesem halb lachenden, halb weinenden Stoßseufzer gesagt haben: der Organisation der Vermieter muß eine Vereinigung der Mieter gegenübertreten, damit man die Freiheit, die man als Einzelner dem geschlossenen Hausbesitzerverband gegenüber mit seinem Kontrakt verloren hat, wieder gewinnt als Glied eines durch Vereinigung vieler Mieter mächtigen Vereins. Da kann denn gleich gegen gleich verhandelt werden und es wird gegen Willkür Schutz geboten.

Denn Willkür, ob Despotismus oder Patriarchalismus, ist unerträglich. Man muß es nur einmal am eigenen Leibe erfahren! Ich bin ja fein heraus mit meinem Schlächtermeister, aber ob es nicht viele Hausherren giebt, die auch auf eine schwarze Liste gehören, weil sie chikanieren und quengelieren! Wo ist der Mieterverein, der solche Liste führt, um Ahnungslose zu schützen! Fett gedruckt steht in meinem Kontrakt, daß ich versichere, alle Möbel, die in meiner Wohnung stehen, sind mein Eigentum. Das habe ich unterschreiben müssen! Aber wenn mein Vetter zu mir kommt und meine Mutter borgt mir für ihn ein Sofa -- wo bleibt dann meine Unterschrift? Ich sage es meinem Schlächtermeister und er wird gemütlich nicken, — aber wenn er nun nicht so gemütlich wäre, wo bliebe dann mein Kontrakt? „Freiheit, die ich meine", das Lied darf man nach 10 Uhr abends in Berliner Häusern überhaupt nicht mehr singen, weil kontraktgemäß musizieren nach 10 Uhr verboten ist, — ach, wenn man es nur während des Tages singen könnte, aber auch da bleiben die Worte einem im Halse stecken. -- Das Lied darf man nur singen als Vermieter; ein „Mieter" hat keine Freiheit.

Ueber den Spielerprozeß wird auch ein Brief handeln müssen. Er muß nur erst zu Ende sein, damit man das Bild in seiner ganzen Schönheit betrachten kann. Es ist ein markantes Bild unserer Zeit und weiter Kreise unserer vornehmen Welt. — Es paßt gut in die Zeit der Agitation für die Zuchthausvorlage! Wo ist wohl die größere Frivolität und Gefährdung des Vaterlandes, bei den streikenden Arbeitern oder bei den adligen Spielern? — Wo ist die Verschärfung der Gesetze nötiger: im gewerblichen Arbeitsverhältnis oder in den Disziplinarbestimmungen, denen die Herren unterstehen, die jetzt als Angeklagte und als Zeugen im Kriminalgericht in Moabit auftreten?

Berlin, 14. Oktober 1899.

Die Sache der „Harmlosen“ ist noch immer nicht zu Ende gekommen; ja zuletzt hat sie eine Wendung genommen, die selbst den Verteidigern nicht ganz harmlos erschien und darum haben sie um einen freien Tag zur Vorbereitung der Verteidigung gebeten. So wird das Schauspiel noch eine Weile fortgehen; der schließliche juristische Ausgang aber kommt für uns nicht in Betracht, das Urteil über diese goldene Jugend steht längst fest. Es erscheint ausgeschlossen, daß die „Harmlosen“ Falschspieler waren; freilich ebenso gewiß ist, daß der Falschspieler Wolff intim mit ihnen verkehrte. Auch wegen gewerbsmäßigen Glücksspiels werden sie kaum verurteilt werden, weil schwer zu beweisen ist, ob sie auf ihrem Spielgewinn ihren Lebensunterhalt basierten. Aber so viel steht fest, daß für diese jungen Herren das Spiel wichtigstes Lebensinteresse war. Und das ist die bittere Lehre, die dieser Prozeß für alle mit sich bringt, die ihr Volk lieb haben: es ist erschreckend, wie weite Kreise diese Spielleidenschaft ergriffen hat. Die drei Angeklagten, die unschuldig acht Monate lang in Untersuchungshaft gesessen haben, werden freigesprochen werden und die Glückwünsche ihrer Freunde und Kameraden empfangen, wie sie sie bei ihrer Haftentlassung empfingen; sie werden als Märtyrer erhobenen Hauptes von den Gerichtsschranken scheiden und wirklich, sie haben es gar nicht schlimmer getrieben, als all die anderen vornehmen Fürsten, Grafen und Barone, Offiziere, Referendare und Studenten, die da als Zeugen erscheinen mußten. Ihr Leben, ihr Denken ist typisch für weiteste Kreise der vornehmen Welt und — das ist das Traurige bei dieser Geschichte.

Offenbar sind sich die Herren bewußt, daß ihr Spiel nicht auf die Billigung der übrigen Kreise der Nation zu rechnen hat, denn man hat versucht, den Prozeß zu unterdrücken, weil sonst viele, viele Offiziere bloßgestellt würden; ja als die Angeklagten aufgefordert wurden, einen Sachverständigen zu nennen, der über die Spielgewohnheiten Auskunft geben könnte, sagten sie: wir könnten ja manchen unserer früheren Kameraden nennen, aber dadurch würden die kompromittiert. Sonderbar! Diese Herren, die einen so zarten Ehrbegriff haben, daß man sie

nicht schief ansehen darf, ohne Pistolenkugeln zu riskieren, treiben zu Hunderten Nacht aus Nacht ein Dinge, von denen sie nicht zu sprechen wünschen, weil sie sich sonst kompromittiert fühlen!

Zur Revision des Ehrbegriffs trägt dieser Prozeß wieder manches Steinchen hinzu. Mit welcher Verachtung sprechen sie jetzt von dem Juden Kornblum! Und doch haben sie mit ihm am Spieltisch zu sitzen sich nie geschämt. Das stolze Junkertum hegt eine tüchtige Portion Verachtung gegen schmutzige Juden und doch am Spieltisch: Junker und Juden von gleicher Leidenschaft gefesselt! Ob die Herren sich jetzt wohl schämen, daß solche Kornblume ihr Jeu-Bruder gewesen ist? — Wie jüdisch und jämmerlich hat sich der Kornblum benommen; erst spielt er mit den feinen Junkern und als sie nicht mehr mit ihm spielen wollen, schreibt er Artikel in sein „Tageblatt" und zeigt seine Kameraden an, und als es zum Klappen kommt, da ist er „verduftet" und auch der Kriminalkommissar v. Manteuffel kann den Kornblum nicht ausfindig machen! — Nein, das ist wahr, so erbärmlich wie dieser Jude hätte sich kein Junker benommen — aber Kameraden sind sie doch gewesen! Und der Kornblum wird früher auch kein Gentleman gewesen sein! Mit dem Falschspieler Wolff ist eine wirkliche Durchlaucht Arm in Arm gegangen, sie alle haben ihn für einen alten vornehmen Mann gehalten, keiner hat etwas von seiner Vergangenheit gewußt! Freilich ohne goldenen Schlüssel hätte er den Zutritt zu diesen exklusiven Kreisen wohl kaum gefunden. Sie wollten gewinnen und Wolff hatte Geld. Es scheint, daß das Gold auch unserer stolzen Aristokratie mächtig geworden ist! Und dann hätte sie ihr Bestes eingebüßt!

Wie schnell der Absturz auf dieser schiefen Bahn vor sich geht, hat der Prozeß gezeigt. Einer der Mitspieler mußte nach Amerika gehen, einer mußte sich eine Kugel durch den Kopf schießen, einer sitzt im Gefängnis. Lauter Adlige, lauter Söhne vornehmer Häuser, aufgewachsen in Wohlleben, erzogen nach dem zartesten Ehrenkodex! Die haben auch nicht gedacht, daß sie so enden würden! Und ihre Kameraden sahen dies Ende und -- spielen weiter! Sind sie nicht alle mit schuld an dem Ende dieser Kameraden? Wo bleibt da die Vornehmheit? Die Herren ahnen wohl kaum, mit welchem Ingrimm und welcher Verachtung das arbeitende Volk auf ihr leichtfertiges, wertloses Leben blickt.

Das ist die furchtbarste Folge dieses Prozesses: Der Haß gegen die vornehme Welt wird in den Herzen derer, die um ihr Brot arbeiten

und für Weib und Kind sich quälen müssen, zu Bergen anwachsen! Nicht nur in Sozialdemokratenkreisen, sondern bis weit in die Kreise der christlichen Arbeiter hinein ballen sich die Fäuste und die Mienen verfinstern sich: Dort werfen sie in einer Nacht mit Zehntausenden um sich und wir müssen um den Groschen uns sorgen! Ist es nicht so? Wenn man die Summen nennen hört, die dort für nichts verschlemmt, verjubelt, verlebt wurden, und denkt an die schwere Not unseres Volkes, an die vielen Arbeiten zum Besten unserer Brüder, die nicht so vorwärts kommen, wie sie müßten, weil das Gold zwischen den Fingern dort in den glänzenden Hotels, da rollt das Gold zwischen den Fingern unreifer Menschen und bringt nur Fluch und nicht so viel Segen, daß ein armes Mütterchen in ihrer Dachkammer einen Teller Suppe davon haben könnte, wirklich, da kann sich einem das Herz zusammenkrampfen gegen dies fluchwürdige Gebahren dieser vornehmen Selbstsüchtlinge und es bleibt auch nicht mehr ein Funken von Achtung gegen diese Glieder der vornehmen Welt!

Es ist kein Zweifel, alle diese Offiziere würden in der Schlacht mit Schneidigkeit ihren Mann stehen und mit Begeisterung für ihren König in den Tod gehen. Das alte preußische Junkerblut rollt in ihnen noch lebendig. Aber wird damit ihr „Spielen" gesühnt? Sie sollen als Muster männlicher Selbstzucht und vornehmster Aufopferung aller ihrer Kraft und Zeit im Dienst des Vaterlandes denen erscheinen, die nicht mit solchen Traditionen aufgewachsen sind, denen der harte Kampf des Lebens eine gleiche Erziehung nicht zu teil werden ließ, — aber diese Spieler sind keine Vorbilder. zu denen die Geringen im Volk aufsehen, um Vaterlandsliebe und Selbstzucht zu lernen. Manch Arbeiter wird sprechen: das sind Parasiten! Und wenn man auf den Krieg hinweist, bekommt man die Antwort: das werden wir erst sehen, wie sich solche Offiziere vor dem Feind bewähren werden! Am Spieltisch, in durchschwelgten Nächten wird man nicht feldtüchtig.

Noch schwerer ist es, offen über die Verhältnisse zu schreiben, von denen diese Menschen sprechen, wie von selbstverständlichsten Dingen. Der eine der Angeklagten hat ein Verhältnis mit der Lona Barrison gehabt, eine der berüchtigten fünf Schwestern Barrisons, die als Sterne des Berliner Tingeltangels berühmt geworden sind. Mit lasciver Unverfrorenheit erzählt er, daß es „nur drei Wochen" gedauert hat und daß er im übrigen nach der Richtung hin „wenig Ansprüche" mache. — Und diese Herren bewegen sich in den vornehmsten Salons, auf Hofbällen, auf Schlössern, die Lieblinge der Damen. die Ritter des

feinen Tones, sublimster „Ehre". — Und später stolzieren sie als Stützen von Thron und Altar einher und schimpfen wie Rohrsperlinge über die „grünen Jungens", die Sozialdemokraten, über die Unzufriedenheit des Pöbels, über die Ruchlosigkeit derer, die die gottgeschaffenen Stände stürzen wollen.

Das muß unmißverständlich ausgesprochen werden: innerhalb des Adels selbst begegnet diese Schmach des Spiels scharfer Verurteilung. Das „Adelsblatt" hat rücksichtslos seinen Standesgenossen die Wahrheit gesagt. Gerade weil wir die Mitarbeit des Adels an der Wiedergeburt des deutschen Volks nicht meinen entbehren zu können, weil unsere Arbeit darauf gerichtet ist, in den Kreisen der deutschen Arbeit auch dem alten deutschen Adel das Vertrauen zu erhalten, darum mußte die Meinung über diese unwürdigen Glieder des Adels deutlich gesagt werden. -- Wir möchten die Landwirtschaft erhalten helfen, auch die Güter des alten verdienten preußischen Adels — solch Spielerprozeß ist eine schlechte Vorbereitung der neuen Handelsverträge. Wie oft wird es da höhnisch heißen: wo ist die Not der Landwirtschaft, so lange die Herren Söhne noch so mit dem Geld um sich werfen können! Und der Hohn wird die besten Gegenargumente wegfressen. – Die Herren haben mit dem Gute und der Ehre ihrer Ahnen gespielt!

Das „Kleine Journal" verdient hier noch eine besondere Erwähnung. Es ist das Blatt all dieser Spieler, das Blatt, das dem Sport und der Börse dient. Es ist Lieblingsblatt vieler Adligen und vieler Juden, Lieblingsblatt der vornehmen Welt und der Halbwelt! -- Der rechte Vermittler! Redakteur ist ein jüdischer Herr Leipziger, bekannt als Verfasser eines berühmten Romans seines Blattes, der „Ballhausanna". Die Kenntnis der geschilderten Vorgänge war so intim, daß der Verfasser vorzog, anonym zu bleiben. Durch einen Nebenredakteur wurde die Autorschaft verraten. — Und dies Blatt wird unterstützt durch die Mitarbeit angesehener Führer der konservativen Partei!

Unsere einzige Hoffnung, daß diesem Verderben gesteuert wird, ruht auf dem Kaiser, dem mächtigen Herrn des deutschen Heeres. Er hat als Prinz Wilhelm in seinem Regiment das Spiel verboten und hat dem Verbot Geltung zu schaffen gewußt; er ist als Kaiser mächtig genug, um das Spiel für eines jeden deutschen Offiziers unwürdig zu erklären und der schneidige Korpsgeist der deutschen Offiziere wird dieser Meinung in allen Kasinos Geltung verschaffen!

Berlin, 21. Oktober 1899.

Wie oft haben wir schon eine Stöckerfeier begangen! Die Erinnerung an diese festlichen Abende gehört zu den schönsten Erinnerungen. So viel Herzenswärme, so viel Jubel, so viel innerste Zusammengehörigkeit prägt sich für die Dauer ein. Wenn sich Leute zusammenthun, um Stöcker zu feiern, so darf man schon glauben, daß das keine kühle offizielle Feier wird; die müssen einander gut verstehen, die sich zusammenthun, um Gott zu danken, daß er uns diesen Mann geschenkt hat. Und der Druck, der von außen auf alle diese Begeisterung sich legt, der verbindet die Herzen nur um so enger. Kriegskameraden fühlen sich enger verbunden als Leute, die nur im Frieden ihre Soldatenzeit abdienten. Die Feuer, die an den Stöckertagen entzündet wurden, waren immer Wachtfeuer im Kriegslager; da rückt man dichter zusammen, um sich zu wärmen. Draußen ist es so kalt und morgen muß wieder gekämpft werden.

Es war Walther Burckhardt, der im Jahre 1889 zum ersten Mal eine große Feier der Kriegskameraden zu Stöckers Geburtstag rüstete. In dem Jahre hatte ein kalter Wind geweht; aber am 10. Dezember brannten die Herzen um so wärmer. Stöcker wußte nicht, was seiner wartete und war in den Straßen Berlins unterwegs; endlich hatte man ihn aufgespürt und brachte ihn im Triumph in den großen Festsaal, wo die Freunde ihn erwarteten. Er war sehr überrascht über diesen „kleinen Kreis" von Freunden, denen er den Abend zu widmen sich hatte erbitten lassen. Damals hielt Walther Burckhardt die Rede auf den Mann, der wie der römische Ritter in den Abgrund gesprungen war, um seinem Volk zu helfen. — Und Stöcker freute sich seines jugendlichen begeisternden Adjutanten. — Uebers Jahr war Walther Burckhardt nicht mehr dabei. Grade in der schwersten Zeit war er uns genommen und aus dem Kampf zum Frieden eingegangen. Stöcker hat den Schlag nie verwunden. Auch am Mittwoch, bei der Feier, die Anlaß für diesen Brief wurde, gedachte er des unvergeßlichen Walther Burckhardts. — Die große Feier im Dezember 1890 in den

überfüllten strahlenden Räumen der Philharmonie stand unter dem Eindruck des großen Verlustes, aber auch unter dem Eindruck, daß solch Verlust nur treuer machen muß. Der Kaiser hatte damals seine volle Ungunst dem verabschiedeten Hofprediger gezeigt und doch fanden sich noch Männer, die dem Verabschiedeten Treue hielten. Als das damals ausgesprochen wurde, warnte ein nationalliberales Blatt vor diesem Demagogentum und eine „Liberale Kirchenzeitung" gab die Denunziation weiter. — Kleist-Retzow sprach, der Führer der Konservativen; er sprach über die Losung „Du sollst ein Segen sein" und zeigte, welch ein Segen Stöcker für sein Volk geworden ist. — Auch den Grafen Roon, dem Stöcker einen Reichstagssitz verschafft hatte, und Jakobskötter, den Erfurter Konservativen, habe ich auf solchen Stöckertagen reden hören und wie viel fröhliche Gesichter habe ich dort gesehen und wie viel warme Hände gedrückt, die nun auf Stöckertagen nicht mehr zu finden sind, denen Stöcker gleichgültig, ja lästig geworden ist. Manch einer ist darunter, der auf Stöckers Schultern sich nach oben gestreckt hat, und als er erst oben war, trampelte er auf die Schultern, die ihn getragen hatten. Es ist gut, wenn immer wieder die Treue geprüft wird, ob sie echt ist, und es ist kein Verlust, Talmifreunde zu verlieren. Stöcker hatte Recht, als er am Mittwoch über diese schweren Führungen seines Lebens sagte: es sind doch Gottes Wege, wir sollen immer mehr in die Tiefe geführt werden, damit wir immer besser lernen uns zu strecken nach dem, das vorn ist. Aber das bleibt auch wahr: wenn der Kaiser heute ein ferundliches Wort über Stöcker sagte, aus allen Mauselöchern kröchen Freunde hervor. Man würde sein blaues Wunder sehen, wie viel gute Freunde auf einmal auftauchten in Stadt und Land, in Talar und Uniform, in Parlamenten und Redaktionen! Und das ist — erbärmlich! Ehrliche Gegner achten ist nicht schwer: aber solche „Freunde" nicht zu verachten, das ist schwer. Kennen Sie nicht solche „Freunde"? Ich kenne davon eine Menge. Am besten spricht man mit ihnen gar nicht über das heikle Thema. Läßt man sich darauf ein, — denn es ist manchmal nicht völlig zu vermeiden, bei Besprechung kirchlicher Dinge Stöcker zu erwähnen —, so bekommt man sicher zuerst eine Zustimmung, daß der Mann zweifelsohne gewisse Verdienste gehabt habe, und dann kommen die „Aber". Meist sehr richtig und allgemein gehalten die bedauernde Bemerkung, daß er leider auch Fehler habe; aber dann frage nicht weiter, etwa worauf sich die Abneigung gründet, oder welches Laster so schauerlich hervorgetreten sei, — du bekommst keine Antwort: denn sie wissen nichts von Stöcker, sie reden nur, weil alle so reden, weil es jetzt offiziell nicht anständig ist, Stöcker

anzuerkennen. — Ein Trost liegt bei der Betrachtung dieses Gesinnungs-Herdenviehs obenauf: sie warten nur auf das Signal, dann trotten sie wieder anders einher.

Das sind einige der Gedanken, die nach der neulichen Feier aufstiegen; während der Feier war für sie kein Raum im Herzen, sondern warme Freude und Dankbarkeit beherrschten alle, die da im Stadtmissionssaal sich um Stöcker versammelt hatten. Daß er erst 25 Jahre in Berlin ist, wurde dort klar bewiesen; und doch kann man sich die Zeit schlecht vorstellen, wo Stöcker nicht in Berlin war. Was er der Stadt, und von hier aus dem ganzen Lande war, wird die Geschichte namentlich die Kirchengeschichte, noch oft erzählen. Mag man mit Hochdruck arbeiten, ihn in den Hintergrund zu stellen und andere als die wahren Väter des frisch pulsierenden christlichen Lebens in Berlin bengalisch zu beleuchten, — es nutzt ihnen nichts; tausend Herzen halten fest was sie erlebt haben, daß sie sich an Stöckers Glaubensfreudigkeit aufrichteten und Liebe bekamen durch sein Kämpfen zu dem Herrn, für den er arbeitet. An dieser flammenden Glaubensfreudigkeit sind die meisten der Scheite angezündet, die nun hier und da in Berlin fröhlich lodern. — Das war ein goldenes Bekenntnis, was am Mittwoch Pastor Burckhardt, der Bruder des Unvergeßlichen, ablegte: Wir Berliner Pastoren schöpfen immer wieder neuen Mut beim Blick auf den Jubilar; wir haben von ihm gelernt, wie man arbeiten muß mit Mut und Selbstverleugnung und charaktervollem Vorwärtsgehen. Wir wissen, wie anders es durch ihn in Berlin geworden ist. Wenn er von uns abgerufen wird, möchten wir wohl, daß er uns seinen Prophetenmantel zurückließ und einen Teil seines Geistes. — Burckhardts umfassende Thätigkeit wird anerkannt von vielen, die für Stöcker kein Wort des Dankes und der Anerkennung haben. — Nun wohl, ohne Stöcker wäre Burckhardt und viele andere Geistliche, die jetzt hier im Segen arbeiten, nie nach Berlin gekommen. Stöcker hat die Bewegung der gläubigen Kreise geschaffen und zum Siege geführt, die dann solche gläubigen Pastoren beriefen. Vor diesen Parochialvereinen und ihrer Agitation wurde von der Kirchenbehörde gewarnt; Burckhardt hat darauf erwidert, daß diese Leute sich im Gebet versammelten, ehe sie zur Wahl ihres Geistlichen schritten. — Es giebt hier viele, gerade in den höchsten Kreisen, die sich mit Bewußtsein der Früchte freuen, die Stöcker erkämpft hat; sie wissen, daß sie sie ihm verdanken und haben doch für seinen Kampf nur ein Achselzucken und weisen auf die Wunden, die ihm schmutzige Waffen der Feinde geschlagen haben. Freilich, es ist angenehmer, fern vom Kampf zu bleiben, dann giebts keine Wunden! —

Es giebt Gott sei Dank viele, die wissen, was sie Stöcker verdanken; das hat die Feier am Mittwoch gezeigt. Der 18. Oktober 1874 wird als Segenstag für die Kirche Berlins bestehen bleiben. — Stöcker that einen sehr ernsten Rückblick auf diese 25 Jahre. Selten sah ich ihn so bewegt, als bei dem Aufzählen aller derer, die ihm Kameraden waren und nun schon fortgegangen sind. Es vereint sich gut, was vielen Christen so unbegreiflich ist, das Kämpfen in der Zeit und das Ausschauen nach der Ewigkeit. Das ist das Geheimnis von Stöckers Wirksamkeit. Wir wollen es von ihm lernen.

Adolf Wagner war auch zu der Feier gekommen; in der Oeffentlichkeit sind die Wege der beiden alten Christlich-Sozialen auseinander gegangen. Aber Adolf Wagner unterläßt es nie, seine persönliche Freundschaft zu Stöcker zu bekunden. Die Treue wollen wir ihm danken.

Berlin, 28. Oktober 1899.

Die Winterkampagne ist in vollem Zuge. Die Stadtverordnetenwahlen stehen vor der Thüre und die Herren im roten Hause reden um die Wette „aus dem Fenster hinaus“; die Provinzialsynode tagt und wird von der großen Oeffentlichkeit wenig beachtet; der Landtag wird bald zusammentreten, um den Kanal — zu bewilligen, und im Reichstag wird der Kampf um das Streikgesetz entbrennen; wenn zu dem allem noch Lokal-Skandal kommt wie die Harmlosengeschichte und die Schändung der Bildsäulen im Tiergarten und wenn in der Ferne der Weltkrieg droht und auf den Straßen durch Flugblätter ausgeschrien wird, dann merkt man das Vibrieren des großen Resonanzbodens „öffentliche Meinung“ und man muß sehr fest das Ziel im Auge behalten, um nicht durch all diese Interessen zerrieben zu werden und als wandelnder „Lokalanzeiger“ zu nichts mehr brauchbar zu sein; man liest ihn und wirft ihn weg und weiß nicht mehr, was man gelesen und — hat auch nichts daran verloren.

Das Interesse der weitaus meisten Berliner wird durch die zerschlagenen Bildsäulen im Tiergarten in Anspruch genommen. Fast zu sehr. Es giebt doch in der Welt noch viel Dinge, über die man sich auch in Berlin noch mehr entrüsten könnte, als über dies Vandalenstück. Aber der Berliner hat starken Lokalpatriotismus und die Siegesallee hat sich mit ihren Marmorbildern das Herz des Berliners erobert. Sie gehört bereits zu den Schaustücken, zu denen jeder Besuch zuerst hingeführt wird. Der Berliner ist kein Weltbürger, darum ist ihm der Tiergarten wichtiger als ganz Afrika und über die betrunkenen Strolche, die da in der Nacht gegen die marmornen Nasen, Schwertgriffe, Federkiele und Pergamentrollen gewütet haben, ist sein Zorn noch grimmiger als über die englischen Helden in Südafrika. Es ist Unsinn, wenn man die Uebelthäter unter den politisch Unzufriedenen, durch die Sozialdemokratie aufgehetzten Arbeitermassen sucht; die sehen sich trotz aller Streikgesetze die alten Markgrafen und ihre Helden gern an und würden nicht gerade nach dem Tiergarten ziehen, wenn sie dem Kaiser einen Aerger anthun wollten. Es ist müßig, Vermutungen

über die Gesellschaftsschicht auszusprechen, aus der die zerstörungswütigen Trunkenbolde wohl stammen mögen. Aber immer mehr neigt sich die Meinung dahin, daß sie in ganz anderen Kreisen zu suchen sind als in der Arbeiterwelt. Daß gerade die Festlichkeiten in der technischen Hochschule von Charlottenburg mit all der Festbegeisterung und den studentischen Festgebräuchen stattgefunden hatten, beweist nichts, aber giebt doch eine Fährte, die man nicht außer Augen lassen darf bei Aufspürung der Missethäter. Es wäre schmachvoll, wenn sich diese Vermutung bestätigte. Leider darf man sie nicht von vornherein von der Hand weisen. Wer die Festtage mitgemacht hat, die seinerzeit zur Feier von Bismarcks achtzigstem Geburtstag viele hundert Studenten in Hamburg vereinigten, und wer noch die Feier in Friedrichsruh vor dem greisen Fürsten mit den großen Feueraugen und nach dem Jubelkommers mit dem Ueberfluten nationaler Begeisterung das Benehmen vieler Kommilitonen in den Weiberkneipen beobachtet hat, der ist leider von der Meinung für immer bekehrt, daß betrunkene Studenten nicht zu jeder widrigen That fähig wären. Die Masse ist nicht besser, ob es Studenten oder Arbeiter sind. Es gilt, aus der Masse die gewinnen, die edlen Gedanken und großen Zielen zugänglich sind und durch sie auf die Masse zu wirken.

Das „Kleine Journal“ hat ganz Recht: „Religion und Erziehung“ sind das einzige Mittel, um solche ordinären Thaten und harmlose Passionen zu bekämpfen. Es verdient doch der Nachwelt aufbewahrt zu werden, daß das „Kleine Journal“, das Vertrauensorgan der „Harmlosen“, das Blatt des Chefredakteurs Leipziger, des Verfassers der berüchtigten „Ballhausanna“, den freigesprochenen „Harmlosen“ Religion und Erziehung wünscht! Der Vorwärts hat darauf einen sehr guten Witz gemacht, er hat an Herrn Leipziger die Frage gerichtet, welche Religion er meine, da er ja für mehrere kompetent wäre.

Ob das „Kleine Journal“ „Erziehung und Religion“ auch von seinen Redakteuren verlangt? Einer seiner vornehmsten Redakteure war ja Zeuge in dem Prozeß, wo die Zeugen und die Angeklagten ganz gleichmäßig „unschuldig“ waren. Uebrigens lohnte es sich nicht, über das jüdisch-adlige Organ ein Wort zu verlieren, wenn sein Einfluß nicht in Kreise hinaufreichte, die man dem Autor der „Ballhausanna“ verschlossen wähnen sollte! Unser Hinweis im „Berliner Brief“ auf die Mitarbeiterschaft hoher konservativer Kreise am „Kleinen Journal“ hat kurz darauf von anderer Seite öffentliche Bestätigung empfangen; es wurden Namen genannt, von denen uns der eine auch

genannt war. Unmöglich können Mitarbeiter des „Kleinen Journals“ noch Anspruch auf die Achtung kirchlicher Kreise machen. Dies Blatt ist in seinem Annoncenteil nicht einmal von schmutzigen Anzeigen Pariser Fabrikate frei, wie ich mich noch kürzlich überzeugte. Mit dem „Kleinen Journal“ für „Religion, Kirche, Erziehung“ in den Kampf ziehen? Leider haben die genannten Herren ihre Mitarbeiterschaft nicht bestritten.

In der nächsten Woche kommen die Wahlen fürs rote Haus. Die Freisinnigen fühlen sich sehr sicher; sie renommieren ordentlich damit, was sie den Berlinern bieten können! Förmlich brüsk zeigen sie, wie sie sich von keinem Menschen am Mangel sozialen Verständnisses übertrumpfen lassen wollen. Der freisinnige Stadtschulrat ist besorgt, den Schutz gegen gewerbliche Ausnutzung der Kräfte der Schulkinder nicht zu weit auszudehnen; der Großdestillateur Max Schulz, bekannt als Anführer der Kolonne der Kneipenbesitzer bei den Kirchenwahlen und als zweiter Vorsitzender der Kirchenkommission des Abgeordnetenhauses, bekannt auch durch seine Insinuation gegen die Pfarrer, daß sie sich mit den Küstern gelegentlich die Kirchenkollekten teilten, bekannt auch durch sein großes Wort in einer kirchlich-liberalen Versammlung, daß man eine Kirche schaffen müsse, zu der auch solche gehören könnten, die nicht mehr an Ueberirdisches glaubten, — dieser bekannte Mann, Großdestillateur und Kirchenvater, hat neulich ein neues Lorbeerblatt in seinen freisinnigen Ruhmeskranz gewunden und hat dagegen protestiert, daß die Stadt etwa ihre Arbeiter mustergültig bezahle, damit erschwere sie den privaten Unternehmern die Stellung gegenüber den Arbeitern. Nicht wahr, es ist sehr wertvoll, daß solch Mann im roten Hause mitratet; sonst glaubt es keiner, daß es wirklich in unsern Tagen noch solch naiv-selbstsüchtiges Manchestertum geben könnte; gleiche Gesinnung bekundete ein anderer freisinniger Stadtverordneter, der mit Entrüstung gegen die Ansprüche der Angestellten der Zigarrenläden auf mehr Sonntagsruhe in die Schranken ritt. Er beruhigte die besorgten Geschäftsinhaber; solche Forderung würde nicht durchkommen; dafür sorge die Majorität im roten Hause.

Diese Majorität zu brechen, das wäre ein lohnendes Ziel! Mit diesen völlig unsozialen Freisinnsmännern fühlen wir nicht einen einzigen Gedanken gemeinsam. Besser wird man sich mit Sozialdemokraten verständigen als mit diesen Vertretern des ideallosen, veralteten Liberalismus. Die soziale Fürsorge ist bei den Sozialdemokraten in besseren Händen und die christliche? Ich glaube nicht, daß

ein Sozialdemokrat die Stirn und — den Geschmack gehabt hätte, Worte aus Bibel und Gesangbuch derart zu entwürdigen, wie es sich der freisinnige Jude Dr. Preuß in der Stadtverordnetenversammlung erlaubt hat. Nur der jüdische Fanatismus des Aergers oder des Siegestaumels macht es erklärlich, wie bei der Besprechung des Streites um die jüdischen Lehrerinnen an den Berliner Volksschulen der Herr die Profanationen so an den Haaren herbeiziehen konnte. Sein Auftreten erinnert ganz an das Auftreten von Juden gegen Ende der siebziger Jahre im roten Hause, das den Anlaß gab zu dem gewaltigen antisemitischen Entrüstungssturm, der den Juden zeigte, daß sie nur der Dummheit des schlafenden Michels ihre Herrscherstellung verdanken. Damals riet ein jüdischer Stadtvater dazu, das Herrenhaus desinfizieren zu lassen, weil die Generalsynode darin getagt hatte. Jetzt fordern die Juden für jüdische Lehrerinnen das Recht, an den verfassungsgemäß konfessionellen Volksschulen Berlins zu unterrichten. Das frivole Auftreten des jüdischen Hauptredners zeigt den Unterschied zwischen jüdischem Geist und christlichem Geist. Ob die Berliner es sich wirklich gefallen lassen, daß ihre Kinder der Gefahr ausgesetzt sind, in jüdischem Geist erzogen zu werden? Das alte Stöckersche Sturmsignal an die Berliner Juden ist wieder nötig: etwas mehr Bescheidenheit! Ob die Berliner schon bei diesen Wahlen gegen das jüdische Regiment im roten Hause sich auflehnen — ich glaube es nicht. Einmal kommt die Stunde doch. Wenn die Juden sehen, daß sie ungestraft die schönsten Christenverse und Bibelworte profanieren können, so werden sie schon noch frecher werden, bis der Krug überläuft! — Den Christen aber legt dieser Kampf um die Volksschule die Frage aufs Herz: Wollt ihr eure Kinder christlich erzogen haben, so habt ihr dafür in den jetzigen Schulen keine Garantie; entweder ihr erobert das rote Haus und schafft euch eine christliche Schuldeputation, oder — ihr schafft aus eigenen Mitteln christliche Volksschulen für eure Kinder. Einen dritten Weg giebt es nicht. Am schlimmsten ist der jetzige Zustand: nach dem Buchstaben der Verfassung eine christliche Volksschule und in Wahrheit eine unbestrittene Domäne von Juden wie Singer und Preuß! Der unbestätigte Oberbürgermeister von Berlin aber gesteht offen, daß seine Weltanschauung auch in Schulsachen diametral der Anschauung des Abgeordneten Pretzel entgegenstehe; Pretzel vertrat die christliche Anschauung.

Berlin, 4. November 1899.

Die vergangene Woche brachte den Schluß der Brandenburgischen Provinzialsynode. Zehn Tage war sie beisammen. Die letzte Sitzung war am Montag, auch die wichtigste Sitzung. Es ist eigentümlich zu beobachten, wie völlig interesselos der Menschenstrom an der Tagung der Provinzialkirche vorüberflutet, als ginge es sie gar nichts an, und doch ist es ihre kirchliche Vertretung, die da tagte! Berlin, so oft gefeiert als größte evangelische Stadt auf dem Kontinent, sandte kaum zwanzig Zuhörer auf die Tribünen, und die meisten von den zwanzig, die auf den Tribünen saßen, kamen aus der Provinz; sie wollten den Vater oder Gatten da unten unter den Kirchenvertretern sitzen sehen. In Berlin giebt es oft Synoden, aber die Kreissynoden sind nur theologischen Zuhörern geöffnet, und die Stadtsynode ist eine rein finanztechnische Verwaltungsbehörde. Gelegenheit, die brennenden Fragen der Zeit, die kirchlichen Nöte gerade der Heimatsprovinz im großen Stil zu behandeln, bietet nur die Provinzialsynode, und doch kommt niemand, um zu hören, was sie über die Fragen der Zeit zu sagen und gegen die Nöte vorzuschlagen hat. Giebt es keine brennenden Fragen, giebt es keine kirchlichen Nöte? Ach, es empfindet sie jeder, aber den meisten ist es völlig gleichgültig, was die Provinzialsynode dazu sagt. Es fehlt völlig das Gefühl in den weiten Kreisen derer, die sich in Berlin evangelisch nennen, daß dort ihre Vertretung beisammen ist, um ihre eigensten Dinge zu behandeln. Und auch das Interesse der kirchlichen Leute folgt den Verhandlungen ohne jene innere Wärme, die in dieser Zeit des Kampfes um den Glauben dieses märkische evangelische Kirchenparlament beanspruchen sollte. — Eine schmerzliche Beobachtung! Ob diese allgemeine Gleichgültigkeit nicht in Verhältnissen wurzelt, die einer Abänderung fähig sind? Satzungsgemäß haben wir seit 1874 kirchliche Vertretungen, auf denen die Gemeinden gegenüber den Behörden ihre Anschauungen geltend machen sollen; aber die Vertretungen sehen oft viel eher aus, als wären sie nur dazu zusammengekommen, die Wünsche der Behörden entgegenzunehmen. Dafür interessiert sich naturgemäß niemand als die Dele-

gierten. In unserer Zeit der vielseitigen Interessen muß man eine Verantwortung auferlegen, wenn man Interesse erwecken will. Aber unsere Evangelischen denken, das geht nur unsere Pastoren an und das Konsistorium wird ihnen schon sagen, was sie zu thun haben. Gewiß seufzen die Pastoren und die Konsistorien selbst über diese große Gleichgültigkeit der Anhänger des „allgemeinen Priestertums"; aber ob sich nicht mehr thun ließe, um sie in die Arbeit und Verantwortung zu ziehen und unserer Kirche den Schein zu nehmen, als sei sie noch immer nur Pastoren- und Konsistorialkirche mit synodalen Verzierungen? Dann hätte der Antrag nicht Widerspruch, sondern freudige Zustimmung von seiten der Behörde finden müssen, den der Synodale v. Manteuffel stellte, daß die Verwendung einer großen durch Kirchensteuer aufgebrachten Summe Geldes an die „Zustimmung" des Synodalvorstandes, nicht nur an seine „Mitwirkung" gebunden sein soll. Denn die „Mitwirkung" kann auch im schweigenden Ueberstimmtwerden durch die Majorität der Konsistorialräte bestehen! Der Antrag wurde gegen die Mahnung des Konsistorialpräsidenten doch angenommen; er ist möglichst harmlos. Darum hätte die Gelegenheit nicht verpaßt werden sollen zu zeigen, welchen Wert die Behörde auf die Belebung des Interesses der Gemeindeglieder für ihre Vertretung legt! In den kleinen Zügen offenbart sich die Seele. — Einen Beschluß hat die Synode gefaßt, der in weiteren Kreisen Interesse, d. h. Dank oder Aerger, erweckt! Wer Dank ernten will, muß wagen den Aerger zu ertragen. Das gilt für die Sozialpolitik, das gilt auch für die Kirchenpolitik; eine Politik, die nichts als Frieden sucht, wird sich über weiteste Interessenlosigkeit nicht wundern dürfen. Stöcker hatte den Antrag gestellt, bei den staatlichen Behörden vorstellig zu werden, damit am Sonntag morgen die Verkaufsläden schon um 9 statt um 10 Uhr geschlossen werden. Es ist ja klar, daß die Geschäftsangestellten auf den Kirchgang verzichten müssen, wenn erst um 10 Uhr die Ruhe eintritt. Jetzt wird die Ruhepause von 10—12 Uhr oft nur lästig empfunden von denen, denen sie zu gute kommen sollte. Sie können gerade vom Geschäft nach Hause und wieder zurück rennen. Der Stöcker'sche Antrag ist angenommen. Ob die Staatsbehörden ihm Folge geben, steht dahin. Aber die Synode verdient Dank, daß sie bekannt hat, daß das Volksleben um sie her sie angeht und daß sie verlangt hat, es nach kirchlichen Gesichtspunkten zu regeln, mag auch manches Glied evangelischer und anderer „Konfession" verwundert fragen: was geht das dich an?

Auch die Frage der Konfirmation ist auf die Tagesordnung der Synode gebracht und — abgethan. Wer den Schaden unserer Kirche in der großen Gleichgiltigkeit der überwiegenden Masse ihrer Glieder sieht, freut sich darüber, daß die Konfirmation auf einer Provinzialsynode zur Sprache gebracht ist. Denn ein Zusammenhang zwischen jener Gleichgültigkeit der Massen und der Konfirmation, durch die sie vollberechtigte Glieder der Kirche werden, läßt sich nicht verkennen. Wer gegen die Gleichgültigkeit kämpfen und lebendige Gemeinden schaffen will, muß bei der Konfirmation einsetzen; denn jene Massengleichgültigkeit nimmt ihren Anfang am Tage der Konfirmation. Freilich, wer da die Hand anlegt, soll nicht meinen, mit leichter Hand Hilfe zu schaffen. Wie viele werden sich aus freier Ueberzeugung zur Kirche halten und um Verleihung der vollen Rechte eines Gemeindegliedes bitten, wenn dazu ein selbständiger Entschluß gehört, wenn die breite Brücke abgebrochen wird, auf der jetzt die Massen aus der Schule in die Mündigkeit des Staatsbürgers und vollberechtigten Gliedes der evangelischen Kirche hineingeschoben werden? Wenn man den Glauben hätte an die evangelische Ueberzeugungstreue der Konfirmierten, brauchte man das Abbrechen der breiten Brücke nicht zu scheuen, aber diesen Glauben hat niemand! Es wäre auch ein Wahnglaube! Spürt man doch aller Orten den Mangel an jeder evangelischen Glaubensüberzeugung. Und nun giebt es zwei Wege, die Wunde zu behandeln; entweder man deckt sie zu, damit man sie nicht sieht und wartet, ob sie nicht von selbst heilt, oder man nimmt den Verband fort, der die Wunde nur verdeckt, aber nicht heilt, damit man erst einmal sieht, wie tief sie geht und ob nicht ein Schnitt ihr Heilung bringt. Ein großer tapferer Glaube nur wagt den zweiten Weg zu gehen, ein Glaube, der gewiß ist, daß es noch in unserer Zeit Tausende giebt, die bereit sind für den Herrn zu kämpfen und für ihn die Herzen derer warm zu machen, die gleichgültig sind. Ein Glaube, der nicht auf äußeren Stützen die Gemeinde gegründet meint, sondern auf den Herrn, der durch den Glauben der Seinen die Welt überwindet. — Es war ein großer Erfolg, daß es gelang, die Frage nach der Reform der Konfirmationspraxis auf die Synode zu bringen. Ohne Mühe gelang das nicht; die nötigen 10 Stimmen zur Unterstützung des Antrages mußten mühsam zusammengesucht werden. Aber schließlich fanden sie sich doch! Den Schaden bei der bisherigen Konfirmationspraxis sahen die Antragsteller darin, daß die Einsegnung, das Gelübde, das Abendmahl und die Verleihung der kirchlichen Rechte in einen Akt zusammengeschlossen sind. Die Einsegnung aller aus der Schule und dem kirch-

lichen Elementarunterricht Entlassenen soll bleiben, aber ohne Gelübde, und es soll dem Gewohnheitszwang entgegengewirkt werden als m ü s s e jeder Eingesegnete das Abendmahl sich reichen lassen. Er d a r f es nach der Einsegung sich reichen lassen, wenn er danach Verlangen hat. Und schließlich soll die eigentliche Entscheidung, ob einer sich zur evangelischen Kirche bekennen will, einem besondern Akt im reiferen Alter vorbehalten bleiben; da soll, wer mag, zum Geistlichen kommen und aus freien Stücken sein Bekenntnis ablegen und daraufhin die Aufnahme als vollberechtigtes Gemeindeglied empfangen. Zwei große Ziele sind dann erreicht: die nicht zum Bekenntnis kommen, wissen dann wenigstens, daß sie noch nicht „fertig" sind, daß ihnen noch etwas fehlt, was sie nur durch freiwilliges Bekenntnis erwerben. Vielleicht, daß dann die Sehnsucht ihren Indifferentismus überwindet, und die andern, die aus freien Stücken vollberechtigte Glieder der Gemeinde geworden sind, können d a n n n i c h t m e h r die übersehen, die für den Glauben erst gewonnen werden müssen; ihr besonderes Recht wird ihnen ihre besondere Pflicht tiefer ins Gewissen brennen! — In der Richtung etwa bewegten sich die Gedanken der Antragsteller; aber sie verlangten nicht etwa, daß die Synode sich zu diesen Gedanken bekennen sollte. Solche tiefgreifenden Beschlüsse faßt man nicht in einer Synodalschlußsitzung; aber das war der Wunsch, das Konsistorium zu bitten, den Kreissynoden die Frage der Konfirmationsreform zur Behandlung zu stellen. Schließlich ging der Referent des Antrages, Pastor Burckhardt-Berlin, noch weiter zurück und faßte seine Ausführungen in dem bescheidenen Wunsche zusammen, die Provinzialsynode möchte die Pastoral-Konferenz auffordern, die aufgerollte Frage zu behandeln. Pastoralkonferenzen sind keine Behörden, ihre Beschlüsse ohne jede rechtliche Wirkung. Immerhin war es wertvoll, wenn die Synode mit der Annahme dieses Wunsches erklärte, die Konfirmationsfrage ist der Besprechung wert und bedürftig. Aber selbst dieser bescheidene Wunsch wurde abgelehnt. Generalsuperintendent Braun hatte auf die große Schwierigkeit und Tragweite der gewünschten Reform hingewiesen; er verkennt die Schäden nicht, aber die Frage ist ihm noch nicht spruchreif, sie muß in der Oeffentlichkeit erst eingehender diskutiert werden, bis sich die rechten Wege deutlicher zeigen; darum ist er mit Burckhardts bescheidenem Antrag durchaus einverstanden. — Sofort gab es Schluß der Diskussion. Nun konnte die unangenehme Geschichte nicht weiter behandelt werden. Dann kam die Abstimmung; von konfessioneller Seite war zuerst Ablehnung des ursprünglichen Antrags beantragt, aber gegen Burckhardts schließlichen Wunsch

hatten sie nichts einzuwenden. Da wurde von liberaler Seite der Antrag auf völlige Ablehnung wieder aufgenommen und die Synode beschloß dementsprechend! Sie ging zur Tagesordnung über. — Und die Frage bleibt doch auf der Tagesordnung! Diese Ablehnung war der erste große Erfolg in dem langen Wege bis zu ihrer Lösung. Generalsuperintendent Brauns Wunsch wird erfüllt werden; im nächsten Frühjahre wird die kirchlich-soziale Konferenz die Frage zum zweiten Mal behandeln. Je stärker der Widerstand, um so größer die Energie ihn zu überwinden. So ist auch diese Ablehnung ein Erfolg.

Die Synode schloß mit einer guten That. Gegen die unverschämten Profanationen des jüdischen Stadtverordneten Dr. Preuß erhob sie einmütigen Protest. Das Pfui kam aus ehrlichen Herzen und findet einen Widerhall in weiten Kreisen, denen es doch Freude macht, daß die Kirche sich nicht alles gefallen läßt. Auch die wenigen Liberalen in der Synode haben sich zur Annahme des Protestes erhoben. Das ehrt sie. Aber gegen solche Ungezogenheiten stehen alle zusammen, die auf Anstand halten.

Zur Zeit wirkt hier General Booth. Hoffentlich kann der nächste Brief von ihm berichten.

Berlin, 11. November 1899.

Herr Paul Lindau ist wieder in Berlin! Muß der die Berliner für schwachköpfig halten! So sehr lange ist es doch noch nicht her, daß Herr Lindau aus Berlin, der Stätte seines journalistischen Despotentums weichen mußte, weil die ganze anständige Welt hier in ihrem Urteil über ihn einig geworden war! Herr Lindau hatte Jahre lang als berühmter und gefürchteter Kritiker die Theater, ihre Direktoren und die Schauspieler beherrscht; seine Freundin, Fräulein v. Sch., fand am Berliner Theater unter Herrn Barnays geschäftskundiger Leitung Anstellung und Anerkennung; da wurde sie der Freundschaft des unsympathischen Herrn Lindau überdrüssig und — von Stund an gab es für sie keine Existenz mehr auf Berliner Theatern! Sie bekam am „Berliner Theater" keine Rolle mehr und ein anderer Direktor wagte es auch nicht mehr, sie zu engagieren. Sie war auf einmal „unfähig" geworden! Herr Lindau hatte seine Macht gründlich gebraucht und sich gerächt! — Es fanden sich dennoch Männer, die für Fräulein v. Sch. eintraten, Christen und Atheisten. Franz Mehring schrieb sein scharfes Buch über „Kapital und Presse" und legte die Zusammenhänge klar, die da hinter den Coulissen spielten. Seine Enthüllungen machten Herrn Lindau unmöglich; freilich gab es für Mehring auch kein Bleiben mehr in der „Volkszeitung" des Herrn Cohn. Er hatte gegen einen aus dem „Ring" sich vergangen; er fand für seine Artikel nur Raum in der „Kreuzzeitung" und ist dann schließlich bei den Sozialdemokraten gelandet. — Am schärfsten trafen Herrn Lindau aber doch die Geißelschläge seines Opfers. Fräulein v. Sch. nahm den Kampf gegen den „berühmten Mann" auf; sie brachte ihn selbst auf die Bühne und es gab keinen Menschen mehr, der öffentlich bei dem Namen Lindau nicht mit der Achsel gezuckt hätte, und im geheimen — waren sie alle, die bis dahin vor ihm gekniet hatten, froh, daß er fortgepeitscht war. Nun ist er wieder da! Auf dem damaligen Herrscherthron seines Freundes Barnay, als Direktor des „Berliner Theaters", aus dem er damals seine „Freundin" weggebissen hatte, macht er sich jetzt selbst breit, der „berühmte Mann" und

– das Königliche Schauspielhaus hat sich dazu hergegeben, ein Lustspiel von ihm aufzuführen: „Der Herr im Hause“. Schon wird er wieder in der Presse gefeiert als „Hausdichter“ des Schauspielhauses! Es soll ein sehr unschuldiges, fades Stück sein, und wer zwischen den Zeilen der Kritiken zu lesen versteht, merkt, daß es richtig hereingefallen ist. Aber beschämend ist es doch, daß Herr Lindau überhaupt wagen darf, wieder hier in Berlin aufzutauchen; daß es Schauspieler giebt, die unter solchem Direktor zu spielen bereit sind, und Journalisten, die das Stück solches Mannes als interessantes Ereignis besprechen, und eine königliche Bühne, die ein Stück solches Mannes zur Aufführung bringt! Herr Lindau hat sich in seiner Beurteilung Berlins nicht verrechnet! Er kennt ja all die verborgenen Fäden hinter den Coulissen und weiß, wie man es macht, trotz aller Vergangenheit im „Mittelpunkt unseres theatralischen, litterarischen und gesellschaftlichen Lebens“ zu stehen. — So rühmt ihn der Lokalanzeiger in der Besprechung seiner „Première“. Wollen sie auch hinter die Coulissen sehen? Herr Holzbock lüpft im Lokalanzeiger unvorsichtig den Vorhang: im ersten Rang war die Finanzaristokratie fast vollzählig vertreten“, im Parkett „das litterarisch-theatralische Berlin“. Wie schrieb doch Mehring über „Kapital und Presse“! — Als Größen dieses litterarischen Berlins, das dort zugegen war, nennt Holzbock „Oskar Blumenthal, Adolf L'Arronge, Ludwig Fulda, Otto Brahm, Gustav Kadelburg, Ernst v. Wolzogen und Hans Olden“ — knapp gerechnet 5 Juden und Paul Lindau selbst der sechste! Was wollen Sie mehr! Es hat alles seine Ursache! Auf sein Zukunftsprogramm hat er auch ein Stück von Ludwig Fulda gesetzt und — Ludwig Fulda drückt ihm den Wunsch aus, daß sein Streben gelingen möge. So wäscht einer den andern! Schließlich bekommt das Publikum die Presse und die Theater, die Kritiker und die Theaterdirektoren, die es verdient! Aber Herr Lindau soll doch wissen, daß es noch Leute in Berlin giebt, die sich an frühere Zeiten erinnern können!

Mit noch einem Juden muß dieser Brief sich befassen. Wirklich es ist nicht angenehm, aber dieses Volk drängt sich einem auf. Herr Paul Singer, der frühere Besitzer eines Groß-Konfektionsgeschäfts, das seinen Näherinnen Hungerlöhne zahlte, sodaß der Kompagnon des Herrn Singer, wie gerichtlich festgestellt wurde, die Arbeiterinnen cynisch auf unsittlichen Nebenverdienst verwies, — Herr Paul Singer, der Herrscher in der Sozialdemokratie, der auch im „Vorwärts“ tüchtige

Gelder stecken hat, — Herr Paul Singer, der Herr im roten Hause, der auch in die städtische Schuldeputation gewählt, aber vom Minister abgelehnt wurde, — dieser vielseitige Mann, der seine wirklich machtvolle Stellung weder seiner Bildung, noch seiner Begabung, noch seiner Gedankenfülle, noch seiner Redegabe verdankt, hat sich neulich erlaubt, unseren verehrten Führer, den Hofprediger a. D. Stöcker, den Direktor der Berliner Stadtmission, Mitglied des Reichstags, der Generalsynode des Provinzial-Synodalvorstandes, den von den Christen Deutschlands zur Zeit am meisten geliebten Mann, in pöbelhafter Weise zu insultieren. Stöcker hatte sich auf Bitten seiner Freunde als Kandidat zur Stadtverordnetenwahl aufstellen lassen; als sozialdemokratischer Gegenkandidat war ein jüdischer Krankenkassenbeamter aufgestellt und ihm eilte Herr Singer zu Hilfe. Das wird man grade in diesem Fall gut verstehen. Sonntag Mittag war eine große Versammlung im „Prater". Was Herr Singer da gegen den Liberalismus in der Stadtverwaltung sagte, können wir bis auf Einzelheiten nur unterschreiben, aber es war unwürdig, daß er versuchte Stöcker abzuthun mit den Worten: er ist ein „Verleumder im Talar"! Er meinte wohl, es wären nur Genossen anwesend und denen darf ein Singer alles bieten, ja solche Pöbelhaftigkeit macht ihn populär, womit soll er sich sonst populär machen, da ihm das Märtyrertum Liebknechts, die Beredsamkeit Bebels und die Bildung der jungen Führer abgehen! Die Genossen waren denn auch begeistert. Aber es war eine Reihe unserer Freunde da und Herr Singer mußte es erleben, daß ihm ein kräftiges Pfui entgegengerufen wurde, und daß ein Sturm der Entrüstung alles Klingeln und Rufen des ungeschickten Leiters der Versammlung übertönte. Herr Singer versuchte den billigen Witz, die „Antisemiten" wären als Sprengkolonne gekommen. Das ist barer Unsinn, aber Herr Singer soll sich künftig merken, daß es sich für einen Reichstagsabgeordneten und Stadtverordneten nicht ziemt, mit einer pöbelhaften Lüge gegen abwesende Gegner zu kämpfen! Hatte Herr Singer keine andere Waffe gegen den christlich-sozialen Gegner? — Herr Singer muß wissen, daß Herr v. Stumm seiner Zeit Stöcker der Doppelzüngigkeit geziehen hatte und daß Herr v. Stumm von einem Saarbrücker Gericht verurteilt ist, weil n i ch t s, aber auch gar nichts gegen Stöcker vorgebracht werden konnte, obgleich Herr Leckert und Genossen von „unbekannter" Seite in Spitzeldienst gegen Stöcker genommen waren! Stumm ist verurteilt; meint Herr Singer, daß die Saarbrücker Richter für Stöcker voreingenommen waren? Singer zieht Stumms abgelegte zerrissene Hosen an, — und schämt sich nicht!

Christliche Arbeiter haben ihm die Hosen dann tüchtig stramm gezogen und ihm vor seinen staunenden „Genossen“ rücksichtslos die Wahrheit gesagt. Und was hatte er darauf zu erwidern? Für sein Schimpfen berief er sich auf Stöckers Falschеid! Sie erinnern sich doch, daß gegen Stöcker im Jahre 1885 vorgebracht wurde, daß er vor Jahren als Zeuge behauptet hatte, er habe „Ewald nie gesehen“, während ihm nachgewiesen wurde, daß Ewald in Stöckerschen Versammlungen aufgetreten sei. Ewald war ein Sozialdemokrat, Stöckers Aussage war zu seinen Gunsten. Wirklich, Stöcker hatte alle Ursache zu Gunsten eines Sozialdemokraten einen Meineid zu leisten!! An sich war es furchtbar gleichgültig, ob Stöcker ihn „gesehen“ hatte, das war für die Zeugenaussage völlig nebensächlich! Ein „Leichtsinn“ war es allerdings, daß Stöcker sich in seine Dutzende von Volksversammlungen nicht einen photographischen Apparat mitnahm, um die Bilder der Dutzendmännerchen von Diskussionsrednern seinem Herzen einzuprägen. Immerhin ein verzeihlicher „Leichtsinn“ und darum der Vorwurf von Unwahrhaftigkeit sinnlos für jeden anständigen Menschen, der die Geschichten kennt. Und daraufhin nennt Singer Stöcker den „Verleumder im Talar“! Das muß Herrn Singer vorgeworfen werden, daß er sich nicht besser präpariert, ehe er solche schweren Beleidigungen ausstößt. Wirklich ein geeigneter Führer zu dem Zukunftsreich der Gerechtigkeit, Wahrheit, Sittlichkeit und Bildung! — Die Sozialdemokratie wird es noch einmal merken, daß die Juden auch ihr „Unglück“ sind, das Element der Zersetzung, wie Mommsen sie nennt. Zur Zeit freilich sind sie — für Berlin wenigstens — der Kitt, der die Sozialdemokratie zusammenhält, die Juden und der Schnaps! Von den 21 sozialdemokratischen Kandidaten bei den Stadtverordnetenwahlen waren 8 Gastwirte und 4 Juden. — Aus dem Kreise der Singerpartei im roten Hause scheidet einer, weil er „nach Stettin verzieht“. Aber warum verzieht Herr Vogtherr nach Stettin? Er hatte doch hier bei seiner freireligiösen Gemeinde und bei seinen Genossen für seine maßlos volltönenden Redeübungen stets ein so dankbares Publikum! Wir wollen uns merken, daß Herr Vogtherr nicht aus der Partei geschlossen ist. Vielleicht lüftet sich doch noch einmal der Schleier, der über diesem schönen Geheimnisse ruht! Die Sozialdemokratie liebt doch sonst die Oeffentlichkeit so sehr! — Die Berliner Sozialdemokraten sind nicht die schlechtesten, — aber in ihrer Führung ist „was faul“.

Und nun nach all diesen Unerfreulichkeiten zu wichtigeren Dingen. General Booth hat hier eine Woche lang in großen Versammlungen

für die Heilsarmee gewirkt. Ernste Christen gingen aus diesen Versammlungen nicht ohne Widerwillen und — ohne ernstes Nachdenken! Darüber sind wir in Berlin hinaus, die Heilsarmee nur zu belachen. Ich weiß noch genau, wie es zum ersten Mal hieß, daß diese „verrückten Kerle“ auch in unsere erleuchtete Zentrale kommen wollten. Die Berliner sind dafür viel zu „nüchtern und vernünftig und witzig“. Der „Klimbim“ kann sie nur abstoßen, hier ist für die Heilsarmee kein Boden! So damals! Und nun — acht Tage lang war Booth hier in aller Munde. Längst tritt man hier den jungen Mädchen mit ihrem großen rotbebänderten Hute, die tapfer und doch bescheiden auch in den lärmendsten Lokalen von Tisch zu Tisch gehen und den „Kriegsruf“ anbieten, mit Respekt gegenüber. Gebildete Leute, die für die Kirche nichts übrig haben, sprechen von der Heilsarmee mit Interesse; mit Spott über die ganze Auftakelung, aber mit Anerkennung über den Glaubensmut der Soldaten. Und aus der Hefe des Volks kommen Leute in die Versammlungen, die nie einen Fuß mehr in die Kirche setzen! Viele kommen mit Lachen, aber wenige gehen lachend wieder hinaus. Ich habe mehr als einen spöttischen Mund gesehen, dem das Spotten verging und das Gesicht wurde sehr ernst. Unter Christen, gerade auch unter treuen Gliedern unserer evangelischen Kirche, erübrigt es sich, über die abstoßenden Aeußerlichkeiten sich zu unterhalten. „Der Lärm ist für uns nichts“, sagte ich einem der Heilssoldaten, „gerade ernste Leute müssen sich davon abgestoßen fühlen; ich verstehe nicht, wie Ihre jungen Damen allabendlich den Spektakel ertragen können“. Darauf die Antwort: „bei der Heilsarmee giebt es keine Nerven, glauben Sie mir, ich habe jetzt viel größere Freudigkeit für den Heiland zu zeugen als früher, man bekommt einen ganz anderen Aufschwung: früher gehörte ich zu einer anderen Gemeinschaft, da schlief mein Schwager beim Beten ein, so langweilig war es da; man muß doch die Leute aufmerksam erhalten. — Wie soll man es jedem recht machen? Dem Teufel paßt es so nicht und so nicht.“ — Wirklich es ist schrecklich, die ernstesten, schwersten Worte in Gassenhauermelodien singen zu hören. „Meine Ruh ist in der Höll“ sangen sie wie ein heiteres Kinderlied; „wenn der Schneider reiten will und hat kein Pferd“, — diese Kindermelodie diente ihnen zum Preise der Seligkeit der Erlösten! — Die Seelen, die zur Bußbank kommen sollten, wurden nummeriert: „wir warten auf Nr. 8, — wer glaubt für Nr. 10, ha, da kommt Nummer 11 und 15, — werden wir wohl 30 bekommen? — Noch 2, dann können wir nach Hause gehen!“ — In den letzten Versammlungen, die immer aufgeregter und — erfolgreicher wurden, pfiff

der „Kommandant für Deutschland", der als Engländer immer noch nicht richtig deutsch sprechen kann, indem er die Finger in den Mund steckte, daß es durch den Saal schrillte! — Beim Beten warfen sich einige der wenig angenehmen männlichen Heilssoldaten auf dem Podium auf alle 4 Beine, andere tanzten beim Singen wie ein Tanzbär im Kreise herum, — und doch, und doch! Des Nachdenklichen ist mehr als des Abstoßenden! Vielleicht daß der General nicht ohne Schlauheit ist, seine Ansprachen waren sehr ernst und anfassend. Unter seinen Soldaten sind nicht wenige, aus deren Augen ernster Glaubensmut, Freudigkeit und Friede spricht. Ich habe den Einzelangriff um mich herum beobachtet. Die Soldaten gingen tapfer ins Treffen und diese z. T. ungebildeten Leute waren brillant geschult, so daß auch die dümmste Berliner Naseweisheit vor ihnen die Segel streichen mußte. Ich möchte wohl einmal unbeobachtet das Zusammenleben der Soldaten unter einander beobachten; und es ist mir nicht zweifelhaft, daß die so nötige Pflege und Vertiefung der gewonnenen Seelen, der Aufbau der Gemeinschaft, mit solchen nervenzerstörenden Mitteln unmöglich ist. Aber das ist unbestreitbar wahr: die Heilsarmee rüttelt an manchen Herzen, die für jeden ernsten Gedanken schon tot waren, sie bringt manchen unter die Einwirkung der Buße und des Glaubens an den Heiland, der längst meinte, darüber hinaus zu sein. Ich habe verschiedentlich beobachtet, wie die Soldaten für den Herrn Jesus, nicht für die Heilsarmee warben. Ich hörte beim Hinausgehen, wie ein leichtsinniges junges Mädchen zu ihrer Freundin sagte: mich haben sie nicht aufgenommen, weil ich nicht versprechen wollte, vom Tanzboden wegzubleiben. Ich kenne ein armes Mädchen, das durch die Heilsarmee aus dem Schmutz gerettet ist. — Die Gefahren dieses auf die Spitze getriebenen Methodismus sind groß. Aber manches sollten wir doch lernen: G e r a d e a u s aufs Ziel ist für Kämpfer die beste Taktik, und a l l e Christen sollen doch Kämpfer sein! Mehr Mut, mehr freudige Entschiedenheit zum Bekennen! Mehr S c h u l u n g unserer Truppen zum Angriff! Wir Christen in der Kirche haben uns zu sehr gewöhnt, zufrieden zu sein, wenn wir in Ruhe unseres Glaubens leben können, und doch ist es unsere Aufgabe, für unsern Herrn die Welt, die Menschen zu erobern! Dazu gehört, daß wir angreifen! Aber freilich ist das gegen alle Tradition, gute Sitte, Erziehung, Bildung und — Bequemlichkeit. Ruhe ist die erste Bürgerpflicht! — Bei der Heilsarmee ist Glauben und darum Sieg. Auch bei der Kirche kann Glauben und Sieg sein!

Berlin, 18. November 1899.

Es thut gut aus dem Streit des Tages, wo oft die kleinen Geister das meiste zu sagen haben und um kleine Ziele viel Kraft vergeudet wird, zu flüchten zu großen Kämpfen, zu großen Zielen, zu großen Männern der Vergangenheit. Die Geschichte hat über sie geurteilt; sie haben einen Segen gebracht. Denen, die in den Kämpfen des Tages nicht immer fröhliche Herzen und tapferen Glauben haben, weil das Kampfgewirre die großen Ziele nicht immer erkennen läßt und der Sieg oft ausbleibt — denen kann solch Rückblick in große Vergangenheit tröstlich sein: kein tapferer Glaube bleibt ungesegnet. Das ist ein guter Trost. Dafür danke ich dem Gustav Adolf, den ich neulich über die Bühne schreiten sah. Ein großes Komitee aus allen Schichten und Richtungen der Berliner protestantischen Bevölkerung hat das Volksschauspiel Devrients, „Gustav Adolf“, hier zur Aufführung gebracht. Am Dienstag vor dem Bußtag ist die letzte der ursprünglich geplanten Aufführungen im Krollschen Theater, aber es ist beabsichtigt, womöglich auch später noch einige Vorstellungen im Theater des Westens zu geben, weil der Zudrang so stark und immer wachsend war, daß viele gar nicht mehr Zutritt erhalten konnten. Wer es vermag, sollte es nicht versäumen, den Gustav Adolf zu besuchen; freilich sind die Preise der Plätze zu teuer für die weiten Kreise des Volkes. Möchte das Komitee trotz aller schon gebrachten Opfer doch noch einige billige richtige Volksdarstellungen veranstalten, damit das Unternehmen seinen eigentlichen Zweck noch völliger erreicht. Denn das Bild eines tapferen gläubigen evangelischen Helden dem Volk vor die Augen zu stellen, das ist die eigentliche Aufgabe der Devrientschen Dichtung. Die Volksseele braucht Bilder, Geschichten, Gestalten, mit denen sie sich beschäftigen, an denen sie sich begeistern kann. Und die gesehene Geschichte wirkt ja viel unmittelbarer, anfassender, verständlicher als die gelesene. Wir wünschen gute Bücher für das Volk, klagen so viel über die schlechte Presse und Litteratur, die den Volksgeist verödet und mit schlechten Leidenschaften erregt, so sollten alle solch gutes Buch, solch gutes Bild wie den Gustav Adolf freudig begrüßen, das zugleich von Hunderten gelesen werden

kann und darum die Herzen schneller erwärmt als ein Buch. — Ich bin nicht ohne Vorurteil zu dem „Spiel“ gegangen. Das evangelische Bewußtsein der Berliner sollte dadurch gestärkt werden, so hatte ich öfter gehört und — das will mir nicht in den Sinn, daß solch „Spiel“ die Berliner stärker, tapferer, freudiger, ernster im Glauben machen kann, das hieße doch Stärkung des evangelischen Bewußtseins. Dem Kampf des Glaubens gegen den Unglauben, der in der Weltstadt immer am heißesten brennt, neue Streiter zuführen kann solch Spiel nicht, das kann nur ernste Arbeit und enger Zusammenschluß derer, die mit Ernst Christen sein wollen und nun geschlossen in den Kampf rücken. Auch will mir der Gewinn nicht gar zu groß erscheinen, daß manch Protestant, der mit völligem Indifferentismus seiner Kirche anhängt, in seinem Grimm gegen die gefährliche Macht des Katholizismus bestärkt wird. Die Gefahr, die der evangelischen Kirche und dem evangelischen Bewußtsein droht, liegt nicht in Rom, sondern in den vielen evangelischen Herzen, die kein evangelisches Bewußtsein, keine Liebe zum Glauben ihrer Kirche haben. Ja, wenn den solch Spiel erwecken könnte. Aber dazu wurzelt der Indifferentismus doch zu tief in den Herzen. Ja das Bedenken ist nicht völlig abzuweisen, daß einer seinen Grimm gegen Rom, seine Freude an Gustav Adolfs Heldengestalt mit evangelischem Bewußtsein verwechseln könnte. Dem muß vorgebeugt werden, daß man nicht die Erwartungen von der Wirkung des Stücks zu hoch spannt. — Und doch bin ich dankbar für das Gustav Adolfspiel und wünsche allen, daß sie sich auch daran erfreuen könnten. Es ist ein edles Spiel und erfüllt seinen wichtigen Beruf, das Volk für ein großes Leben und für die großen Führungen Gottes in der schwersten Zeit der Geschichte unseres Volkes und unseres Glaubens warm zu begeistern. Man kann dort neue Freudigkeit zum Kämpfen sich holen; wenn man das Stärkung des evangelischen Bewußtseins nennen will, dann bin ich einverstanden; wer schon wußte, was er an seinem evangelischen Glauben hat und wen der Kleinglaube quält, der kann sich am Gustav Adolfspiel wirklich erquicken. Luther ist eine viel volkstümlichere Gestalt, sein Leben ist reicher an dramatischen Einzelbildern, darum prägt sich das Lutherfestspiel noch leicher den Herzen ein. Es hat damals Stürme der Begeisterung erweckt, ich sehe die Bilder des Herrigschen Lutherspiels noch deutlich vor mir und das Zusammengehören von denen auf der Bühne und denen von der Bühne war noch lebendiger; mir ist, als hätte damals der ganze große Saal „Eine feste Burg“ Vers für Vers mitgesungen. Solch gemeinsames Lied bindet mächtig zusammen. Wenn sich das auch beim Gustav Adolf

machen ließe. Etwa zur Einleitung statt des nicht sehr stimmungsvollen finnischen Marsches! Devrient hat es verstanden, uns den schwedischen König als Retter des Glaubens lieb zu machen und das sind die spannendsten Momente des Spiels, die den König im Kampf zeigen mit sich selbst: schwedischer Politiker oder selbstloser evangelischer Glaubensheld? Es macht nichts, daß dieser Kampf vermutlich unhistorisch ist, da Gustav Adolf als rechter König und als rechter Evangelischer sicherlich beiden Zielen nachstrebte, die ja auch aufs beste sich in einander fügten, zugleich Glaubensretter, aber auch sicher, und für einen Schwedenkönig einfach sittliches Gebot, zugleich auf Stärkung seines Reichs bedacht! Daß dieser König den evangelischen Glauben gerettet hat und nach vollbrachter That, auf der Höhe seines Erfolges, abgerufen wurde, das ist geschichtlich wahr und das prägt Devrients Bild uns ein. Ganz reizend hat Devrient in sein Charakterbild eine Begegnung des großen Königs mit dem kleinen Kurprinzen von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, dem nachmaligen großen Kurfürsten, verwoben. Der wird den Kampf Gustav Adolfs einmal aufnehmen und zu Ende führen, ganz ohne inneren Konflikt, denn er ist evangelisch und deutsch! Die Dichtung ist mehr als ein historisches Gemälde, der Dichter weist deutlich auf unsere Zeit und möchte die Herzen warm machen für das große Glück, daß wir einen mächtigen deutschen evangelischen Kaiser haben, einen Schirmherrn des Glaubens und des Reichs. Der Sonnenstrahl gab dem Bilde erst das volle Leben. Die Zensur hat gerade Verse, in denen Gustav Adolf auf den Brandenburger als Erben seines Werks hinweist, gestrichen und so den Sonnenstrahl im Bild verschleiert. Mächtiger als irgend einer seiner Ahnen ist der Kaiser, aber schwerer als irgend einem ist es für ihn geworden, Schirmherr der evangelischen Kirche zu sein. Darüber soll man nicht unnütz klagen, sondern erstarken im evangelischen Bewußtsein und sich dessen freuen, daß auch der mächtigste evangelische Fürst im Kampf um den evangelischen Glauben unabhängiger tapfrer Evangelischer nicht entraten kann. Heute weniger als je! Ich brauche hier keine Kritik der Darstellung des Stücks zu geben; es waren ja fast alles freiwillige Kräfte, die sich da zusammen gefunden hatten und in ihrem Zusammenspiel, namentlich auch in den Volksszenen ihr Bestes und Gutes leisteten. Man muß sich hüten, sich als Kritiker vor die Bühne zu setzen und ein feingeschürztes Drama zu erwarten; das soll es gar nicht sein; es sind Bilder fürs evangelische Volk und man muß denen dankbar sein, die dies Bilderbuch aufschlugen.

Nach dem Stück, ich glaube es war die Nacht, wo die Welt untergehen sollte und darum alle Leute zu dem hellen Himmel mit dem freundlichen Mond und dem lichten Wolkenschleier hinaufschauten und niemand auch nur ein einziges Sternschnuppchen sah, gingen wir an den marmornen Markgrafen im Tiergarten entlang. Seit ein paar noch immer nicht entdeckte Rüpel an einigen der Gruppen ihre rohen Witze versucht haben, strahlt die Allee in hellem elektrischen Licht und die weißen Gruppen treten leuchtend aus der Dunkelheit hervor. Wir wollten uns die zerschlagenen Gesichter näher besehen, da donnerte uns der Mann der Ordnung entgegen: das Betreten der Gruppen ist nachts verboten. — Nun ist das Kind ins Wasser gefallen, nun decken sie den Brunnen zu und wie! Wir sahen wirklich nicht so aus, als wollten wir in Gegenwart des Schutzmanns Marmorbilder zerschlagen! Na, wir gingen in einiger Entfernung an den steinernen Herren vorüber und freuten uns besonders über den prächtigen, jugendlichen Alten Fritz: Es ist eine große Entwicklung, die man dort studieren kann, an der Reihe der Markgrafen und es ist ein stolzes Bewußtsein: es war eine Entwicklung: immer vorwärts, aus Kleinem zu Großem, durch viele Kämpfe zu immer größerer Macht. Die Markgrafen haben es verstanden, die Kräfte ihres Landes, die geistigen und die materiellen zu entwickeln. Das bleibt auch ferner die große Aufgabe der brandenburgischen Markgrafen: Erziehung derer, die ihrem Schutz vertraut sind, zur Selbständigkeit! Zur Selbständigkeit auch im evangelischen Bewußtsein! Wenn auch das Gustav Adolfspiel diese Selbständigkeit fordern möchte! —

Die Berliner haben etwas Furchtbares erlebt: Ihre Stadtväter sind von einem Hofbeamten in einem feierlichen Schreiben sehr hart angeredet worden. Sie sind auf ihr rotes Haus so stolz, aber die Kaiserin mögen sie auch sehr gern, nun wissen sie gar nicht, wem sie nun Recht geben sollen. — Die wenigsten wissen, worauf sich die Tadelsworte der Kaiserin beziehen, denn die Presse hat die Unverschämtheiten des jüdischen Stadtverordneten Dr. Preuß sehr nebenbei erwähnt. Es läßt sich auch streiten, ob das Verfahren des Oberhofmeisters der Kaiserin praktisch und taktisch war; denn daß die Stadtverordnetenversammlung sich wegen des Auftretens des Dr. Preuß nicht schämt, ist sicher. Aber man wird der Kaiserin als einer ernsten evangelischen Christin nicht das Recht bestreiten können, den Stadtverordneten zu schreiben, daß sie sich dadurch verletzt fühlt und darin fühlen alle Christen ganz wie sie. Darum werden sie den Stadtverordneten den Tadel aus hohem Munde von Herzen gönnen. In der Praxis werden die Folgen

sein, daß der schon erheblich mangelhaft ausgebildete kirchliche Sinn der Stadtbehörde noch mehr verkümmert, aber — das ist wohl kaum zu bedauern. Es giebt dann klare Verhältnisse. Es ist für die evangelische Kirche nicht sehr würdig, von der Gunst jüdischer, atheistischer, indifferenter Stadtverordneter abhängig zu sein. Je eher diese Gunst endgültig versagt, um so eher werden die Christen merken, daß nur eine selbständige evangelische Kirche die Stellung auch im öffentlichen Leben behaupten kann, die ihr zukommt und die um des allgemeinen Wohles willen nötig ist. Ja, wenn die Christen sich aufrafften und wählten überzeugte evangelische Männer ins rote Haus, dann ließe man sich die Gunst der Stadtväter gefallen, — aber so lange Singer und Preuß dort dominieren, verzichten die Christen wohl besser darauf, ein scheinbares Handinhandarbeiten von Stadtbehörde und Kirche zu erstreben und zu preisen, das in Wahrheit nicht vorhanden ist. Besser ehrlichen Krieg als faulen Frieden! — In der Verurteilung des Benehmens des Herrn Preuß und der Stadtverordnetenversammlung sind sich alle Evangelischen bis in die äußerste Linke hinein einig, wie die Provinzialsynode gezeigt hat. — Im Kampf für eine Stadtvertretung mit besserem kirchlichen Verständnis werden sie freilich noch nicht einig sein. Dazu muß es erst noch ganz anders kommen!

Der „Vorwärts" macht den faulen Witz und sucht das Verfahren des Dr. Preuß, der „die Gesangbuchverse so schlagend travestierte" (offenbar freut sich der Vorwärts daran), gleichzustellen mit der niedlichen Schülergeschichte, die Stöcker vor Jahren auf dem evangelisch-sozialen Kongreß in Erfurt in seine Begrüßungsansprache auf dem Familienabend einflocht, von dem Jungen, der die bekannten Gellert-schen Verse folgendermaßen hersagte: „Wenn ich dies Wunder fassen will, so steht mein Geist vor Erfurt still." Eine sehr unschuldige altbekannte Schulgeschichte. — Vermutlich vermag der „Vorwärts" diese Geschichte wirklich nicht zu unterscheiden von der Art, wie der jüdische Dr. Preuß die ernsten Worte mißhandelte und dem Gespött preisgab, aber der „Vorwärts" wird selbst nicht den Anspruch erheben, daß das christliche Empfinden sich an seinem religiösen Zartgefühl messe. Ihm ist doch die Religion zu sehr „Privatsache", so daß er über den Standpunkt der „modernen Kirche" höhnt, nach dem die Massen „immer noch in der gewiß bedauerlichen Meinung befangen sind, daß es nach wie vor viel mehr auf ihr irdisches als auf ihr himmlisches Wohlergehen ankomme".

Berlin, 25. November 1899.

Welchen Zweck hat nun eigentlich die Streikvorlage gehabt? Irgend einen muß sie doch gehabt haben! Sie hat für die Monate der toten Saison, wo sonst die Politiker und Zeitungsschreiber sich etwas ausruhen, billigen Rede- und Schreibstoff geliefert; — weiter hat sie keinen Zweck gehabt. Die vergangene Woche hat ihr ein Ende gemacht, da sie ihren Zweck erfüllt hat und jetzt wichtigere und nötigere Dinge zu thun sind. Einen Erfolg hat sie doch gehabt; sie hat geholfen, die Sozialdemokratie hübsch noch ein Weilchen länger zusammenzuhalten, so daß sie sich in Hannover nur beschimpfen, nicht zerfleischen konnten, und sie hat der Sozialdemokratie eine hübsche neue Peitschenschnur geschenkt, mit der sie tüchtig knallen und die Arbeiterschaft einpeitschen konnte. Die alte Peitsche war schon so trockenes Leder geworden. Nun hat die neue Peitsche auch schon ausgeknallt. Die Regierung soll über die rapide Ablehnung ihrer Vorlage erstaunt gewesen sein, sicher noch erstaunter war die Sozialdemokratie. Der Vorwärts brachte nach der Ablehnung der Vorlage einen so ordinären Artikel, daß selbst ein Sozialdemokrat mir zugab, der Artikel war ein „bisken gemein". Und doch saß hinter dem furchtbaren Geschimpfe ein ganz kleiner Aerger. Das schöne Geschäft war so plötzlich pleite geworden und das Hauptverdienst daran hatten nicht die Sozialdemokraten, sondern das Zentrum und Herr v. Stumm. Daß gerade Herr v. Stumm beantragte, die Vorlage an die Kommission zu überweisen, — das gab ihr den Rest. Es freut sich mancher über die Ablehnung des „Arbeitswilligengesetzes", der vorher das nicht vermuten ließ. Der „Reichsbote" schreibt: „Mit bloßen Strafmaßregeln war die Sozialdemokratie schon durch das gegen die Agitation gerichtete Sozialistengesetz nicht tot zu machen, und durch das Arbeitswilligengesetz, welches die Arbeiter und nicht die sozialistischen Agitatoren trifft, würde sie erst recht nicht getroffen, die Arbeiter aber würden gegen den Staat und Gesellschaft noch mehr verhetzt." — Dem Reichsboten wird mans doch glauben und nun nicht mehr über das arme Zuchthausgesetz weinen.

Einen guten Witz leisteten sich die Anschlagsäulen; am Tage, nachdem das Zuchthausgesetz gefallen war, riefen die Anschlagsäulen mit großen Zetteln zu einer „Protestversammlung" der Freisinnigen gegen das Gesetz. Wie gut, daß es darauf gar nicht erst gewartet hatte! — Der Evangelische Arbeiterverein konnte sich nach dem Fall

des Gesetzes in herzerquickender Deutlichkeit mit der Sozialdemokratie in einer Versammlung auseinandersetzen. So lange das Gesetz drohte, galt der Abwehr dieses Gesetzes der erste Kampf, in dem die ganze Arbeiterwelt zusammengestanden hat; nun aber konnte den Herrschaften, die mit ihrer Art der Vertretung der Arbeiterinteressen die Arbeiterinteressen aufs schwerste bedrohen und schädigen, einmal ihr naturgetreues Bildnis vorgehalten werden. Es war in der modernen Künstlermanier gemalt; so einige derbe Striche, die dem ganzen Bild Charakter und plastische Wirklichkeit geben. Daß das Bild den Sozialdemokraten, die es ansehen mußten, nicht gefiel, war nicht zu verwundern. Das ist ja die alte Klage, die jeder Photograph hören muß, das Bild wird nie so schön, wie man gern aussehen möchte. Der Terrorismus der Sozialdemokraten ist eine Thatsache. Das Ableugnen nutzt ihnen nichts. Und daß alle die Maurer, Zimmerleute und Metallarbeiter, die in Gesinnungstüchtigkeit ihre nicht sozialdemokratischen Kollegen verhauen, beschimpft, bedroht und aus der Arbeit verdrängt haben, nun auf einmal „gar keine richtigen Sozialdemokraten" gewesen sein sollen — das ist doch gar nicht kameradschaftlich geurteilt! Es ist doch auch z. B. „sehr hübsch", wenn ein sozialdemokratischer Stadtverordneter in Spandau auf die Rede eines Mitglieds des Evangelischen Arbeitervereins erwidert: „Darauf antwortet man am besten mit der Nilpferdpeitsche." Den Stadtverordneten haben die Sozialdemokraten gewiß nur als abschreckendes Beispiel sich erwählt! — Behaglich ist es auch, in der Nähe von Genossen zu sitzen und an den ungekünstelten Ausbrüchen ihrer Herzensbegeisterung sich zu erbauen; fast jedes Mal, wenn in der Versammlung erzählt wurde, mit welch sanfter Gewalt die sozialdemokratischen Arbeiter gegen die anders denkenden Kollegen vorgingen, kamen freudige Zurufe: „So war es recht, so muß es sein!" — Ja, ein Staunen der Verwunderung verklärte die Gesichter, wenn der Redner aussprach, daß solches Vorgehen der Genossen doch wohl nicht ganz korrekt gewesen wäre. — Die Führer können sich Masken vorbinden; die Volksseele kann nicht heucheln. Für die sozialdemokratische Volksseele sind die Führer verantwortlich! — Zwei der anwesenden Sozialdemokraten begnügten sich nicht mit unartikulierten Zwischenrufen und Radau, sondern meldeten sich zum Wort. Ja der eine von ihnen hielt eine gute, sachliche, höfliche, verständige — kluge Rede. Er gehörte vielleicht zum rechten Flügel der Sozialdemokratie, wo die Gewerkschaften und Vollmar und Bernstein und Wolfgang Heine und Paul Göhre kämpfen; darum war es ihm unangenehm an

Fräulein Luxemburg und ihr Revolutionsgegacker (frei nach Vollmar) erinnert zu werden. Aber zum Schluß verschnappte er sich doch und die Maske verschob sich, da sprach er das große Wort: „Wir stehen auf dem Boden des Materialismus, den Himmel überlassen wir den Engeln und den Spatzen." — Ja, verehrter Herr, wer sind die „wir"? Für die Sozialdemokratie ist doch Religion Privatsache und der Himmel gehört doch sozusagen auch zur Religion! Aber Sie haben Recht, man darf Ihnen solch Verschnappen nicht übel nehmen; Sie zitieren ja nur, was Bebel vorzitiert hat, und was dem geziemt, geziemt Ihnen doch auch! Und es schadet auch nicht, wenn die Maske sich ein bischen verschiebt; das ist sogar ganz anständig. Sonst könnten die Dummen denken, Ihre freundliche Maske, mit der Sie für bloße Arbeiterinteressen eintreten, wäre Ihr wirkliches Gesicht. Es ist immer anständiger, Sie lassen noch ein bischen von Ihrem natürlichen Haß gegen die Religion sehen!

Darum ist der Adolf Hoffmann so nötig für die Partei, der gar nicht zu ersetzende Zehn-Gebote-Hoffmann. Er repräsentiert gewissermaßen die „ehrliche Seele" der Partei. Was habe ich den Mann schon schimpfen hören auf die Religion! Darum ist er eine der Hauptstützen der freireligiösen Gemeinde in Berlin. Neulich war er nicht da, als ich einer Versammlung der Gemeinde beiwohnte. Hoffmann ist nämlich ein beliebter Wanderredner; er ist wiederholt in gewerkschaftlichen Versammlungen als Redner angezeigt gewesen. Dort trägt er dann zum Beweise, daß bei den Sozialdemokraten die Religion völlig Privatsache ist, seine wilde antireligiöse, „freiligiöse" Anschauung vor. Er ist äußerst unsympathisch aber ehrlich und ein „beredter" Zeuge für die Wahrheit, die uns Christlich-Sozialen von rechts und links so leidenschaftlich bestritten wird, daß ein inniger Zusammenhang ist zwischen den sozialen Kämpfen und der Weltanschauung der Kämpfenden. Er ist antichristlich-sozial, wie wir christlich-sozial sind. Die Gedankenwelt der freireligiösen Gemeinde ist mir in der Gemeindeversammlung aus einem Vortrag des Dr. Bruno Wille deutlich entgegengetreten. Es kostet Ueberwindung, einer solchen Gemeindeversammlung beizuwohnen, denn sie finden Sonntags Vormittags zur Zeit der Gottesdienste statt. Aber bereut habe ich den Besuch nicht und ich habe eine große Stärkung des Glaubens dort erfahren. Dann leuchtet die Wahrheit am hellsten, wenn sie sich abhebt vom dunkeln Hintergrund des Irrtums. Bruno Wille darf nicht mit Hoffmann und Vogtherr in eine Rubrik gestellt werden, auch wenn sie Prediger-Kollegen in der freireligiösen Gemeinde sind. Wille gehört zu den

ernsteren Menschen, die suchen und an sich arbeiten; die beiden andern verdanken ihre Stellung nur ihrem großen Munde und ihrem fanatischen Haß. Nur die Negation hält diese Leute zusammen, die wohl zwei Richtungen in der freireligiösen Gemeinde vertreten. Ob Wille die größere Richtung vertritt? Er spricht ohne Fanatismus, sachlich in der Form, tendenziös im Inhalt, in dem was er zu sagen und was er zu verschweigen beliebt. Von den Zuhörern war freilich kaum einer in der Lage, die tendenziöse Mache seiner Predigt wahrzunehmen. Sein Thema war: „Dein Reich komme, Dein Wille geschehe wie im Himmel, also auch auf Erden". Die Ankündigung dieses Themas hatte mich gelockt. — Einige seiner Gedanken: Die Christen haben sich zwei Reiche zurecht gemacht: das Jammerthal auf Erden und das himmlische Paradies. Erst der Tod führt ins Himmelreich, auf Erden herrscht die unüberwindliche Sünde; man verzichtet darauf, daß das Himmelreich hier auf die Erde komme. Ganz anders Christus, die Jünger, die Urchristen. Jesus wollte hier auf Erden sein Reich aufrichten, eine neue soziale Ordnung, wo kein Krieg, kein Fürst, kein Gericht, kein Eid mehr sein soll. Noch in der Gefangenschaft glaubt er daran; erst am Kreuz verzweifelt er: „es ist der Ruf eines Verzweifelnden: Mein Gott, warum hast du mich verlassen." — Seit Pfingsten glauben die Jünger wieder, daß ein zweiter Christus kommen und das Werk des ersten vollenden, das Reich aufrichten wird; sie machten Ernst mit ihrem Wirken für das Reich hier auf Erden. Dies Streben ist nie ganz in der Christenheit erstorben, z. B. lebt es in den Wiedertäufern. Aber die „christliche Bewegung" erstarrte zur Kirche, die die ursprünglichen Gedanken aufgab und auf Grund der platonischen Ideenlehre zwischen Himmel und Erde schied. Man muß wieder an die urchristlichen Gedanken anknüpfen und danach streben, hier auf Erden das Reich des Guten aufzurichten. Das ist die Aufgabe der freireligiösen Gemeinde. Die dritte Bitte ist nur eine Erläuterung der zweiten Bitte. „Suche das Gute in deiner Brust. Nähre die lodernden Flammen des Idealismus." Dazu gehört Arbeit an den wirtschaftlichen Verhältnissen; denn der Geist ist abhängig von seiner äußeren Umgebung. Aber anderseits ebenso nötig ist es, auf den Geist einzuwirken, ihn zu veredeln; die wirtschaftlichen Verhältnisse werden besser, wenn der Geist veredelt wird. — Soweit Willes Gedankengang. Die Wechselwirkung von Geist und Wirtschaft entspricht ganz unserer Anschauung. Aber woher nimmt Wille die Kraft zur Veredelung des Geistes? Und wo bleibt seine Freudigkeit zur Arbeit, wenn er in seiner Brust sucht und nichts Gutes findet?

Früher waren für die Freireligiösen die Jünger Schwärmer, die man wegen ihres Glaubens an „das Himmelreich“ auslachte; jetzt flötet man auf einem andern Loch: nun sind die Jünger edle Sozialisten — und ihr Glaube an das Himmelreich? der wird ignoriert oder symbolisch weggedeutet. Die Macht des Lebens hat sich Anerkennung erzwungen von den Spöttern: aber woher die Kraft dieses Lebens stammt, das will man nicht sehen. Aber Glauben und Leben lassen sich nicht zerreißen, und so hinkend bald auf dem einen, bald auf dem andern Bein wird die freireligiöse Gemeinde eine Zeugin für den Lebenskönig. Der Glaube der Jünger an die Auferstehung Jesu wurde von Dr. Wille totgeschwiegen; der Stein ist zu kantig und paßt nicht in den Bau! Dr. Luther wird einer schlimmen Auslegung der 2. Bitte angeklagt, weil er in der Erklärung die starken getrosten Worte geschrieben hat: „Gottes Reich kommt wohl ohne unser Gebet von ihm selbst“. Dagegen grollt Dr. Wille: Das ist eben das Unglück, daß man das glaubt, aber von selbst kommt nichts. — Dr. Wille ahnt nicht, wie viele Kämpfer sich neuen Mut geholt haben zum Kampf aus diesen Worten: „Von ihm selbst“. Zum Kampf auch dafür, daß des Herrn Reich hier auf Erden komme! — Dr. Wille ist kein tiefer Denker, aber sein religiöses Surrogat wird ihn auf die Dauer selbst nicht befriedigen. — Zum Schluß sang die Gemeinde ein Lied auf das Licht und den Geist nach der Melodie „Großer Gott, wir loben dich“. — Zur Begleitung wurde ein schreckliches Klavier gespielt. Die letzten Strophen auf den „Geist“, auf den „echten Herrscher“, „der sich selber überwunden“, lauten: „Durch ihn wird, was gut und schön, in der Menschheit sich erhöh'n.“ — Die Strophen sang ich leise mit nach dem ersten Text:

„Wie Du warst vor aller Zeit,
So bleibst Du in Ewigkeit!“

Am Totenfest, morgen also, wird Herr Vogtherr die Rede halten! So wurde bekannt gemacht; erst glaubte ich, daß ich falsch gehört hätte. Aber es ist Thatsache: Vogtherr spricht noch immer in der freireligiösen Gemeinde! — Ob er auch „das Gute in seiner Brust sucht“, und „die Flamme des Idealismus lodern“ läßt? Na, denn man zu!

Beim Ausgang aus dem Saal hatte der freireligiöse Gemeindebuchhändler, Herr Adolf Hoffmann, Schriften zum Verkauf auslegen lassen. Ich kaufte mir Verschiedenes, u. a. ein Coupletbuch (!) mit ordinären, widerlichen, politischen Gedichten. Dadurch wird sicher der Geist nicht veredelt, sondern ordinär gemacht! Zwei Seelen wohnen ach in meiner Brust, seufzt die freireligiöse Gemeinde: Dr. Wille und Vogtherr-Hoffmann.

Berlin, 2. Dezember 1899.

Das war ein Kampf! Als er gestern abend tobte, brachte er Augenblicke, die im höchsten Maße ungemütlich waren; nun ist er durchgekämpft und nicht ohne Befriedigung werden alle darauf zurücksehen, die gestern den unerwarteten Ansturm über sich mußten ergehen lassen.

In die Handwerkersäle war eine Frauenversammlung geladen, namentlich an Näherinnen war die Einladung ergangen. Seit einiger Zeit haben christliche Frauen, Mitglieder der kirchlich-sozialen Frauengruppe angefangen, unter den Heimarbeiterinnen zu arbeiten, mit ihnen ihre Nöte durchzusprechen und nach Abhilfe zu suchen. Gestern abend ist diese Arbeit an die Oeffentlichkeit getreten, zum ersten Mal! Und gleich beim ersten Mal gab es Widerspruch, wie ihn so heftig niemand erwartet hatte. Ein Widerspruch, der nur verständlich ist, wenn man die fanatische Wut kennt, die in gewissen sozialdemokratischen Kreisen gegen die soziale Arbeit der Christen brennt.

Auf der Tagesordnung stand die Frage der Krankenversicherung für die Heimarbeiter. In einer Resolution sollte der Reichstag gebeten werden, die Krankenversicherung auf die Hausindustrie auszudehnen und beim Bundesrat zu beantragen, er wolle von seiner Befugnis Gebrauch machen und die Hausindustrie in die Alters- und Invaliditätsversicherung aufnehmen. Sobald man sich eingehender mit der Not der Heimarbeit beschäftigt, merkt man es, wie unheilvoll dieser Ausschluß aus der Arbeiterversicherung wirkt; dadurch wird die Unsicherheit der Existenz noch verschärft, weil jede Krankheit den unversicherten Arbeiter doppelt schädigt. Alle Parteien sind auch darin einig, daß die Krankenversicherung auf die Hausindustrie ausgedehnt werden muß, auch die Regierung stimmt dem zu und hat eine Novelle zum Krankenkassengesetz in Aussicht gestellt. Es ist von größtem Wert, daß die Kreise, denen diese Gesetzesänderung zu Gute kommen soll, zeigen, wie wichtig und dringlich ihnen die Sache ist, wie sehr sie danach verlangen. Schon einmal sind Versuche, die das Gleiche erstrebten, gescheitert, weil die zuständige Behörde hinweisen konnte auf den Widerstand der Arbeitnehmer, die nichts von der Versicherung wissen wollten! Darum war es wichtig, daß die Heimarbeiterinnen selbst deutlich ihren

Wunsch aussprachen: Wir wollen die Kranken- und Invalidenversicherung, wir stimmen dem beabsichtigten Vorgehen des Reichstags in Sachen der Krankenversicherung zu und bitten die Regierung, nicht länger zu zögern; ja wir bitten nicht nur um die Krankenversicherung, sondern auch um die nötige Ergänzung, die Invalidenversicherung.

Das war die Veranlassung für die gestrige Frauenversammlung; und die Resulution sollte durch Petitionen an den Reichstag und an den Magistrat unterstützt werden.

Und um diese Resolution und Petition entbrannte der Kampf! Unbegreiflich für jeden, der unbefangen mit dem Wunsche, den bedrückten Heimarbeiterinnen zu helfen, in die Versammlung gekommen war. Alle Parteien sind ja einig in der Forderung der Krankenversicherung für die Hausindustrie. Die Sozialdemokraten bezeugten selbst, daß sie die Invalidenversicherung für die Hausindustrie haben wollten. Warum dann der Widerspruch, der schrille Mißklang, der in die Versammlung hineingeworfen wurde? War es nicht besser, trotz aller inneren Differenzen dem Ausdruck zu geben, daß man in diesen Forderungen für die Heimarbeiterinnen einig ist? Hätte das nicht der Sache der Heimarbeiterinnen besser gedient? — Die Sozialdemokratie hat gestern wieder einmal unwidersprechlich klar bewiesen, daß ihr ihr Parteiinteresse über den Arbeiterinteressen steht! Die Anzeichen dafür mehren sich nachgerade stark; daran wird die hochmütige Partei noch einmal zerbrechen. — Es darf nicht sein, daß andere als Sozialdemokraten für das Wohl der arbeitenden Klassen etwas thun, darum weg mit jeder Resolution und Petition, die von anderer Seite kommt, mag darin stehen, was will! Das ist die Taktik der Sozialdemokratie, wie sie sich gestern wieder in ganzer Schönheit offenbarte. Man suchte nach einem Haken, um daran den flammenden Widerspruch aufzuhängen, und darum traten Fräulein Baader und Frau Dr. Braun, die beiden Führerinnen der sozialdemokratischen Frauen Berlins, auf das Podium und donnerten mit einer Entrüstung, die man sich hätte für gelegenere Zeit versparen sollen, gegen alles „Bitten“. — „Wir bitten den Reichstag nicht; wir haben zu fordern! Der Reichstag geht aus dem Volk hervor; von ihm haben wir unser Recht zu fordern!“ — Diese Deklamation war der einzige Grund, der gegen Resolution und Petition angeführt wurde. Und mit dieser hohlen Phrase machten sie einen Spektakel, als wollten sie das Gegenteil von Resolution und Petition erreichen, während sie — genau dasselbe wollen!

Ein sozialdemokratischer Redner führte selbst eine Petition eines Arbeiterinnenvereins an, der unter dem Sozialistengesetz aufgelöst ist. Also im Prinzip wenden sich die Sozialdemokraten nicht gegen das Petitionsrecht, sondern gelegentlich machen sie von diesem Recht auch Gebrauch, aber gestern — gestern wollten sie nicht „bitten", sondern „fordern". Gestern wollten sie nicht die höfliche Form, sondern die grobe Form angewendet wissen. So thöricht und unhöflich macht der Aerger!

Was haben die Sozialdemokraten nun mit ihrem Spektakel erreicht? Der Petition haben sie kaum geschadet; über 300 Unterschriften von Heimarbeiterinnen sind schon gesammelt und weitere stehen in Aussicht; ohne den Spektakel hätten vielleicht noch einige Frauen mehr unterschrieben; durch den Spektakel haben sie sich kopfscheu machen lassen und haben das Unterschreiben abgewiesen, zum Teil ausdrücklich mit der Motivierung, daß sie für die Versicherung kein Geld hätten! Diese Kurzsichtigkeit bestärkt zu haben, das ist der eine Erfolg der Sozialdemokratie! Hoffentlich bildet sie sich darauf ordentlich etwas ein!

Auch die Annahme der Resolution haben sie nicht verhindern können. Aber ich hätte ihnen den Erfolg gegönnt, daß durch Widerspruch der Sozialdemokraten eine Resolution abgelehnt wäre, die sich an den Reichstag wendet, um die Sozialreform auf die Hausindustrie auszudehnen? Das wäre doch ein Erfolg gewesen, an dem manche Zwischenmeister und Großkonfektionäre ihre Freude gehabt hätten. Schon jetzt ist es kein kleiner Erfolg, daß die Sozialdemokratie eine große Minderheit in der Versammlung aufhetzte gegen diese Resolution! Auch diesen Erfolg gönnen wir ihnen von Herzen und es wird sich noch oft Gelegenheit bieten, diese Arbeiterpartei an diesen beinahigen Erfolg zu erinnern!

Doch der Erfolge sind noch viel mehr. Bekanntlich deklamiert die Sozialdemokratie mit tönendem Munde von der Notwendigkeit, daß die Arbeiter sich zusammenschließen. Gestern hat sie den Erfolg gehabt, manchen der stillen ängstlichen Heimarbeiterinnen durch ihr fanatisches Auftreten so vor den Kopf zu stoßen, daß sie nicht nur den Mut verloren, öffentlich für die Krankenversicherung einzutreten, sondern daß sie gegen jede organisatorische Arbeit mit Mißtrauen erfüllt sind, weil sie diesen Lärm und diese Wutausbrüche nicht zum zweiten Male riskieren möchten. Alle Arbeiterinnen sollen sich zusammenschließen zur Vertretung ihrer Interessen; die Sozialdemokratie hat es oft er-

fahren, wie schwer es ist, gerade unter den Frauen und besonders unter den Hausindustriellen für die Koalition zu werben! Gestern hat sie ihr bestes gethan, um die Freudigkeit zur Koalition in den Kreisen, die noch nicht zur Sozialdemokratie schwören, sehr zu dämpfen. Ist das ein Erfolg für die Sache der Arbeiter?

Und noch ein Erfolg! Oft hat die Sozialdemokratie gehöhnt auf die trägen Kreise der Gebildeten, der Wohlhabenden, der Christen. Welche harten Worte schleuderten sozialdemokratische Frauen noch gestern gegen die Gleichgültigkeit, die in christlichen Frauenkreisen gegen die Not der Arbeiterinnen herrscht; und die Vorwürfe sind nicht unberechtigt. Gestern aber hat die Sozialdemokratie sich alle Mühe gegeben, den Frauen, die gegen die Vorurteile ihrer Umgebung ankämpfen und für die soziale Arbeit mit ganzem Herzen eintreten, die Arbeit recht gründlich zu erschweren. Vielleicht, daß manche christliche Frau gründlich die Lust verloren hat, sich zum zweiten Mal derartigen Ausbrüchen des Fanatismus auszusetzen. Die Sozialdemokratie hat kein Recht mehr, sich über die Gleichgültigkeit der nichtsozialdemokratischen Kreise zu beschweren; sie hat die Hauptschuld an dieser Zurückhaltung, an dieser Zaghaftigkeit, die leider in der Bethätigung der sozialen Gesinnung herrscht. — Ja, wenn die christlichen Frauen den Schritt nachmachten, zu dem die atheistische adlige Generalstochter, Frau Lily Braun, sich aufgeschwungen hat, — wenn sie zur Sozialdemokratie überträten, dann wollte man ihre Mithilfe gelten lassen, dann wollte man auch ihre Abstammung aus zum Teil adligen Häusern verzeihen, dann mag es ihnen erlaubt sein, mit leeren Phrasen sich vor dem begeisterten Publikum aufzuspielen, — aber meint Frau Lily Braun wirklich, daß ihr Auftreten irgend eine ernstgesinnte Frau, die Kopf, Herz, Geist und Gemüt noch auf dem rechten Fleck hat, veranlassen könnte, ihre Genossin zu werden. Dafür werden sich alle bedanken und — Herr Auer wird mit dem Kopfe nicken und sagen: das kann ich gut verstehen. Wenn die Genossinnen die Lust an der sozialen Arbeit den Christen verekeln wollten, konnten sie es nicht besser anfangen!

Solche großen Erfolge fallen keinem ungesucht in den Schoß. Auch die Sozialdemokratie hat es sich sauer werden lassen, sie zu erwerben. Und der Grund ihres heißen Bemühens ist die blöde Konkurrenzfurcht. Weil sie bisher so geringen Erfolg unter den Frauen gehabt haben, fürchten sie, andere könnten mit größerem Erfolg unter den Frauen sozial arbeiten und Organisationen schaffen und das —

darf nicht sein. Denn diese große Partei hat die Vertretung der Arbeiterinteressen gepachtet! Lieber mögen die Arbeiterinteressen draufgehen, als daß die Partei Schaden leide. Der schwere Vorwurf ist gegen diese „Arbeiter"-Partei berechtigt, daß sie unehrlich die Interessen der Arbeiter nur vorschützt, um ihre kleinen Parteiinteressen zu fördern. Und damit können wir die Akten über ihre gestrigen Heldenthaten schließen. Mit Befriedigung zogen ihre kommandierten Truppen ab; „nun haben wir unsere Schuldigkeit gethan"; stolze Befriedigung sprach aus diesen Worten. Man muß sie bei der Arbeit gesehen haben, johlend, kreischend, mit beiden Beinen trampelnd und in die Hände klatschend, nur um keinen anderen zu Worte kommen zu lassen, — das nennt diese Gesellschaft „ihre Schuldigkeit thun". Wir beneiden die Genossen nicht um diese disziplinierten Amazonentruppen!

Und all ihr Gekreisch und Getrampel war umsonst; die Arbeit, die gestern an die Oeffentlichkeit trat, geht weiter. Alle, die sie bisher thaten, Frauen aus gebildeten Kreisen und Heimarbeiterinnen, haben gestern neue tiefe Anregungen bekommen, die Arbeit mit größerer Treue, mit brennenderer Liebe, mit völligerer Hingabe zu treiben; wir bleiben treu, das war das Gelöbnis, mit dem sie auseinander gingen. Warum? Um die armen Frauen, deren Not jedes christliche Herz aufs tiefste bewegen muß, davor zu bewahren, daß sie solchen Führerinnen anheimfallen, wie sie sich gestern produzierten. Es ist der Kampf des Glaubens gegen den wüsten, radausüchtigen Unglauben, der hier gefochten wird. Wer wird Führer sein? Wenn nicht der Glaube, dann der Unglaube! Der Glaube hat den Sieg, wenn er nur tief in den Herzen wurzelt. Daß diese Verantwortung den Christen sich mit großer Gewalt auf die Herzen legt, das ist doch der größte Erfolg, den die Sozialdemokraten gestern für den Glauben erstritten haben. Wir werden uns wieder sprechen! Größer als der Ekel über die Lärmszenen gestern ist doch das tiefe Mitleid mit den Frauen, denen sich solche Führerinnen aufdrängen, und -- mit diesen Führerinnen selbst!

Berlin, 9. Dezember 1899.

Wenn ich doch diesmal einen Pariser Brief schreiben könnte! In Paris ist es jetzt lustig. Da sitzen die Sozialdemokraten von 5—8 Schattierungen zusammen und suchen nach der Formel, die sie alle einigen könnte. Der „Vorwärts" berichtet täglich eingehend darüber, und diese Berichte schon geben einem ein farbenprächtiges Bild von der sozialdemokratischen Einigkeit! Wie muß das erst sein, dort mitten unter ihnen zu sitzen und ihr Geschrei zu hören, wie sie sich „Verrat" entgegendonnern, wie sie auf die Tische klettern, Fahnen schwingen, pfeifen, und auf die Tische schlagen! Wiederholt muß der Vorsitzende die Versammlung vertagen, weil der Radau zu groß ist, ein andermal heißt es andeutungsweise „nach einer verworrenen und unruhigen Diskussion" schließt die Sitzung, und doch — trotz allen Lärms sind sie „einig" geworden; und das ist das Amusanteste bei der Geschichte. Sie haben erst eine Resolution angenommen: „Der Klassenkampf verbietet es einem Sozialisten, in ein bürgerliches Ministerium einzutreten." Und dann gleich hinterher die andere Resolution: „Der Kongreß erkennt an, daß außergewöhnliche Umstände der Partei zur Pflicht machen können, die Frage zur Entscheidung zu bringen, ob die Teilnahme von Sozialisten an der Regierung angebracht sei". — Auf die Weise kann man freilich alles einigen; da könnten sich auch Eugen Richter und Liebknecht und Stumm noch mal „einig" werden! Und das alles, weil Genosse Millerand Minister geworden ist!

Für uns Deutsche ist der Pariser Kongreß wichtig, weil er uns die Elemente auch der deutschen sozialdemokratischen Bewegung in ihrer „Einigkeit" erkennen läßt. Die Herren haben jenseits der Vogesen natürlich französische Namen, aber Monsieur Jaurès könnte grade so gut Herr v. Vollmar heißen, so sehr decken sich die Anschauungen beider über die Notwendigkeit praktischer Tagespolitik; Liebknecht und Kautsky sind drüben vielfach vertreten, da heißen sie Guesde oder Vaillant oder Lafarque, und sie stehen und fallen mit dem Vater Marx; auch Auer begegnet uns dort mit seinem Motto: „Die Hauptsache ist die Einigkeit"; ist die Partei nur fest organisiert, dann kann auch ein Sozialist

in die Regierung treten", so sprach dort Revelin. Auer wird das so deutlich nicht sagen; er schrieb an Bernstein: „Ede, Du bist ein Esel, so was sagt man nicht, so was thut man?" Schippel oder Heine würden aber unvorsichtig genug sein, so was auch zu sagen. — Bebel verteidigt drüben als Monsieur Carnaud „die alte Taktik der Arbeiterpartei" so gut wie hier, und diese Taktik besteht darin, daß sie stets wechselt, „wenn die Entwicklung es erfordert". Darum erscheint ihm, wie in Hannover, eine Resolution nötig, die beide Teile befriedigt. Vaillant-Liebknechts Standpunkt ist eine Gefahr für die Partei, aber die unbedingte Bejahung der Ministerfrage — das geht auch nicht. Wollen wir den Zehn-Gebote-Hoffmann dort drüben suchen, so finden wir ihn unter den radikalen Marxisten; dort nennt er sich Zevaès und ist auch dort stark in starken Worten. Eine Schattierung fehlt uns hier; wir hatten sie früher, aber sie sind bei uns ausgestorben: die ganz wilden à la Most; bei uns würde es kein sozialdemokratischer Parlamentarier mehr wagen, den alten Standpunkt von früher so kraß auszusprechen, wie es ein Blanquist drüben that: „Ich bin ins Parlament gewählt, um alle Bourgeoispraktiken zu bekämpfen und nicht dazu, um Gesetze zu machen!" So ehrlich ist man bei uns nicht mehr; die „Jungen" hatten im Anfang der neunziger Jahre diesen richtigen Standpunkt der revolutionären Marxpartei. Aber die „Jungen" sind damals aus der Partei herausgesetzt. Singer „denkt" wohl in seinem innersten Herzen noch ähnlich, aber es zu sagen, — dazu würde vielleicht gar dem Fräulein Dr. Luxemburg die Kurage fehlen! Die Gewerkschaftler und — Genossenschaftler würden bei uns vielleicht noch kräftiger dagegen protestieren, wie drüben in Paris!

Aber warum das alles im „Berliner Brief"? Weil man in Frankreich das Bild vor sich hat, das sich ergiebt, wenn man die „wilden" Sozialdemokraten „in Freiheit" dressiert. Bei uns will man an eine Zersetzung der Sozialdemokratie nicht glauben; drüben muß jeder sie zugeben. Wir könnten auch in Deutschland weiter sein, wenn nicht immer wieder verkehrte Versuche gemacht worden wären, die Sozialdemokratie mit Knüppeln zur Einigkeit zu prügeln. Wer weiß, ob nicht ohne das letzte „Streikgesetz" sich schon auf dem Parteitag in Hannover die Spaltung vollzogen hätte.

Langsam bohrt der Wurm der Spaltung weiter. Eben erst berichtet der „Vorwärts", und man merkt, wie sauer es ihm wird, über die zunehmende Auseinandersetzung von politischer Revolutionspartei und wirtschaftlicher Arbeiterbewegung. — Der Verband der Buch-

drucker, die mächtigste Gewerkschaft Deutschlands, ist in Leipzig in Krieg geraten mit Buchdruckern, die „Nichts-als-Sozialdemokraten" sind. In Leipzig herrscht Dr. Schönlank und Fräulein Luxemburg und der wilde Buchdrucker Gasch. So wird auch die Leipziger Gewerkschaftsbewegung vom öden Marxismus beherrscht und das Leipziger Gewerkschaftskartell verweigert den Vertretern des großen Buchdruckerverbandes die Aufnahme, weil diese Buchdrucker in „Tarifgemeinschaft" mit ihren Prinzipalen leben. Und Tarifgemeinschaft ist ein rotes Tuch für Leute, denen der Kampf Selbstzweck ist. Die Centralinstanz aller Gewerkschaften Deutschlands (die Hamburger General-Kommission) mußte dem Buchdruckerverband zur Seite stehen. Aber die Leipziger haben sich nicht gefügt, und lehnen die Aufnahme des Buchdrucker-Verbandes noch immer ab. Die General-Kommission hat zum äußersten Mittel greifen müssen und hat jede weitere Verbindung mit dem Leipziger Gewerkschaftskartell aufgegeben, ja die dort vertretenen zentralisierten Gewerkschaften Deutschlands werden aufgefordert, ihre Vertreter aus dem Kartell zurückzuziehen! Das ist der offene Krieg zwischen der wirtschaftlichen Arbeitervertretung und der politischen „Arbeiter"partei. Der „Vorwärts" verzichtet, wie schon oft, eine eigne Meinung über diesen Kampf abzugeben. Er möchte es mit beiden Seiten nicht verderben. — Wäre es nicht Aufgabe aller, denen es wirklich auf die Bekämpfung der Sozialdemokratie ankommt, den „Vorwärts" recht oft in die fatale Situation zu bringen, daß er nicht weiß, was er sagen soll! — Arbeiterbewegung und Sozialdemokratie muß man sich gewöhnen als völlig verschiedenartige, ja einander im Wege stehende Mächte anzusehen.

Noch eine „Kleinigkeit" aus dem „Vorwärts": Er tobt jetzt gegen die Flotte und — bringt ihr wieder ein Stück „Verelendungstheorie" zum Opfer. Er beweist, daß die Bevölkerungszunahme fortschreitet und doch — die Auswanderung abnimmt. Also um unseren Menschenüberschuß unterzubringen, — dazu brauchen wir glücklicherweise keine Kolonien, folgert der „Vorwärts" mit Recht. „Die Bevölkerung wächst namentlich infolge der Verminderung der Todesfälle, die durch eine bessere Lebenshaltung herbeigeführt wird. Aus demselben Grunde sinkt auch die Auswandererzahl." Das schreibt der „Vorwärts"! Und doch schwört er auf das Erfurter Programm, das dem Proletariat verheißt: „wachsende Zunahme der Unsicherheit der Existenz, des Elends, des Drucks, der Knechtung, der Erniedrigung, der Ausbeutung"! Gleichzeitig „steigende

Lebenshaltung" und „wachsendes Elend" predigen, das kann nur einer, der selbst dumm ist oder auf sehr Dumme spekuliert! — Und so bröckelt es alle Tage an dem Koloß, der so gefährlich aussieht. Er ist nur gefährlich, wenn man sich vor ihm fürchtet und aus Furcht vor ihm die Vertretung der berechtigten Arbeiterinteressen unterläßt.

Die Flotte wird den Sozialdemokraten noch recht unangenehm werden. Das merkt man an den Waffen, mit denen sie dagegen kämpfen. Professoren wie Adolf Wagner und Schmoller werden mit Schmutz beworfen, weil sie für die Flotte eintreten. Ja heute malt der „Vorwärts" ein „Schnaps- und Tabaksmonopol" an die Wand, um den Arbeitern die Flotte zu verekeln! Niemand hat bisher solch Monopol für die Kostendeckung der Flotte gefordert. Aber warum bekämpft gerade der „Vorwärts" ein Schnapsmonopol? Für die Arbeiterbewegung ist der Schnaps gewiß kein Segen. Das können dem „Vorwärts" englische, belgische, schweizerische Sozialisten bezeugen. Ja, wenn der „Vorwärts" die Interessen der Brennereien verträte oder — der Destillateure! Aber das thut doch das Centralorgan der Arbeiterpartei nicht?

Die Berliner Studenten kämpfen um das Direktorium ihrer Lesehalle. Fünf Parteien ringen um den Sieg. Die Nationalgesinnten unter Führung des Vereins deutscher Studenten, die Jüdisch-Freisinnigen der „freien wissenschaftlichen Vereinigung", die Jüdisch-Sozialdemokratischen der sozialwissenschaftlichen Vereinigung, die Katholischen und die Finkenschaft. Gestern hat Herr v. Gerlach, der frühere Alte Herr des Vereins Deutscher Studenten, eine öffentliche Versammlung der „Sozialwissenschaftlichen" einberufen und — der Verein deutscher Studenten hat ihn bekämpft. Ein kleines Spiegelbild der schmerzlichen Entwicklung des politischen Lebens. Es sind die auseinander gerissen, die zusammengehörten, und — wenn man bei einer Entwicklung von Schuld reden soll — die Schuld liegt auf beiden Seiten. Die Vertreter der nationalen Studentenschaft haben die Arbeit für den sozialen Gedanken fallen gelassen, aber das Heil Deutschlands liegt nicht bei Nietzsche und dem Wodan-Verehrer Dr. Friedrich Lange. Freilich, es liegt auch nicht in den jüdisch-sozial-demokratischen Idealen, denen Herr v. Gerlach jetzt seine scharfen Waffen zur Verfügung stellt. Es hat sich auf beiden Seiten gerächt, daß man das Christentum zur bloßen „Privatsache" gemacht hat, statt — wie früher — aus dem Christentum die besten und stärksten Impulse für alles Arbeiten und Kämpfen zu empfangen. —

Am Montag feiert Stöcker Geburtstag. Viele denken seiner mit Liebe und Dank weit über die christlich-sozialen Kreise hinaus. Die meisten danken ihm für sein tapferes Kämpfen für Kirche und Glauben, für sein christliches Wirken in der Stadtmission, — viele denken seiner, sogar unter Sozialdemokraten, mit Anerkennung für sein sozialreformatorisches Arbeiten in den Parlamenten und in Volksversammlungen; wir Christlich-Sozialen wollen ihm danken, daß er uns gelehrt hat, beides aufs innigste mit einander zu verbinden: das Kämpfen für den Glauben und für Sozialreform. Diese Verbindung hat ihm immer wieder den schwersten Kampf eingetragen; daß er sie dennoch festgehalten hat, das giebt seinem Leben Bedeutung für die kommende Zeit. Er hat das Thor offen gehalten, durch das die Christen eintreten mit Glaubenskräften in den Geisterkampf des öffentlichen Lebens und durch das manch einer, der im wirtschaftlichen Kampf weit abgekommen ist, den Rückweg findet ins Vaterhaus! Dem tapferen Thorhüter gilt unser Gruß.

Berlin, 16. Dezember 1899.

War das eine Kälte! Heute ist es ja etwas besser, aber in den letzten Tagen war es fast unerträglich. Wir sind durch milde Winter verwöhnt und auf solche plötzliche Kälte schon gar nicht gerüstet. Dazu dicker Schnee auf den Straßen und gefährliche Glätte, wo er weggefegt ist. Nein, da ist es keine Lust zu leben und sich in den Berliner Straßen zu ergehen. Wehe dir, wenn du weitere Wege zu machen hast! Wartest du auf die Pferdebahn oder auf die weltberühmte „Elektrische“? Es kann dir passieren, daß du dreiviertel Stunde zu warten hast, wo sonst die Wagen in 7 Minuten Abstand fuhren! Der Betrieb ist reduziert; denn die Kutscher und Schaffner müssen — Schnee schippen! andere Arbeiter hat die Direktion nicht auftreiben können! — Es kann dir auch passieren, daß du noch viel länger warten mußt, vielleicht eine Stunde, oder zwei oder viel mehr; denn der elektrische Strom streikt. Wo Drähte sich über die Straße spannen, da können die Wagen sich genug Betriebskraft holen, aber zum Aufspeichern der Kraft kommt es nicht; die Akkumulatoren haben sich — in Berlin — gar nicht bewährt. Der Wagen rollt ein Weilchen ohne Oberleitung dahin, aber auf einmal bleibt er stehen; die Kraft ist aufgebraucht, der Widerstand des Schnees war zu groß. Bis zur nächsten Oberleitung ist es noch weit; es ist nicht möglich den Wagen so weit zu schieben. Die Fahrgäste mögen aussteigen oder sichs für die Nacht bequem machen! Und Wagen auf Wagen rollt heran und muß Halt machen, auch die unschuldige Pferdebahn muß das Mißgeschick der großen elektrischen Schwester tragen; eingekeilt zwischen den Elektrischen stehen die frierenden Pferde und denken an die gute alte Zeit, wo so etwas doch nicht möglich war. Wer weise ist, wählt — den Omnibus. Der kommt mal wieder zu Ehren. Der richtige Berliner fin de siècle fuhr schon prinzipiell nicht mehr Omnibus. Wer mag am Vorabend des 20. Jahrhunderts noch mit der ratternden Schneckenpost fahren! Aber jetzt ist der Omnibus hochmodern. Er bleibt wenigstens nicht stecken; ganze Paraden kann man abnehmen, wenn man mit dem Omnibus die Charlottenstraße oder die Leipzigerstraße entlang fährt:

Da stehen sie alle die großen glänzenden elektrischen Glaskästen festgefroren und die Omnibusgäule traben hohnwiehernd vorüber. — Es ist auch viel gemütlicher im Omnibus. Man ist vor erfrorenen Gliedmaßen besser geschützt als in den großen kalten Eispalästen. Nein, nein, viel Liebe hat die Direktion der Elektrischen nicht gegen ihre Mitmenschen; sonst würde sie ihnen etwas Stroh stiften, um die frierenden naßkalten Füße darin zu erwärmen. Nun sitzt man und tanzt umschichtig auf dem einen und dem andern Bein und freut sich, wenn man daheim am Ofen sitzt und allmählich wieder aufthaut!

O gewiß, in der Glut des Sommers schwärmt sichs so schön von den kühlen Wintertagen; und es ist auch ein lustiges Bild, all die eisernen und steinernen Generäle und gelehrten Leute auf den Denkmalsplätzen mit ihrem Schneekäppchen herumstehen zu sehen, es ist wundervoll die Schneebäume im Tiergarten im Sonnenschein glitzern zu sehen, — aber allzuviel Kälte nimmt einem das Vergnügen; daß die Eisbahnpächter in diesem Jahr auf ihre Rechnung kommen, wollen wir ihnen gönnen, aber *so* kalt braucht es darum nicht zu sein, daß sogar die Spree zu Eis erstarrt ist. — Schnee und Eis gehört zum rechten Weihnachten; wir haben es oft entbehren müssen; aber diesmal ist die ernstere Sorge berechtigt, ob Schnee und Eis nicht so übermächtig sind, daß sie die Weihnachtsfreude in tausend Kellern und Kammern erstarren machen!

Was sind doch alle die kleinen Nöte gegen die große Not frierender Kinder, frierender Frauen, die in ihrem Heim am Oefchen sitzen und frieren, weil keine Glut im Ofen ist, weil kein Groschen da ist, um Kohlen zu kaufen; und durch die undichten Fenster weht die Eisluft. Es geschieht viel von der städtischen Armenpflege, auch von der Armenpflege der Kirchgemeinden, die in solchen Zeiten viele Kohlenmarken verteilt. Aber an viel Frierende kommt die Fürsorge nicht heran. Wenn doch die Christen ein Heer bildeten, das hineindringen könnte in jeden Schlupfwinkel der Not! In jedem Hause müßte ein Vertrauensmann sein, der sich genau orientierte über die Hausgenossen, damit der allzugroßen Not rechtzeitig mit rechten Mitteln begegnet werden könnte. — Das ist unmöglich? — Gott sei Dank, daß für Christen *nichts* unmöglich ist.

Und wer sorgt für alle die armen Kutscher und Schaffner der Elektrischen, der Pferdebahnen, der Omnibusse, der Droschken? Auf ihren Haltestellen müssen sie frieren oder — die Kneipe aufsuchen. Warum bietet man ihnen keine Gelegenheit in Wärmebuden sich auf-

zuthauen, sich Thee oder Kaffee zu wärmen und so für die neue Fahrt sich zu stärken, ohne ihr Geld auszugeben, das sie in solchen Zeiten für die Familie doppelt nötig haben? — In London hat man längst damit begonnen; das praktische Christentum ist dort trotz aller politischen Spitzbüberei doch mächtiger als bei uns und es beherrscht ganz anders den Volksgeist. — So haben solche Tage, an denen man friert, das Gute, daß sie einen zwingen an die zu denken, die noch mehr frieren. — Hoffentlich bringt uns Weihnachten gelindere Tage, damit es allen zu Weihnachten warm wird in Herz und Haus. — Ein großes Weihnachtsgeschenk ist es, daß es wenig Arbeitslose giebt; man merkt gegen früher deutlich den Aufschwung, den das wirtschaftliche Leben genommen hat. In früheren Wintern drängten sich Scharen zum Schneeschippen und diesmal fehlt es an genügenden Kräften. Möchte der Tag noch recht fern sein, wo eine Wandlung eintritt und die größte Not wieder anbricht: der Mangel an Arbeit für Arbeitswillige. — Für die Scharen der Bauhandwerker hat die Zeit des unfreiwilligen „Bummeln" nun begonnen; hoffentlich haben sie in der günstigen Zeit genug verdient, um die Durchwinterung gut aushalten zu können. Mancher, der über die hohen Maurerlöhne räsonnierte, wird jetzt verstehen, daß ein verständiger Maurer auch für die vielen „Feiertage" verdienen m u ß.

Das Berliner Stadtparlament hat wieder einen großen Tag — verpaßt! In der ganzen Welt der Arbeiter und kleinen Handwerker aller Richtungen und aller Berufe wird das Submissionsverfahren als schwerer Notstand empfunden. Die gegenseitige Unterbietung grenzt ans Unmögliche. Um nur den Auftrag zu bekommen, setzt der Unternehmer die Preise so niedrig, daß er entweder dabei kaputt geht oder durch schlechteste Qualität des Materials auf die Kosten zu kommen suchen muß! Beides ist wiederholt geschehen. Noch beliebter ist der dritte Ausweg: man sucht am Lohn der Arbeiter zu sparen und ihre Arbeitszeit gehörig zu verlängern. — Die Stadtbehörde der Weltstadt Berlin hat jährlich viele Aufträge zu vergeben, namentlich Häuser-, Brücken- und Wegebauten; es war endlich an der Zeit, daß die städtische Behörde gegen die Auswüchse des Submissionsverfahrens nach geeigneten Mitteln sucht. Am Donnerstag hat sie darüber verhandelt und Normen für die Vergebung ihrer Aufträge aufgestellt; aber zum Schutz der Arbeiter hat sie nichts gethan!

Von Seite der Sozialdemokraten war der Antrag gestellt, daß nur solche Unternehmer Aufträge von der Stadt erhalten sollten, die

unter ortsüblichen Lohn- und Arbeitsbedingungen ihre Arbeiter anstellten. Darüber sollten die Arbeiterorganisationen entscheiden. — Diese Bestimmung war einseitig; man kann die Unternehmer nicht wehrlos den Arbeiterorganisationen ausliefern. Das ist die neueste unglückliche Taktik der Sozialdemokratie. — Aber von bürgerlich-demokratischer Seite lag ein Antrag vor, der diese Einseitigkeit vermied und dem dringenden Bedürfnis gerecht wurde: Die Stadt soll nur Unternehmer zu ihren Arbeiten zulassen, die ihre Arbeiter unter den ortsüblichen Bedingungen arbeiten lassen, und darüber soll das Einigungsamt entscheiden. Das sind Anschauungen, wie sie auch in den Kreisen des evangelischen Arbeitervereins schon erwogen sind. Daß diese sozialen Forderungen von jüdischen Demokraten gestellt wurden, mag man bedauern, aber auch von christlich-sozialer Seite aus muß man ihnen zustimmen. Im Stadtparlament freilich fanden sie keine Billigung! Mit den ältesten Manchesterpatronen schoß man gegen diese soziale Forderung. Die Stadt dürfe sich nicht in das Arbeitsverhältnis hineinmischen! — Als der vor kurzem sehr unrühmlich bekannt gewordene Dr. Preuß auf die Pflicht hinwies, daß die Stadt doch als größter Arbeitgeber Sozialpolitik treiben müsse, rief man ihm zu: „Wollen wir ja gar nicht!" Und es siegte schließlich der Standpunkt des krassesten manchesterlichen Unternehmertums, das ein Stadtverordneter klassisch vertrat: „Als Unternehmer kommt man im geschäftlichen Verkehr unter diesen Bedingungen nicht fort. Die Schäden aus dem Submissionswesen werden wir nie beseitigen: die Sache regelt sich nach Angebot und Nachfrage ganz von selbst!" — Aber wie!

Das ist der Berliner Stadtliberalismus. So ist der „Freisinn" im ganzen Land. Soziales Verständnis findet man nur auf seinem linken Flügel, wo das demokratische Judentum mit der Sozialdemokratie liebäugelt und wo für nationale oder gar christliche Gedanken kein Verständnis ist; die Majorität, der Feld-, Wald- und Wiesenliberalismus von Tante Voß bis zum Berliner Tageblatt, ist jedes sozialen Pflichtbewußtseins bar. Und nun kommt das Tragikomische: mit diesem Flügel, wo Mosse Levysohn das Signal giebt, will Naumann sich verbrüdern! Weil er bei Rickert Flottenneigung entdeckt, darum neigt er ihm zu. Natürlich hat die Börse Interesse an der Flotte, aber hat die Börse auch soziales Verständnis? — Als diese Verbrüderungsgerüchte auftauchten, erschienen sie wie ein dummer Witz. Aber die „Hilfe" selbst spricht darüber und — protestiert nicht, sondern sie protestirt dagegen, daß der „Vorwärts" die National-

Sozialen noch für Antisemiten hält: „Nun sollen wir auch noch Antisemiten sein!" — Dieser Protest ist sonderbar! Naumann, Gerlach, Maurenbrecher, publizistisch zur Zeit die Hauptvertreter des national-sozialen Gedankens, entstammen den „Vereinen deutscher Studenten", die aus der antisemitischen Bewegung der achtziger Jahre geboren sind. Ist es ihnen peinlich, daran erinnert zu werden, daß sie Antisemiten gewesen sind? Sie werden es dem „Vorwärts" und anderen Leuten schon verzeihen müssen, daß sie sich über diese schrecklich rapide Mauserung wundern! Wem noch Gerlachs Leitartikel im Ohre klingen, in denen er im „Volk" auf die semitische Gefahr hinwies, wer sich noch an seine viel zu scharfen Anträge zum christlich-sozialen Parteiprogramm erinnert, in denen er „Stellung der Juden unter Fremdenrecht" verlangte (so meine ich mich zu erinnern), und wer gar an die schneidigen Hiebe denkt, mit denen Gerlach auf die „Judenschutztruppe" und ihren Obergeneral Rickert aus Putzig loshieb, — und nun Rickert und Gerlach Arm in Arm! Es ist mehr als traurig, es ist putzig! Auch Herr Theodor Barth kann in den früheren Jahrgängen des „Volk" prächtige Artikel finden, die nicht ohne Humor im Gerlachschen Stil sich mit ihm und seiner „Nation" beschäftigen, aber freilich Barth und Rickert können lachen! Fürs Gewesene giebt der Jude nichts und sie können den Geist und das Feuer der National-Sozialen gut brauchen für ihre altersschwachen Tage. Vielleicht kommen auch die National-Sozialen auf ihre Kosten und Naumann und Gerlach ziehen in den Reichstag ein. Aber über eine Frage komme ich nicht hinweg: Das Berliner Tageblatt etwa national-soziales Organ? Das ist einfach unmöglich! Dazu kennt Naumann und Gerlach dies Organ denn doch zu gut!

Berlin, 24. Dezember 1899.

Das giebt heute einen richtigen Heilig-Abend, wie er seit Jahren nicht gewesen ist. Schnee liegt auf den Straßen und Dächern und die Kälte ist ein wenig gelinder geworden. — In diesem Jahre lohnt es sich, Schlitten und Schlittschuhe zu schenken, aber auch warme Schuhe und Pelzmützen. Der Straßenverkehr in der Schaufenstergegend der Friedrichsstraße, der Leipzigerstraße, Unter den Linden war in der Woche lebhaft, aber doch nicht so lebhaft wie sonst. Bloß zum Angucken geht man bei der Kälte nicht in die Welt hinaus; sonst schob sich der Menschenstrom von Laden zu Laden und vor jedem blieb man stehen und bewunderte die Herrlichkeiten, die man glücklicherweise nicht zu kaufen brauchte. Diesmal war man zufrieden, wenn man die nötigen Besorgungen erledigt hatte und wieder zu Hause angelangt war. Ob das eigentliche Weihnachtsgeschäft darunter gelitten hat? Das Anschauen macht die Ladenbesitzer nicht satt. Vielleicht wäre aber doch mancher dem Anschauen erlegen und Käufer geworden. Es ist die neueste kluge Reklame: „Jedermann steht der Besuch des Ladens zur Ansicht frei, niemand ist verpflichtet zu kaufen." Die armen Geschäftsangestellten haben freilich oft die umgekehrte Marschordre: „Es darf kein Käufer aus dem Laden gelassen werden, ehe er etwas gekauft hat", sonst — wird der Verkäufer entlassen! Es ist nichts Seltenes, daß man etwas kauft, was einem gar nicht paßt, nur damit der unschuldige Jüngling nicht für die Kaufunlust büßen muß. Den armen gehetzten Angestellten ist es besonders zu gönnen, daß bald Heilig-Abend — vorüber sein wird und dann haben sie — hoffentlich! — zwei richtige Feiertage! Aus Kaufmannsmunde ist der grimmige Wunsch gekommen: Wenn doch der ganze Weihnachtsunfug ein Ende hätte!

Das ist die Einleitung zu einem Weihnachtsbrief? Kaufen und verkaufen, überanstrengte Angestellte, räsonnierende Geschäftsinhaber, übermäßiges Schenken und enttäuschte Gesichter, weil man mehr erwartet hat, — das haben die Menschen aus dem stillen geheimnisvollen Weihnachtsfest gemacht! Die meisten Menschen haben zu Weihnachten einfach keine Zeit — an Weihnachten zu denken!

Eine mächtige Bewegung, die von der Krippe zu Bethlehem ausgegangen ist, aber wer denkt noch an die Krippe und das Christkind? Weihnachten ist das Fest der „guten Herzen" geworden und gewiß wollen wir uns jeder Regung dieser „guten Herzen" freuen; jeder Strahl, der von ihnen ausgeht und in arme Herzen einen Lichtschein wirft, stammt ja doch vom Bethlehemsstern, aber mehr wie je ist es Aufgabe den Christen auf diesen einzigen Lichtquell hinzuweisen und ihn nicht zudecken zu lassen von Flitter und selbstsüchtiger Sentimentalität.

„Lokalanzeiger" und „Vorwärts" liegen vor mir. Ich habe ihre Weihnachtsnummern gelesen und es kostet Kampf nach der Lektüre noch die Weihnachtsstimmung zu bewahren. Der „Vorwärts" ist heute von vorn bis hinten ein einziger Hohn auf das „Friede auf Erden". Das echte uralte Christentum hat es einst gut gemeint, aber längst ist die alte Lehre verkehrt worden und zu einem „eitlen Schaustück und gefährlichen Machtmittel der Herrschenden" geworden. Denen konnte die Duldungslehre des Christentums gut passen, um sie anderen zu predigen und selbst dadurch groß zu werden. „Das Friede auf Erden wird zur leeren Formel, die alljährlich einmal in den Rauschstunden eines lärmenden Festes verhallt". Die Herrschenden führen Krieg mit Kanonen und Panzerschiffen und mit den furchtbaren Waffen des wirtschaftlichen Konkurrenzkampfes. — „Das himmlische Friedensmanifest ist noch wirkungsloser als das des irdischen Herrschers über ein Volk von Sklaven". Aber „der Gedanke des wahren Christentums hat sich von den Christen zu denen geflüchtet, die als die Bekenner des Antichrist verleumdet und verfolgt werden und die aus der duldenden mystisch schwärmenden Gefühlsseligkeit ein zielklares Programm vernünftigen Handelns gestaltet haben". Ein „Streben ernster Kulturarbeit" ist das Proletariat „der Kämpfer für das Weihnachtsfest der Zukunft!" — So feiert sich die Sozialdemokratie als Trägerin des wahren Christentums, von dem der „Vorwärts" doch selbst bekennt, daß es williges Leiden fordert! Ein unbegreiflicher Widerspruch, der deutlich zeigt, wie mächtig die Gestalt des Heilandes wieder in vielen, auch ungläubigen Herzen geworden ist. Sie möchten sich mit seinem Mantel kleiden, so sonderbar dieser Mantel des Friedenskönigs die kleidet, die den Klassenkampf predigen und den Haß und die Verbiterung grade zu Weihnachten zu schüren für ihre Aufgabe halten. Es liegt eine große Wucht in diesem brennenden Sehnen nach dem Friedensreich; — ob der Weg der Gewalt, der Unzufriedenheit

schneller zum Ziele führen wird als der Weg des duldenden Heilands, der seine Jünger stark macht, zu dulden, für die anderen zu leben und im Unterliegen an den Sieg zu glauben? — Im Ziel sind wir einig, Christen und Sozialdemokraten ersehnen das Friedensreich; aber die Wege zum Ziel laufen auseinander in entgegengesetzter Richtung. Der „Vorwärts“ hat Recht: Das Christentum hat sich oft eine Verzerrung seiner Gedanken gefallen lassen müssen, viele Christen haben des Heilands Wort nach ihrem Sinn geändert und es ist eine große Kluft geworden zwischen den historischen Kirchen und dem Reiche Gottes, aber — nie ward Christi Geist so verzerrt, als wenn der „Vorwärts“ als Vertreter des wahren Christentums auftritt.

Nicht mal das schwache Restchen der programmgemäßen Privatsachen-Religion wird zu Weihnachten vom „Vorwärts“ respektiert. Er höhnt über die herrschenden Christen: „Sie sind einmal Christen und darum schuldig, das alte Mirakel wie eine ernste Wirklichkeit zu verehren“. — Nach seinem Programm hat der „Vorwärts“ kein Recht sich über die Weihnachtsgeschichte ein Urteil zu erlauben! Wie darf er denen, die an diese wunderbare Geschichte glauben, ihren Glauben verleiden, indem er von „Mirakel“ spricht! Was sagt Pfarrer Blumhardt zu dieser Respektierung seines christgläubigen Standpunktes?

Aber ein liebliches echtes Christgeschenk hat der „Vorwärts“ seinen Lesern doch gemacht. In seiner Unterhaltungsbeilage hat er in großem zwei Bogenseiten umfassenden Format ein Weihnachtsbild von Fritz von Uhde abgedruckt: „Der heilige Abend“. Eine weite öde Schneelandschaft; links schimmern von abseits liegenden Hütten ein paar erleuchtete Fenster; ein Handwerksmann stapft sich den Weg zu den Hütten; inmitten des Bildes, an den Zaun auf der Landstraße lehnt sich ein junges, armselig gekleidetes Weib. Der Wind zaust ihr Tuch und Haar. Ein Bild aus dem Leben heraus, ergreifend in seiner schlichten Wahrheit gerade in dieser rauhen Winterzeit, wo selbst im Tiergarten Leute zu Tod gefroren gefunden sind. Offenbar ist der Mann zu den Hütten vorausgegangen, um nach Unterkunft für sich und sein müdes Weib zu fragen. Die Geschichte kann jeder verstehen, dazu braucht man kein ästhetisches Verständnis, keine Gelehrsamkeit, keinen Scharfsinn. Und nun malt der Maler über das Haupt des frierenden, wartenden Weibes einen zarten Heiligenschein: es ist Maria, die da auf Einlaß wartet! Welch eine Flut von Licht bricht da über das Winterbild herein! oder strahlt nicht Licht aus dem Bild heraus? — Der sozialdemokratische Redakteur freilich sagt in seiner sonst fein-

sinnigen Auslegung: Wir brauchen keinen Heiligenschein, wir brauchen nicht die Umdeutung der ergreifenden Geschichte des wirklichen Lebens in jene in der Bibel überlieferten Erzählung. Fast scheint es, als störe ihn der Gedanke, daß das Bild die Weihnachtsgeschichte darstellen soll. Aber mancher seiner Leser wird sich daran erbauen und vielleicht ruft das Bild das längst vergessene Bibelwort in die Erinnerung zurück: Er ward arm um unseretwillen, auf daß wir reich würden! — Wem das alte „Mirakel“ eine „ernste Wirklichkeit“ ist, der sagt dem „Vorwärts“ für das Bild besonderen Dank. Ueber den Haß und Hohn des sozialdemokratischen Blattes lernt man milder urteilen, wenn man die Weihnachtsgesinnung des Durchschnitts-Staatsbürgers kennen lernt, wie sie sich im Lokalanzeiger breit macht. Wenn das Christentum in solcher phrasenreichen Sentimentalität und symbolischen Schönfärberei und Selbstbespiegelung gerührter Seelen besteht, — so kann man den Sozialdemokraten die ehrliche Verachtung nicht zu übel deuten. — Diese Sorte Weihnachten, die alle Juden und Heiden mitfeiern können und die ihren Höhepunkt in einer Wohlthätigkeit findet, bei der die Armen oft nur die dunkle Folie sind für die strahlenden Wohlthäter, muß jeden, dem die große Not ringsum das Lebensproblem geworden ist, anwidern. Mit solcher Art weihnachtlicher Wohlthätigkeit die soziale Frage lösen, ist närrisch und doch giebt es Leute, die sich das einbilden und sich nicht wenig darauf zu Gute thun, wenn sie zu Weihnachten was für die Armen geben und der Weihnachtsbescherung armer Kinder beiwohnen. Und nach Weihnachten geht der rücksichtslose Kampf um den Profit egal weiter. Doch nein — es kommen noch öfter im Laufe des Jahres Lichtpunkte, wo man für die Armen oder sonst einen guten Zweck tanzt, ißt, schauspielert, sich putzt und — prächtig amüsiert.

Was müssen die Christen thun, damit man ihr Thun von diesem Wohlthätigkeitsamusement zu scheiden lernt, damit man allmählich anfängt zu scheiden zwischen Thatkraft des lebendigen Glaubens und wertloser Stimmungsmache? Das ist ein Weihnachtsproblem. Aus dem Hohn des „Vorwärts“ klingt es doch wie Sehnsucht. Haben die Christen alles gethan, was sie konnten, um vor der Welt den Beweis zu führen, daß im Glauben an das „alte Mirakel“ Kraft und Leben und That liegt, Kampf gegen das Schlechte auf allen Linien und Sieg auf allen Linien? Das letzte Weihnachten des Jahrhundert weist den Christen die alte Aufgabe für das neue Jahrhundert: Das allgemeine Priestertum zu beweisen in Thaten des Glaubens. — Kind in der Krippe, schenke uns Glauben und That!

Berlin, 31. Dezember 1899.

Mit einer Burleske ist die offizielle Jahrhundertwende in Berlin vorbereitet worden. Die letzten Tage des scheidenden Jahres, manche sagen Jahrhunderts, standen in Berlin durchaus unter der entscheidenden Frage: „Hast du schon eine offizielle Reichspost-Jahrhunderts-Ansichtskarte dir erstanden?“ Man sah in den Morgenstunden gewaltige Menschenmassen Häuser umlagern; war ein Aufstand im Gange? war ein Mord verübt? sollten warme Semmeln verteilt werden? oder war gar verbürgte Kunde vom Fall von Ladysmith dort eingetroffen? Nichts von alledem: Dort ließ Podbielski Ansichtspostkarten mit der aufgehenden Sonne des neuen Jahrhunderts und der gepanzerten Germania-Briefmarke verkaufen — für nur 5 Pfennig das Stück! Und sie drängten sich an die Postschalter und lasen das vergnügliche Zettelchen: „Alles ausverkauft, vielleicht morgen mehr!“ Aber unter den Linden, in der Leipzigerstraße, da kannst du Jahrhundertkarten kaufen, so viel du willst! Da spazieren die Herren Händler gemessenen Schrittes auf und ab und blinzeln so vergnügt mit den Augen und ganze Stöße der ersehnten Karten halten sie in den Händen: „Hier Jubiläumspostkarten!“ Der Preis? „Nur 15 Pfennig?“ Der erste hört es mit Staunen und wendet sich entrüstet ab. „Dann gehen Sie man aufs Postamt, ob Sie sie da billiger kriegen!“ Andere sind schon vergeblich auf dem Postamt gewesen, sie zahlen dem Händler gern 15 Pfennig. In einer halben Stunde hat der Mann leicht 100 Karten verkauft: Reingewinn 10 Mark! Aber das ist noch gar nichts; wie im Börsenspiel jagen die Kurse auf und ab. Bald kosten die Karten 30, 40, 50 Pfennig, sie gehen dann herunter auf 10 Pfennig und schnellen schließlich hinauf zu dem horrenden Preis von 1 Mark. Von Zeit zu Zeit erhalten die Postämter neue Zufuhr, aber die Händler sind wachsam und lassen ihre sämtlichen Familienglieder vom Großvater bis zum Kind in der Wiege vor den Schaltern aufmarschieren. Jede Person bekommt zur Verhinderung der Spekulation auf einmal nur 10 Karten geliefert; aber gegen solche Händlerorganisationen ist sogar Podbielski machtlos. Er sieht nicht aus, als ließe er sich leicht ein Schnippchen

schlagen; aber diesmal haben sie ihn völlig aus dem Feld geschlagen und ein riesiges Geschäft auf Staatskosten gemacht. Podbielski lacht sich ins Fäustchen: als ob er nicht auch sein Geschäft gemacht hätte. Erst durch diesen Kampf ums Glück bekamen seine Karten den wahren Wert. Nun will natürlich jeder solche kostbare Karte haben und wenn sie — eine Mark kostet. Meinst du, daß sie eine Mark wert ist? Offen gestanden, ich habe schon schönere Ansichtskarten und Briefmarken gesehen. Da kann man fast verstehen, warum die Münchener nichts von der Reichspostmarke wissen wollen; denn diese Germania? Da sind wirklich die englischen Marken mit ihrem Frauenkopf, der freilich in den letzten Dezennien ganz leise Wandlungen durchgemacht hat, fast schöner, und erst die Hollandsmarke mit dem Kopf der reizenden Königin! War es so schwer, ein Idealbild der Germania zu entwerfen, die doch von dem Einfluß der Dezennien unberührt bleibt. Der alte gute glatte Reichsadler ist davon geflogen, grade wo er anfing, bekannt zu werden und sich einzunisten in allen 5 Erdteilen. Geniert er sich vor Diu, Goa und Macao? Daß man nur da draußen die Frauenköpfe gut auseinander halten lernt, den englischen und den deutschen! Eine Verwechselung wäre recht fatal. Hier Germania, dort Lady Smith!

Aber Weltpolitik im Berliner Brief? Das macht Diu, Goa und Macao, die der Lokalanzeiger zu früh ans Licht der Oeffentlichkeit gezerrt hat und die mir noch von der Schule her peinliche Erinnerungen erweckten, weil man immer nicht wußte, wo sie liegen. — Im 20. Jahrhundert muß mans wissen, denn dort laufen dann braune und bezopfte Landsleute herum. — Die Jahrhundertpostkarte und die Ueberraschung des Lokalanzeigers reißen sich zur Zeit um das Interesse des Berliners. Pfahlbürgertum und Weltbürgertum reichen sich die Hände. Wenn man das dem Berliner vor 100 Jahren gesagt hätte, daß er über 100 Jahre eine Reichspostkarte mit der Germania nach Deutsch Ostindien schicken würde — das hätte er nicht einmal dem Lokalanzeiger geglaubt!

Rudolph Hertzogs Agende feiert natürlich auch Jahrhundertswende. Sie bringt die Entwickelung Berlins aus der Urzeit bis zur Reichshauptstadt Wilhelms II. Wie Berlin ums Jahr 1000 ausgesehen hat, kann man da auf einem Plane studieren. Die Spree ist noch dieselbe, Doch längst nicht mehr so ungebunden; sie hat lernen müssen, hübsch im abgesteckten Bett zu fließen und überflüssige Abschweifungen sind ihr zugeschüttet. Vom alten Kölln sieht man das Rathaus an der gleichen Stelle, wo bis in diese Tage das Köllnische Rathaus stand, das gerade jetzt abgebrochen wird, weil kein Platz mehr in der City für alte Re-

miniszenzen ist. Der Weg nach Teltow, durch Feld und Wald, das ist jetzt die Leipziger Straße, mit den Warenhäusern von Tietz und Wertheim. — Vom alten Berlin zeigt die Karte schon mehr. Der Markt ist noch der gleiche, der Molkenmarkt. Und die „Kerken am Markt“ steht auch noch, St. Nikolai. Auch der Weg nach Spandau ist der gleiche geblieben, die Spandauerstraße ,und der Weg nach Oderberg heißt nun Königsstraße. Abseits der Stadt lag der „Jodenhof“. Der — ist auch in Berlin geblieben. Manches hat sich geändert, es wächst alles, davon wird viel gesprochen. Aber über dem Alten, dem von Urzeiten her Gebliebenen liegt bei der Jahrhundertwende ein besonderer Reiz. Nur der Jodenhof — der hätte nicht zu bleiben brauchen, aber der wird gewiß auch im 20. Jahrhundert in Berlin bleiben und wachsen. — Die Agende bringt ein Bild vom Potsdamer Bahnhof aus dem Jahre 1838 und einen genauen Bericht über die erste Eisenbahnfahrt nach Potsdam am 29. September des gleichen Jahres aus der Tante Voß von damals. Zuerst hat der Berliner über die Bahn natürlich — räsonniert und gemeint, daß sich „das Unternehmen aus Mangel an Verkehr nicht halten werde“ und dann hat er wieder räsonniert und geulkt, weil ihm die Bahn nicht schnell genug fuhr! Ganz — wie heute! Es hat sich manches in dem Jahrhundert nicht geändert. Immer die Schnauze vorneweg und ein gutes Herz! Das bleibt Berliner Parole auch fürs neue Jahrhundert. — Glücklicherweise hat sich „das Unternehmen doch gehalten“ und auch bei Nacht fahren bereits seit einiger Zeit Eisenbahnzüge, was damals nur „unter gewissen Bedingungen“ erlaubt wurde. Der Dampf hat die Herrschaft gewonnen über Berlin und die Elektrizität ist dazu getreten; sie haben ihr redliches Teil dazu beigetragen, Berlin groß zu machen und sie haben aus Berlin die Stadt der Industrie und der Sozialdemokraten gemacht. Die großen Fabriken im Norden sind entstanden, Borsig und Schwartzkopff und Hoppe und andere und alle haben sie für die Eisenbahn gearbeitet und der Raum ist ihnen zu enge geworden in Berlin und nun an der Neige des Jahrhunderts haben sie die Wanderschaft hinaus vor die Thore Berlins angetreten. Borsig ist längst fort vom Oranienburger Thor und draußen in Tegel dröhnen jetzt die Hämmer und es ist eine eigene Kolonie der Borsigschen Arbeiter dort im Entstehen, Borsigwalde; Schwartzkopff ist im Umzuge, in Königs-Wusterhausen wachsen die Werkstätten schon empor; die letzte Woche des Jahrhunderts gab ein Flammensignal für diese große Umwälzung der aus Berlin wandernden Fabrikwelt: Hoppes Fabrik ist in Flammen aufgegangen. Es war das größte Feuer des vergangenen Jahres. Die gesamten

Kräfte der Feuerwehr mußten in den Kampf treten und konnten doch die Fabrik nicht retten. Sie wird nicht wieder aufgebaut werden; auch diese Firma hat schon in Tegel Fuß gefaßt. 600 Arbeiter sind arbeitslos geworden, aber das alte rühmlich bekannte Verhältnis gerade dieser Fabrikherren und der Arbeiter zeigte sich in diesem gemeinsamen Unglück aufs beste. Die Arbeiter ernteten für ihre opferfreudige Hilfe beim Brande den Dank der Fabrikanten und diese suchten sofort ihren Arbeitern provisorisch in anderen Fabriken Arbeit zu verschaffen. Dies Zusammenhalten in ernster Zeit soll uns eine freundliche Verheißung fürs neue Jahrhundert sein, auch wenn — fast alle diese Arbeiter sozialdemokratisch wählen. Wer fürchtet sich denn noch vor der Sozialdemokratie? Wir wollen sie bekämpfen und uns ihrer Mauserung freuen.

Noch die letzte Nummer des „Vorwärts" vom alten Jahrhundert zeigt uns diese Wandelung. Der alte Liebknecht schreibt seinen Baubau-Artikel im alten Stil; aber wer liest noch diese Tiraden? Sie haben nur in der Beilage noch Platz gefunden. Den Leitartikel des Hauptblattes hat einer im Bernsteinschen Stil geschrieben über „die Kultur der Massen". Wahrscheinlich muß „noch eine Jahrhundertwende" kommen, ehe diese Kultur, „die Erziehung des Menschengeschlechts zur Ausbildung aller seiner geistigen und körperlichen Fähigkeiten in harter und strenger Schule gelingt". Unaufhaltsam geht es diesem Ziel entgegen; die „Beherrschung der gesellschaftlichen und natürlichen Kräfte" ist die Vorbedingung, um das hohe Ziel zu erreichen. — Also nichts mehr von dem im Rausche der Revolution in unsrer Zeit herbeigeführten Zauberlande, sondern in fortschreitender Entwicklung Beherrschung der wirtschaftlichen Kräfte und durch den Druck der Entwicklung „Erziehung in harter Schule"! Weg mit der banausischen Selbstverherrlichung des schon zur Herrschaft fähigen Proletariats; vielleicht sind wir in 100 Jahren so weit, daß wir von der „Kultur der Massen" sprechen können. Aber wir wollen tüchtig darauf hinarbeiten! Bravo! Wir Christen sind schon lange an dieser Arbeit. Der „Vorwärts" muß es anerkennen, daß dieser Weg begann mit dem „ersten naiven Stammeln von der Gotteskindschaft aller Menschen". Natürlich, der „Vorwärts" ist über dies Stammeln längst hinaus und rühmt als weit erhaben darüber die „klaren und unabweisbaren Forderungen des modernen Proletariats". Der Hannoversche Parteitag hat die Klarheit nicht vermehrt und grade jetzt, wo ein Sozialdemokrat sich als Flottenschwärmer entpuppt, sollte der „Vorwärts" sich der Vergänglichkeit aller menschlichen Programme bewußt werden. Die Gottes-

kindschaft aber bleibt, ein Gedanke aus der Ewigkeit, für alle Zeiten und Jahrhunderte stets neue Ziele und Wege weisend, immer wieder Herzen mit Glauben und Freudigkeit erfüllend, schon jetzt Wirklichkeit und doch voll verwirklicht erst, wenn die ganze Welt, auch Berlin, des Herrn Reich geworden ist. — Der Glaube hat den Sieg, das weiß der „Vorwärts" recht gut; das 20. Jahrhundert wird ein Jahrhundert des Glaubens sein. Wir Christen wollen unsern Glauben messen mit dem der Sozialdemokratie; wir werden ja sehen, wo die größere Realität wirkt.

Im Rückblick auf das vergangene Jahrhundert lassen sich auch trübe Bilder zeichnen. Aber fin de siècle! — Das ist nun vorüber. Der Sylvester-Gottesdienst war heute überfüllt; vorn auf dem Altar, in den Gängen, in den Vorfluren, überall drängten sie sich; noch schlummern Keime des Glaubens in vielen tausend Herzen und manchmal regen sie sich und man muß staunen über die verborgenen Kräfte! Wie, wenn diese Keime zur Blüte erwachen, zur selbständigen gewissen Lebensüberzeugung, wo bleibt dann die armselige Traumwelt des Unglaubens? Bald schlägt es Mitternacht; die Stunde ist angebrochen, die zwei Jahrhunderte scheidet. Ich will hinausgehen und hören, wie sie das neue Jahrhundert feiern; viele beim brennenden Weihnachtsbaum, viele mit Lärm, manche im Gebet. Tönender als alles Rufen und Lärmen werden die Glocken läuten; auch für Berlin bleibt es im 20. Jahrhundert bei der alten Verheißung: Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.

Berlin, 6. Januar 1900.

Drei-Königstag, Epiphanien; nun ist die Festzeit wirklich vorbei und das gleichmäßige Leben beginnt wieder. Die Woche beginnt wieder am Montag und die „Welt am Montag“ braucht nicht mehr am Mittwoch oder Dienstag zu erscheinen. Es ist schade, daß dies alte christliche Fest, das in anderen Gegenden mit geheimnisvollen Gebräuchen und Geschichten umsponnen ist, auf dem Berliner Boden gar nicht Wurzel geschlagen hat; nur die kleinen Kreise der Heiden-Missionsfreunde feiern hier Epiphanien, oft in wundervollen Gottesdiensten, noch einmal unter dem brennenden Christbaum, womöglich an der aufgebauten Krippe und mit Erzählungen eines Missionars aus dem fernen Heidenlande. Wenn er gar aus Transvaal kommt, aus der Nähe von Ladysmith, dann hören ihm die Berliner Kinder mit besonderer Spannung zu. Bei vielen vermischt sich mit dem Missionsinteresse die Sympathie für die Buren und der Grimm auf die Engländer. Seitdem die als Seeräuber sich aufführen und deutsche Schiffe abfangen, hat dieser Grimm eine nie gekannte Glut erreicht. Wer englische Handschuhe, Shlipse, Hüte oder Stiefel trägt, bittet ernstlich um Verzeihung; das stammte noch von früheren Tagen her, jetzt — keinen Pfennig mehr für englische Ware! Die Chancen der Flottenvorlage sind über Nacht gestiegen; der „Vorwärts“ hat ganz recht: die Regierung hätte zur Bewilligung ihrer Forderungen kein besseres Mittel finden können, als — daß die Engländer deutsche Schiffe kapern. Chamberlain sollte einen Ehrensalut bekommen, er hat sich um die deutsche Flotte wohl verdient gemacht. Das neue Jahrhundert findet das deutsche Volk in lange nicht geschauter Einigkeit: sämtliche Parteien bis hinein in die Sozialdemokratie jauchzen bei jedem Siege der Buren und — gönnen den Engländern alles das Gute, was Onkel Bräsig dem großspurigen, niederträchtigen, falschen Pomuchelskopp gönnte, als er ihm einen Sitz oben auf einem feuerspeienden Berge anwünscht, „daß er sich da tüchtig was ansengt“. — Die großen und die kleinen Leute spielen bloß noch Buren und Engländer und alle wollen Buren sein. Das spielen die Jungens auf

der Straße, aber auch in sozialdemokratischen Versammlungen kann man die Volksstimme am Biertisch hören: wir sind die Buren und das Kapital, das sind die Engländer; in der letzten christlich-sozialen Versammlung hieß es auch, wir wollen kämpfen wie die Buren, und in der Neujahrsnacht unter den Linden scholl es aus vielen Kehlen: hoch die Buren!

Das war übrigens die einzig bemerkenswerte Episode dieser bemerkenswerten Stunde; im übrigen war es unter den Linden sehr voll und sehr langweilig. Es wurde viel geschrieen, namentlich als es zwölf schlug erhob sich ein Lärm, in dem alle Kanonenschüsse ungehört verhallten, aber sonst gab es weder Witz noch Unfug. Das Cafe Bauer war geschlossen, einmal tauchte ein ahnungsloser Cylinder auf, der bald eine schreiende wachsende Menge hinter sich herzog; die meisten zogen neugierig durch die Straßen, was wohl die andern anheben würden. Bisweilen rasselte ein hochbeladener gelber Postwagen einher und freudiger Jubel begleitete ihn, ein Droschkengaul wurde wild und der Jubel wuchs; schließlich kamen die Equipagen vom Schloß zurück mit vermummten Offizieren, Diplomaten und Hofdamen, das war der Gipfel des Vergnügens! Ein Sohn des fernen Japans stand und reckte sich, um über die vorderen Reihen hinwegzusehen, man merkte es ihm an, sogar ihm war die Geschichte langweilig. Aber hoffentlich hat er sich an den vielen brennenden Weihnachtsbäumen gefreut, die durch die Fenster schimmerten.

Der Neujahrsmorgen stieg empor in dichten Nebeln. Aus Büchern und Erzählungen ist einem der Londoner Nebel gut bekannt. In Dickens Romanen tauchen oft zwei Menschen aus dem Nebel auf und bemerken sich erst, wenn sie an einandergerannt sind, auch die Gaslaternen sind mir von daher bekannt, die trübe durch den Nebel schimmern, ohne zu leuchten. Ich habe das nie geglaubt, sondern immer für dichterische Uebertreibung gehalten, nun glaube ich alles. Londoner Nebel lag in den Berliner Straßen und die Elektrische mußte in einem fort klingeln, wie die Schiffe im Kanal das Nebelhorn blasen. Die Leute standen an den Fenstern und rieben sich die Augen: die Häuserreihe gegenüber war verschwunden. Welche freundliche Täuschung! — Der Nebel soll uns nicht bange machen vor dem neuen Jahre.

Neujahrsglückwünsche habe ich bekommen auf rotem, blauem, gelbem Papier schön gedruckt. Es ist rührend, welch lebhaftes Interesse namentlich der Bäckerjunge und die Zeitungsfrauen zu Neujahr für

das leibliche und geistige Befinden ihrer „teuren und werten Kunden“ von sich geben. Die Zeitungsfrau des „Vorwärts“ verheißt mir in ihrem Poem, daß sie mich zum „zielbewußten Proletar“ erziehen will; das ist nett von der Frau, ich sehe, daß sie schon mehr Zutrauen zu mir gewonnen hat; denn im Anfang wollte sie ihr Blatt gar nicht bei mir abgeben: „Das is woll hier nich richtig?“ — Nun hat sie mir auch den Wandkalender des „Vorwärts“ überreicht und mich recht enttäuscht. Er ist diesmal so lauwarm, gar nicht so recht menschenfresserisch. Früher war mehr Schwung dahinter. Hübsch nichtsnutzig ist die Fürsorge, die der Kalender den Reden des Kaisers widmet; fast eine jede ist mit einem Stichwort an ihrem Tage vermerkt. Auch der Arbeiterschutzerlaß vom 4. Februar 1890 ist vermerkt und die Depesche vom 28. Februar 1896: „Christlich-sozial ist Unsinn“. Es ist, als sähe man den Kalendermann hinter seinen Notizen fröhlich herausgrinsen: Die Zusammenstellung hat ihm sichtlich Freude gemacht. — Das kann ich der Zeitungsfrau nicht zugeben, daß „jeder dem „Vorwärts“ Beifall spendet, der jemals uns gelesen hat“, aber „Glück und Frieden“ läßt man sich auch von der klassenkampfbewußten Zeitungsfrau gern wünschen und freut sich — ihrer Inkonsequenz, auf die sie als Dame ein Anrecht hat. — Viel schwerere Bedenken erweckt die Zeitungsfrau des „Lokalanzeigers„; sie hat jede fromme Scheu verloren und wünscht der Abonnentenschar, daß „des Jahrhunderts letztes Jahr“ Glück bringen möchte. Das ist eine Auflehnung gegen Bestimmungen des Bundesrates, die von der größeren Hälfte des Leserkreises als eine unerhörte Vergewaltigung ihrer Ueberzeugung empfunden werden muß. So was soll man sich sagen lassen, nachdem man eben eine teure Jubiläumskarte erstanden hat! -- Man dürfte gerade von dieser Zeitungsfrau einen loyaleren Wunsch erwarten. Nur der herzige Bäckerjunge kann über diese Enttäuschung forthelfen. Er tröstet sich und uns über ein Verhängnis, das das neue Jahr uns bringen könnte: „Und will man uns nun auch erschrecken, Der Bäckerjunge höre auf, Ich glaub' es nicht, das kann's nicht geben, Eh' stände still der Welten Lauf.“ — Eine sieghafte Ueberzeugung von seiner absoluten Unentbehrlichkeit und dabei von so rührender Selbstlosigkeit! Daß die Jungen so davon überzeugt sind, das Heil der Welt fordere, daß sie um 4 Uhr in der Frühe aus den Betten kriechen, um vor der Schule Semmeln auszutragen, das spricht von wahrer Seelengröße. Und dabei sah ich neulich, als ich aus einer Kellner-Nachtversammlung nach Hause kam, ein paar solche Geschöpfchen frierend, verschlafen aus der Hausthür treten, gar nicht so

seelengroß! — Nein, es war nicht geschickt von den Bäckermeistern, ihren Bäckerjungen solchen hochpolitischen, sozialreformfeindlichen Neujahrswunsch mitzugeben. Die Welt wird nicht still stehen, auch wenn die Frühstückssemmeln schon am Abend gebracht werden und nicht mehr Kindergesundheit und aufgestörter Jugendschlaf daran kleben. — Das neue Jahr bringt für Berlin schon den Anfang des Schutzes dieser Kinder. Darüber wollen wir uns freuen, auch wenn wir dann künftig auf das „Prosit Neujahr“ der Bäckerjungen verzichten müssen.

Herr v. Rheinbaben geht dem neuen Jahrhundert arbeitsfreudig entgegen und hat noch nette Weihnachtsgeschenke ausgepackt. Die Theater werden unter schärfere Kontrolle genommen und Herrn Paul Lindaus Bestätigung als Theaterdirektor verzögert sich von Tag zu Tag; es scheint, daß eine Untersuchung angestellt wird, ob der Hoftheaterdirektor a. D. grade für ein Berliner Theater die moralische Qualifikation hat. Wer an Lindaus Benehmen gegen die schutzlose Schauspielerin denkt, ist sich über den wünschenswerten Ausgang der Untersuchung klar. Auch die zweideutigen Annoncen in den Blättern sind künftig verboten. Lokalanzeiger und Kleines Journal, Berliner Tageblatt und Welt am Montag werden künftig ihre Annoncenspalten sorgfältig redigieren müssen. — Bei dieser Gelegenheit möchten wir der „Welt am Montag“ empfehlen, solange sie unter politischer Verantwortung Herrn v. Gerlachs erscheint, keine Leitartikel zu bringen, in denen es heißt: „Noch immer darf eine rückständige Weltauffassung unsere Jugend drillen mit Märchen, die uns nichts anderes mehr sein können als ehrwürdige Denkmale der Vorzeit.“ — Da Herr v. Gerlach zu den positiv gläubigen Christen gehört, darf Herr Janus, auch wenn er Reformjude ist, ihn nicht durch solche Ausfälle gegen den Glauben bloßstellen.

Auch Unwillkommenes kündigt das neue Jahr den Berlinern an. Die Verpflegungssätze in den Krankenhäusern werden um 50 Pfennig pro Tag erhöht. Das ist schwer für die Krankenkassen, schwerer für die Selbstzahler, die noch öfter als jetzt genötigt sein werden, die Stadt für sich zahlen zu lassen und als Almosenempfänger eine Einbuße am vollen Bürgerrecht sich gefallen lassen zu müssen. In der That deckten die Verpflegungsgelder nicht mehr den Aufwand der Krankenpflege. Die Verpflegung im Krankenhaus ist kostspieliger geworden durch neue Medikamente und durch bessere Ernährung. Nachdem die Königliche Charite mit der Preiserhöhung vorausgegangen war, war es nur eine Frage der Zeit, wann die übrigen Krankenhäuser, städtische und

private, nachfolgten. Die erste Sitzung der Stadtverordneten im neuen Jahre unter dem Oberbürgermeister beschäftigte sich mit der Frage, ob die städtischen Krankenhäuser nicht bei den bisherigen Sätzen bleiben könnten. Es war recht, daß die Sozialdemokraten erst eine eingehendere Prüfung verlangten, ehe man so weitgehende Bestimmungen erließ; der Antrag wurde abgelehnt, aber es ist zu begrüßen, daß Singers Forderung sozialer Fürsorge aufgenommen wurde vom neugewählten Stadtverordneten Rechtsanwalt Ulrich, einem Führer der Berliner Konservativen, der sich zu den Christlich-Sozialen meist freundschaftlich gestellt hat. Die Sozialreform muß in den Kommunen von Christen vertreten werden, dann wird der Unglaube der Manchesterleute und der Revolutionäre die Herrschaft auch in Berlin einbüßen.

Berlin, 13. Januar 1900.

Reichstag, Abgeordnetenhaus, Herrenhaus sind eröffnet. Die Gesetzgebungsmaschine arbeitet mit Dampf, — sogar mit sozialem Dampf. Herr .v Stumm marschiert mit den Sozialdemokraten Arm in Arm ins neue Jahrhundert hinein! Es ist ein alter Lieblings - gedanke von ihm, einer seiner besten Gedanken, daß die Arbeiterversicherung ergänzt werden muß durch Versicherung der Witwen und Waisen der Arbeiter. Der Gedanke paßt durchaus in sein patriarchalisches System hinein; er hat kein Damaskus erlebt, sondern bleibt der Alte, der den Arbeitern Wohlthaten aber nicht Rechte gönnt. Er stammt aus der alten Zeit und wird sich in die neue nicht hineinfinden, aber darum soll man ihm die Anerkennung nicht vorenthalten, wo er sie verdient. Und es führt nun doch ein zarter Faden freundlicher Gedanken hinüber vom freiherrlichen Fabrikanten zu den ihn sonst bitter befehdenden Arbeitern. Wenn sie an ihre Liebsten denken, dann werden sie auch des Königs aus dem Saargebiet gedenken: er hat ihnen die schwersten Sorgen tragen helfen!

Viel bedeutungsvoller als diese Resolution des stolzen Freiherrn ist das Kaiserwort, das für alle Sozialreformer ein helles Licht über die kommende Zeit geworfen hat: „Die Sozialdemokratie betrachte ich als eine vorübergehende Erscheinung; sie wird sich austoben. Sie müssen aber Ihren Schülern die sozialen Pflichten gegen die Arbeiter klar machen." Diese Kaiserworte rücken die Jahrhundertfeier der Technischen Hochschule von Charlottenburg, bei der sie mitgeteilt wurden, in den Vordergrund vor alle sonstigen Jahrhundertfeiern. Jahre lang mußte man meinen, die Regierung kenne keine wichtigere Aufgabe, als die Sozialdemokratie zu knebeln. Als ob es sich wirklich um einen Kampf um Sein oder Nichtsein handelte; hier der Kaiser und seine Regierung — dort die „vaterlandslosen Gesellen". Du mußt dich entscheiden; her zu mir und Vernichtung dem Gegner! Da gab es denn die sonderbarsten Entscheidungen. Viele königstreue Leute blieben beiseits stehen, weil sie diesen Vernichtungskampf nicht mitmachen konnten; viele Arbeiter, die mit Stolz zu des

Königs Soldaten gehört haben, gingen zur Sozialdemokratie, weil sie durch den angedrohten Vernichtungskampf ihre Arbeiterinteressen bedroht meinten; viele Herren traten unter des Königs Banner, die schon begonnen hatten, ihre monarchische Gesinnung zu revidieren, nun machten sie in monarchischer Treue wie vorher in Kohlen und Eisen, und die Sozialdemokratie stand aufgeblasen da, ein Koloß, der auch dem Mächtigsten Trotz bot; sie kam sich großartig vor, wenn sie wieder einen Ansturm überstanden hatte; sie hätte nicht einen einzigen abwehren können, wenn nicht die Bourgeoisie, oder die christlichen Arbeiter, oder die verhaßten Zentrums-„Pfaffen" gesprochen hätten: wir lehnen dies Gesetz ab. Aber sie steckte den Ruhm der einzigen Verteidigerin der Freiheit ein und machte damit schöne Geschäfte. — Das alles ist nun endlich vorbei. Der Kaiser hat ihr die richtige Stellung zugewiesen: Laß sie austoben! Sie soll nicht im Mittelpunkt der Politik stehen; wir wollen aufpassen, daß sie nicht zu viel Dummheiten macht, aber hypnotisieren lassen wir uns nicht mehr von ihr. Es giebt wichtigere Aufgaben, als gegen Herrn Singers Kriegspläne Waffen zu schmieden, und es giebt ernstere Feinde als Liebknecht und Bebel. Chamberlain mag ein recht ungeschickter Mann sein, er ist jetzt doch noch wichtiger, als selbst der Justizminister des Zukunftsstaats, Stadthagen. — Die Sozialdemokratie ist nur gefährlich, so lange man sie fürchtet; der Kaiser ruft ihr mit überlegenem Spott zu: „Bange machen gilt nicht". — Und dem heranwachsenden Fabrikantengeschlecht weist er den neuen besseren Weg zur Bekämpfung dieser patentierten Arbeiterpartei: werdet euch eurer **sozialen Pflichten** gegen die Arbeiter bewußt! — Erst nach Ueberwältigung der Sozialdemokratie? — Nein, schon jetzt, der Sozialdemokratie recht zum Trotz! — Wenn das Wort Kaiserlosung **bleibt** für die neue Zeit, dann mag Herr Bebel seinen Kladderadatsch noch ein Weilchen vertagen, dann erleben wir die große Revolution nicht mehr, auf die zu hoffen, vor der zu fürchten sich X-Tausende gewöhnt hatten, — der man wie einem unabänderlichem Fatum entgegensah.

Ist es das Verdienst des jungen Ministers, des Herrn v. Rheinbaben, daß die Gedanken im Herzen des Kaisers wieder stark werden, die ihm den Namen „Arbeiterkaiser" eingetragen haben? Zum zweiten Mal wird keine Enttäuschung ihn an seinen Plänen irre machen. Und wenn die Sozialdemokratie sich wieder ihm in den Weg stellt, unfähig zu lernen und die Situation zur richtigen Förderung der wahren Arbeiterinteressen wahrzunehmen, — so winkt der Kaiser lachend ab: von euch erwarte ich nichts, ihr müßt euch austoben!

In der Regierung ist wieder ein Mann, dem wir Christlich-Sozialen mit Freuden zur Seite stehen können. Auch der Gesetzentwurf des Herrn v. Rheinbaben zur Zwangserziehung Unmündiger, der die Bestimmungen des bürgerlichen Gesetzbuches ergänzt und das alte preußische Gesetz von 1878 revidiert, trifft einen schweren Notstand, der in der Großstadt schon zu vielen vergeblichen Klagen geführt hat. Eine ganze Reihe Kinder steht mir vor Augen, die in ihrer Umgebung untergehen mußten und — niemand konnte sie retten. Der Vater ist ein Trinker, vor dem die Kinder sich ekeln und fürchten, von dem sie das Schimpfen auf die Mutter und das Trinken lernen, der die Kinder auf die Mutter hetzt; die Mutter möchte ihre Kinder dem Einfluß dieses Vaters entziehen, aber kein preußisches Gericht hilft ihr die Kinder retten, niemand darf diesem Vater seine Kinder nehmen. Es giebt nur eine Rettung: „die Kinder müssen ein Verbrechen begehen, dann sind sie zu retten, dann kann der Richter Zwangserziehung verfügen und sie aus der Atmosphäre des Verderbens herausnehmen!" Das war bisher preußisches Recht! Manche Mutter mußte sich freuen, wenn ihr Kind ein Spitzbube geworden war, und wenn es nur eine Apfelsine aus dem Obstkeller genommen hatte, nun war es zu retten. Es wird eine Geschichte erzählt, daß ein Richter, den solches Kind jammerte, ihm sagt: Ich lege hier das Geld auf den Tisch und werde hinausgehen, dann nimm das Geld fort, damit wir dich verurteilen können. Künftig wird solch arme Mutter, solch armes Kind nicht schutzlos der Willkür preisgegeben sein; das Vormundschaftsgericht darf eingreifen, wenn der Vater oder der Vormund das Kind so vernachlässigt, daß sein geistiges oder leibliches Wohl gefährdet ist, oder „zur Verhütung des völligen sittlichen Verderbens". Freilich schon streiten sich die Juristen um die Tragweite dieser Worte und kalkulieren: es muß schon sittliches Verderben im Kinde vorhanden sein, da nur das „völlige" Verderben verhütet werden soll. Aber mehr als bisher wird das christliche Gewissen Hilfe finden bei dem Gesetz. Und die Zwangserziehung, die Unterbringung in Familien oder Anstalten, ist nicht beschränkt auf 6—12 jährige, sondern umfaßt die ganze Zeit der Unmündigkeit. Wie manchen Burschen habe ich kennen gelernt, vor dem die Mutter sich fürchtete, weil er ihr drohte und sie schlug, einer schimpfte dem Vater ins Gesicht und der alte Mann mußte es sich gefallen lassen, weil der Sohn der Stärkere war. Das Gesetz wird die Autorität der Eltern stützen. Der Ausartung der Freiheit der Unerzogenen in die Frechheit solcher, die auf Vater und Mutter pfeifen, weil sie sie nicht mehr brauchen, wird es vorbeugen. Darum

werden es viele begrüßen, auch viele in den Reihen der Sozialdemokraten, in deren Familien es oft auch trübe aussieht, — viele werden es begrüßen, von denen die große Welt des Parlaments und der Zeitungen und Volksversammlungen nie etwas hört: gequälte Mütter, zitternde Kinder, schwache Väter. Der „Vorwärts" erhebt einen unvernünftigen Protest gegen diesen Gesetzentwurf; damit zeigt er wieder einmal deutlich, wie völlig den Herren am grünen Tisch der Sozialdemokratie die Beziehungen zum wirklichen Volksleben fehlen; sie haben keine Ahnung, wie es in den Hinterhäusern, in den Dachkammern und Kellern der Arbeiterquartieren aussieht, wie viele Seufzer da aufsteigen, über Kinder, die untergehen, weil sie aus dem Sumpfboden nicht gerettet werden können. Aber das kümmert diese Herren nicht, wenn sie nur mit großen Worten für bedrohte Volksrechte eintreten können! — Der Minister hat äußerst glücklich der sozialdemokratischen Kritik, die ein Gesetz gegen die Arbeiterklassen wittert, die Spitze abgebrochen, indem er die Notwendigkeit der Erweiterung der Zwangserziehung mit — dem Harmlosenprozeß illustriert! Das ist Kurage, wenn man so die Erziehungsweisheit der Eltern der Harmlosen zu geißeln wagt.

Noch ein paar Kleinigkeiten: Der „Vorwärts" giebt eine Statistik über die Dissidentenkinder in den Berliner Volksschulen wieder und konstatiert, daß die „Zahlenreihe in ihrer ununterbrochenen Abwärtsbewegung einen recht trostlosen Eindruck macht". — Wie kommt der Redakteur dazu, so seiner persönlichen Meinung die Zügel schießen zu lassen. Da doch nach dem Programm Religion Privatsache sein soll. Eine widerliche programmatische Heuchelei!

Kürzlich haben zwei Oberinnen „von Schwesternheimen" vor Gericht gestanden, und es hat einen Skandal ersten Ranges gegeben. Unter dem Schutze der öffentlichen Meinung, die den Diakonissen blindes Vertrauen entgegenzubringen sich gewöhnt hat, machen diese „wilden" Schwestern Geschäfte. Wenn sie nun die Schwesternhaube sogar in Gerichtsskandale hineinziehen, wird es wirklich höchste Zeit, das Gesetz gegen unlautern Wettbewerb anzuwenden oder den Diakonissen eines kirchlich anerkannten Mutterhauses ein Erkennungszeichen zu gewähren, damit sie vor der Verwechslung mit solchen Oberinnen geschützt sind. — Wer sagt es den vierhunderttausend Lesern des Lokalanzeigers, daß die „Schwester Lotte", die er geschildert hat, keine Diakonisse war!

Berlin, 20. Januar 1900.

Die Zeit der Maskenbälle! Eine ausgebreitete Industrie arbeitet für diese Saison und besonders in den Vorstädten kann man hinter hellbeleuchteten Fenstern die grellen Kostüme bewundern, die von geschwätziger Geschäftsklugheit der Arbeiterfrau, dem Fabrikmädchen, dem Dienstmädchen als schön oder interessant angeschwatzt werden. Wer nimmt nicht gern einmal eine Maske vor? Ich weiß den Augenblick noch, wo ich als Kind zum ersten Mal mein Gesicht hinter einer Maske verstecken konnte; man kommt sich so großartig vor, wenn einen keiner erkennt und man kennt sie doch alle. — Schade, daß die unschuldigen Spiele der Kinder und des Volkes ihre Naivität nicht bewahren; sie werden hineingezogen in den Schmutz; man sieht so viel Elend und Schuld hinter ihnen sich bergen, daß all der lustige Flitter einen nicht heiter machen kann. Nur manchmal, wenn man in nächtlicher Pferdebahn solche Maskengesellschaft trifft, oft dicke alte Madams aus der Markthalle, die noch gerne als jugendliche Schelme sich produzieren möchten — dann lacht man über diese unfreiwillige Komik. Es ist schwer zu berechnen, welche Unsummen dem närrischen Treiben geopfert werden; der Schweiß vieler Stunden erringt, was in ein paar Nachtstunden im Lärm und erzwungenen Amüsement durchgebracht wird. Lieber wird ein Stück Möbel zum Pfandleiher getragen, ehe man darauf verzichtet, auf den Maskenball zu gehen. Das gilt einfach für anständig; Ehrenkodex und Standesgrundsätze giebt es nicht nur im Offizierkorps. Was die andern sagen, — ist überall eine Großmacht. Und wenn einen das Kostüm kneift und die Augen vor Müdigkeit zufallen, und es eigentlich schrecklich langweilig ist, und man sich recht über die Nachbarin ärgert, deren roter Rock feiner aussah, — man muß doch auf den Maskenball gehen, die andern thun es ja auch!

Man braucht nicht mit Christenaugen das Treiben anzusehen, um seine schädlichen Wirkungen zu verspüren. Diese Art Amüsement veredelt nicht und bringt viel wirtschaftliche Not. — Am Samstag ist der Hauptabend. Wenns dann so patschig, naßkalt, kläterig ist, wie heute, dann thun einem die armen Menschenkinder bei ihrer Jagd nach

dem Amüsement besonders leid. Sie haben Toilette gemacht wie die vornehmen Damen, wenn sie zum Hofball gehen; leichte helle Kleider, Tanzschuhe, gebrannte Locken und einen leichten Shawl um Kopf und Schultern — nur die Equipage fehlt, in die der Diener die gnädige Frau hineinhebt und aus der die Dame aussteigt auf gelegte Läufer unter geschützter Halle. — Nun patscht man mit den zarten Schuhen durch den Straßenschmutz und der Regen wäscht Kleid und Haare und Shawl, und in der Pferdebahn wird die Herrlichkeit in Falten zusammengepreßt, und ehe der Schmetterling seine Flügel schwingt, sind ihm die Farben ausgewaschen. Ich saß heute zweien gegenüber in der Pferdebahn. „Sieh mal mein weißes Kleid, ein großer Klex von Straßenschmutz ist schon darauf; ehe wir da sind, ach!" So seufzte das Schwesterchen zur älteren Schwester, und dann sahen sie beide betrübt den großen schwarzen Klex an. — Das ist Schmetterlingskummer und doch erst der leichteste. Es hat seinen Grund, daß die Christen den Karneval nicht mögen; sie möchten sich und andern Kummer ersparen.

Daß die „Freireligiösen" ihren Ball haben, ist ganz in der Ordnung; wie das Denken, so das Vergnügen, beides oberflächlich und fade. Ob Bruno Wille da auch mittanzt? Ich denke, er wird es dem Zehngebote-Hoffmann überlassen, die Polonaise anzuführen. Wenn die fanatischen Antipfaffen erst tanzen, sind sie noch unschädlicher als sonst; Pilatusseelen werden darauf verzichten, auf die Zweifel ihrer Seele im Ballsaal sich Antwort zu holen. Das „Volk" war entsetzt, daß Ballkarten sogar in den „gottesdienstlichen" Versammlungen zu haben sein sollten; aber die religiösen Einrichtungen und Gebräuche, Bedürfnisse und Empfindungen sind eben verschieden.

Auch der Verein für Feuerbestattung hat sein Ballfest gehabt. Wenn man auf eine 25 jährige Wirksamkeit für diese große Idee zurückblickt, dann muß man tanzen. Wie sollte man sonst der Idee sich als würdiger Jünger erweisen? 25 Jahre immer daran denken, daß man verbrannt werden möchte, — solche ernste Gesinnung, solch edles Streben findet seinen rechten Lohn im Maskenball. Die tanzen, selbst wenn sie ans Sterben denken.

Ich war heute abend auch in einem öffentlichen Ballokal. „Jeden Abend grand bal" stand draußen angeschlagen; Parodietheater, Varietetheater — das waren die Schilder über dem Eingang. Reichlich viel Amüsement und Gelegenheit zu Leichtfertigkeit auf einmal! Und heute war in diesem Lokal Evangelisationsversammlung, wie schon die ganze Woche! Das ist die richtige Stellung der Christen zu den Ball-

lokalen: wir müssen sie erobern und beweisen, daß Gott nicht nur in den Kirchen, sondern auch in den Ballsälen etwas zu sagen hat. — Leider war das Publikum ein anderes, als wohl sonst in dem Saal sich sammelt; die meisten waren ernste Menschen, die gern vom Herrn hören und ihr Christentum vertiefen wollten, Fernstehende waren nur in geringer Zahl gekommen, aber ganz fehlten sie nicht. Ihr Kopfschütteln bei den Worten des Redners war wichtiger als das andächtige Zuhören der andern. Mit dem Kopfschütteln fängt der Kampf immer an. — Wenn die alle dagewesen wären, die sonst die Couplets dort mit anhören oder die Nacht durchtanzen! Dann hätte der Redner noch mehr auf ihre Interessen und Gedanken eingehen und ihre Unzulänglichkeit darstellen müssen. Es ist recht, den Christen zuzurufen, ihr müßt größeren Ernst machen; aber es muß auch einen Weg zu den Herzen derer geben, deren ganze Lebensrichtung nach der entgegengesetzten Seite führt. Wie könnten es Christen im Kampf mit der übermächtigen Welt aushalten, wenn sie nicht wüßten, daß die Heilandsliebe eine Macht ist, die auch das gleichgültigste Herz überwinden kann. — Als die Menschen aus dem Saal strömten, gingen ein paar schneidige Berlinerinnen vorüber: „Nanu, was ist denn hier los?“ — „Generalversammlung von alten Weibern“. — Das war nicht wahr, aber schneidig. — Die Christen dürfen nicht ruhen, bis auch die schneidigsten Berliner und Berlinerinnen dahin gebracht sind, solche „Generalversammlung“ mitzumachen; damit sie nicht mehr aus Unkenntnis, sondern aus Ueberzeugung ihr Urteil für oder wider abgeben. Noch ist es den allermeisten Berlinern ein ganz fremder Gedanke, daß das Christentum eine Sache persönlicher Ueberzeugung ist. Den meisten ist es nur eine Sache der Gewohnheit, die man mitmacht wie die Maskenbälle, weil „die andern“ es auch so machen.

Vielleicht hilft der Vorschlag des „Vorwärts“, diesen Bann der Mode zu brechen. Er rät den Stadtverordneten, sich bei der projektierten Erbauung von vier neuen Kirchen „durch Thaten der Gnade des Herrn v. Mirbach würdig zu erweisen“. Mirbach hatte seiner Zeit der Stadtverordneten-Versammlung den Ausdruck der Ungnade der Kaiserin übermittelt; dafür soll die Stadtbehörde sich rächen und nicht mehr einen Quadratmeter Boden für einen Kirchbau hergeben. So möchte es der „Vorwärts“. Wenn es so kommt, so ist eine Wendung für die Kirche Berlins gekommen, die viel Gutes mit sich bringen kann. Die Abhängigkeit von der Laune von Leuten, die nicht von kirchlichen Grundsätzen sich leiten lassen, hätte ein Ende und die Kirche wäre gezwungen, aus dem Menschenmeer Berlins die zu sammeln, die Wert

auf die Zugehörigkeit zu einer christlichen Gemeinde legen und dafür zu Opfern bereit sind. Man darf solche ernsten Entscheidungen nicht leichtfertig herbeiführen, aber wenn sie kommen, braucht man sich vor ihnen auch nicht zu fürchten.

Die große Politik bringt immer neue Ueberraschungen. Posadowsky, der Verteidiger des Zuchthausgesetzes, hat eine Rede über die Sozialdemokratie gehalten, der jeder Christlich-Soziale größtenteils zustimmen kann. Das Kaiserwort, das in Charlottenburg zuerst der Oeffentlichkeit bekannt wurde, wirkt Wunder. Der alte Hohenlohe hat es im Reichstag, ohne Namensnennung, für ein sehr weises Wort erklärt. Aber von Hohenlohe konnte man das erwarten. — Nun aber spricht Posadowsky das tapfere Wort: „Die berechtigten Wünsche der Arbeiter müssen erfüllt werden". Er beruft sich auf die Kaiserlichen Erlasse! So knüpft er an die abgerissene Entwickelung vom Jahre 1890 an. Sie sind nicht mehr nur interessante historische Dokumente, sondern wieder ein Programm für die Politik. Auch Herr v. Stumm darf nicht mehr wagen, sie für erfüllt zu erklären. — Posadowskys Worten von der Notwendigkeit der Repressivpolitik gegen die Sozialdemokratie neben der positiven Sozialreform stimmen wir nicht bei, aber es ist wertvoll, daß er die Repressivpolitik vertagt, bis erst mal eine Reichstagsmehrheit dafür vorhanden ist. Das wird ein Weilchen dauern! Wenn bis dahin im Sinne der Kaiserlichen Erlasse Sozialreform getrieben ist — dann kommt kein Zuchthausgesetz wieder! — In diesem Jahre wird mancher Kaiser-Geburtstag feiern, der es lange nicht gethan hat.

Berlin, 27. Januar 1900.

Ein ernster Kaiser-Geburtstag. Viel Lärm schwieg diesmal, aber daran gerade merkt man, daß die Berliner ihres Kaiserhauses gedachten. Es ist der große Vorzug der Monarchie, daß sie den Leiter des Staats mit dem Volk durch persönliche Bande verknüpft. Sie sprechen von ihm nicht wie von dem ersten Rad der Staatsmaschine, sondern sie kennen ihn als Menschen, dessen Herz gerade so von Freud und Leid bewegt ist wie ihres; und Freud und Leid dieses Herzens geht sie alle an, denn er ist ihr Kaiser. Darum feiert man Kaisers Geburtstag nicht in altgewohnter Fröhlichkeit, während die Kaiserin am offenen Sarg ihrer Mutter steht. So hielt sich auch die Illumination fast ganz in den „offiziellen" Grenzen; Restaurants, Hoflieferanten und sonstige große Geschäfte strahlten, die Loyalität der Geschäfte hat ja keine Grenzen, — die persönliche Loyalität verzichtete diesmal meist auf Kerzenschein. Darum hatten sich auch kaum halb so viel Menschen wie sonst dem zweifelhaften Vergnügen hingegeben, die Illumination zu besehen. Es war den meisten selbstverständlich, daß diesmal die Straßen kein Festgewand anlegen durften.

Nur die Kinder haben richtig gefeiert, so daß man es merken konnte. Ein Trupp Jungens zog heute morgen die Straße entlang und sang: Heil, dir im Siegerkranz! Die meisten davon sicher — Sozialdemokratenkinder. Das ist eine rechte Kaisergeburtstagsfreude.

Vielleicht erleben wir noch einmal den Tag, daß diese Jungens auch als deutsche Arbeiter das Kaiserlied singen und Lichter an die Fenster stellen. Die Charlottenburger Kaiserworte geben dazu Hoffnung. Sie wirken weiter und die Wirkung ist noch nicht abzusehen — rechts und links!

Aus dem „Reichsboten" klang es kürzlich schon wie ein Echo vom Charlottenburger Wort. Er räumt ein, daß man bei den Sozialdemokraten gewissermaßen von „Mauserung" sprechen darf; früher war das streng verboten. Jetzt erhält dies Wort aus Stöckers Reichstagsrede das placet. Der „Reichsbote" fordert gesetzliche Arbeiterorganisationen.

willkommen! Es ist noch nicht lange her, als aus konservativem Munde die Grenze gegen die Christlich-Sozialen so gezogen wurde: Die Konservativen können der Forderung obligatorischer Fachgenossenschaften nicht zustimmen, weil dadurch die Sozialdemokratie gestärkt werde. Die Entwicklung der Sozialdemokratie zu einer zwar radikalen, aber nötigen Arbeiterpartei hält der „Reichsbote“ für möglich, wie es Stöcker im Reichstag ausgeführt hat. Aber Stöcker wurde dafür von der Rechten ausgelacht. — Der „Reichsbote“ spricht zwar noch von der Bekämpfung der Sozialdemokratie mit Zwangsgesetzen. Aber er weist es weit ab, daß das die Hauptsache wäre; sondern durch positive Reform wird die Arbeiterwelt von der Sozialdemokratie losgelöst werden. Das ist auch christlich-sozialer Glaube; darum freuen wir uns der jüngsten Kaiserworte, und lassen der Konservativen Korrespondenz neidlos das Vergnügen, mit einem früheren Kaiserwort von der „Rotte Menschen“ den Kampf gegen die Sozialdemokratie zu schüren. Gutes Material für Scharfmacher hat der ehrenwerte „Vorwärts“ heute wieder geliefert in einer Zusammenstellung von Kundgebungen des Kaisers aus dem vergangenen Jahr, die an tendenziöser Nichtsnutzigkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Aber diese Stilübung wird gleich schadlos bleiben wie die bombastische Liebknechtresolution einer Parteiversammlung gegen die Flotte, die den Reichstag auffordert diesem Regime „jeden Mann und jeden Groschen“ zu verweigern! — Nun wird die Flotte sicher den Hafen erreichen. Solch Gruß bedeutete bisher stets Sieg.

Feiertag ist heute für die „Woche“. Manch „Berliner Brief“ hat dies Erzeugnis des litterarisch-kapitalistischen Fabrikbetriebs schon besprochen. Heute schreit es blutrot von den Säulen an den Straßenecken: „300,000 Abonnenten hat die Woche“. Das Kind ist schnell gewachsen. Es giebt solche Pflanzen. Wie das gekommen ist? Ein großer Geldbeutel hat sich genügend Federn von Künstlern, Gelehrten, Offizieren und Fürsten gekauft; für Geld geben sie ihren Namen und ein mehr oder minder großes Stückchen ihres Geistes in den Dienst des Herrn Scherl, des Besitzers des Lokalanzeigers. Fürsten, Schauspieler, Minister, Generäle ließen sich von Herrn Scherl photographieren, am Kaffeetisch, am Schreibtisch, auf dem Sofa, oder wie Herr Scherl es wünscht, natürlich mit Familie. Wer sieht nicht gern den bayerischen Thronfolger im Hausrock, oder Kainz auf dem Sofa, oder den Landwirtschaftsminister mit seiner Gemahlin am Kaffeetisch, oder den Grafen Waldersee am Arbeitstisch. — Alles Spezialaufnahmen der „Woche“. — Jetzt ist ein unangenehmes Versehen aufgedeckt, das der „Woche“ passiert sein soll. Unangenehm natürlich

nur, weil es aufgedeckt ist. Es ist behauptet, daß manche Spezialaufnahmen der „Woche" längst bekannten Büchern entnommen sind und manche der Bilder aus dem Burenkrieg, die dem Leser als Allerneuestes vorgesetzt würden, von einem Kaffernkrieg stammen, den die Buren vor Jahren führten. Seit dieser Enthüllung ist die Abonnentenzahl der Woche noch gewachsen. Wer wird sich auch mit solchen Kleinigkeiten aufhalten. — Der tapfere Mann, der die Enthüllung wagte, heißt Landsberger. Er lechzt danach, seine Behauptungen vor Gericht zu beweisen. Ihn treibt die Liebe zur Wahrheit, aber daneben scheint's auch noch andere Lieben. So liebt er „Die Berliner Morgenpost", den Konkurrenten des großmächtigen Lokalanzeigers, an innerem Wert ihm ebenbürtig, nur die Sauce ist anders, im Lokalanzeiger byzantinisch, in der Morgenpost jüdisch-demokratisch. Es entspricht dem Naturgesetz, daß Herr Landsberger, der die Morgenpost liebt, kleine Schönheitsfehler ihres Konkurrenten schmerzlich betrauert. — Noch mehr liebt Herr Landsberger sein Spezialblättchen: „Das neue Jahrhundert". Es ist rot, erscheint wöchentlich und kostet einen Groschen, ist auch nicht viel mehr wert. Die letzte Nummer trug einen breiten gelben Streifen mit der Aufschrift: „200,000 Abonnenten!" — Wie interessant muß das Blatt sein, daß es schon so viel Abonnenten zählt, dachte mancher und — kaufte sich auch eine Nummer. Da konnte er dann erfahren, daß die 200,000 Abonnenten des gelben Streifens nicht dem „neuen Jahrhundert", sondern der „Woche" gehörten, über die Landsberger seine Enthüllungen machte. — Wenn man so sieht, mit welchen scharfsinnigen Mitteln diese Männer arbeiten! „Einer dieser braven Männer wird vom andern abgethan." Und ein Ehrengericht für die Presse kann es ja nicht geben.

Merkwürdige Blüten im Garten der Litteratur! Auf dem Ball des Vereins der „Berliner Presse" wurde den Damen ein Kalender gespendet mit Wochensprüchen. Einer der Vereinsglieder hatte gedichtet: „Ehbruch ist verbotnes Naschen, laß dich nie dabei erhaschen!" — Solch Spruch entspringt einem deutschen Dichtergehirn, passiert die Zensur des Vereins „Berliner Presse" und wird — Damen überreicht. Damen der vornehmsten Kreise! Minister, Offiziere, Hofherren sind auf dem Ball gewesen und man las doch nirgends, daß einer von ihnen empört das Lokal verlassen hätte, weil man seine Gemahlin derartigen Insulten ausgesetzt hatte! Wahrscheinlich wagte keiner den Protest, weil der Verfasser der Verse, nach dem Bericht des „Vorwärts", zum Redakteur des Reichs- und Staatsanzeigers berufen worden ist. — Das ist der Redakteur des offiziellen Blattes Deutschlands!

Da lohnt es sich kaum über die lex Heinze Wehklage zu erheben. Sie hat den Reichstag einmal wieder beschäftigt und hat die 2. Lesung überstanden. Später wird Gelegenheit sein ausführlich darauf zurück zu kommen. Vorläufig genügt es festzustellen, daß kaum je soviel „Heiterkeit" in den Parlamentsberichten verzeichnet ist als in den Berichten über diese Verhandlungen! — Außerhalb des Parlaments wird man das schwer verstehen. Stöcker hat lebhaft in die Debatte eingegriffen und doch nicht verhindern können, daß der erste Schritt zur Kasernierung der Prostitution beschlossen wurde. Falls in der 3. Lesung nicht doch noch die Meinung des Centrums und des größeren Teils der Konservativen durchdringt, wird künftig das bewußte Vermieten an Prostituierte erlaubt sein. — Der Standpunkt der Regierung in diesen Verhandlungen war der allertraurigste, weit unter dem der Sozialdemokraten! Sie versuchten wenigstens zu verhindern, daß die Polizei das Recht erhält, das Laster in bestimmte Gegenden zu drängen. Das Recht will die Regierung gerade haben. Hoffentlich bekommt sie es nie! Sonst haben die Sozialdemokraten recht, wenn sie sagen, daß die Regierung die Interessen der arbeitenden Bevölkerung vernachlässige gegenüber den Wünschen der Besitzenden. — So erfüllt die Regierung das Kaiserwort: „Auskehr halten!"

Selbstverständlich mußte die Erhöhung des Schutzalters der Mädchen von 16 auf 18 Jahre gegen die Regierung erkämpft werden! Die Sozialdemokraten waren dabei die bravsten Regierungsstützen. Es macht sich komisch, wenn Sozialdemokraten sich für die Hausbesitzer und gegen den erhöhten Schutz der Proletariertöchter ins Zeug legen! Wenn doch die Masse des Volks durch Urabstimmung ihre Meinung sagen könnte; dann würde Auskehr gehalten!

Berlin, den 3. Februar 1900.

Morgen sind es 10 Jahre, seit der Kaiser seine sozialen Erlasse unterschrieb. Walther Burckhardt begrüßte sie im „Volk“:

„Wahrlich, allen Volks- und Vaterlandsfreunden wird das Herz warm werden über diesen königlichen Worten. Die Furcht, die Sozialreform werde verschleppt werden, ist unnötig. Der König selbst legt seine Hand darauf und sein energischer Wille wird schon alle Hindernisse mit Gottes Hilfe überwinden.

Durch unsere Reihen geht es mit besonderer Freude. Wofür wir seit einem Jahrzehnt gearbeitet und gerungen — die christliche Sozialreform hat einen königlichen Vorkämpfer gefunden. Das Königtum entrollt die soziale Fahne. Der mächtigste Herrscher der Welt tritt ein für die Not seines arbeitenden Volkes.

Das ist staatsmännische Weisheit, das ist weitgehender Blick. Es schien, als hielte man nur die Kanonen für den Aufruhr bereit. Unser Kaiser hat klar erkannt, daß man Geisterbewegungen nicht von außen blutig niederwerfen kann, sondern daß man sie von innen heraus überwinden muß. Gott segne den wagemutigen kaiserlichen Herrn für diese seine Botschaften! Unsere Herzen schlagen ihm entgegen. Heil ihm!“

Der diese hoffnungsfreudigen Worte schrieb, ist bald darauf abgerufen. In wenigen Tagen werden wir des ernsten Tages gedenken, der ihn uns vor 10 Jahren nahm. Er hat die Kämpfe nicht mehr erlebt, die um die Kaisererlasse entbrannt sind. Er sah das Morgenrot des neuen Tages der christlichen Sozialreform aufsteigen, aber den Tag selbst hat er nicht mehr geschaut. — Haben wir den Tag geschaut? Unsere Hoffnung ist noch die gleiche Hoffnung, wie sie aus den Worten spricht, die vor 10 Jahren geschrieben sind. Daß sie die zehn Jahre überdauert hat mit all den Kämpfen und Enttäuschungen, das darf uns besonders froh machen an diesem Erinnerungstag. Dann denken wir dessen, was zur Ausführung der Erlasse schon geschehen ist und der Kaiserworte, die im vergangenen Monat uns die Gewißheit gaben, daß der Kaiser noch seiner Erlasse gedenkt. Dann denken wir der Schwierigkeiten, die für den tapfersten Willen nicht leicht zu überwinden waren, und die uns auch künftig nicht ungeduldig und mutlos machen sollen.

—Dasselbe Blatt des Volks, das die Erlasse enthält, bringt auch die Notizen: „Der Reichskanzler gab seinen Entschluß kund, von den preußischen Geschäften ganz zurückzutreten"; und „Freiherr v. Stumm hat sich nach dem Diner beim Reichskanzler gegenüber dem Kaiser gegen die Arbeiterausschüsse ausgesprochen, welche der Erlaß in Aussicht nimmt". — Da sind die Widerstände angedeutet, die in den vergangenen 10 Jahren den Freunden der Sozialreform manche schwere Stunde brachten. Herr v. Stumm feiert diesmal den 4. Februar in Italien. Es heißt, daß er sich von dem Kampf um das Zuchthausgesetz erholt und von der Verwunderung, mit der ihn der Gleichmut der Regierung beim Fall des Gesetzes erfüllte. —

In Moabit ist Stadtverordnetenwahl. Der Sozialdemokrat Millarg war dort gewählt; aber seine Wahl wurde im roten Hause für ungültig erklärt. Jetzt kandidiert dort der Expedient des „Vorwärts", Glocke; seine Wahl ist sehr zweifelhaft, da die Vorwahl dem Sozialdemokraten nur eine ganz geringe Majorität brachte und 4700 Wähler zu Hause geblieben waren. Um das Mandat bewarben sich außerdem ein Fortschrittler, ein konservativer Bäckermeister und der nationalsoziale Bodenbesitzreformer Damaschke. In Moabit haben die Christlich-Sozialen manche Freunde. Wem sollen die ihre Stimme geben? Der Fortschrittler kommt nicht in Betracht. Das ist das Ziel der Christlich-Sozialen Berlins, die manchesterliche Majorität im roten Hause zu brechen, die für das Judentum Bücklinge und für die Sozialreform Fußtritte hat. Für die Vertretung jüdisch-kapitalistischer Interessen ist keine christlich-soziale Stimme zu haben, selbst nicht, wenn es sich um einen Stichwahlkampf gegen einen Sozialdemokraten handelt. — Moabit hat bei der letzten Wahl den tüchtigen Führer der Berliner Konservativen, Rechtsanwalt Ulrich, ins rote Haus gesandt. Wiederholt hat er bereits in die Debatte eingegriffen und den sozialen Standpunkt so entschieden vertreten, wie wir es uns nicht besser wünschen können. Rechtsanwalt Ulrich ist gewiß auch auf dem Posten, wenn es sich um die Wahrung des christlichen Charakters der Volksschulen handelt. Aber können wir dem von ihm aufgestellten Bäckermeister Wolff unsere Stimmen geben? Eine unglücklichere Kandidatur konnten die Konservativen kaum proklamieren. Bei den Sozialreformern haben die Bäckermeister sich in schlechtes Licht gesetzt, seit sie gegen die Bäckereiverordnung furchtbaren Lärm schlugen, die doch nur die ärgsten Mißstände im Arbeitsverhältnis der Gesellen abstellte. Auch gegen das Verbot der Kinderarbeit haben sie sich mit Händen und Füßen gesträubt. Sie nennen das Vertretung der Interessen des Mittelstandes!

Auch die Christlich-Sozialen wollen die Interessen des Mittelstandes wahren, darum freuen wir uns des Eingreifens der Baupolizei in die Entwicklung der Warenhäuser, — aber Mittelstandspolitik, die auf Ausbeutung der Kinderarbeit beruht, weisen wir ab. Die Stadtverwaltung hat viel Gelegenheit, ihre soziale Gesinnung zu bethätigen. Ob Herr Wolff dazu Neigung hat? — Herr Wolff hat schon gegen Millarg kandidiert und hat nach der Wahl in der „Berliner Zeitung“ erklären lassen, daß er kein Antisemit sei und daß er Abonnent der Berliner Zeitung seit ihrem Bestehen sei. — Ob Herr Wolff, als Abonnent des Löb Ullsteinschen Judenblattes, das sich schon durch manchen kräftigen Ausfall gegen Kirche und Christentum ausgezeichnet hat und etwa auf dem Niveau des Herrn Dr. Preuß steht, besonders beanlagt ist in den Schulfragen die christliche Anschauung zu vertreten? Ob er mit seiner feierlichen Versicherung, daß er kein Antisemit ist, als Kämpfer gegen den Judenring im roten Hause besondere Begeisterung entwickeln wird? — Was kann einen Christlich-Sozialen reizen, solchem Kandidaten seine Stimme zu geben?

Es war ein geschickter Griff der National-Sozialen, dort einen der Ihrigen zur Wahl zu stellen. Und sie ziehen unter einer hübschen Fahne ins Feld — als Mieterpartei! Das wird bei vielen auf verständnisinnige Zustimmung stoßen. Die Mieter können eine energische Vertretung ihrer Interessen im roten Hause gut brauchen. Herr Damaschke hat ein Programm aufgestellt, dem wir in den meisten Punkten nur zustimmen können. Für Kommunalisierung der großen für die ganze Stadt wichtigen Betriebe, gegen die Bodenspekulation, das sind verlockende Forderungen und für die sozialen Forderungen tritt die Mieterpartei auch ein und verspricht Ausgestaltung der städtischen Betriebe zu Musterbetrieben und Regelung des Submissionswesens. Die Mieterpartei hilft vielleicht noch einmal mit, den Fortschrittsring im roten Hause zu brechen, aber doch wird es manchem Wähler schwer sein, ihrem Kandidaten diesmal die Stimme zu geben. Die Mieterpartei erscheint bisher noch zu eintönig: rein national-sozial.

Der Vorsitzende des Wahlausschusses ist Tischendörfer, der Kandidat ist Damaschke, der Hauptredner ist Naumann, und Gerlachs „Welt am Montag“ macht tüchtig Stimmung. Leider kann Damaschke in seinem Flugblatt auch lobende Erwähnungen von Ullsteins „Berliner Zeitung“ und von der Cohnschen „Volkszeitung“ anführen, die für seine Wahl ein gutes Wort einlegen. Ob er dann im Stande ist, die prinzipiellen Schulfragen im roten Hause so zu vertreten, wie wir

es wünschen müssen? Die Stadtverwaltung hat auf den Geist der Volksschule starken Einfluß. Wir wünschen, daß da der christliche Geist herrscht, und Damaschke steht in den Fragen des Christentums auf anderem Boden. Es wird den Christlich-Sozialen sehr schwer fallen für einen Kandidaten einzutreten, der von Ullstein und Cohn empfohlen wird. So wird eine Parole nicht ausgegeben werden können. Dem Verlauf der Wahl und der Entwickelung der Mieterpartei folgt unser lebhaftes Interesse.

Die Stadtverordneten haben den Stuhl in der Schuldeputation, den sie lange für den nicht bestätigten Singer frei gehalten hatten, nun doch wieder besetzt. Singer rollt darüber im „Vorwärts" die grimmigen Augen.

Der „Vorwärts" schrieb kürzlich: „Uns scheint die Heilsarmee immer noch mehr Aehnlichkeit mit dem Christentum zu haben, als eine Kirche, die eine ihrer Hauptaufgaben darin sieht, den heutigen Polizei- und Militärstaat als einen christlichen zu preisen und gegen jeden zu wettern, der den Kampf gegen diesen Staat als sittliche Notwendigkeit betrachtet." -- Die Vorwürfe sind abgeschmackt, die Kirche preist den heutigen Staat nicht als einen christlichen; aber auch aus diesen abgeschmackten Vorwürfen kann man lernen, wie schädlich es ist, daß die Kirche an den Staat gebunden ist; nun verschließen sich ihrer Einwirkung in grenzenlosem Mißtrauen ganze Schichten des Volkes, die gegen den Staat Grund zum Groll haben. — Gestern gab es in der Tonhalle eine richtige — Evangelisationsversammlung! Stöcker sprach in einer öffentlichen Versammlung der christlich-sozialen Partei über den Spiritismus. Seine Rede und die danach folgende Diskussion war ein Zeugnis für den Glauben. Und dies Zeugnis erreichte viele, die längst über den Glauben hinaus waren. Wie richtig die Behandlung dieses Themas war, zeigte das Auftreten „christlicher Spiritisten". - - Selig sind, die nicht sehen und doch glauben!

Berlin, 10. Februar 1900.

Also die Berliner Sozialdemokratie hat Protest eingelegt! Zwei Tage lang rief ein riesiger roter Zettel die Gesinnungstüchtigen zu 19 Volksversammlungen, und alle, alle kamen, und alle, alle stimmten für die gleiche Resolution, und alle, alle gingen befriedigt nach Hause, und keiner glaubt, daß nun etwa die Flotte von der Bildfläche verschwindet. Das haben die Herrn wohl selber nicht erwartet, daß ihr Protest auf irgend wen Eindruck machen könnte. Daß die Parteimaschine gut funktioniert, weiß ja jeder, und daß die sozialdemokratische Masse wie jede Herde den Leithämmeln folgt — wer kennt diese Herde nicht und diese Leithämmel! Als Einwohner des glücklichen Wahlkreises, der mit riesiger Majorität seit Jahren den ruhebeflissenen Wilhelm Liebknecht in den Reichstag sendet, und auf Grund persönlicher Bekanntschaft mit manchem seiner Wähler kann ich da wohl ein Urteil abgeben. Zur Strafe für die Sozialdemokratie sollte die Flotte abgelehnt werden. Das möchte in den Häusern hier rings um mich her eine böse Zeit geben, wenn die großen Maschinenfabriken durch einen unglücklichen Krieg in ihrem Aufschwung gehemmt würden! Aber die Arbeiterfrauen können beruhigt ihrem Manne die Suppe kochen, die Flotte wird ja nicht abgelehnt. Man merkt, der „Vorwärts“ verzweifelt schon an seinen Vernunftsgründen und seine logischen Schlüsse werden immer wilder. Jetzt weist er sogar schon auf die Armeereorganisation und den darauf folgenden Krieg mit Oesterreich hin! Damit bewies man sonst, wie recht König Wilhelm that, als er gegen den Willen des Parlaments die Reform der Armee durchsetzte, mit der er den Kampf um die Führung in Deutschland siegreich entschied. Der „Vorwärts“ schließt daraus so: hütet euch vor der Flottenvermehrung; haben wir eine starke Flotte, dann giebt es bald, wie 1866, Krieg! Und doch traten die holdesten Schwärmer für den ewigen Frieden, Herr Theodor Barth und der Bund deutscher Frauenvereine, für die Flotte ein um des Friedens willen! — Daß fast in alle Protestversammlungen vom Flottenvereine Redner für die Flotte entsandt waren, war eine tapfere kluge That. Daß die Ab-

stimmung dadurch nicht beeinflußt wurde, verstand sich von selbst, aber der Nimbus der sozialdemokratischen Halbgötter ist zerstört, als wage ihnen gegenüber niemand den Mund aufzuthun. Schließlich bleibt doch vielleicht ein Gedanke von Adolf Wagner bei einem kritischen Sozialdemokratlein hängen und es sagt sich: sollte der gelehrte Professor über die Flotte und Steuern und Finanzen nicht doch ein klein wenig besser unterrichtet sein, als der sehr ehrenwerte Reichstagsabgeordnete Klavierarbeiter Schmidt? Daß die hohe deutsche Wissenschaft ins Volk hinabsteigt, wollen wir freudig begrüßen. Sie kann dabei nur gewinnen, vielleicht sogar an verständlicher Ausdrucksweise und Satzbildung und Abkürzung des Periodenbaus. Diesmal finden sie Zustimmung, wenn sie vom Katheder steigen, sogar bei den Herren vom Verein der Industriellen; o was waren die böse, als Adolf Wagner vom Katheder stieg, um seinerzeit vor den Bergarbeitern über den Arbeitslohn zu sprechen. Vielleicht gewöhnen sie sich nun allmählich an den Professor unter den Arbeitern.

Die lex Heinze hat die zweite Lesung überstanden und das „Berliner Tageblatt" bezeichnete Stöcker als den „eigentlichen Führer der Moralmehrheit". Das soll geschmäht sein; ich meine, es wird dem Geschmähten zum Ruhm. Die Heraufsetzung des Schutzalters der Mädchen auf 18 Jahre, die Annahme des Arbeitgeberparagraphen, der durch verschärfte Strafen die Verführung der Mädchen durch ihre Brotherrn wehren will, und des Theaterparagraphen, der die Möglichkeit schaffen will, Schaustellungen, die die Zensur passiert haben, dennoch zu fassen, wenn sie sich als unsittlich herausstellen, das waren besonders anerkennenswerte Beschlüsse der Reichstagsmehrheit. Um so anerkennenswerter, als sie sämtlich gegen den Vertreter der Regierungsjustiz, Herrn Dr. Nieberding, durchgesetzt werden mußten. Es gibt im deutschen Reichstag keine Partei, deren Standpunkt zur lex Heinze nicht irgend wie sich vor dem der Regierung auszeichnet. Die Regierung allein versagt in allen Punkten. Es fordert fast den Spott heraus, wenn dieser Herr Regierungsvertreter erklärt, die Beschlüsse des Reichstags seien für die Regierung unannehmbar. Der nötige Zusatz dazu ist doch stets der: so lange ich, Herr Dr. Nieberding, die Reichsjustiz vertrete! Aber das wird ja auch nicht ewig dauern. Man sah schon andere Leute in die beschauliche Muße zurückkehren. Und, wie die Reichstagsmehrheit zeigt, wird es ja noch immer genug fähige Köpfe geben, die im Stande sind, Herrn Dr. Nieberding abzulösen und den Standpunkt des Reichstags auch in der Regierung zur Geltung zu bringen. – sogar Juristen! Was soll es aber heißen.

wenn Herr Nieberding droht: beharrt der Reichstag auf seinen Beschlüssen, so wird die Regierung das Gesetz ablehnen und — nie wieder an diese Materie die gesetzgeberische Hand legen! Hat die Regierung die Vorlage gemacht, um dem Reichstag einen persönlichen Gefallen zu thun oder weil die Verhältnisse gesetzgeberische Thaten forderten? — Der Kaiser telegraphiert: „Auskehr halten“ und der Reichstag will Auskehr halten; Herr Nieberding aber sagt: Die Auskehr ist zu gründlich; da mache ich nicht mit! Der Kaiser, der Reichstag und Herr Dr. Nieberding — ob von den dreien grade Herr Dr. Nieberding seinen Kopf durchsetzen wird? — Hoffentlich bringt die dritte Lesung die Aufhebung der in der zweiten Lesung angenommenen Bestimmung, die zur Kasernierung der Prostitution führen würde. Dann mag das Gesetz durchgehen und dem Zuhältertum zur Geißel werden, — selbst wenn der Reichstag vorläufig auf die Erhöhung des Schutzalters und den Arbeitgeberparagraphen verzichten müßte. — Bleibt der zur Kasernierung führende Paragraph bestehen, dann mag das ganze Gesetz fallen, weil es mehr schadet als nützt. — In beiden Fällen wird die Hoffnung des Reichstags sich auf den Nachfolger des Herrn Dr. Nieberding richten. Er mag dann in die Zeit seiner Muße das tröstliche Bewußtsein mitnehmen, daß sein Auftreten in der lex Heinze die volle Anerkennung des „Berliner Tageblatts“ gefunden hat. Dies Blatt höhnt über „die frommen und keuschen Parlamentsheiligen“ und erklärt die Erhöhung des Schutzalters von 16 auf 18 Jahre für eine Idee, auf die vor dem Reichstag nur Tartuffe hätte kommen können! Tartuffe ist das Musterbild eines Heuchlers. Der Reichstag möchte die jungen Mädchen von 16 bis 18 Jahren vor der Verführung schützen, der sie gerade in der Zeit des Erwachens und der doch noch mangelnden sittlichen Reife und klaren Erkenntnis besonders ausgesetzt sind. Der Wunsch des Reichstags, gerade dies Alter der Verführung zu entziehen, ist dem jüdischen „Tageblatt“ so unbegreiflich, daß es ihn nur als Heuchelei erklären kann. — Eine orientalische Selbstkritik.

Einen durch aktuelle Schlaglichter besonders interessanten Vortrag hat der Stuttgarter Dekan Dr. v. Braun im Evangelischen Vereinshaus gehalten über die Innere Mission im 19. Jahrhundert. Die „Hilfe“ bringt es fertig, über fast das gleiche Thema einen Aufsatz zu schreiben, ohne mit einem Wort Stöcker zu erwähnen, Braun verstand es besser, Stöckers Persönlichkeit zu würdigen, und er wagte als tapferer Schwabe, was vor ihm noch keiner gewagt hatte, Stöcker und Hülle nebeneinander zu erwähnen. Das gab in der Nachver-

sammlung Pastor Hülle Veranlassung, sehr freundliche Worte über Stöcker zu sagen. Freundlich Wort findet gute Statt. Der Evangelisch-kirchliche Anzeiger, den Pastor Hülle redigiert, ließ in seiner Haltung solche freundliche Gesinnung nicht immer vermuten. Sie entsprach oft jenem für Stöcker nicht freundlichen Kaisertelegramm. Die Differenzen in Bezug auf die Aufgaben der Kirche gegenüber der sozialen Frage greifen tief; die Auffassung über die Notwendigkeit größerer Selbständigkeit der Kirche ist bei beiden Männern eine sehr verschiedene. Aber des freundlichen Wortes Hülles über Stöcker wollen wir dankbar gedenken, wenn für und wider Christlich-Sozial der Streit entbrennt.

Berlin, 17. Februar 1900.

Am Dienstag sind die Flottensympathien mächtig angeschwollen. Die Berliner Schuljungen hatten frei bekommen, um den Prinzadmiral nach seiner Rückkehr aus China zu begrüßen. Da merkten sie doch, was sie von der Flotte hatten. Sie sangen „Heil dir im Siegerkranz“ und fühlten die „Liebe des freien Manns“, die trotz alles Geschreis der „Demokratenblätter“ aus dem Kaiserlied nicht weggestrichen ist. Am Anhalter Bahnhof und Unter den Linden drängten sie sich unter die großen Leute und alles war für die Flotte und rief ihrem heimgekehrten Admiral Hurrah entgegen. Und die Sonne leuchtete über den sauberen schneebedeckten Straßen; es war Stimmung in dem warmen Winterwetter. Die Freiheitserklärung der Schuljugend war plötzlich gekommen, um so lauteren Jubel hat sie erweckt. Wie erstaunt mögen viele der Kinder aufgeschaut haben, wenn der Vater aus der Fabrik kam und ihnen erklärte, daß man sich über die Flotte nicht freuen dürfe. — Wenn die Jungens erst mal groß sind, die sind für die Flotte!

Auf den sonnigen Tag folgte gestern Schnee, Schnee, Schnee. Die ältesten Gäule der ältesten Droschken zweiter Klasse können sich nicht erinnern, in ihrem ganzen Leben soviel Schnee am Himmel und auf der Erde und zwischen Himmel und Erde gesehen zu haben, noch in den fernsten Zeiten wird in den Sprossen dieser edlen Rasse die Sage gehen von diesem Tag! Die Rasse ist gestern gerettet. Schon sah man sie absterben, schon ward der Preis der Pferdebahngäule nach Pfunden Fleisch berechnet, da kam der Schnee! Ganz leise rieselte er vom Himmel, leise und unaufhörlich, er schüttete die Schienen zu, er legte sich wie eine dichte, feste Decke auf die Straßen. Erst versuchten sie ihn mit Salz weg zu schmelzen, aber er überschüttete das Salz, bis alles wieder schmuck und weiß und glatt war. Die großen Elektrischen stampften schwer, die Räder knirschten, und dann standen sie und der Schnee deckte sie zu und machte alle Kutscher zu lebendigen Schneemännern. Alles, was einen Groschen Fahrgeld bezahlt hatte, mußte

hinaus in den Schnee und stemmte sich gegen den Eisenkoloß und schob mit roten Backen und lachenden Augen und lustigen Zurufen, und der Schnee setzte ihnen allen Mützen auf und sie brachten ihren Wagen bis zur nächsten Oberleitung, und dann keuchte er langsam eine Strecke weiter und schließlich blieb er doch stehen und ging einfach nicht mehr vom Fleck. Unser Omnibusschaffner hatte einen frohen Tag. Von der Kochstraße bis zum Halleschen Thor eine lange Parade toter Straßenbahnwagen. „Wir werden euch wohl noch helfen ziehen müssen" rief er den Kollegen von der schweren Kavallerie zu. Und „die Elektrische kann sich man begraben lassen; sobald es ein bisken schneit, kann sie nicht mehr weiter". Am Mittwoch konnte man von der Leipziger Straße bis zum Halleschen Thor hinunter sehen, die Friedrichstraße war wie ausgestorben. Hier und da stand ein Klümpchen Pferdebahn und Elektrische; den Pferden waren Decken übergeworfen. Aufs Weiterfahren hatte man Verzicht geleistet. Vielleicht hörts doch einmal zu schneien auf, vielleicht kommen dann doch noch einmal Leute mit großen Schippen und graben uns hier aus, sonst — es lebe die Weltstadt Berlin und die sie weise regieren, insonderheit die Männer, denen die Fürsorge für die Straßen anvertraut ist. Sie wissen zu sparen und warten, daß es doch mal thauen muß; wieviel Tagelohn ist dann gespart! — Ihre Hoffnung hat sie nicht getäuscht; der Thauwind kam und Berlin ward zur großen Seestadt und nun fahren auch die Elektrischen stolz, wie wenn nichts geschehen wäre. Wir aber denken der braven Gäule vor den Omnibussen, die in der Zeit der Not allein standgehalten haben, und all der Gäule vor den Droschken erster und zweiter Klasse, nach denen die Blicke gestern ausschauten und die stets besetzt waren, wenn sie endlich in der Ferne auftauchten und vorüberfuhren! Wir treten dem neugebildeten Verein der Interessenten der Straßenbahn bei, der schon Tausende unzufriedener „Nörgler" gesammelt hat und beantragen, daß künftig die Elektrische nur mit Pferden fahren darf.

Die Woche hat auch der „Mieterpartei" den kritischen Tag gebracht — oder den National-Sozialen? Man muß sich sehr vorsichtig ausdrücken, wenn man in dieser Sache das Wort ergreift, sonst geht es einem, wie dem armen deutsch-sozialen Diskussionsredner, der in einer Versammlung Damaschkes gegen den national-sozialen Kandidaten sprach und dafür von dem Vorsitzenden der Versammlung, dem national-sozialen Parteisekretär, unterbrochen und hart angelassen wurde: Sie sprechen hier in einer Versammlung der Mieterpartei, nicht der National-Sozialen! — Ueberhaupt, um das Persönliche gleich zu erledigen, sehr angenehm waren die Eindrücke nicht, die ich in der

einen Versammlung erhielt, an der ich teilnahm. Wenn die „Hilfe" meint, ihre Freunde seien brillant abgeschnitten, so sind ihre Ansprüche recht bescheiden. Das Programm des kommunalen Bodenbesitzreformers Damaschke ist so, daß wir ihm gern zustimmen. Das Gleiche erklärt auch der „Vorwärts", auch die demokratische „Volkszeitung", auch der Vertreter der Bürgerpartei, mit Ausnahme, wie es scheint, des Herrn Wolff, bei dem aber einer Meinungsänderung gewiß nicht unüberwindliche Schwierigkeiten im Wege stehen. Daß die Mieterpartei sich weiter entwickelt, und für ein bestimmtes Programm Freunde in allen Lagern wirbt, können wir nur befürworten. Sie mag dann im roten Hause eine ähnliche Gestalt annehmen, wie die wirtschaftliche Vereinigung im Reichstag. Allen Stadtverordnetenkandidaten legt sie ihre Forderungen vor; nur wer diese Forderungen unterschreibt, wird von ihr unterstützt. Aber, daß alle anderen Unterschiede der Richtungen gegenüber der großen Gemeinsamkeit der mieterparteilichen Anschauungen verblassen könnten, glauben wir nicht. Die Sozialdemokratie wird nicht vor der Mieterpartei die Segel streichen und die Fraktion im roten Hause wird für die Gesamtpartei Bedeutung behalten. Auch die demokratischen Freunde der Mieterpartei werden nie aufhören, daneben die jüdischen Interessen in der Stadt zu vertreten. Warum sollen nun die Freunde der christlichen Volksschule aufhören, dieser christlichen Volksschule im roten Hause Vertreter zu schaffen? Die Frage ist doch zu ernst, um sie mit allgemeinen wohlwollenden mieterparteilichen Höflichkeiten abzumachen. Was man mit solchen allgemeinen Höflichkeiten erreichen kann, dafür erlebte ich ein sprechendes Beispiel: Aus Damaschkes Ausführungen über die konfessionelle Volksschule entnahm ein Berliner Lehrer, daß Damaschke wirklich auf dem Boden der konfessionellen Volksschule und nicht auf dem der Simultanschule stehe! Auch mein freundlicher Kritiker aus Württemberg würde gewiß dankbar sein, wenn Damaschke ihn orientierte, daß man ihn eigentlich doch nicht als Vertreter christlicher Volksschulen ansehen darf! Damaschke erklärte, daß er gerade auf dem Schulgebiet rege arbeiten würde; das gehört nicht in das Programm einer Mieterpartei. Denn auf dem Schulgebiet würden Sozialdemokraten, Demokraten, Christlich-Soziale und Bürgerparteiler doch nicht zusammengehen können, wie es in der Bodenreform möglich ist. — Ein Mißverständnis des Württemberger Freundes ist noch zu berichtigen: nicht nur Damaschke ist zu national-sozial gefärbt, sondern auch die Mieterpartei. — Möge sie tüchtig weiter arbeiten auf dem engumgrenzten wichtigen Gebiet der Forderungen, die den Berliner Mietern

aller Parteien gemeinsam sein müssen, dann wird sie bei der nächsten Wahl größeren Einfluß gewinnen und doch — vor der unklaren Verwischung aller Parteiunterschiede bewahrt bleiben. Diesmal hat Damaschke 300 Stimmen gesammelt, 100 von solchen Demokraten, die voriges mal lieber dem Sozialdemokraten als einem Manchestermann die Stimme gaben, 200 von solchen Demokraten, die voriges mal vor der Sozialdemokratie doch zurückschreckten und darum mit Widerstreben für den lauen Fortschrittsmann stimmten. Bei der Stichwahl zwischen Sozialdemokratie und Bürgerpartei wird sich diese Gefolgschaft wieder teilen. Es wird viel Arbeit bedürfen, wenn es der Bürgerpartei gelingen soll, ihren Kandidaten zum Siege zu bringen. Wir gönnen ihr den Sieg. Ihr Kandidat ist uns nicht sympathisch, darum war es unmöglich, für ihn gegen Damaschke Parole auszugeben (das brauchte nicht Stimmenthaltung bedeuten, lieber Württemberger!), — aber bei der Stichwahl tritt alles hinter der Frage zurück: soll man Singers Schildknappen um einen mehren? 4000 Wähler sind bei der Hauptwahl wieder zu Hause geblieben; mancher wird sich jetzt für den Bäckermeister entscheiden, in der Hoffnung, daß er unter Ulrichs Einfluß sich zu sozialem Verständnis durchmausert!

Berlin, 24. Februar 1900.

Heute morgen stand ich an Walther Burckhardts Grab. Auf dem kleinen versteckten Friedhof, mitten in der Stadt, unter dem Schatten der Sophienkirche erhebt sich der Granitblock, in dem sein Relief eingelassen ist, und darüber das Kreuz: „Ich lebe und ihr sollt auch leben". — Noch nicht zwei Jahre hat er an der Gemeinde gearbeitet, da ist er abgerufen und viel Liebe vermißte ihn. Heute nach zehn Jahren steigt der neblige Februartag wieder vor mir auf. Seit Tagen hatten seine Freunde um ihn gebangt; er war auf der Reise ins Siegerland, wo er für die Wahl Stöckers die Herzen warm machte, schwer erkrankt; in einer der Versammlungen war er zusammen gebrochen; als ein Sterbender kehrte er heim. Wir hofften, daß seine Jugendkraft die Krankheit doch überwinden werde. Der 24. Februar nahm uns den Freund, dem die kirchliche Erneuerung Berlins mit zu verdanken ist, der der christlich-sozialen Sache mit feurigem Geist und brennendem Herzen zugethan war. Stöcker hat ihn geliebt und hat von ihm Großes erhofft. Gestern gedachte er seiner in der Versammlung in der Tonhalle. Die Christlich-Sozialen legten ihm heute einen Lorbeerkranz auf das Grab: „Dem Treuen in Treue". Auch „Das Volk" verdankt ihm viel. Er hat es in den schwersten Zeiten durch die Klippen gesteuert. Solch' treue und führende Persönlichkeiten sind selten; im schweren Kampf, der den Christlich-Sozialen verordnet ist, ist die Lücke noch nicht geschlossen, die Walther Burckhardts Abschied gerissen. In den 10 Jahren, die manche schweren Stunden brachten, haben wir oft gemerkt, wie er uns fehlte. Aber umsonst ist es nicht, zu wissen, daß Freunde bis ans Ende der guten Sache treu gewesen sind. Das hilft in Stunden, wo der Glaube schwach werden möchte. Der christlich-soziale Gedanke ist trotz aller Anfeindungen und Verluste, die ihn trafen, in vielen lebendig geblieben, weil er ihnen eine Sache des Gewissens und des Glaubens geworden ist. Wie lange es auch dauern mag, bis die vielen anderen seine Wahrheit erkennen, wenn ihm nur nie solche Träger fehlen, die von ihm bekennen: „wir können davon nicht lassen".

Einen Blick in Walther Burckhardts glühende Persönlichkeit bieten seine Predigten. Unter dem Titel „Wirket so lange es Tag ist", sind sie herausgegeben. Die erste Auflage ist vergriffen. Eine zweite Auflage ist jetzt in Vorbereitung und Stöcker hat dazu wieder das Vor-

wort geschrieben. Viele christlich-soziale Freunde werden sich gern von dem heimgegangenen Freund, den sie vielleicht nie kannten und mit dem sie sich doch im innersten eins wissen, den Glauben stärken, in die Arbeit treiben und das Gewissen wecken lassen. Von Politik steht nichts darin; kein Christlich-Sozialer hält auf der Kanzel politische Vorträge. Aber es spricht da einer, der in die Volksseele geschaut hat und sie für den Heiland gewinnen möchte.

Ein Blick in die Volksseele! Am Montag war Giordano Bruno-Feier in der freireligiösen Gemeinde. Ein weiter prächtiger Saal, wie der Riesenwahlkreis des großen Singer manche aufweist, gedrängt voller Menschen. Meistens Arbeiter, viele Frauen, auch einzelne Kinder waren von den Müttern mitgebracht. Es war ein richtiger Familienabend, auch sehr viele junge Leute waren gekommen; denn zum Schluß sollte getanzt werden. Gewiß 4000 Menschen in enge Stuhlreihen gepreßt, in den Gängen sich drängend. Die Stimmung war anständig, freundlich und ernst. Schlüpfrigkeiten gabs da nicht. Das Publikum war turmhoch erhaben über die süße goldene Jugend, die sich im Apollotheater und den anderen Tingeltangeln allabendlich amüsiert, erhaben sogar über die vornehmen Besucher des Wintergartens, der trotz aller tugendsamen Entrüstung die lex Heinze sich ehrlich verdient hat. Es gab richtig angenehme Gesichter in der Riesenversammlung. Ein ideales Band fehlt da nicht, das sie alle zusammenband; sie haben alle eine starke Sehnsucht nach Licht, Aufklärung, Bildung, Wissenschaft, Freiheit. Ja, sie schwärmen von der „Religion", von dem Guten im Menschen. Und darum hassen sie mit ungebrochenem Fanatismus das, was uns das Heiligste ist; sie meinen, das sei nur Betrug, den man ihnen vorzumachen wage, weil sie noch nicht Bildung haben. Sie lechzen nach dieser Bildung, weil sie mit ihr auch Herrschaft zu haben meinen über all die andern bösen Mächte des Lebens, deren schlimmste das Kapital ist. Denn all diese Freireligiösen sind geschworene Sozialdemokraten, das wollen wir nicht vergessen. Neulich meinte ein bekannter Kommerzienrat, es sei der Hauptvorwurf, den man den Sozialdemokraten machen müsse, daß sie nichts nach Bildung fragten. Welch ein Irrtum! Viel eher könnte man von einer Ueberschätzung der Bildung sprechen. Diesen Tausenden war die Sehnsucht nach intellektueller Bildung „Religion". Sie haben die Bildung nicht, könnten sie nur durch religiös-sittliche Durchbildung der Persönlichkeiten gewinnen. Nun bleibt es bei der gefährlichen Halbbildung. Aber rührend ist es doch, mit welcher Geduld sie unverständliche Gedanken anhörten, weil sie meinten, das sei gebildet.

Ein guter Vortrag über Bruno, der in seiner Tonart selten die Grenze überschritt, die die Tendenzrede von der Hetzrede scheidet, mußte ihnen unverständlich sein, so populär der Professor auch zu sprechen suchte. Sie hielten geduldig aus und gaben lebhaften Beifall. Giordano Bruno, der einsame Philosoph, gefeiert von 4000 Menschen aus der Berliner Arbeiterwelt. Ob nicht Bruno selbst darüber am meisten den Kopf geschüttelt hätte? — Freilich ihr Beifall galt nicht dem Philosophen, wohl gar dem Pantheisten, sondern dem Märtyrer des freien Gedankens, der von den Priestern, den „Schergen der Macht", verbrannt ist. — Als solche Helden des freien Gedankens feierten sie in lebenden Bildern Buddha und Sokrates und Giordano Bruno, aber auch Christus und Huß und Luther! Bilder sieht man immer gern, auch die Kinder haben etwas von Bildern, so entfachte jedes der 6 Bilder Beifallssturm, am meisten, wie mir schien, Christus vor Pilatus, — das war ihnen doch — am vertrautesten. „Sieh mal, das ist Jesus", sagte der eine Vater zu seinem Töchterchen, „wie blaß er aussieht". Der Mann sagte „Jesus", obgleich auf dem Programm „Christus" stand; er schöpft da aus Eigenem. Ganz unbekannt ist Jesus noch keinem in unserm Volk. Ein Trost unter den Freireligiösen. Und dann klang durch den stillen dunkeln Saal die Melodie: „O Haupt voll Blut und Wunden". Und sie kannten sie alle und blieben ganz still. — Noch bekannter schien ihnen die Melodie, die bei Luther erklang. „Hörst Du, eine feste Burg". — Sie wußten den Zusammenhang und freuten sich über den tapferen Luther, der da vor dem Kaiser stand. Schade, daß sie nicht alle in das Lied einstimmten. Wie hätte das durch den Saal gebraust und die Feier gehoben! Aber der Text paßt für die Kämpfer des freien Gedankens nicht mehr: „Eine feste Burg ist unser Gott". Mit Gott wissen sie nichts anzufangen. Die fürchterliche Deklamation, die von C. M. Scävola (unter diese Löwenhaut hat sich der Verfasser verkrochen) für die lebenden Bilder hergestellt ist, entwickelt zwar Giordano Brunos Lehre, „das Weltall ist Gott", und der Vortrag schon hatte sie für die durchgeistigte Materie gewinnen wollen, — aber das geht über den sonstgewohnten Materialismus, der vernünftiger Weise nur das „glaubt" was er sieht und schmeckt, —den Geist in der Materie hat aber noch keiner gesehen und geschmeckt; so bleibt es trotz Bruno Willes monistischen Idealismus bei dem Bekenntnis, das ich beim Verlassen des Saales hörte: „Du, weeßte, Gott, dat is bloß ein Vorwand für die Volksschule; für die Wissenschaft giebt es Gott nicht, dat jeht ja auch nich, sonst könnte es ja keene Wissenschaft jeben." Das ist das Resultat! Sie schwärmen von der „Religion" und hassen das

Gebundensein an Gott! Sie schwärmen für die Bildung und werden von ihren Weisen dumm gemacht. Ganz wahre Stimmung kam erst beim Schlußbild, bei der „Apotheose" des Menschentums. Wieder diese „Vergöttlichung", sie kommen um das Göttliche nicht herum! Das war Fleisch von ihrem Fleisch, eine Freiheitsgöttin, in rotem Gewand, mit roter Jakobinerkapuze, die die Fackel schwingt; Gerechtigkeit und Menschenliebe begleiten sie. Friede und Vernunft schweben vor ihr her. Die schwarze Finsternis und das Gezücht der Priester flieht und stürzt zu Boden. Dabei läßt sich doch erst was Ordentliches denken. Schade, daß die Dame mit der Jakobinermütze gerade dieselbe Fackel in der Hand hielt, mit der vorher einer der Henker Hußens Scheiterhaufen angesteckt hatte. Scheint also, daß die Fackel, mit der fanatische Dummheit Unheil anstiftet, auch im Reich der Jakobinerfreiheit geschwungen wird.

Die Stühle wurden zusammengerückt, um Platz für den Tanz zu gewinnen. Nun kam der zweite Teil, der bei der „freien Religion" nicht fehlen darf. Manchem wird der Teil doch noch besser gefallen haben, als der erste, wo man sogar von Christus und Luther was anhören mußte! — Ist es nun ein Gewinn, daß diese Tausende mit Sympathie und Unverstand auf Christus sahen, oder waren sie ihm näher, als sie ihn haßten? Ist der grobe Materialismus oder der ungläubige Idealismus das größere Hemmnis? Ich glaube, der Idealismus. Aber eine Freude war es doch, diese Tausende Ungläubiger in stiller Ehrfurcht vor dem Bilde des Dorngekrönten zu sehen.

Die Feier wird wiederholt. Von den Sozialdemokraten des 4. Wahlkreises. Dann wird Singer auch nicht fehlen. Es ist unangenehm, das zu denken. Wie widerwärtig, vor Buddha, Sokrates, Christus, Huß, Luther, Bruno sich zu beugen und — Singer zuzujubeln. Was verbindet den mit jenen? — Und doch hat dieser Großkonfektionär gewagt, im Rathaus zu thun, als ob seine Bildung bis zur Kenntnis von Giordano Bruno gediehen wäre!

Noch eins: der freireligiöse Festredner sprach mit Pathos von Brunos unstetem Leben: „er konnte sich mit dem Gemeinen und Schlechten nicht vertragen, daher sein ruheloses Wandern." — Warum das Pathos? Gewiß dachte der Redner an einen Vertreter des freien Gedankens der Jetztzeit, etwa an Herrn Vogtherr, der auch so ruhelos wandert, in Berlin das sozialdemokratische Stadtverordnetenmandat aufgiebt, um Geschäfte halber nach Stettin zu ziehen, und nun doch immer wieder herüberzukommen, um in der freireligiösen Gemeinde Ethik zu lehren. „Ruhelos!"

Berlin, 3. März 1900.

Die Fastenzeit hat begonnen, aber es sind in der Weltstadt keine großen Kreise, die dem Gang des Kirchenjahres folgen und morgen den ersten Passionssonntag feiern. Daß Fastenzeit ist, wissen sie, weil Aschermittwoch gewesen ist und sie Fastnachts-Pfannkuchen gegessen haben. Das ist alles. Sonst geht das Leben weiter wie vorher und Bälle und Maskeraden wechseln ab. Der Lokalanzeiger brachte einen rührenden Artikel über Aschermittwoch und die Katerstimmung und die Faschingslust, die für diesmal ein Ende erreicht hat, — aber das ist ja alles dummes Zeug. Am Spätabend des Aschermittwochs konnte man die Masken geradeso herumspazieren sehen wie am Tage vorher. Freilich die Heldenjungfrau mußte den Mantel fester um sich hüllen denn der Wind blies kalt. Tags vorher war Frühling gewesen und die Mäntel und Pelzmützen waren in die Schränke gewandert, und der Winter nahm auch eine Maske vor und wollte mit Fastnacht feiern. Das war ein kurzer Frühlingstraum, der die Herzen unruhig machte und die Menschen so müde. Dann zog der Winter die Maske ab und sandte wieder Schneeflocken und Wind statt erträumter grüner Knospen und Sonnenschein und — das hatten die leichtsinnigen Masken davon, daß sie auch am Aschermittwoch Karneval feiern wollten. Dann kam der Donnerstag, an den die Kutscher und Pferde noch lange denken werden. Leichter Schnee auf dem glatten Asphaltpflaster, und die Pferde stürzten, wohin man nur sah. Und dann prügelte der Kutscher darauf los, wenn er recht unverständig war. Während er prügelte, kam ein Frauchen und brachte Sand vom nahen Sandhaufen, den streute sie auf den Schnee. Da auf einmal stand das Pferd, der Kutscher schwang sich stolz auf den Bock und — die kluge Helferin ging still ihres Wegs. Der dumme Kerl hats nicht mal gemerkt, warum sein Gaul auf einmal stehen konnte. Er wird das nächste Mal wieder prügeln. Die Verkehrsdeputation im roten Hause sollte mehr Sandhaufen schaffen; das wäre eine Freude für die Kinder und für die Gäule.

Seitdem ist es von Tag zu Tag kälter geworden und wer weiß, ob wir nicht morgen wieder Sonntag feiern müssen ohne die im Schnee stecken gebliebene „Elektrische“. —

Was sollte dann aus den Protestversammlungen morgen werden, von denen die Zeitungen und die Litfaßsäulen seit Tagen sprechen! Die Kunst protestiert gegen die lex Heinze! Ein Schauspieler, ein Dichter, ein Bildhauer wollen ihre warnende Stimme erheben. Sie fürchten von den Gesetzesparagraphen für ihre Kunst! Das ist ein schlechter Glaube an eine gute Sache. Es sind wirkliche Künstler, die da reden werden, ernste Männer. Um so bedauerlicher ist der Protest. Der Schauspieler, der Vorsitzende der großen Bühnengenossenschaft, hat vielleicht doch auch schon einmal von gewissen wundersamen Darbietungen gehört, die sich auf den Brettern produzieren und sich Kunst nennen! Die Varietés und ihre Sterne, die Barrisons (siehe Harmlosenprozeß!) und die Yvette Guilbert und die anderen schamlosen Schönen, erheben auch Anspruch, zur Kunst zu gehören. Im Residenztheater und Bühnen ähnlichen Ranges werden Dichtungen produziert, die auf Kunstwirkungen von vornherein verzichten und etwa unter die Rubrik „pikanter Blödsinn“ zu rechnen wären. Ob es ein Verlust für die Kunst wäre, wenn den Liebhabern solcher „Kunst“ die Befriedigung ihrer „ästhetischen“ Bedürfnisse erschwert würde! Als ob von unsern Behörden zu befürchten wäre, daß sie mit gepanzerter Faust zufassen werden! — Aber die Angst vor dem Theaterparagraphen ist überhaupt unnötig. Höchstwahrscheinlich hat er hinter den Kulissen des Reichstheaters längst sein stilles Grab gefunden. Herr Nieberding hat ihn ja für „unannehmbar“ erklärt und bisher hörte man nicht, daß Herr Nieberding über Müdigkeit oder die böse Influenza geklagt hätte. Darum halten wir die einander immer lustiger widersprechenden Preßnachrichten über Abschwächungen des Theaterparagraphen für faulen Zauber. Er kommt überhaupt nicht und — den Künstlern ist wieder einmal die Gelegenheit geboten auf Mittel zu sinnen, jene Afterkunst so zu brandmarken, daß der Schutzmann sie fassen kann, ohne die wahre Kunst zu gefährden. Wie, wenn die Künstler einen Kunstgerichtshof erwählen wollten, der über jede Produktion ein Urteil abzugeben hätte, ob sie zur „Kunst“ zu rechnen ist! Damit wäre schon viel erreicht.

Schwieriger wird die Sache bei dem Paragraphen über Schriften und Bilder, die die Sittlichkeit gefährden. Der Paragraph wird angenommen, gegen den hat auch Herr Nieberding nichts einzuwenden. Professor Eberlein, der Schöpfer wundervoller Bildwerke, wird sich gegen diesen Paragraphen wenden. Aber mit dem Protest ist auch da nichts geholfen. Hier noch viel mehr als auf dem Theater stolziert unter dem königlichen Mantel der Kunst eine Affenkunst; man zieht die Miene in ernste Falten und spricht von Gesetzen ernster Kunst, die

frei, wahr und unerschrocken sein muß. Hinter der Maske grinsen die Mienen von — Affen! Es ist Sache der ernsten Künstler dagegen Front zu machen. Sie haben Recht, wenn sie sich gegen thörichte Prüderie, gegen moralisierende Barbaren wenden. Aber warum wenden sie sich nicht mit gleichem Feuer gegen — die Affen? Warum reißen sie ihnen nicht den Mantel und die Maske ab! Barbaren mögen ein Kunstwerk zerschlagen, die Kunst ersteht aus den Trümmern, aber die Kunst der Affen verwirrt die Sinne und entwürdigt die Kunst; sie macht es dem süßen Pöbel im Cylinderhut so leicht, seine niedrigsten Gedanken für interessant und als künstlerische Regungen auszugeben.

Kennen Sie den Simplicissimus? Eine brillante Technik der Darstellung. Die Karrikaturen oft meisterhaft! Gewiß schaffen da Künstler! Aber nicht immer sind sich diese Künstler ihrer Verantwortung als Vertreter der wahren, ernsten Kunst bewußt. Kennen sie ihr Publikum nicht? Wissen sie nicht, daß wohl zwei Drittel ihrer Leser — Affen sind? Und deren „ästhetischen" Bedürfnissen dienen sie! Beim Schaffen ihrer Werke müßte sie Ekel ankommen, wenn sie daran denken, für wen sie arbeiten! Ist das Urteil zu scharf? Dann mögen die Herren den Inseratenteil ihres Blattes nachlesen. Auch da noch macht sich „Kunst" breit und bietet pikante Photographien an. Diese Photographen und die Charlatane, die ihre Heilmittel da anpreisen, wissen ja wohl, warum sie dem Simplicissimus ihre Inserate anvertrauen. — Auf die Anpreisung der „Welt am Montag" hin habe ich mir die Karnevalsnummer des Simplicissimus gekauft. Sind alle diese Bilder und Glossen als eine brutale bittere Satire auf das fade widrige Treiben zu verstehen? Die Gehöhnten gerade werden sich den Simplicissimus erstehen und die grimme Satire wird ihnen kannibalisches Behagen verschaffen. Diese höhnende Kunst hat ihren Zweck verfehlt und schadet. Die „Welt am Montag" preist die widerwärtige Titelzeichnung dieser Karnevalsnummer als „überaus humorvoll". Also keine höhnende Satire! Die „Welt am Montag" weiß darüber Bescheid; sie steht mit dem Simplicissimus in geschäftlicher Verbindung. Aber daß sie sich dann als milde Beschützerin der mißhandelten Prostituierten aufwirft, ist — peinlich. Da könnte die lex Heinze trotz all ihrer Unvollkommenheit manchen Schaden verhüten.

Den Reichstag wird der Protest morgen nicht tangieren. Ob man auf die Regierung wirken will, damit sie von dem Kompromiß zurücktritt?

Der Tischlerstreik hat noch kein Ende gefunden. Die Meister wollen sich nicht einzeln nach einander zerdrücken lassen und haben darum allgemeine Aussperrung beschlossen. Das mag man bedauern. Aber es ist unehrlich, dieses Kampfmittel „niederträchtig" zu nennen, wie der „Vorwärts" thut. War die Streikleitung auf diese natürliche Verteidigung nicht gefaßt? Dann verdient sie davongejagt zu werden wegen leichtfertigen Spielens mit dem Schießgewehr. Wir alle grämen uns, daß Cronje dem Roberts erlegen ist, aber einen moralischen Vorwurf kann man dem Engländer doch nicht daraus machen, daß er mehr Kanonen und Soldaten als die Buren hatte! Die Sozialdemokraten vergleichen sich gern mit den Buren. Möchten sie von ihnen die Bescheidenheit und vornehme Haltung lernen, die der „Vorwärts" täglich vermissen läßt. — Vom 1. April ab wird es noch wüster; da wird „Genosse" Ströbel aus Kiel Redakteur am Centralorgan. Ströbels ordinäre Schreibweise hat der Kunstkritiker Erich Schlaikjer einmal bloßgestellt, der früher die „Hilfe" mitredigierte und jetzt auch am „Vorwärts" mitarbeitet. — Das Schimpfen in der Sozialdemokratie nimmt zu; ein Zeichen, daß ihre Verlegenheit wächst. Auch die Auseinandersetzung mit dem Verband der Buchdrucker hat die ganze schwierige Stellung des „Vorwärts" offenbart. Der Buchdruckerverband ist die stärkste mächtigste Arbeiter-Gewerkschaft und — will doch nicht sozialdemokratisch sein. Da bleibt für den „Vorwärts" nichts übrig als auf den Redakteur des Buchdruckerorgans zu schimpfen. Ja, ein anderes Parteiblatt bezeichnet die Buchdrucker als — Lumpenproletariat und in Parteidruckereien werden die Buchdrucker gemaßregelt, die ihrer bisher so gepriesenen Organisation angehören!! Der Eisberg ist im Schmelzen. Die Sozialdemokratie ist eine vorübergehende Erscheinung, sagt der Kaiser. Wenn nur kein widriger Wind den Eisberg wieder hinauf in den kalten Norden bläst.

Berlin, 10. März 1900.

Entrüstungsstürme brausen durchs Land, aber es sind keine Frühlingsstürme. Etwas Gutes haben sie doch, sie geben Zehntausenden von Philisterseelen den angenehmen Schwung gefahrloser Begeisterung. Es kostet sie nichts als ein paar Stunden Aufregung und es thut so wohl, sich als Hüter der Ideale, des Lichts, der Aufklärung, der Freiheit zu wissen gegen die anstürmenden Dunkelmänner. Warum sollte man den Braven diesen seltenen Genuß idealer Augenblicke nicht gönnen?

Lex Heinze, Fall Arons, Fall Weingart — fast zu viel auf einmal! Aber, nicht wahr, da läßt sich in kostenloser liberaler Entrüstung ordentlich baden! Es sind viele Ehrliche unter den Entrüsteten. Es fällt mir gar nicht ein, ihnen das Recht ihrer Meinung zu bestreiten. Es ist immer willkommen, die Ansicht ehrlicher Gegner zu hören; viele edle Geister kann man da grüßen — aber die Masse! All die Schreihälse! — da muß man sich die Ohren vor dem Spektakel zuhalten. Daß die Konzertmeister dieses Spektakels sich nicht scheuen, mit solchem Chor die Bühne zu betreten, ist das einzig Verwunderliche.

Beim Fall Arons geht der Spektakel an, freilich erst leise. Denn Arons ist Sozialdemokrat. Und für einen Sozialdemokraten pustet man die Backen doch noch nicht ganz voll auf, auch wenn einem vorgeredet wird, daß die „Lehrfreiheit“ bedroht ist. Günstig ist es noch, daß man da die Entrüstung im Abgeordnetenhaus ablagern kann; da ist man in lächerlicher Minderheit. Man riskiert also nichts und wenn Munckel auch Entrüstungsorgien feiert und Theatertiraden zitiert. Deshalb wird Arons doch nicht wieder angestellt. Eigentlich ist man darüber im stillen ganz froh. Es ist auf jeden Fall eine peinliche Geschmacksverirrung, als Schwiegersohn eines Millionärs Sozialdemokrat zu sein. Das hatte er doch nicht nötig. Sein Radikalismus und seine freie Geistesrichtung hätte anständiger- und vernünftigerweise vor dem Problem des Bankkapitals Halt machen sollen. Wenn man darüber zu entscheiden hätte, ob ein Sozialdemokrat Privatdozent an einem Staatsinstitut sein darf, — es wäre eine peinliche Situation in An-

betracht all der möglichen Konsequenzen. Aber diesmal ist es eine billige bengalische Beleuchtung: Beschützer der verfolgten Unschuld. — Bei Licht besehen ist die jetzige Entrüstung sehr fadenscheinig. Dazu hatte ja die Regierung die lex Arons geschaffen. Daß sie sie nun anwendet, war doch selbstverständlich. Wie lächerlich hätte die Regierung sich blamiert, wenn sie nicht den Mut ihrer Ueberzeugung bis zu Ende durchgehalten hätte. Ob die ganze lex Arons eine praktische Schöpfung war, läßt sich sehr umstreiten. Die Regierung hat der Sozialdemokratie einen Agitator geschenkt, der auch schon tüchtig dabei ist, seine neugeschenkte Freiheit in Volksversammlungsreden auszunutzen. Die lex Arons dient dazu, der „vorübergehenden Erscheinung" ein paar Jahre länger Leben zu schenken. Darum bedauern wir sie. Aber die Entrüstung, daß man das Gesetz anwendet, wozu man es geschaffen, ist sonderbar. Wenn ein konservativer Führer bei der Gelegenheit im Landtag das Wort von der „vorübergehenden Erscheinung" bedauert, so ist das sein gutes Recht. Da er genau weiß, daß es ein Kaiserwort ist, wird er gelegentlich auch andern loyalgesinnten Leuten es nicht als sozialdemokratische Neigung auslegen, wenn sie ihre von der kaiserlichen Meinung abweichende Meinung aussprechen.

Die wahre Entrüstung umfaßt erst die lex Heinze. Jeder Jüngling, der einmal einen Roman von Sudermann gelesen hat, ist durch die lex in tiefster Seele entrüstet. Was kommt allein schon dabei an Entrüstung zusammen. Die Gesellschaft, deren Bildung Theaterbildung ist, sieht sich in ihrer geistigen Existenz bedroht. Die Besucher sämtlicher Tingel-Tangels, Chantants bis zum Apollotheater und Wintergarten, wo die internationalen Sterne leuchten, erglühen in wundervoller Begeisterung für die adelnde, erhebende Wirkung des Nackten. Sie sehen ihre Sittlichkeit gefährdet durch die lex, darum protestieren sie. — Und gegen all diese faden Kunstschwärmer haben die führenden Geister kein Wort des Hohns, der Zurückweisung. Sie bringen es fertig, diesen Kunstpöbel mit Schlagworten aufzuhetzen. Der Schauspieler Nissen ruft: Oedipus und Othello sind gefährdet, wenn die lex Gesetz wird. Ob er das wirklich selber glaubt?

Die Kunst hat Recht, wenn sie nicht der Polizeiwillkür unterstellt sein will. Aber was that die Kunst, um ihren Tempel selber rein zu halten von Pikanteriehändlern und Zotenreißern, Satyrsudlern und Barrisons, Ehebruchspossen und Fleischmärkten? Jetzt plötzlich dringt die Akademie der Künste auf Errichtung eines Kunstgerichtshofs aus Künstlern und die Münchener drohen mit bajuvarischer Grobheit, sie

wollten sich auch einen Gerichtshof aus Künstlern schaffen. Ein vortrefflicher Gedanke. Schon im vorigen Berliner Brief fragten wir, warum die Künstler nicht solchen Gerichtshof sich schaffen zu Schutz und Trutz gegen Polizei und Schweinerei. — Der schwere Vorwurf bleibt bestehen, daß die Künstler erst jetzt sich dazu bewogen fühlen. Vor der sittlichen Gefährdung weiter Kreise des Volks schlossen sie die Augen; erst jetzt reißen sie sie auf, wo sie für sich selbst fürchten. Nun sind sie in der Künstlerehre verletzt, daß in einer lex Heinze ein Kunstparagraph enthalten ist. Nun protestieren sie gegen die Zusammenstellung mit den Zuhältern; nun höhnt Sudermann über die Moral von Bibel und Katechismus. Alle Christen stößt er damit aus dem Tempel seiner Kunst hinaus. Es wird Sache der Christen sein, sich dadurch nicht in Kunstfeinde wandeln zu lassen, sondern an den Schönheiten auch der modernen Kunst sich zu freuen. Christen haben zu allerletzt Ursache, vor einer herben Kunst, die bittere Wahrheit malt, die Augen zu schließen. Aber freilich werden Christen sich auch hüten, von diesem Protestschwindel sich mitreißen zu lassen. Es ist das alte christliche Vorrecht, der eigenen Meinung und nicht der Massenmeinung zu folgen. Es giebt doch noch höhere Volksinteressen zu verteidigen, als sich über die Beschlagnahme eines Böcklinschen Bildes aufzuregen. Diese That eines minderbegabten Schutzmanns ist leicht korrigiert, aber der Schaden ist schwer gut zu machen, der durch die Reklamezettel auf Bildern und Büchern entsteht: polizeilich konfisziert gewesen, aber gerichtlich freigegeben. Um dem Gericht die gesetzliche Handhabe zu bieten, solche polizeiliche Konfiskationen zu bestätigen, darum muß man der lex zustimmen. Und wenn sämtliche Modeschriftsteller und sämtliches Premierenpublikum protestiert!

Gestern sind sie mit ihrem Protest verunglückt. Da wollten sie in der Philharmonie die Elite von Kunst und Wissenschaft zum Protest sammeln. Aber das Publikum wollte auch dabei sein und Sudermann hatte es ungeschickt bekannt gemacht. Nun strömte das Publikum zu und staute sich vor den verschlossenen Thüren; und als die Elite mit den Einlaßkarten kam, konnte sie sich durch die ungeladenen Tausende nicht hindurchdrängen. Das Publikum wurde ungemütlich gegen das Komitee; vergeblich war alles Bitten der Lieblinge. Man ging nicht nach Hause. Da kam als Retterin — die Polizei! Die Versammlung fand nicht statt und das Publikum zerstreute sich auf Zureden — der Schutzleute! Man zog aus, gegen die Polizei zu streiten und man kehrte heim — unter dem Schutze der Schutzmänner. Aber der Protest

wird weiterrollen, der Bildhauer Eberlein hat deutlich gezeigt, daß man es auf den Kaiser abgesehen hat. Man denkt in jenen Kreisen hoffnungsvoll an das Schicksal des Volksschulgesetzes des Grafen Zedlitz!

Sollte man nicht auf christlicher Seite auch besser schreien lernen? Arbeitgeberparagraph, Erhöhung des Schutzalters der Mädchen sind noch wichtiger als die Kunstparagraphen. Es hieß, der Kompromiß zwischen Regierung und Reichstag sei fest. Aber bis zur dritten Lesung kann manches Unerwartete passieren. In einer sozialdemokratischen Frauenversammlung hat man um Abschaffung der sittenpolizeilichen Kontrolle gerufen; in dem Rufe stimmen wir den Sozialdemokraten ganz zu. Leider haben die Christen noch zu wenig erkannt, wie wichtig es ist, laut zu rufen. Vielleicht hilft ihnen die demnächstige Ueberraschung dazu; freilich ist es dann einmal wieder zu spät, — wie gewöhnlich!

Und doch! Lange wird es mit dem bequemen blinden Weitertappen der Evangelischen nicht mehr gehen. Der Tag kommt doch immer näher, wo ein bewußter Zusammenschluß aller Evangelischen erfolgt, zur energischen Vertretung ihrer Gedanken. Der Fall Weingart wird dazu ein tüchtiges Stück vorwärts helfen. Darum wird er nicht umsonst sein. Eigentlich ist es ja unerhört, daß im interkonfessionellen Landtag die Absetzung eines evangelischen Geistlichen kritisiert wird. Aber freilich, Herr Virchow hat ja vollkommen Recht, da mitzureden; er muß ja die Gelder bewilligen für die Konsistorien, auch die Katholiken könnten da mitreden, auch ein Heide, wenn er das Parlament zierte. Vielleicht werden die Liberalen mal so stark, daß sie die Gelder verweigern, wenn wieder ein Geistlicher abgesetzt wird, der die leibliche Auferstehung Jesu leugnet! Der Konsistorialpräsident Stockmann hat im Abgeordnetenhaus gegen die Besprechung des Falles Weingart protestiert, der Kultusminister hat Herrn Virchows Behandlung der Sache scharf als äußerst unsympathisch zurück gewiesen, weil er Politik und Religion verquickt habe. Aber offenbar hatte Virchow ein verfassungsmäßiges Recht, das hannöversche Konsistorium im Landtag zu rüffeln. Schade, daß der Großdestillateur Max Schulze nicht auf dem Posten war, die Leuchte der liberalen Kirchenpolitik. Er hat ausgesprochen, daß er eine Kirche wünscht, zu der auch die Zutritt haben, die nicht an Ueberirdisches glauben — ähnlich wird Herr Virchow denken, und solche Leute haben ein Recht, über die Leitung der evangelischen Kirche mitzureden. Ein Sozialdemokrat sagte mir einmal: „Deswegen kann ick doch ooch Christ sein, auch wenn ick nich an Gott glaube.“ Etwa auf

diesem Niveau bewegten sich die Freunde Weingarts im Abgeordnetenhaus. Wie lange noch werden sich die Christen, denen die leibliche Auferstehung des Heilandes ein wesentliches Stück ihres Glaubens ist, das Recht bestreiten lassen, ihre Kirche auf d i e s e m Glauben zu gründen? Wie lange wird die Intoleranz der Liberalen andauern, mit der sie sich der Kirche der Altgläubigen aufdrängen, statt sich um ihr anderes Bekenntnis zusammenzuschließen? Auf die Dauer können die beiden nicht in e i n e r „Gemeinschaft der Gläubigen" bleiben. Der „Fall Weingart" hilft die Entscheidung beschleunigen: Entweder, oder. Einer wird die Kirche verlassen müssen. Vom Fall Weingart wird Berlin noch manches zu hören bekommen. Zunächst bei den Kirchenwahlen im Herbst, wenn die Gastwirte zum Schutze der evangelischen Glaubens- und Gewissensfreiheit und der durch keine Polizeiverordnung zu störenden Schankfreiheit die liberalen Kirchenwahlen arrangieren. Auch ein freisinniger Bezirksverein hat schon die Kirchenwahlen besprochen. Das alles muß zur Freiheit führen.

Berlin, 17. März 1900.

Das ist ein Spektakel! Wer sich billig amüsieren will, muß jetzt in den Reichstag gehen; Zoologischer Garten und Zirkus Busch kosten teures Geld und bieten längst nicht so viel. -- Nur muß man sich nicht zufällig erinnern, daß man im Deutschen Reichstag sitzt, weil einem dann die Lust zum Amusement vergeht und es kommt einem Uebelkeit an, wie nach dem Genuß faden Wassers. Edle Geister sind gegen die lex Heinze in den Kampf geritten; sie haben furchtbar auf die Schilde geklopft und mit den Lanzen in den Nebel gestochen und sich riesig aufgeregt Man mußte staunen über den Leichtsinn, mit dem sie gegen einen Feind kämpften, der ihnen so genau bekannt war, wie den französischen Bauernfrauen die Preußen. Sie flohen aus den Dörfern, weil die Preußen Kinder fressen! Und die lex Heinze bedroht Kunst und Wissenschaft, bringt die „Macht der Finsternis“ über Deutschland, ist eine Ausgeburt widerwärtiger Heuchelei, eine Rache der „Pfaffen“, die im Cölibat leben müssen, gegen die Freien. Die Sittlichkeit ist gefährdet durch dies Gesetz; hier, Wahrheit, Freiheit, Sittlichkeit -- dort, lex Heinze! Wenn man den Blödsinn nicht in den Blättern schwarz auf weiß läse, würde man alles für einen famosen Fastnachtsulk halten. Aber es ist den Herren, die zu den Zierpflanzen im Garten deutscher Kunst und Wissenschaft gehören, tragischer Ernst mit ihrer Aufregung. -- Wie mag ihnen nur zu Mute sein, wo nun der Reichstag das grausige Werk vollbracht hat. Fertig ist er ja noch nicht damit, aber der Kunst- und der Theaterparagraph ist angenommen. — Ob es nun nicht das Beste wäre, alle Bibliotheken im deutschen Vaterlande zu verbrennen, die freien Hochschulen zu schließen, die Akademien und Museen in Warenhäuser umzuwandeln, sich dort mit alten Säcken zu versorgen und sich dann ungekämmt und ungewaschen auf den Schutt-, Trümmer- und Aschenhaufen zu setzen, der alles birgt, was einst deutsche Kunst und Wissenschaft hieß? Die Theater werden in Spitäler umgewandelt für alle die deutschen Künstler und Gelehrten, die durch die lex Heinze und die notwendig damit verbundene Aufregung am Herzen, an den

Augen, an den Nerven oder am Kopfe krank geworden sind! — Es ist ein Trost, daß es ja nun Nacht wird in Deutschland; da ist der grenzenlose Jammer wenigstens den Blicken der siegreichen Barbaren verhüllt! Sie könnten sich sonst erdreisten, über die Jämmerlichen noch zu höhnen!

Ja, die Welten-Wende ist für Deutschland gekommen. Franzosen und Sozialdemokraten, Engländer und Eugen Richter, Russen, Türken und den Geist des Abgeordneten Müller aus Meiningen konnte Deutschland ohne Schaden für seine Gesundheit ertragen — aber am a. b. c. des § 184 der lex Heinze ist Deutschland zu Grunde gegangen. — Ein Trost, daß es ein Grab fand, bevor die Flotte bewilligt war; die ersparten Millionen genügen vielleicht, um der Machtspäre der lex Heinze zu entfliehen und draußen im Weltmeere für die Einsamen, Nie-Verstandenen, Heimatslosgewordenen eine Kaltwasserheilanstalt zu gründen.

Wie soll man noch Lebensfreudigkeit behalten, wenn § 184 den bestraft, der Unzüchtiges verbreitet, anpreist oder zur Verbreitung herstellt (der Begriff des Unzüchtigen ist vom Reichsgericht genau und eng begrenzt; oder wenn § 184a verwehrt, daß Schamloses zu *geschäftlichen Zwecken an Orten, die dem öffentlichen Verkehr dienen*, ausgestellt wird! Der Schmuck der Straßen, Brücken und Gebäude bleibt unberührt, mag er splitterfadennackt sein. Die Krieger auf der Schloßbrücke brauchen sich auch künftig keine Hosen anmessen zu lassen; denn sie stehen da oben in Regen und Sonnenschein ja nur aus Kunstinteresse, nicht „zu geschäftlichen Zwecken". Museen, Ausstellungen, Ateliers und Kunsthandlungen können ihre Wände mit Aktstudien tapezieren, kein Schutzmann wehrt es ihnen; denn diese Räume dienen nicht dem „öffentlichen Verkehr". Aber freilich, aus den Schaufenstern wird manches „Nackte" verschwinden; die schlüpfrige Eisenbahnlektüre mit den pikanten Titeln und den lockenden Bildern der Halbwelt wird bescheidener auftreten müssen; die interessanten Postkarten-Kollektionen in den Buchhandlungsläden, an denen die Jugend aus Volksschule, Töchterschule und Gymnasium ihren Kunstsinn übte, werden nur noch für die Schmutzfinken zu sehen sein, deren Kunstinteresse frech, opferfreudig und erhaben genug ist, um sich *innerhalb* der Läden danach umzusehen; und nun der „Simplicissimus", „Die Jugend", „Der Satyr" und „Das kleine Witzblatt" — an den Straßenecken glänzten ihre nackten Bilder weithin, nun müssen sie versinken in die Nacht der Bücherkästen der Händler, aus denen sie nur auf Verlangen hervorgeholt und verkauft werden! Welch

Verlust für die Erziehung der Jugend zur Kunst, zur Freiheit, zur Sittlichkeit! Welch größerer Verlust für die Verleger, die auf das ahnungslose Publikum nicht mehr wirken können, sondern nur noch auf das eingeweihte! — Ist das nicht Knebelung? nicht Zwang des Gewissens? nicht Vernichtung von Kunst und Wissenschaft? In den Läden kannst du alles sehen, kaufen, verlangen; aber die wahre Gewissensfreiheit fordert Freigabe der Schaufenster und Straßenecken!!

Das ist der Paragraph, um den die deutsche Kunst in Zuckungen geraten ist; gegen den Herr Eberlein an des Kaisers Macht appelliert hat, gegen den Herr Sudermann den Kunstpöbel fanatisiert. Es lohnt sich wirklich! Selbst der prüdeste Schutzmann, der vom nationalliberalen Abgeordneten Deinhardt gelernt hat, wie man sich schämen muß, könnte mit diesem Paragraph kein größeres Unheil anrichten, als Frau Venus von Milo aus dem Schaufenster in das Ladeninnere zu komplimentieren. Das wäre dann zu weit gegangene Höflichkeit, aber für die Erziehung zur Sittlichkeit und Freiheit und Kunstbegeisterung wäre selbst das Kind noch nicht verloren, das die Venus erst in den Läden und in den Museen kennen lernt.

Herr Schauspieler Nissen wird wohl nun aufgehört haben, sich zu entrüsten, wo der angenommene Theaterparagraph (§ 184b) nur noch auf das gemeine Benehmen und Gebärdenspiel anwendbar ist, mit dem die Lona Barisson, die Geliebte des „Harmlosen" v. Kaiser, sich den brüllenden Beifall der „goldenen Jugend" erwarb. Zu Bedenken könnte nur § 184c Anlaß geben, der sich auf die anstößige Wiedergabe geheimer Gerichtsverhandlungen bezieht, aber der Regierungskommissar erklärte, daß der Paragraph im wesentlichen schon Geltung hat. So verpuffte die schönste Tirade des Abgeordneten Heine.

Wie mag den wirklich edlen Geistern zu Mut gewesen sein, als der alte Reichskanzler ihnen nachwies, daß sie das Gesetz schlecht durchgelesen hätten, das sie mit ihrem gewichtigen Namen bekämpften! Herrn Nieberding gestand es einer, er kenne das Gesetz gar nicht, gegen das er protestierte!! Kein Wunder, daß ihnen dumm im Kopf war, als sie von Nieberding nach Hause gingen. Jetzt wird ihnen noch ganz anders zu Mute sein, wenn sie sehen, welche Helden an ihrer Seite kämpften! Kann es für einen vornehmen Geist etwas Widerwärtigeres geben, als vom Großkonfektionär Paul Singer in Schutz genommen zu werden? — Das widerfährt jetzt der deutschen Kunst und Wissenschaft, die sich durch die lex Heinze bedroht fühlte! Herr Singer führt die Schutz-

truppe gegen die lex! Und wie führt er sie! Man kann es dem Manne nicht verübeln, wenn er alle parlamentarischen Mittel gebraucht, um seinen Widerspruch gegen die lex stark zu machen. Aber was bildet sich der jüdische Konfektionär wohl ein, wenn er sich als Vertreter der Mehrheit des deutschen Volkes aufspielt! Er prahlt, er habe die Volksmassen hinter sich; Herr v. Vollmar ist ehrlicher: „Es ist nicht wahr, daß das Volk im Stande wäre, über die Kunst zu urteilen . . . . . . Wer behauptet, das unverdorbene Volksgemüt könne in den Fragen der Kunst ein maßgebendes Urteil abgeben, von dem muß ich annehmen, daß er sich einer willkürlichen Redewendung bedient oder aber es steckt dahinter eine Schmeichelei, die von dem Hintergedanken ausgeht, daß die Herren ihre eigenen Kunstgedanken dem Volk unterlegen wollen, um dann auf das Volk als eine Autorität hinzuweisen." — Herr v. Vollmar wollte mit den Worten das Zentrum treffen, und er trifft — seinen ehrenwerten „Genossen". Den Gipfel der Komik erreichte Singer, als er sich als Hüter der Ideale pries. „Für Vieh- und Kornzölle haben jene Herren wochenlang Zeit, aber bei diesen idealen Interessen der Kunst wollen sie die Debatte abkürzen. Wenn ich die Wahl habe zwischen den idealen Interessen der Kunst und Wissenschaft und jenen materiellen Interessen, so ziehe ich die ersten vor!" Also sprach dieser Vertreter des marxistischen Materialismus, dieser durch die bekannten Manipulationen seines Kompagnons Rosenthal reich gewordene jüdische Großkonfektionär! Und dabei muß man ihn sehen! — Wenn doch die Künstler ihn so sehen könnten, diesen Führer der Obstruktion, der mit fetter Stimme die geistvolle Kunst übt, namentliche Abstimmungen zu beantragen und sich für die Kunst sittlich entrüstet! Der ästhetische Geschmack der Künstler würde sprechen: gebt mir die lex Heinze, aber bewahrt mich vor Singers sittlicher Entrüstung!

Neben Singer die unsympathischste Person im Reichstag ist der abgesetzte Rechtsanwalt Stadthagen, wie Singer Jude. Dem fiel gestern die Aufgabe zu, durch eine Dauerrede die Zeit totzuschlagen. Es war eine Qual, dies monotone Zeug mit dürftiger Stimme vorgetragen zu hören. Kein Mensch hörte ihm zu; alle unterhielten sich untereinander; selbst die Sozialdemokraten bis auf einige Anstandsdamen beteiligten sich an der allgemeinen Unterhaltung. Selten vernimmt man einen Satz des Redners. Plötzlich schreit er heiser auf: „Sie lachen, Graf Oriola! Bei solcher ernsten Sache lachen Sie! Graf Oriola lacht darüber, daß ich feststellte, wie Mädchen an Prinzen verkauft werden sollten!" — Niemand hat der nasal vorgetragenen

Geschichte zugehört; Graf Oriola fährt verwundert auf, er weiß gar nicht, wovon Stadthagen gesprochen. Hilft ihm nicht, er muß sich von dem Juden herunterreißen lassen, wie einen schmutzigen Lappen. Er protestiert, er hat nicht über die Worte Stadthagens gelacht: „Ich habe Sie überhaupt gar nicht beachtet.“ Hilft nicht, der Jude erklärt, Oriola könne nicht bestreiten, daß er gelacht habe, während er von einem solchen schweren Verbrechen berichtet habe. „Weiter habe ich nichts behauptet. Was haben Sie also berichtigt?“!! — Wollen Sie ordinäre jüdische Kampfweise kennen lernen, dann hören Sie Stadthagens rabulistisch-talmundistische Polemik. — Und doch liegt es auf ihm, als fühlte er, welcher Art Achtung er im Hause genießt. — „Reden Sie zu Ihren Stammesgenossen!“ ruft ihm die Rechte zu; da fährt er giftig auf: „Ich bin nicht der Standesgenosse des Prinzen von Arenberg, des Fürsten So und so, des Grafen So und so, des Herrn von So und so.“ — Er zählt am Schnürchen vornehme Namen auf, die aus Skandalprozessen bekannt geworden sind. Er nennt die Arnimschen Familiengüter einen Pfuhl von Unsittlichkeit; er weiß, gegen solche anonyme Denunziationen ist man machtlos. — Einer ruft ihm zu: „Halts Maul!“ — Er wird blaß, verbittet sich derartige Zurufe, und der Präsident sagt ihm: „Sie haben sich nichts zu verbitten.“ — Als er seine Rede beendet hat, schleicht er aus dem Saal, einer der Kämpfer gegen die lex Heinze; eine Stelle seiner Rede hat der „Vorwärts“ unterschlagen; Stadthagen erzählte von Fabrikmädchen, „die nicht auf dem verkehrten Standpunkt stehen, als ob außerehelicher Genuß etwas Unrechtes sei“.

Wie lange der Kampf der Minderheit gegen die lex Heinze noch erfolgreich ist, läßt sich nicht absehen; Singer hat den geistvollen Antrag gestellt: „das Gesetz tritt erst mit dem Jahr 1920 in Kraft“; der Antrag wird natürlich nach mehrstündiger Debatte abgelehnt werden, aber ohne viel Geist kann Singer dann weiter beantragen 1921, 1922 usw. — Es ist ja völlig egal, was Singer und Stadthagen thun und denken; aber sie kämpfen für die deutsche Kunst und Wissenschaft, Sittlichkeit und Freiheit!!

Der Magistrat will den in Hannover abgesetzten Pfarrer Weingart einer positiv-gläubigen Gemeinde als Pfarrer aufdrängen. Da im Magistrat der Liberalismus herrscht, wundert uns das gar nicht.

Berlin, 24. März 1900.

Deutschland ist noch einmal gerettet! Und Paul Singer darf sich Retter des Vaterlandes nennen. Ein feines Geschäft! Nun ist sein Andenken für die Nachwelt bewahrt. Auf den Plätzen aller Kunststädte wird sich sein steinernes Bild erheben, beim Eintritt in die Museeen wird sein farbenprächtiges Bild uns grüßen, in allen Schauläden wird es zum Verkauf ausliegen: „Die dankbaren Künstler ihrem Paul" — so wird die Unterschrift stets lauten. Er hat im Augenblick der höchsten Gefahr seinen Mannen befohlen, den Reichstagssaal zu verlassen, -- so wurde die lex Heinze auf ein paar Wochen weiter hinausgezögert — vielleicht auf Nimmerwiedersehn! Wie wenig gehört mitunter dazu, sich unsterblichen Ruhm zu erringen!

Die Regierung hat dann prompt erklärt, daß sie der lex Heinze schwerlich zustimmen werde. Sie erklärt es plötzlich für unerläßliche Bedingung, daß die Hauswirte der Prostituierten straflos sein müßten; vorher hatte Herr Nieberding erklärt, daß er diese Forderung fallen lassen wolle, weil ja im schlimmsten Fall alles bleibe wie bisher! — Es ist anzuerkennen, mit welch zarter Rücksicht die Regierung bereit ist, ihre Anschauungen der wild lärmenden Minorität des Reichstages anzupassen. Fatal ist es nur für die Thoren, die Wert darauf legen, die Ueberzeugung der Regierung zu kennen.

Vielleicht erleben wir bald, wie die Regierung das Wort des Kaisers erfüllt: „Auskehr halten!" — Wird sie die lex Heinze „auskehren"? — Allmählich kriegt man es zu hören, welcher furchtbaren Gefahr wir entronnen sind: der „freie protestantische Geist" war bedroht, der „finstere Geist der Ketzerverbrennung" wollte einziehen, es handelte sich um einen „Staatsstreich verwegener Priester gegen die Kunst", „Rom verlangt die Unterwerfung nicht unter die Forderungen der Zucht, sondern unter die Forderungen der Ultramontanen", — in dem Stil klagt der oft geistvolle sozialdemokratische Kunstkritiker Schlaikjer in der „Hilfe". Und das alles — weil Ladenbesitzer und Straßenhändler künftig eine Auswahl in ihren Auslagen treffen sollten! Der national-soziale Wenck bekommt es aber sogar fertig,

Treitschke gegen die lex Heinze zu zitieren: „Festzuhalten ist, daß der Staat in das innerste Wesen der Kunst nicht eingreifen soll.“ In den Schauläden also offenbart sich das „innerste Wesen der Kunst“? Herr Wenck weiß als früherer Geistlicher der Inneren Mission ganz genau, daß es „Schriften, Abbildungen und Darstellungen giebt, die wegen ihres Charakters unter das Strafgesetzbuch fallen müssen“; er weiß auch, daß diese Produkte straflos an öffentlichen Stellen zum Verkauf ausliegen und angeboten werden; er muß auch wissen, daß seit Jahren die evangelischen Sittlichkeitsvereine darauf hinarbeiten, diesen Schmutz von der offenen Straße fortzubringen,

aber doch ist ihm die lex Heinze nur ein Werk des schlauen Centrums, das damit die Diktatur erringen will. Wenck acceptiert den Gesetzvorschlag des „Vorwärts“, „unflätige“ Sachen zu verbieten; Wenck hat die Erklärung des „Vorwärts“ dann auch gelesen, der „unflätig“ auf gewisse grobe Späße bezieht, wie sie in mittelalterlichen Volkserzählungen üblich waren. Diese Bestimmung würde also die modernen Schamlosigkeiten gar nicht treffen und der Zustand würde bestehen bleiben, da der Richter das Auslegen schlechter Produkte nicht bestrafen kann, weil das Reichsgericht den Begriff des „Unzüchtigen“ zu eng faßt. Was ist wichtiger, die Jugend vor dem sittlichen Schmutz möglichst zu bewahren oder die Kunst gegen Schutzmannsmißgriff zu verteidigen? Die Kunst kann in den Läden wachsen, blühen und gedeihen, auch wenn sie aus den Schaufenstern verdrängt ist, in Kinderherzen kann ein Bild dauernden Schaden anrichten. Kinderherzen sind noch wertvoller als Kunstwerke! Kann Herr Wenck diesen Standpunkt nicht verstehen? Warum wirft er denen mangelnde Tiefe der sittlichen Anschauungen vor, die diese Paragraphen für wichtig genug halten, um sie auch ohne den Arbeitgeberparagraph anzunehmen? Herr Nieberding erklärt den Arbeitgeberparagraph für unannehmbar, soll man darum auf die andern Paragraphen verzichten? — Was hätte man dann gewonnen? — Dabei bleibt es bestehen, daß auch uns Christlich-Sozialen der Arbeitgeberparagraph der wichtigste war! Und er wird gestellt werden, bis ein künftiger Staatssekretär der Justiz ihn acceptiert. Man braucht nicht national-sozial zu sein, um die „Niederträchtigkeit der Ausbeutung sozialer Abhängigkeit zu unsittlichen Zwecken“ voll zu empfinden. Was hat das überhaupt mit der Partei zu thun? Sind darin nicht alle anständigen Menschen einig? Bedauerlich ist es, daß der ganze Artikel der „Hilfe“ den umstrittenen Paragraphen nicht wiedergiebt, sodaß die Leser denken müssen, die Schutzmannwillkür bedrohe „jedes Kunstwerk, welches unbekleidete Ge-

stalten darbietet, jede Dichtung, welche geschlechtliche Dinge behandelt oder auch nur andeutet!" — während es sich doch nur darum handelt, den zu bestrafen, der schamlose Schriften und Darstellungen zu geschäftlichen Zwecken an öffentlichen Straßen, Plätzen oder an anderen Orten, die dem öffentlichen Verkehr dienen, in Aergernis erregender Weise ausstellt oder anschlägt." — Wie dadurch Goethes Wahlverwandtschaften bedroht sein sollen, muß einer erst mal vormachen!

Allmählich wird der Kampf um die lex Heinze langweilig. Es ist wirklich nicht angenehm, immer wieder dasselbe zu hören und zu sagen. Die „Hilfe" unter den rabiaten Gegnern zu finden hatten wir trotz vieler sonstiger Differenzen nicht erwartet. — Scheitert die lex Heinze, so beneiden wir die nicht, die die Verantwortung dafür tragen, daß die Großstadtkinder so früh den Schmutz kennen lernen.

Gestern abend in der Tonhalle gab es während Stöckers Referat oft erbittertes Murren der sittlich entrüsteten Gegner der lex Heinze. In der Diskussion zeigte ein grüner Judenjunge, wie wahre christliche Sittlichkeit kämpfen müsse: sie dürfe die Versuchungen nicht fliehen, sondern müsse sie bestehen, wie Jesus im Kampf mit dem Versucher! — Dazu sollten die Kinder tüchtig sein, wenn sie von 6—14 Jahren in der Schule waren! — Ein anderer Kunstbegeisterter rief mit Pathos aus, daß in dieser Sache nur solche mitreden dürften, die „eine künstlerische Erziehung" genossen haben, die anderen verständen nichts davon!

Pastor Philipps erwiderte schlagend, daß man eben um deren willen, die „keine künstlerische Erziehung" genossen haben, von den Künstlern Rücksicht fordern müsse. — Was dem Künstler nicht zur Gefahr wird, wird es nicht zur Gefahr werden können, wenn man es denen aufdrängt, die keine „künstlerische Erziehung" genossen haben? — Aber warum waren sie auch so ungebildet!

Dem „Vorwärts" ist es sehr unangenehm, daß man aus Bebels „Frau" die Stellen ausgegraben hat, in denen er voller Entrüstung die Verfolgung der lüsternen Schriften und Bilder fordert. Damals höhnte Bebel, daß der Staatsanwalt zu dieser Verfolgung natürlich keine Zeit habe, und jetzt — rast er gegen die lex Heinze. — Das kommt davon, wenn man Singer parieren muß!

Berlin, 31. März 1900.

Es ist ein Spaß, wenn der 1. April ein Sonntag ist. Da hat man gut Zeit in den April zu schicken. Aber es ist nicht gut, wenn der Quartalsschluß am Samstag gemacht wird; da hat man zu viel Zeit, das schöne Geld in den April zu schicken. Ein lustiges Leben am Samstag abend auf den Berliner Straßen. Da machen die Frauen ihre Einkäufe; denn der Mann hat Geld mitgebracht. Leider machen auch die Kneipen brillante Geschäfte. Was es noch für dumme Menschen unter den Berliner Arbeitern giebt; man sollte im Centrum der sozialdemokratischen Herrschaft mehr erwarten; die rote Pädagogik hat sich bisher schlecht bewährt. Noch heute abend sah ich im erleuchteten Wahlkreis Liebknechts drei betrunkene Maurer im Taxameter in stolzen Posituren durch die Straßen triumphieren. Was hat denen Liebknechts Predigt genutzt: „Wissen ist Macht"? Wenn sie wenigstens wüßten, welche Menge Macht sie in ihren Budikergroschen vergeuden! — Ich gönne ihnen ihren Feierabend, aber es ist schade um die Groschen und um den Katzenjammer, mit denen sie sich diese Art Vergnügen erkauft haben. — Ein anderer Mann im Arbeiterkittel führte seinen sechsjährigen Jungen an der Hand; den hatte wohl Mutter geschickt, um Vater abzuholen. Aber Vater hatte lange Zeit für den Heimweg gebraucht; das sah man ihm an. Nun zerrte er an seinem Jungen herum, und als der den Torkelbewegungen nicht folgen konnte, prügelte Vater auf den Jungen los und der Junge suchte mit abwehrenden Händen seinem betrunkenen Vater zu entgehen. — Eine kleine Szene; gar nicht selten auf den Berliner Straßen, und doch treibt sie immer wieder einem den Grimm ins Herz! — Was thun die, die für die Erziehung des Berliner Volks verantwortlich sind, weil sie Einfluß darauf haben, — für diese Erziehung? Es genügt nicht, zu sagen, daß das Elend in die Kneipen treibt; das ist oft wahr und viel öfter ist es nicht wahr. Solange die Sozialdemokratie über das Kneipenwesen schweigt und gegen die ruinierenden Wirkungen des Schnapses kein Wort sagt, trägt sie schwere Verantwortung und hat sie kein Recht, als Prediger der Sittlichkeit gegen die Bourgeoisie aufzutreten.

Es ist ein großer Schritt vorwärts aus dem Nörgeln in die praktische Arbeit, daß jetzt aus sozialdemokratischen Mitteln ein Gewerkschaftshaus hier erbaut ist. Demnächst wird es bezogen werden; der „Vorwärts" bringt schon eine genaue Beschreibung. Der alte Liebknecht wird an dem Hause keine reine Freude haben. Wenn man erst Häuser baut, um den gewerkschaftlichen Kampf besser führen zu können, — wie lange mag es dann noch dauern, bis die neue Herrschaft errichtet wird! Schlösser, Ministerien, Regierungs- und Verwaltungsgebäude sind ja vorhanden; nun scheint der Eifer der Sozialdemokratie, sie in schleunigen Besitz zu nehmen, abgekühlt, — man baut sich ein Gewerkschaftshaus. Sehr praktisch, aber gegen die früheren hochfliegenden Pläne doch recht bescheiden! — Der Geldgeber für diesen Bau ist Leo Arons. Die Partei hat nichts damit zu thun; sie hat für praktische Arbeit kein Geld übrig. Aber es ist ihr auch nicht zu verübeln, wenn sie dazu von kapitalistischen Genossen Geld annimmt. Arons gehört zu der neuen praktischen Richtung in der Sozialdemokratie. In seinem Hause versammelt sich wöchentlich die Elite der Partei. Die Geldleute, die Empfangssalons zur Verfügung haben, besitzen auch in der Arbeiterpartei mehr Einfluß, als man denkt. Der Einfluß von Arons auf die Partei ist nicht ungünstig. Der alten Richtung wird das Haus wie ein Stein im Wege liegen. Hausbesitzer werden behäbig; die Polizei hätte leichte Arbeit, viele Fliegen mit einer Klappe zu schlagen, wenn sich die Gewerkschaften ins Schlepptau der alten revolutionären Garde nehmen ließen. Sie brauchte nur das Thor zu schließen und all die Fliegen und Aktenschränke und Kassen sind gefangen. Als der Bauplan auftauchte, begegnete er lebhafter Kritik in der Partei; Arons hat sich dadurch nicht beirren lassen; Sassenbach, Timm, Millarg, die alle nach der praktischen Richtung neigen, haben ihm geholfen; Timm ist abgeschoben, auch Millarg wird abgeschoben, — aber das Haus ist fertig und wird bald bewohnt sein und, wenn auch die „Alten" im stillen räsonnieren, die neue sozialdemokratische Arbeiterbewegung Berlins wird in ihm eine gute Burg haben. Dort konzentrieren sich die Arbeitsnachweise einer Menge großer und kleiner Gewerkschaften, auch Krankenkassen haben dort ihre Bureaus; auch die kleinste Gewerkschaft findet dort eine Heimat, ein großer Saal steht diesen kleinen Gewerkschaften zur Verfügung. Dort können sie ihre Tische aufstellen und ihren Arbeitsnachweis abhalten. Die Miete ist mäßig; denn die Generalunkosten (Licht, Telephon rc.) werden gemeinsam getragen. — Die Schultheißbrauerei hat die großen Restaurationsräume gepachtet und hat auch den Ausschank in den

Versammlungssälen. Ein gartenartiger Hof, Kegelbahnen, ein Lesesaal und eine große Herberge mit 200 Betten, — der Arbeiter findet dort all seine Bedürfnisse befriedigt. Die Zuwandernden haben den Arbeitsnachweis zur Hand und während der Wartezeit angenehmen Aufenthalt. Der sozialdemokratische Einfluß auf die Berliner Arbeiterschaft wird durch das Haus noch gefestigt. Das muß man sich deutlich sagen, auch wenn man es bedauert. Die Verwaltung liegt in Händen von „Parteigenossen". Der Bericht des „Vorwärts" bemüht sich ängstlich blutdurstigen Parteiphrasen aus dem Wege zu gehen; er wünscht, daß die Berliner Arbeiterschaft das Haus als ihr eigenes betrachte und freundlich und sauber erhalte und daß „das organisierte Proletariat in ihm manche Waffe schmieden möge für weitere Kulturthaten, für weitere friedliche Eroberungen". Das klingt sehr harmlos und ist auch nicht barrikadenkämpferisch gemeint, aber selbstverständlich bedeutet es die Anerkennung: „Hier weht sozialdemokratische Luft", und — wer will es denn einem Aarons verdenken, daß er mit seinem Geld für s e i n e Partei und s e i n e Weltanschauung Burgen baut! Vorwürfe sind da nicht zu machen; die sich über diese sozialdemokratische Zwingburg ärgern, sollen sich selbst Vorwürfe machen; was haben sie denn gethan, um der jüdisch-sozialdemokratischen Opferwilligkeit zuvorzukommen? Die katholische Kirche hat ihr Leohospiz und gewinnt von da aus Einfluß bis in evangelische Arbeiterkreise hinein. Das Gewerkschaftshaus kam erst hinter dem Leohospiz. Und wann kommt das Haus, in dem die evangelische Arbeiterbewegung Heimat, Erholungsstätte und Waffenhalle findet? Die Mauersteine haben eine gewaltige Wirkung auf die Geister; das ist denen unverständlich, denen Christlich-Sozial Unsinn ist. Die evangelische Christenheit hat in Berlin eine große Reihe von Häusern, von denen Segenswirkungen auf die Menschenherzen ausgehen. Aber warum müssen die Menschen erst krank, alt, verlassen, verlumpt, verloren sein, um diese Segenswirkungen zu erfahren? Hat die Kirche nur Kinder zu behüten und Unfertige zu erziehen, hat sie nicht auch Männer zu gewinnen? Mit welchem Hause dient die evangelische Kirche Berlins der gesunden Arbeiterwelt? O da bedarf es keines besonderen Hauses, um auf diese Arbeiterwelt einzuwirken! — Die Sozialdemokraten und Katholiken meinen, daß es nötig sei, aber die Evangelischen haben das nicht nötig! — Der „Vorwärts" begrüßt es, daß im Gewerkschaftshaus ein Lesezimmer geschaffen ist, in dem sich die Arbeiter aufhalten können, ohne dem Kneipzwang zu verfallen. Was thut die evangelische Kirche gegen den Kneipzwang? Wo sind die Säle, die sie den Arbeitern

zur Erholung und Weiterbildung zur Verfügung stellt? — Sollte nicht jede Gemeinde eine solche Stätte zu kostenlosem Aufenthalt und zur Erholung denen bieten, die sonst den Kneipen verfallen? — Sicherlich werden in nicht zu ferner Zeit in den Gemeinden sich solche Häuser erheben, und mehr und mehr werden sie versuchen, alle Bedürfnisse, die in der Christgemeinde entstehen, zu befriedigen. Der Christenglaube führt zu einer Lebensgemeinschaft. — Auch das Haus wird erstehen, in dem die evangelischen Christen Berlins für die Bedürfnisse des modernen Arbeiterlebens besorgt sind; wir dürfen nur den Glauben und die Geduld nicht verlieren!

Frau Gnauck-Kühne hat beides verloren, darum ist sie katholisch geworden. Die evangelische Kirche bot ihrem suchenden Geist keinen festen Halt des Glaubens und ihrem Wunsch nach Bethätigung im modernen Arbeitsleben kein Verständnis. Den täglichen Kampf der Christlich-Sozialen gegen Mißverständnisse und Vorurteile, nach rechts und links, ohne jede Anerkennung, mit wenig augenblicklichen Erfolgen und unter der allgemeinen Ungunst zu führen, — das hat sie nicht vermocht. Ihre besondere geistige Entwickelung führte sie zur katholischen Kirche. Kürzlich erst pries sie die Arbeit der katholischen Kirche für die Arbeiterinnen gegenüber der Unthätigkeit der evangelischen Kirche. Wenn sie nun nach Berlin zurückkehrt, um hier die katholische Arbeiterinnenbewegung zu fördern, so werden die Evangelischen schmerzlich erfahren, welche Kraft ihnen verloren ist. Aber wenn sie nur Hand anlegen zu kirchlich-sozialer Reform, so kann auch dieser Verlust zum Segen werden! Er hat die Hauptschäden der evangelischen Kirche deutlich gezeigt.

Einen besonderen Dank schuldet „Das Volk" noch den Feinden der lex Heinze. In ihres Grimmes Uebermaß sind sie so weit gegangen, einen Wunsch zu erfüllen, den vor Wochen der „Berliner Brief" äußerte. Sie haben einen Kunstgerichtshof geschaffen! Endlich!! Das Gute hat die lex Heinze doch bewirkt. Hoffentlich wird die lex nun lebendig. Denn der Kunstgerichtshof des Goethebundes ist zusammengetreten, um gegen Uebergriffe der lex die hehre Kunst zu verteidigen. Mit der lex würde vermutlich auch der Goethebund verschwinden, und das wäre schade! Bei längerem Bestehen wird der Kunstgerichtshof Gelegenheit bekommen, über Kunst und Afterkunst zu entscheiden. Es wird nicht lange dauern, da kämpfen gegen die Schweinerei der Goethebund und die Polizei! — Wozu war dann aller Lärm?

Berlin, 7. April 1900.

Gestern war ein sonderbarer Tag. Die Sonne schien und — wärmte. Da wir erst April schreiben, war es wirklich ein unerwartetes Ereignis. Im Mai werden wir es wohl gar erleben, daß die Fliederknospen grüne Spitzen zeigen, und das erste Veilchen werden wir im Juli pflücken können. Heute ist das Wetter wieder so, wie es in diesem Jahre sein muß; es regnet in Strömen vom Himmel und die Menschen frieren in ihren Winterüberziehern. Wenn einmal wieder die Sonne scheint und wärmt, werde ich nicht versäumen, wieder davon zu berichten.

Gönczi ist verurteilt. Der Lokalanzeiger hat es der harrenden Welt durch Extrablätter noch heute abend mitgeteilt. Sie hätten ja nicht schlafen können, wenn sie es erst morgen früh erfahren hätten. Die Zeitungsberichte über diesen Mordprozeß waren fast in allen Blättern gleich breit getreten; es scheint unmöglich, daß eine Zeitung auf den Geschmack des Publikums noch erziehend einwirkt. All die Schwindeleien des Angeklagten mußten mitgeteilt werden, damit das Publikum sich baß entsetze über solche Unverschämtheit im Lügen. Mitleid und Widerwillen gegen den unglücklichen Verbrecher sind selbstverständliche Empfindungen. Aber solchen traurigen Prozeß als Gegenstand romantischer Stimmungsmacherei zu benutzen, ist unwürdig. Der unglückliche Berichterstatter des Lokalanzeigers! Er muß, ob er will oder nicht, interessante Momente hervorsuchen, dramatische Szenen aufbauen, Reste tragischer Heldengröße in der Seele eines Raubmörders finden, der vor Gericht ganz ordinär lügt. Es ist zu öde, diese Stimmungsbilder nach Gebühr hier zu reproduzieren; wenn der Anlaß nicht so ernst und traurig wäre, könnte man sie passend zusammenstellen als feine Parodie auf die blutdürstigen Hintertreppenschauerromane. Gestern wurden die Hirnschalen der erschlagenen Frauen den Geschworenen vorgelegt; der Berichterstatter des Lokalanzeigers sieht aus den bleichen Gebeinen einen Strahl von Mitleid leuchten! Wie macht man das? Heute heißt es von dem Angeklagten: er hat thatsächlich von Natur ein gewisses Verständnis für die Psycho-

logie" (!); „in ihm steckt sicherlich ein großes Talent, er ist Schauspieler und Demagog (!) zugleich". Dann entwickelt er wieder den „Instinkt des Raubtieres" und folgt „mit blutleerem Gesicht, aber unheimlich funkelnden Augen" den Ausführungen des Staatsanwalts. „Die Schatten verdüsterten sich fast bis zur grabähnlichen Finsternis, der erste Hauch (!) des schimpflichen Todes auf dem Schaffot scheint den Mann anzuwehen; es ist, als lege sich die eiserne Faust des Nachrichters schon auf seine Schultern". — Und so weiter im Hintertreppenstil; es ist, als sähe man den Schreiber am Federhalter kauen, um nur die nötige Anzahl Zeilen heraus zu kriegen. — Eine gute alte Dame aus der Provinz wollte diesmal am liebsten gar nicht nach Berlin reisen; in Berlin giebt es zu schreckliche Menschen; dieser Gönczi ist ein richtiger Berliner. — Aus Ungarn, meine Verehrte! Keine Spur von Berliner! — Typisch ist leider der Stil des Lokalanzeigers, der zu gut versteht, dem Geschmack seines Publikums zu dienen.

Damen verschiedenster politischer und religiöser Anschauungen bemühen sich, die Berliner Kellnerinnen zu organisieren! Organisation des Berufs ist ein gut christlich-soziales Kampfeswort; ich meinte auch, daß man es auf die Kellnerinnen anwenden sollte. Ich wünschte es noch jetzt! Aber — es ist mir schwer zu glauben, daß es gelingen könnte. Der Besuch der nächtlichen Kellnerinnenversammlung war sehr entmutigend. Eine hatte schon stattgefunden mit zweifelhaftem Erfolg. Bei der zweiten war der Ausgang ein zweifelloser Mißerfolg. Der Besuch war sehr schlecht. Die sozialdemokratische Einberuferin konnte ihre Enttäuschung nicht verbergen; von den 5000 Berliner Kellnerinnen waren 50—60 erschienen! Die Wirte hatten sich geweigert, die Einladungszettel an ihre Kellnerinnen zu verteilen; aber das war doch keine genügende Erklärung für den schlechten Besuch, denn die Litfaßsäulen werden auch von den Kellnerinnen gelesen. Frau Ihrer gab zum Schluß nicht ohne Bitterkeit eine andere Erklärung: „Die Kellnerinnen scheinen ausgeblieben zu sein, weil auf den Säulen angezeigt war, daß Herren keinen Zutritt zur Versammlung haben." — Vielleicht hat Frau Ihrer damit Recht, aber woher nimmt sie denn die Freudigkeit, solchen Beruf zu organisieren, dem das Amusement mit „Herren" wichtiger ist, als ernste Fragen des Berufs? Frau Ihrer hat in den schlesischen Weberdistrikten letzterzeit die Frauen zu sammeln gesucht, ohne Erfolg; in allzu drückender Not erstickt die Energie, ohne die keine Organisation ersteht. Das ist dann schwere Arbeit, und doch um so nötigere Arbeit. — Das Kellnerinnenelend ist nicht durch drückende Not allein verschuldet, sondern in dieses glänzende Elend drängen

sich viele aus Gründen, die in der Kellnerinnenversammlung kaum gestreift wurden. Das Urteil einer sehr warmherzigen, milden christlichen Kennerin geht dahin: es ist Faulheit und Vergnügungssucht, die viele Mädchen in diesen Beruf treibt. Das Urteil ist gewonnen auf Grund vielfacher Erfahrungen im Verkehr mit Kellnerinnen, im Besuch der Kneipen! — Darum war alles, was in der Versammlung von sozialdemokratischen und liberalen Frauen geredet wurde, doch nur halb wahr. Wir stimmen allem zu! Wir glauben auch, daß sehr viele Besitzer von vornehmen und minderwertigen Lokalen von ihren Kellnerinnen Leichtfertigkeit verlangen und die für untauglich halten, die gegenüber den Gästen spröde sind. Man kann diese Sklavenhalter nicht scharf genug verurteilen, es ist himmelschreiend, daß von den 5000 Berliner Kellnerinnen nur ca. 300 mehr als einen Monat und 300 mehr als eine Woche in derselben Stellung sich befinden!! Die meisten müssen wechseln von Tag zu Tag; denn der Wirt braucht frische Ware. Es ist ein nichtswürdiger Zustand, daß all diese Kellnerinnen vom Trinkgeld leben müssen und — damit der Willkür der Gäste preisgegeben sind! Warum hat der Staat nicht schon längst diese Forderung erfüllt, die nun wieder erhoben wird: daß kein Angestellter ohne festen Lohn sein darf! — Nun m ü s s e n die Mädchen die Gäste zum Trinken animieren, das verlangt der Wirt, und sie m ü s s e n sich von den Gästen Nichtsnutzigkeiten bieten lassen, sonst erhalten sie kein Trinkgeld! — O, einige der Kellnerinnen sprachen davon, man b r a u c h t sich ja nicht alles gefallen zu lassen. Das wurde von den anderen mit Hohn aufgenommen; ja es erweckte den Verdacht, daß, die es sagte, von den Wirten bestochen sei! — Die Hauptvertreterin des Organisationsgedankens mit einem aufgedonnerten Hut mit grellroten Bändern meinte, man brauche sich nicht betrinken als Kellnerin, man könne ja abwechseln, erst helles, dann dunkles Bier, dann Pilsener, dann Grätzer, dann Kognak, dann Selters, dann Wein, dann Sekt; trinken muß man beständig, aber mit Abwechslung, dann betrinkt man sich nicht! „Animieren" muß sein! — Und das sagte die Kellnerin, die noch am meisten für Organisation plädierte! Fanatisch, roh, aber doch erschütternd sprach eine polnische Kellnerin. Sie hat sich betrinken müssen; sie lehnt sich auf gegen die Gemeinheiten der Männer, die namentlich in den „kleinen Kneipen" an der Tagesordnung sind; sie flucht ihrem Beruf, der sie oft zwingt, armen Familienvätern das Geld aus der Tasche zu ziehen! „Darauf müssen wir die Gäste ansehen, ob sie Geld in der Tasche haben, und es wird von uns verlangt, daß wir sie nicht loslassen, bis sie alles vergeudet haben. Wir dürfen ihnen nicht zurufen:

schämt euch, daß ihr eure Familien in Not laßt und euch hier mit uns amüsiert.“ Diese Bekenntnisse kamen bei manchen der Rednerinnen aus entrüsteten Herzen, so frivol manches Wort klang. — Warum bleiben sie in einem Beruf, den sie als fluchwürdig erkennen?

Es war die Elite der Kellnerinnen, die gekommen war; und diese Elite war so frech und begleitete mit lautem Lachen die Erzählungen der Gemeinheiten. Wenn der ganze Saal voll Kellnerinnen gewesen wäre, wie wäre die Versammlung wohl ausgegangen! Zu verwundern ist es nicht, daß sogar die organisierten, ja „klassenbewußten“ Kellner für die Aufhebung der Kellnerinnen eintreten! Muß es wirklich Kellnerinnen geben? Wenn der Beruf Gefahren mit sich bringt, wie sie geschildert wurden? — Ob wirklich der Zusammenschluß der Kellnerinnen ihnen, wie eine liberale Rednerin meinte, Macht gäbe, ihren Willen den Wirten aufzuoktroyieren? — Aber animieren nicht die Meisten „mit Willen?“ Und würde nicht aus sumpfigstem Boden eine Reservearmee erstehen, die jede Kellnerinnen-Organisation vernichten würde?

Aber trotz allem! Möchte eine Kellnerinnenorganisation erstehen! mag der Staat bald das Trinkgeld durch festen Lohn verdrängen, mag bald die private Stellenvermittlung durch staatliche Vermittlung ersetzt werden; feste Ruhepausen und Gewerbe- und Wohnungsinspektion fordern auch wir für das Gastwirtsgewerbe. — Diese Forderungen, wie sie von den Rednerinnen gestellt wurden, unterschreiben wir sämtlich. — Im Zeitalter der lex Heinze lohnt es sich, festzustellen, daß von Sozialdemokratinnen den staatlichen Behörden der Vorwurf gemacht werden kann, daß sie das Mittel, das ihnen im § 33 der Gewerbeordnung gegen die schlechten Kneipen gegeben ist, nicht genügend anwenden! — Dieser Regierung ist ja auch der Arbeitgeberparagraph unannehmbar!!

Nach Schluß der Versammlung gab es am Ausgang wüste Szenen. Eine Wirtin war aus der Versammlung ausgewiesen und wartete draußen mit ihrer männlichen Begleitung. Schimpfen und Prügeln der „Begleiter“; und rings umher stehen junge deutsche Mädchen, bis Polizei und Wirt den Knäuel aus dem Lokal hinausdrängen. — Fräulein Pappritz hat Recht, mit gutem Gewissen kann man keinem Mädchen raten, Kellnerin zu werden; und die Sozialdemokratin Ihrer hat auch Recht, es ist für Kellnerinnen schwer, „sittlich“ zu bleiben. — 5000 solche Kellnerinnen in Berlin; ist das nicht trostlos?

Berlin, 15. April 1900.

Kann es für Berlin keine „stille Woche" geben? Wir hätten sie hier so besonders nötig. Aber sogar am Karfreitag gönnen sich viele nicht die Stille. Früher zogen sie in Scharen nach dem Spandauer Bock draußen vor den Thoren Berlins, und draußen wurde gelärmt, mit Seideln gepaukt, Reden geschmettert und geprügelt. Diesmal ist es da draußen stiller gewesen; der Unfug unterblieb. Ob wirklich aus Achtung vor dem Tage oder — weil das Wetter die Stimmung zu Wasser machte? — Das Geschäft soll an dem Tage verregnet sein, klagte der Reporter des Weltstadtblattes.

Für die Geister war es eine aufgeregte Woche. Widerwärtige Prozesse häuften sich gerade auf diese stille Zeit. Gönczis Verurteilung fesselte noch das Interesse; aber in dem Interesse war schon gar nichts mehr von Bewunderung, sondern reine sittliche Entrüstung, denn man höre und staune: Dieser Held fürchtet sich vor dem Tode! Und das paßt doch gar nicht in den Schauerroman. Der „Lokalanzeiger" hat über ihn den Stab gebrochen, sein Berichterstatter ist empört, daß er sich vor Gericht bis aufs äußerste wehrte: „Dieses Leben (in Ketten), welches einem wirklichen Manne lästig geworden wäre bis zur Unerträglichkeit, das wagt er nicht von sich zu werfen, aus Furcht, aus blasser, feiger, elender Furcht vor dem Grabe, dem doch schließlich alles Lebende anheimfällt." — So entrüstet sich die heldenhafte Sittlichkeit eines „wirklichen Mannes". — Das war vor einer Woche. Mittlerweile wird der interessante Gegenstand weitergesponnen; schließlich ist es doch „psychologisch" zu erklären, daß man sich vor dem Schaffot fürchtet; am Karfreitag brachte Herr Holzbock im „Lokalanzeiger" solch verständnisvolles Feuilleton: „Vor dem Schaffot." — Wer das Zeug alles lesen muß! Und Hunderttausende verschlingen es!

Ebenfalls am Karfreitag konnte der „Lokalanzeiger" vom Prozeß Sternberg ein „Stimmungsbild" bringen. Leider — leider — war es ihm bis dahin versagt, die interessanten Szenen darzustellen aus der Verhandlung gegen diesen Millionär, der sich an Kindern zu vergreifen pflegte. Die Oeffentlichkeit war ausgeschlossen; welch Verlust für

„unsern Spezialberichterstatter“! — Ein Bild Sternbergs hatte „unser Spezialzeichner“ gleich bei Beginn des Prozesses gebracht; es gehört natürlich zur weltstädtischen Bildung, die Züge dieses Menschen zu kennen, der durch seine Verbrechen zur Tagesgröße geworden ist. Zu Anfang gab er seine Sache durchaus nicht verloren; das Geld hat auch in solchen Prozessen ein Bedeutendes mitzusprechen. Er ließ unliebsame Zeugen nach Amerika und ins Unbekannte verschwinden; er verstand es, durch Entrüstungs-Dementis der Presse zu imponieren. Sonderbar! Vielen Leuten scheint es bei den Prozessen nicht auf Recht oder Unrecht anzukommen, sondern sie sehen den Verhandlungen zu, etwa wie einem Pferderennen: wollen mal sehn, wer gewinnt, der Staatsanwalt oder der Angeklagte. — Der Schluß des „Stimmungsbildes“ im „Lokalanzeiger“ lautet: „Seinen Verteidigern, sowie den Detektivs, die in seinem Interesse thätig gewesen sind, ist eine Summe von rund 100 000 Mark, die als Extraprämie für den Fall der Freisprechung alles in allem ausgesetzt war, entgangen.“ — Hinterher aber saßen in dem benachbarten Cafe die „Freundinnen“ Sternbergs beieinander, Zigaretten rauchend und voll Trübsal ob des Geschickes des Verurteilten? — Ein Wort der Entrüstung über den „Mann, dessen Name in der Finanzwelt eine Macht bedeutet“, fehlt in dem Stimmungsbild. „Absolut unverständliche Neigungen“ haben ihn vor Gericht geführt. „Es muß die furchtbarste Strafe gewesen sein, in diesem Milieu von Kupplerinnen und Dirnen der Mittelpunkt zu sein!“ Das ist das Stärkste, was gegen Sternberg gesagt wird. Die drei Kinder, deren Beziehungen zu Sternberg diesen Prozeß veranlaßten, kommen schlechter weg: aus „ihren frechen Augen blickt Verworfenheit“, nichts mehr erinnert an den „Unschuldszauber und den Engel der Jugend“. Die eine, 15 Jahre alt, hat ein „kokettes Benehmen“, die andere zeigt „blöde grinsende Täppischkeit“, die „12jährige W. hat das Aussehen eines skrophulösen achtjährigen Geschöpfes“. — Diese ist eine Waise! Und als Waise ist sie von der Masseusse „in Pflege genommen“, die von Sternberg unterstützt wurde. — Wer hat diese Waise in dieser Pflege gelassen? In das Elend von Berliner Kindern hat dieser Prozeß wieder einen Blick thun lassen. Diese drei sind sicher nicht die einzigen, und der gesetzliche Schutz ist so mangelhaft, daß Sternberg in einem Fall freigesprochen ist, weil das Kind zur Zeit der That bereits 14 Jahre alt war! Ich glaube nicht, daß es für diese armen Kinder ersprießlich ist, wenn sie sich in einem „Stimmungsbild“ charakterisiert sehen. Hoffentlich giebt es einen Weg, sie in Zwangserziehung zu nehmen.

Zu diesen Prozessen gab es in der stillen Woche noch Aufregung über zwei Mordthaten und außerdem fünf Duelle und — ein Damenduell. Herr Sudermann hat ganz Recht, unsere Zeit ist über die Sittlichkeit von Bibel und Katechismus weit hinaus. Nur merkt man nicht, daß ihr das gerade großen Nutzen gebracht hat!

Und dazwischen grollt immer wieder hier und da in den Blättern der Kampf um die lex Heinze, der nach den Osterferien noch einmal furchtbar entbrennen wird. Heute habe ich mich gewundert über einen, den wir alle lieb haben und dem wir alle viel verdanken. Ich meinte immer, Peter Rosegger würde noch einmal seine Stimme erheben gegen den Lärm, der gegen die lex Heinze ausgebrochen ist; er mußte sagen, unsere Kunst ist nicht bedroht und unsere Kinder müssen wir schützen; wir Künstler spielen nicht Geige, wenn Herr Singer den Taktstock schwingt. Aber — so hat Rosegger nicht gesprochen. Jetzt kommt es an den Tag, er hat den Gesetzentwurf — nicht einmal gelesen! Er schreibt: „In Berlin, der sittenreinen Stadt, soll die Polizei lange Stangen bekommen, um an den Statuen der Gebäude und Denkmäler die unsittlichen Sachen abzuschlagen." — Wenn einer das von der lex Heinze sagt, dann muß er sich den Vorwurf gefallen lassen, daß er sie gar nicht einmal gelesen hat. Aber nun heißt es, Rosegger hat gesprochen, und im „Türmer", der vornehmen christlichen Zeitschrift, hat es gestanden. Dann wollen wir erwidern, Rosegger hat es bewiesen, wie ein edler, trefflicher Künstler sich ehrlich entrüsten kann — über Unbekanntes! — Rosegger weiß: „Es giebt eine cynische Afterkunst, die mit ihren Erzeugnissen auf die Lüsternheit und Unzucht spekuliert, teils um Aufsehen zu erregen, teils um Geld zu verdienen." Er protestiert gegen eine solche „Kunst"; „mit ihr muß die Kritik fertig werden und der Zorn des gesunden Menschen". — Bisher ist die Kritik und der Zorn nicht mit ihr fertig geworden; und vermutlich werden die Kreise, auf die diese „Kunst" spekuliert, sich um solche Kritik und solchen Zorn wenig kümmern! Warum will dann Rosegger wehren, daß das Gesetz diese „Kunst" nötigt, wenigstens aus den Schaufenstern und Bücherständern sich zu verziehen, damit nicht Kinder dadurch belästigt werden, ehe sie erstarkt sind!

Aber heute ist Ostern! Das hilft einem mächtig über Müdigkeit und Enttäuschungen hinweg und giebt Freudigkeit für den Kampf. Der „Vorwärts" bringt einen zukunftsgewissen Osterartikel, wie ihn nur Sozialdemokraten und Christen schreiben können. Er wirft dem Christentum vor, daß es „ein trauriges Kompromiß mit den bestehenden

Verhältnissen geschlossen hat"; den Sozialisten „liegt im Schall der Osterglocken eine ahnungsvoll herübergrüßende Welt der Verheißung". — Ein verunglücktes Bild, aber doch ein Bekenntnis des „Glaubens". Sie wollen „hier auf Erden schon das Himmelreich errichten" und der Blick auf das Ideal schafft ihnen Stunden ebenso verzückten seherischen Schauens wie den ersten Christen die Vision des neuen Jerusalems.

„Nichts ist thörichter, als im Sozialismus nur die einseitig ökonomisch-politische Tendenz erkennen zu wollen." „Die ökonomische Umwandlung ist nur das Mittel, um die Menschheit geistig und sittlich zu regenerieren." So zeigt sich einmal wieder das Programm der Welterneuerung, das sich sonst klug hinter der Phrase „Religion ist Privatsache" verbirgt. Hier wird die sozialdemokratische Religion zur Parteisache erklärt. „Die religiösen Mysterien (der Glaube an den Auferstandenen) nehmen die Seele des sozial Verzweifelnden gefangen; wir, die sozial Hoffenden . . . versenken uns in die Mysterien der irdischen Menschheitserlösung." Die beiden Glaubensprogramme stehen sich gegenüber, unvereinbar und im unversöhnlichen Kampf; Ostern giebt uns neue Freudigkeit für diesen Kampf: wir zweifeln nicht, wo der größere Glaube ruht und zugleich die stärkere Kraft auch zur irdischen Menschheitserlösung, bei denen, die nur „verzückt" an ein „Ideal glauben" oder bei denen, die eine Ewigkeit kennen und den Herrn, der Kraft und Gnade und Leben giebt. Auch vor dem Gewerkschaftshaus, durch das heute zum erstenmal die Scharen mit dem sozialdemokratischen Glauben fluteten, bricht unser Glaube nicht zusammen; es soll den Christen mit dem lebendigen Osterglauben nur Anlaß zu treuerer Arbeit werden.

Berlin, 22. April 1900.

Frühlingswetter! Blauer Himmel und warmer Sonnenschein! Wir haben in Berlin Verständnis dafür, was das für Herrlichkeiten sind; es strömt heute hinaus ins Freie, zu Fuß, zu Rad und besonders auf der „Elektrischen". Sogar in die Kellerwohnungen kommt ein Hauch von Frühlingsluft und das Kind mit den blassen Backen klatscht fröhlich in die Hände. Es kann nicht hinaus in die helle Welt, weil die Mutter krank ist, aber auf dem Hof steht ein Fliederbusch und zeigt grüne Blättchen und darüber freut sich das Kind am Kellerfenster.

Das Berliner Thema war in der vorigen Woche das Wettringen im „Wintergarten". Wer für derartige Kunstgenüsse kein Verständnis hat, konnte sich wenigstens an der Begeisterung erbauen, mit der in Omnibussen und sonstigen Massengefährten vom großen Bayern Hitzler, von Eberle und dem Türken Kara Ahmed geschwärmt wurde. Professor Begas hat die Heldenkämpfe allabendlich beobachtet; für ein Künstlerauge bieten diese Muskelentwickelungen gewiß viel Gelegenheit zu Studien. Ob das Massenpublikum auch von künstlerischem Interesse gelockt war? Die Berichte über diese dicken Kraftmenschen entbehren nicht des Humors; schließlicher Sieger war der Schüler des „Meisters Abs". Der dicke Mann entzückte vor Jahren die Welt mit seiner Muskeln Fülle. Blut scheint nicht geflossen zu sein, denn es waren ja immerhin noch keine Faustkämpfe. Aber einmal scheint doch selbst diesem Publikum das Schauspiel widerlich geworden zu sein; denn es wird berichtet, daß es nach Aufhören des Kampfes verlangt habe. Das gab es natürlich nicht; es mußte durchgekämpft werden bis zur Entscheidung, bis der Sieger den Gegner so herumgedreht hatte, daß er mit beiden Schultern den Boden berührte.

Am zweiten Ostertag hat die Kaiserin sich die Berliner Jugendwehr vorstellen lassen. Seit einigen Jahren tauchen diese jugendlichen Helden in den Straßen Berlins auf. Eine Zeit lang mußte man sich den Kopf zerbrechen, was das für eine neue Sorte von Militär sei. Vielleicht Kolonialarmee auf Urlaub? Sie standen in ihrer braunen Kakiuniform in den Hausfluren herum; so recht militärische Disziplin

konnte man an ihnen doch nicht wahrnehmen. Nun weiß man längst, das ist die „Jugendwehr“. Hin und wieder liest man an Bauzäunen einen flammenden Aufruf an die deutsche Jugend. Sie soll sich wehrtüchtig machen, um einst das Vaterland zu verteidigen. Darum soll sie sich in die Jugendwehr einreihen lassen, sich bei „Bär Sohn“ eine Uniform kaufen und sonntäglich morgens bis 10 Uhr militärischen Uebungen obliegen. Zu den Leitern der Jugendwehr gehören alte Militärs, freilich auch Herr Dr. Leo Leipziger, Chefredakteur des harmlosen „Kleinen Journals“, Verfasser der „Ballhausanna“. Sobald dieser Herr bei einer Sache beteiligt ist, ist es für manchen anderen ein Grund, ihr fern zu bleiben. Aber trotzdem ist es dem Vorstand gelungen, die Jugendwehr der Kaiserin vorzuführen. — Es ist ein freundlicher Gedanke, die Berliner Jungens zu sammeln und sie zu strammen Kerlen zu erziehen. Den Großstadt-Kindern, die sich nie in gesunder Luft recht ausarbeiten können, kann Turnen und Exerzieren nur gut thun. Die Großstadt liefert immer weniger diensttüchtige Soldaten; darum lohnt sich der Versuch, die Jungens gesunder zu erziehen und ihnen Haltung und Disziplin beizubringen. Die Frage ist, ob die Jugendwehr das schwierige Problem lösen kann? Viele würden ihr freudig zustimmen, wenn sie das Zutrauen haben könnten. Aber eben dies Zutrauen haben weite ernste Kreise zur Jugendwehr nicht. — Die Soldatenspielerei hat ihre sehr bedenklichen Seiten; diese Gelegenheit, den Korpsgeist zu stärken, stärkt das Selbstbewußtsein der jungen Krieger oft in bedenklichem Maße. Und dem Kneipenleben wird dadurch nicht entgegengewirkt. Manch netter Junge ist aus christlichen Vereinen in die Jugendwehr eingetreten; dem christlichen Verein ist er bald entfremdet. Die Pastoren machen für gewöhnlich kein erfreutes Gesicht, wenn ihre früheren Konfirmanden sich stolz in der Kakiuniform präsentieren. Es wird darauf ankommen in den Gemeinden, in übersehbaren Bezirken, die jungen Leute zu sammeln und ihnen auch Gelegenheit zur körperlichen Ausarbeitung zu geben. Dann bleiben sie dem Einfluß der Familie, der Gemeinde, guter Vereine erreichbar; für ganz Berlin die Jugend zum Soldatenspiel zu sammeln ist ein gewagtes Experiment, das bei manchem glücken mag und bei vielen nicht glückt. Es sind doch nicht die natürlichen Autoritäten, die dort die Jugend erziehen; das Spiel wird manchem Jungen dadurch zu wichtig gemacht. — Auf Synoden ist ernstlich über die Jugendwehr geklagt. Es kann auch sicher nicht zur Stärkung des Restes des kirchlichen Geistes dienen, wenn die Herren Jungens am Sonntag-Vormittag bis 10 Uhr exerzieren. Dazu gehörte physischer

und geistlicher Heroismus, dann noch den Gottesdienst zu besuchen. — Zufrieden mit der Jugendwehr wird sicher die Firma Bär Sohn sein, mit der seitens des Vorstandes das Abkommen getroffen ist, daß sie die Kakiuniformen „zu bestimmt festgesetzten Preisen, welche wesentlich billiger als anderswo sind", anfertigt. Die neu hinzutretenden Mitglieder werden „darauf hiegewiesen, sich nur an gedachte Firma zu wenden". In Unkosten wird sich Bär Sohn aus Patriotismus gewiß nicht stürzen, denn er gehört zu den ständigen Inserenten des „Vorwärts". Es ist nur zu hoffen, daß die Kosten für die „wesentlich billigeren" Preise nicht von den geringen Löhnen der Schneider oder Schneiderinnen getragen werden. Damit wäre die Jugendwehr zu teuer bezahlt.

Eine große Freude hat die Kaiserin gestern der Versöhnungsgemeinde gemacht. Draußen im nördlichen Arbeiterviertel, wo die gewaltigen Werke der Allgemeinen Elektricitätsgesellschaft sich erheben, konnte die Versöhnungsgemeinde ihr Pfarr- und Gemeindehaus einweihen. Und die Kaiserin kam, um es weihen zu helfen. Donnernder Jubel begrüßte sie: Berliner Jungen und Mädchen bildeten in dichten Reihen Spalier. Sicher hat Vater bei der letzten Wahl Wilhelm Liebknecht gewählt, jetzt schwenkt der Junge mit Begeisterung seinen Hut, oder ein schwarz-weiß-rotes Fähnchen und freut sich, daß die Kaiserin sie in ihrer Gegend besucht. Es steckt eine große persönliche Liebe und Verehrung grade für die Kaiserin in all diesen Proletarierkindern. Noch ist Deutschland nicht verloren! Solch Gemeindehaus, wie es gestern geweiht wurde, kann helfen, in dem flutenden Berlin festeres christliches Gemeinleben zu schaffen. Die Glieder der Gemeinde sollen das frohe Bewußtsein gewinnen, daß sie dort eine heimatliche Stätte haben, neben ihrer oft engen, düsteren Wohnung, daß sie dort zu Hause sind, auch wenn sie ihre Mietsquartiere oft wechseln. Der christlich soziale Charakter solches Gemeindehauses ist nicht zu verkennen. Im großen Versammlungssaal kann das Zusammengehörigkeits-Gefühl freier, unmittelbarer erwachsen als in den feierlichen Versammlungen in der Kirche. Für edle Geselligkeit Raum zu bieten, ist Aufgabe der Kirche. Dem Vereinsleben stehen große und kleine Räume zur Verfügung. In der Suppenküche können Kranke und Arme sich ihr Essen holen lassen; in der Krippe wissen Mütter, die auf Arbeit gehen, ihre Kleinsten gut versorgt. Gewiß, am besten wäre es, wenn Krippen nicht nötig wären und Mütter nicht arbeiten brauchten. Aber vorläufig gehen noch viele Mütter auf Arbeit, darum ist es ein Dienst der Kirche, ihnen die Kinder zu versorgen. — Ganz abgesehen von diesen

Hilfsgelegenheiten für besondere Fälle ist es ein großer sozialer Gewinn, daß die Glieder der Gemeinde nun Pastoren, Küster und Gemeindeschwestern in einem Hause wissen. Viele vergebliche Gänge werden ihnen dadurch erspart. Viel Zeit gewonnen. Der rechte Geist schafft Leben. Es ist christlich-soziale Aufgabe, dem rechten Geist Kanäle zu graben, Stätten zu schaffen, damit der Geist recht wirken kann. Das Gemeindehaus steht auf dem Boden eines alten Kirchhofs. Ueber den Gräbern erblüht nun vielgestaltiges Leben. Viel neue Aufgaben stellt die neue Zeit der christlichen Gemeinde. Es ist kein Zweifel, daß sie diese neuen Aufgaben — auch in der Großstadt — lösen kann.

Berlin, 28. April 1900.

Schon können wir Veilchen und Anemonen pflücken! Nicht grade auf den Berliner Straßen, aber draußen in den Parks und Waldungen, in den nahen Vororten; auch auf den alten Friedhöfen zwischen eingesunkenen Gräbern unter dem wildwuchernden Fliedergebüsch verstecken sich die blauen Frühlingsblumen. Das erste Veilchen! Es ist noch immer der gleiche Zauber, der die Augen des glücklichen Finders hell aufleuchten macht, wie einst als die Ritter hinauszogen in den Wald, um den edlen Frauen das Frühlingspfand zu suchen. — In den Parks ist das Verlassen der Wege streng verboten, aber was macht das! Der Wächter ist nicht zu sehen und die Anemonen locken; so stürzt sich der Berliner Junge auf die Wiese und wirft sich unter die Anemonen: „O die Menge Gänseblumen!" — Singer hat im Stadtrat den Antrag eingebracht, den Berliner Schulkindern während der Ferien Gelegenheit zu geben, hinauszukommen in die nahe freie schöne Welt. Singer ist eine unangenehme Person, aber der Antrag ist gut; die Großstadtkinder meinen sonst schließlich noch, daß das Brot im Bäckerladen wächst und die Kartoffeln vom Kaufmann gemacht werden.

Es scheint freilich, daß für Kinderschutz und Kinderpflege schon genug in Berlin geschehen sei, denn es haben sich jüngst schon Leute gefunden, Männer und Frauen, die einen Verein für Katzenschutz und Katzenpflege gebildet haben! Eine Katzenausstellung hat schon stattgefunden; ein Kater Dodo, dessen Stammbaum sich in nebelhafte Vergangenheiten verfolgen ließ, wurde als reinster Adel preisgekrönt. Nun soll ein Katzenheim für herrenlose verfolgte Unschuld geschaffen werden. Damen haben das Lied der Katzentreue gesungen und zu Katzenfreundlichkeit die Herzen ermuntert. Eine Dame berichtete bei der Vereinsgründung, daß sie allnächtlich von 11 bis 1 Uhr mit Katzen konferiere und ihnen allnächtlich drei Pfund geschabtes Rindfleisch vorsetze! Auch eine Wärmehalle hat sie für die Katzen gegründet Die glücklichen Tiere! Und nun muß man das räuberische Gesindel kennen! Wie es bei anbrechender Dunkelheit an den Zäunen entlang schleicht und

aus allen Schlupfwinkeln der Nachbarschaft in Gärten und Höfen zusammenkommt um auf Beute zu gehen! Oder wie es sich duckt und lauernd den Vogel auf dem niedrigen Ast beobachtet! Es ist durch den gewohnten Umgang mit Menschen so frech geworden, daß es sich von Entrüstungsblicken gar nicht mehr imponieren läßt! Und nächtens, wenn sie rudelweise auf dem Hofe sitzen und ihre klagenden Lieder durch die Stille ziehen, — doller als zwei verstimmte Leierkästen! Ja wohl, es thut not, daß die Katzenfreunde in Berlin sich zusammenthun. Denn der Haß gegen diese Geschöpfe ist hier unheimlich groß! Und lernen Sie die lieben Tiere nun erst einmal in ihrem Großstadtmassencharakter kennen, wo ihre Herren sie zu Räubern erziehen, weil sie es billiger finden, sie sich selbst die Nahrung suchen zu lassen! Mag sein, daß die Dame recht hatte, die den Menschen Schuld gab, daß sie durch ihr inhumanes Wesen die Katzen so moralisch verderben! Dann wollen wir lieber bei der Erziehung der Menschen einsetzen; dann werden auch die Katzen edler werden! Bis dahin — trete ich dem Katzenschutzverein nicht bei.

Berlin vergnügt sich immer noch am Wettkampf im Wintergarten. Professor Begas scheint seine Studien beendet zu haben; vielleicht wird man an den Riesenkerlen, die sein Bismarckdenkmal zieren sollen, manchen Brustkasten, manch Arm oder Bein aus dem Wintergarten wiederfinden. — Berlin hat sich noch immer nicht satt daran gesehen. Die Herren Baron und Dorn, die Direktoren des Wintergartens, müssen schon gütigst ihr Kunstlokal noch fernerhin zur Pflege dieser edlen Muskelkunst zur Verfügung stellen. Es ist zu hoffen, daß diese Kunstbeschützer in der allabendlichen Einnahme von Eintrittsgeldern den Lohn finden, der den Veranstaltern edler Spiele und Sängerkriege bisher stets versagt blieb. Der Fortschritt ist ersichtlich gegenüber der unpraktischen Welt des klassischen Altertums und des düsteren Mittelalters. Aber damals fehlten eben die orientalischen Impresarios. — Wenn das Interesse zu erlahmen scheint, dann kommt aus irgend einem Ende der Welt eine zornfunkelnde Herausforderung: „Der Sieger im Wintergarten muß sich mit mir erst messen!“ Also steht der Ukas irgend eines dicken Mannes aus Portugal im Lokalanzeiger zu lesen. Und tags darauf ist die Herausforderung angenommen. Die Herren Direktoren des Wintergartens setzen selbst — wieder im Lokalanzeiger — 1000 Mark gegen die 1000 Mark des Herausforderers und — die Stimmung ist mal wieder gehoben. Ja, das ist ein Geschäft! Und das Uebrige thun dann die täglichen Stimmungsbilder des Lokalanzeigers vom Kampfplatz. Vor kurzem hat dieses Blatt von den sitt-

lichen Aufgaben der Presse orakelt und thut sich nicht wenig darauf zu gute, daß es „seit Jahr und Tag" keine Annoncen von Kartenlegerinnen und ähnlichen Schwindlern mehr aufnehme! Gewiß ein erheblicher Fortschritt gegen früher! Hoffentlich hält das Blatt im edlen Streben nicht still; es könnte seine erziehliche Wirkung auf das Volk noch ganz erheblich steigern, wenn es noch manches andere nicht druckte!

Erziehung des Volks auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft! — Auf der Jahreskonferenz der Zentralstelle für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen wurde darüber beraten. Manche Leute waren entrüstet, daß man überhaupt von „Erziehung" sprach! So etwas hat das Volk doch nicht nötig. Ein Referent meinte das Kunstverständnis der großen Menge sehr niedrig schätzen zu sollen. „Wenn wir heute alle Theater frei gäben, das Apollotheater und das Residenztheater würden überfüllt sein und die edlen Kunststätten leer." — Ist das Urteil so verkehrt? — In allen Schaufenstern der Destillationen, Zigarrenläden und Kolonialhandlungen hängt jetzt Barnum aus! Barnum kommt! Aus Amerika! Bilderbogen, die in Neuruppin künstlerischer gepinselt wären, sprechen von fabelhaften Elefanten, Kameelen, Affen, wilden Tieren und Menschen, die nur so in der Luft herumfliegen! Und nun sehen Sie, wie sich alles vor diesen Bilderbogen drängt! Barnum kommt; es ist sicher, er wird einen Massenzulauf haben!

Das Verlangen des Direktor Löwenfeld vom Schillertheater ist vom „Volk" mißverstanden worden; es war durchaus richtig, wenn er als Grundschaden des heutigen Theaterwesens den profitlüsternen Theaterunternehmer bezeichnete. Weil er Geld machen muß, läßt er sich in der Wahl der Stücke vom Geschmack der Masse leiten, statt ihren Geschmack zu erziehen. Weil er Geld machen muß, verlangt er von den Künstlerinnen glänzende Kostüme, die er ihnen nicht bezahlt! So zwingt er sie zu Nebenerwerb! Es ist doch sehr zu erwägen, ob die Direktion in Händen fest angestellter Beamter das Theater nicht wieder mehr zu dem machen könnte, was es heute nicht mehr ist: zur Volksbildungsstätte.

Wichtiger noch war die Verhandlung am zweiten Tage der Konferenz über die Fürsorge für die schulentlassene Jugend. Es war erfreulich, daß in der Beurteilung der vorliegenden schweren Notstände sich alle einig waren, evangelische Pastoren, katholische Priester, liberale Dozenten und Damen; auch in der Abhilfe gehen die Wege ein Stück gemeinsam, freilich nur ein Stück! Erfreulich war die lebhafte Oppo-

sition, die der Referent fand, als er — ein störendes Wort liberaler Parteidoktrin in dem sonst objektiven zweckdienlichen Vortrag, — für die Organisierung der Unzucht eintrat. Wollte er Bordelle, um damit die Sittlichkeit der Jugend zu heben? Es war eine Freude, daß Vertreter der evangelischen Kirche auf dem Posten waren, um den scharfen Protest nicht nur den liberalen Damen zu überlassen. Auch die Zusammenstellung der Referate hatte gezeigt, daß die Arbeit der evangelischen Kirche sich mehr und mehr Anerkennung erzwingt.

Der kommenden Woche harrt Berlin unruhig entgegen. Draußen in den Arbeitervierteln erwarten sie den ersten Mai mit der leisen Sorge, er könnte so langweilig wie je verlaufen; drinnen am Brandenburger Thor erheben sich Triumphbauten, um den Kaiser von Oesterreich bei seinem Einzug zu begrüßen. Naumann hat kürzlich ein Buch geschrieben und an allen Litfaßsäulen seinen Inhalt anschlagen lassen: „Demokratie und Kaisertum". Die armen Herren im roten Hause, die zwischen zwei Stühlen und zwei Feuern praktisch versuchen müssen, was Naumann sich so leicht denkt, beiden zugleich gefällig zu sein, dem Hohenzollern und dem machtgebietenden Großkonfektionär!

Berlin, 5. Mai 1900.

Berlin schwimmt in Licht, Lärm und Lust. Der Besuch der fürstlichen Gäste des Kaisers und der wichtige Geburtstag des Kronprinzen haben richtige Feststimmung erweckt. Die Maiensonne hat freilich ihr gut Teil dazu gethan. Sie hat den alten Linden junges Grün umgehängt — den schönsten Schmuck der Feststraße. Nun promeniert es sich gut unter dem blauen Himmel, inmitten fröhlicher Menschen, auf der geschmückten Straße mit ihren Guirlanden und Fahnen. Dem Brandenburger Thor haben sie einen Riesentriumphbogen gegenübergestellt, Tannengrün bedeckt seine weite Fläche, Lorbeerbäume krönen seine Zinnen, ganz oben in der Mitte erhebt sich ein luftiges goldenes Zelt, von dem Fanfarenbläser den Einzug Kaiser Franz Josephs verkündigten.

Interessanter als all der Straßenschmuck sind die Leute, die sich da drängen und hemmen, begeistern und amüsieren. Ehe alles soweit war, konnte man unzufriedene Worte über den geplanten Bau hören. „Fünfzehntausend Mark soll das kosten und bloß für den Einzug; aber wenn mal ne arme Frau eine Mark haben will, dafür haben sie kein Geld übrig. Na ja, er ist sein Pathe, darum kommt er zu Besuch, aber schließlich der Kronprinz ist doch nur ein junger Mann". Für hohe Politik hat der kleine Mann und erst die kleine Frau gar kein Verständnis; sie rechnet praktisch und sieht alles aus ihrer kleinen Wirtschaft heraus an. Man wird ihr das nicht verdenken, aber Politiker — und Herr Singer bildet sich doch ein, so etwas zu sein — sollten etwas weiteren politischen Horizont haben. Deswegen braucht man noch lange nicht vor lauter Begeisterung die Besinnung zu verlieren, wie das den Schreibern der Festartikel dieser Tage verschiedentlich passierte. Da fabelten sie von dem „ritterlichen Volk der Ungarn" und vergaßen ganz, wie die Siebenbürger Sachsen unter dieser „Ritterlichkeit" zu leiden haben; völliger Festtaumel entschuldigt es doch auch allein, wenn der Lokalanzeiger Oesterreichs Herrlichkeit preist: „Hier ist nichts zu sorgen, zu fürchten. Dieses herrliche gesegnete Land ist ein wertvoller verläßlicher Alliierter Deutschlands". Daß man die Sorge

einmal schweigen läßt, ziemt sich in solchen Tagen, aber Sorge über Oesterreich trägt jeder ehrliche Deutsche im Herzen trotz all der flatternden schwarz-gelben Wimpel und der ungarischen Trikolore, deren olivengrün keine fröhliche Farbe ist.

Die Persönlichkeit des österreichischen Kaisers findet hier allgemeine Verehrung. Es ist, wie wenn ein Stückchen aus der alten, wunderschönen Zeit des alten Kaisers wieder eingezogen wäre mit dem alten Kaiser aus Oesterreich. Ein greiser Kaiser ist dem Berliner wie etwas Liebes, Vertrautes. Und dieser hat so Schweres erlebt! Das trägt viel dazu bei, ihm die Herzen zu gewinnen. „Nee, tauschen möchte ich nicht mit ihm", versicherte eine Frau, „was hat der Mann nu von seinem Leben gehabt?" — An den schrecklichen Tod der Gemahlin und des Sohnes denken sie viel mehr als etwa an Königgrätz und die jetzige Zerfahrenheit des Reichs. — Der Familiensinn ist beim Berliner ausgeprägter als sein politisches Interesse. Sie feiern diese Tage als großes Familienfest. Morgens schon sind sie hineingezogen „unter die Linden"; die Frau hatte einen Kaffeetopf und eine Bierflasche mitgenommen: „Ick jeh nich eher nach Hause, als bis det letzte Licht verlöscht is". — Jetzt sind sie allermeist ausgesöhnt, daß die Stadt 50 000 Mk. zur Ausschmückung bewilligt hat und — 100 000 Mk. dazu gebraucht hat. „Es ist doch auch danach!" „Wenn ick so die Menge Generäle sehe, fühle ick mir ganz ebenbürtig; det liegt ins Blut", versichert stolz die Freundin der Freundin. Kurz — gehobene Stimmung! Und wenn das Gedränge immer fürchterlicher wird, dann ist es erst ganz richtig. Ein Weiblein wurde schwach vom stundenlangen Stehen; man half ihr auf und sie kam wieder zu sich und — blieb weiter stehen; das wiederholte sich einigemal, bis der Schutzmann in Bewunderung ausbrach: „Na, das ist doch aber eine riesige Neugierde!" Da erst gab sie's auf. Gestern und heute war es schon „furchtbar" schön. Aber der Haupttag ist doch erst morgen. Der Geburtstag des Kronprinzen und — ein Sonntag. Da ziehen alle die „unter die Linden", die gestern oder heute dort waren und außerdem alle die, die bisher sich von der Arbeit nicht losmachen konnten! Der Wagenverkehr ist aus den Linden verbannt, aber trotzdem wird es ängstlich eng werden. Die armen Schutzleute! Ist es nicht aber ein tröstlicher Idealismus, daß die Menschen sich fast tot drücken lassen, eigentlich nur, um dabei gewesen zu sein? Denn ein wirklicher Genuß ist es doch eigentlich nicht mehr, wenn man die feenhafte Beleuchtung des Doms und des Kaiserdenkmals seufzend, schwitzend, schiebend und geschoben werdend bewundern muß.

Es heißt, sie haben für morgen eine Festmedaille geprägt mit der Aufschrift: „Dem Liebling und Stolz des Vaterlandes". Von einem 18 jährigen jungen Mann sollte man einfacher reden. Aber es ist trotz dieser taktlosen Uebertreibung wahr, daß der Kronprinz sich schnell herzliche Sympathie in weiten Kreisen erworben hat, vor allem durch sein schlichtes, natürliches Wesen. Schon in diesen Tagen klangen die Hurrahrufe, die ihm galten, besonders freudig. Er wird es morgen spüren, daß die Berliner seinen Geburtstag von Herzen mitfeiern.

Ganz in den Hintergrund ist durch dieses Maifest der Hohenzollern das Maifest der Sozialdemokratie gedrängt. Trotz der kolossalen Wählermassen ist es ihr nicht gelungen, mit ihrem Fest zu imponieren. Daß beide Veranstaltungen in eine Woche fielen, stachelt sie zu großen Anstrengungen an. Eine solche Flut von Versammlungen und ein solcher Bombast von Phrasen im Vorwärts war lange nicht aufgeboten. Der Erfolg zeigt, wie ohnmächtig die große Volkspartei doch noch immer ist. — Gewiß, höfische Feste lassen sich leichter, glänzender arrangieren als Volksfeste. Aber daß sich zu den „höfischen" Festen das Volk Berlins so drängt, das ist traurig für die Sozialdemokratie. Man merkte wenig vom 1. Mai. An den meisten Stellen wurde gearbeitet. Am Vormittag sah man mehr Leute im guten Rock auf der Straße, als an anderen Wochentagen, die meisten fröhlich; einige ließen die Schnapsflasche herumgehen, aber viele sahen gerade so gemütlich und schlicht-solide aus, wie nur kleine Bourgeois aussehen mögen! Die Vormittags-Versammlungen waren gut besucht. Nachmittags zogen sie ins Freie oder — gingen auf Arbeit. Für sehr viele Leute, auch viele Familien, war es wirklich ein Festtag. Den Tag feierten sie aus innerster Ueberzeugung, nicht gewohnheitsmäßig. Sie verknüpfen große Hoffnungen mit diesem Tag, darum war ihre Stimmung so gehoben. Solch überzeugtes Festfeiern macht einem das Herz warm, so fremd die Ideale sind, die dort gefeiert werden. Oder — vielleicht sind die Ideale gar nicht so fremd. Vielleicht kommt es nur darauf an, die Regisseure wegzuschieben, die die Ideale jetzt rot erleuchten lassen. Es ist jedes Mal ein Schmerz, zu sehen, wie die Gedankenwelt der Leute, unter denen man sich so wohl fühlt, so völlig getrennt von unserer erscheint. Aber ich habe noch stets die gewisse Hoffnung mitgenommen, daß es noch Brücken giebt, die über die Kluft führen. Freilich mit den Herren Festarrangeuren haben wir kaum mehr etwas gemein. Ihnen ist der 1. Mai eine Agitationsgelegenheit für die Sozialdemokratie, eine Probeparade über ihre Regimenter, vielleicht eine Vorübung für einen Generalstreik.

Es ist ein freundlicher Gedanke, einen Festtag zu begehen, wo man die Arbeit feiert. Solch Festtag im Mai ist den Arbeitern gewiß zu gönnen. Warum wählten die Arbeitervertreter auf ihrem internationalen Kongresse nicht den ersten Maien *sonntag*? Da konnten sie ihre Demonstration für den Achtstundentag loslassen; und ihre Forderungen für den Arbeiterschutz würden Freunde gefunden haben weit über die „Partei" hinaus. Jetzt aber ist der erste Mai in Wahrheit ein rein sozialdemokratisches Spektakelstück geworden. Ich wollte das nie recht glauben, jetzt habe ich es gründlich gelernt. Arbeiterschutz und auch Achtstundentag sind nur Mäntelchen, mit dem sich die völkerbefreiende Sozialdemokratie auf ihrem Marsch zum „Endziel" verhüllt. Paul Göhre hat das Verdienst, in seiner bekannten rücksichtslosen Offenheit den sozialdemokratischen Charakter des 1. Mai einmal wieder klargestellt zu haben. Er hielt zum 1. Mai in der Gewerkschaftsversammlung der Schneider eine Festrede, die an sozialdemokratischer Energie nichts zu wünschen übrig ließ. Ich erinnere mich nicht, vorher eine ähnliche Hetzrede gehört zu haben. „Werte Genossinnen und Genossen, zum ersten Mal kommt diese Anrede in öffentlicher Versammlung aus meinem Munde; in dieser Minute vollziehe ich öffentlich meinen Uebertritt zur klassenbewußten Arbeiterbewegung. Seit meiner Jugend bewegte mich die Not der Arbeiter, lange ging ich eigene Wege, nun münden die eigenen Wege in den großen Strom der großen organisierten Arbeiterbewegung der ganzen Welt; von der Wucht der Thatsachen gedrängt, stehe ich von heute an nach langem Sträuben in Reih und Glied mit Ihnen allen". — Brausender Beifall lohnte diese Erklärung. Die Rede selbst brachte dann nichts neues, nur maßlose Uebertreibungen. Nichts sei besser geworden in der Lage der Arbeiter, wenn das gutmeinende Leute im Lager der Bourgeoisie behaupteten, so sei das nicht wahr. Das galt seinen national-sozialen Freunden! — Das Wohnungselend sei noch gerade so schlimm wie vor 30 Jahren. —Jeder, der Berliner Proletarierwohnungen kennt, weiß, daß die neue Polizei-Bauordnung wesentliche Besserung geschafft hat. Es ist wirklich noch viel zu wünschen übrig, daß es solcher hetzerischen Uebertreibungen nicht bedurft hätte! Freilich, es mußte in die Disposition passen; der eine Teil mußte beweisen, daß noch nichts erreicht sei und der andere Teil mußte beweisen, daß doch schon etwas erreicht sei! — Zum Schluß kam eine ekstatische Hymne auf das „Endziel", das Menschheitsideal. Es muß kommen, es wird kommen! „Erst der Menschheitsfrühling, wo alles Knospen treibt; dann der Völkersommer, wo alles Leben blüht und dann der Völkerherbst, wo alles reift." — Ob

Göhre gar nicht gemerkt hat, wie fatal dieser Gedanke zum Menschheitswinter führt, wo alles tot ist? — Er unterschlug den Menschheitswinter. — Vom christlichen Zukunftsglauben ging kein Hauch durch die Rede. Die Schlußphrase weckte brausenden Beifall: Arbeitend kämpfen, arbeitend genießen, arbeitend herrschen oder — den Tod!

Göhre war nie christlich-sozial. Schon in seinem Buche „3 Monate Fabrikarbeiter" predigte er, daß der moderne Arbeiter zu klug sei für den christlichen Glauben an Wunder. Später hat er dann ein Buch geschrieben, um zu beweisen, daß christlich-sozial Unsinn sei. Auf dies Buch haben sich hohe kirchenbehördliche Persönlichkeiten für ihre Ablehnung des Christlich-Sozialen berufen. — Künftig wird man wohl davon Abstand nehmen, Paul Göhre gegen uns zu zitieren, denn es dürfte wenig Beweiskraft haben, wenn ein Sozialdemokrat christlich-sozial für Unsinn erklärt.

Göhre hielt seine Festrede in einer Gewerkschaftsversammlung! Diese Gewerkschaftsversammlnug war veranlaßt von der Gewerkschaftskommission, in der Tischendörfer Sitz und Stimme hat! Die Versammlung wurde vom Vorsitzenden geschlossen mit einem Hoch auf die Sozialdemokratie. Und da verlangt man von den Christen, sie sollten die sozialdemokratischen Kadettenschulen als n e u t r a l e Arbeitsorganisationen anerkennen? Der Weg zu neutralen Gewerkschaften führt nicht durch Organisationen, die — trotz Tischendörfer — von Sozialdemokraten geleitet und zur Maifeier und zum Anhören Göhrescher Reden gezwungen werden.

— — -

Berlin, 12. Mai 1900.

Sankt Pankraz! Als Junge habe ich im Kinderfreund von Rinck zuerst davon gelesen, daß dieser fromme Märtyrer nun einer der drei gestrengen Herren geworden ist. So recht geglaubt habe ich nicht an die gestrengen Herren; das haben die Berliner überhaupt nicht nötig. Was wissen die von der Witterung. Wenn nur die Straßen gut gefegt sind und die Laternen gut brennen; Sonne, Mond und Sterne und Regen und Wind haben wenig mitzureden. Draußen im Lande da regieren sie die Welt, in den kleinen Städten sind sie sogar gewaltiger als der Magistrat, der sich vom Mond befehlen läßt, wann die Laternen anzuzünden sind. Bei uns müssen sich die Naturkräfte schon Mühe geben, wenn sie beachtet sein wollen. Darum hat es gestern Schnee im Maien gegeben. Nun glauben auch die Berliner an die drei Gestrengen, — wenigstens für dieses Jahr.

Es liegt noch wie Erschöpfung über den Straßen. Der festliche Schmuck ist Stück auf Stück abgenommen oder zerfallen. Die armen Tannengewinde hingen noch am längsten, braun gesengt und ohne eine einzige grüne Nadel. Das Einzugsthor haben sie noch stehen lassen, damit man es noch morgen bewundern kann, aber seine Herrlichkeit ist schon längst dahin. — Herrn Dr. Langerhans, dem hochbetagten Stadtverordnetenvorsteher, ist etwas Fatales passiert. Ein bitterer Nachgeschmack der Festtage! Herr Dr. Lueger, der Wiener Bürgermeister, hat ihm einen Brief geschrieben und seine Freude über den glänzenden Empfang des Kaisers Franz Joseph ausgesprochen. Was soll nun der arme Langerhans thun? Höflichkeit, Bildung, Bürgerstolz und Liberalismus gebieten höfliche Erwiderung. Aber — Dr. Lueger ist ein christlich-sozialer Antisemit! Da schweigen alle Flöten! Wollte Dr. Lueger einen Witz machen? Ein Trost war es, daß Dr. Langerhans gerade 80 Jahre alt wurde. Da konnte man ihn in Anbetracht seiner Bürgertugenden zum Ehrenbürger von Berlin ernennen. Das ist auch Bismarck einst gewesen; jetzt ist es noch Virchow, Robert Koch und Menzel.

Im Reichstag fängt das Geplänkel wieder an. Während der Ferien wurde in der Presse furchtbar gelogen. Die lex Heinze war längst aufgegeben, bald von den Regierungen, bald vom Reichstag. Der Lokalanzeiger brachte es fertig, die Notiz in die Welt zu befördern, das Zentrum wolle sich mit den Sozialdemokraten verständigen, etwa auf Grund des vom witzigen Singer gestellten Antrages: das Gesetz tritt 1920 in Kraft! — Nun hat all das Hin- und Hergerede, mit dem die Leute dumm gemacht werden und die Lust an der ganzen lex Heinze verlieren sollten, nichts genutzt. Die lex kommt doch! Die Reichstagsmehrheit will sich Herrn Singer nicht fügen. Ist das nicht unerhört? Die Mehrheitsparteien haben sich sogar herausgenommen, ohne Genehmigung Singers mit dem Reichstagspräsidenten über die beste Erledigung der Geschäfte zu konferieren. Präsident Ballestrem hat dafür eine ernste Ermahnung von Singer erhalten; Herr Singer hat die Befürchtung ausgesprochen, daß „der glatten Erledigung der Geschäfte ganz erhebliche Schwierigkeiten erwachsen könnten, wenn nicht wie früher alle Parteien zum Zusammenwirken bei Besprechung der Geschäftslage berufen würden". — Es gehört die ganze edle Dreistigkeit dazu, deren die Rasse Singers im allgemeinen und seine Persönlichkeit im speziellen fähig ist, — daß dieser Führer der Obstruktion jetzt um die glatte Erledigung der Geschäfte sich besorgt zeigt! Vermutlich hat er aus Graf Ballestrems vornehmer Erwiderung nicht einmal gemerkt, daß er sich vorkommen darf wie seine Stammesgenossen, wenn ihnen der Bauer die Thüre gewiesen hat. Eine glückliche Rasse! Der „Vorwärts", Singers Trabant, rast gegen das „kleine Umsturzgesetz", und meint damit — die lex Heinze, die bekanntlich das Schamlose aus den Schaufenstern verdrängen will. Nicht wahr, die Aussichten sind nicht schlecht, wenn die Gegner schon solche Ohnmachtsanfälle bekommen. Noch ein Gesetz hält weite Kreise in Spannung, obwohl man in der großen Welt wenig davon merkt. Von der Gewerbeordnungsnovelle ist ein Paragraph noch nicht erledigt; über ihn soll nun bald entschieden werden. Er verbietet, daß Werkstattarbeiterinnen der Wäsche- und Kleider-Konfektion Arbeit mit nach Hause nehmen, wenn sie in der Werkstatt ihre elf Stunden gearbeitet haben; haben sie weniger Zeit gearbeitet, so dürfen sie so viel Arbeit mitbekommen, als sie in der an 11 Stunden fehlenden Zeit wohl noch geschafft hätten. Das ist der vielumstrittene, verhaßte und ersehnte § 137a. Für Tausende von Arbeiterinnen hängt an diesem Paragraphen die Entscheidung über viel Glück, Kraft, Gesundheit und Sonnenschein. Es sind nur arme Arbeiterinnen, darum merkt man

nichts davon, daß solche Entscheidung bevorsteht. Sie haben noch nicht gelernt, ihre Meinung zu sagen; die meisten wissen kaum von diesem Paragraphen und viele fürchten sich davor; sie meinen, sie könnten an Lohn einbüßen. Andere sind doch klüger; die Erfahrung hat sie klug gemacht. Eine Arbeiterin erzählte mir folgende Erfahrung: Bei einer Sorte Blusenhemden zahlt der Meister für das Plätten pro Stück 10 Pfennig. Die Mädchen wollten tüchtig verdienen; sie begnügten sich nicht mit der Arbeit in der Werkstatt, sondern nahmen noch Arbeit mit nach Hause. Bis in die Nächte hinein haben sie geplättet, und der Lohn war denn auch für einige gänzend: pro Woche 40 Mark. — Das ging nicht lange, dann zahlte der Meister pro Stück nur 7½ Pfennig; denn 40 Mark ist doch wirklich ein zu hoher Verdienst für eine Arbeiterin! Nun brachten es die Uebereifrigen immer noch auf 30 Mark! Da setzte der Meister den Stückpreis auf 5 Pfennig herab; es ist für eine Arbeiterin immer noch genug, wenn sie in der Woche 20 Mark verdient! — Wohlgemerkt, die Arbeiterin verdient nun 20 Mark mit der bis in die Nacht ausgedehnten Arbeitszeit, mit der sie es zu Anfang auf 40 Mk. gebracht hatte! Wäre es nicht besser gewesen, die Arbeiterinnen hätten keine Arbeit mit nach Hause genommen? Freilich hätten sie es dann nie auf 40 Mark gebracht, aber es hätte ihnen auch nie der Lohn für die gleiche Arbeitszeit auf die Hälfte gedrückt werden können! Und die Arbeiterinnen, die in Schlafstelle wohnten und nicht noch zu Hause plätten konnten, verdienten nur z. T. 5 Mark die Woche! Daß sie dabei nicht ohne „Nebenerwerb" existieren konnten, liegt auf der Hand! Warum waren die Arbeiterinnen so thöricht, noch Arbeit mit nach Haus zu nehmen? Vermutlich, weil sie recht viel verdienen wollten. Wir brauchen ein Gesetz, das die Arbeiterinnen gegen sie selbst schützt, und etwas Neues ist solch Gesetz ja nicht. Dieser gesetzliche Schutz ist aber auch nötig gegenüber den Meistern. Es ist für eine Arbeiterin schwer möglich, sich dem Wunsche des Meisters zu entziehen, wenn er zur Bewältigung der drängenden Arbeit ihr Arbeit mit nach Hause geben will. Eine widersetzliche Arbeiterin bekommt schwere Arbeit, schlecht bezahlte Arbeit, manchmal eine Weile keine Arbeit.

Man mag wegen der Schwierigkeit der Durchführung des § 137a ernste Bedenken haben, das Ziel ist dringend erstrebenswert. Die Regierung hat Recht, wenn sie den ernsten Versuch macht, den schweren Schäden der übermäßigen Arbeit entgegenzutreten und den gesetzlich erstrebten Schutz der Arbeiterinnen sich nicht mehr durch die Arbeit zu Hause vernichten zu lassen. — Mit Energie angefaßt, würde die Aufgabe durch den Paragraphen, wenn nicht gelöst, so doch ein gut Stück

gefördert werden. Die Kontrolle würden die Arbeiterinnen unter einander üben, die eifersüchtig darüber wachen, daß eine vor der andern nicht bevorzugt wird.

Die Schneidermeister wünschen den Paragraphen nicht. Darum haben sie eine Petition dagegen losgelassen. Diese Petition lassen sie in ihren Werkstätten herumgehen, um so Unterschriften von ihren eigenen Arbeiterinnen gegen den Paragraphen zu erhalten! Natürlich erhalten sie die Unterschriften auch; die Arbeiterinnen wissen zwar nicht, was sie unterschreiben, aber sie unterschreiben doch, weils der Meister oder die Directrice wünscht; und wenn sie auch nicht unterschreiben wollten, sie unterschreiben doch —. Man muß sich schildern lassen, wie diese Unterschriften zu Stande kommen! Eine Arbeiterin erzählte treuherzig, sie hätten sich unterschrieben, weil sie keine Arbeit mehr mit nach Hause nehmen wollten. So hatten sie diese Petition der Schneidermeister aufgefaßt!

Es ist verständlich, daß die Urheber dieser Petition meinten, mit Unterschriften der Arbeiterinnen auf den Reichstag besonderen Eindruck zu machen. Aber es wird auch verständlich sein, wenn der Reichstag sich von diesem Eindruck nicht überwältigen läßt.

Der freisinnige Bezirksverein der Hamburger Vorstadt hat für die Agitationskosten der kommenden Kirchenwahlen 100 Mark bewilligt. Rechtsanwalt Stettiner, Vorstandsmitglied des freisinnigen Central-Parochialvereins, sprach die Hoffnung aus, daß andere Bezirksvereine das Gleiche thun möchten. — Dann werden die liberalen Kirchenwahlen also zum guten Teil mit jüdischem Geld gemacht werden! Es ist bedauerlich, daß sich die evangelische Kirche das bieten lassen muß. Die Sozialdemokraten sind taktvoller als die Liberalen und lassen ihre Finger davon. Nicht ihre Verfassung, sondern nur der Takt der Sozialdemokratie schützt die Berliner Kirche davor, daß sie von Gottesleugnern beherrscht wird.

Berlin, 19. Mai 1900.

So still war es noch nie auf den Berliner Straßen! Sonst schob sich Wagen auf Wagen, und das Klingeln und Rasseln der Pferdebahnen und der Elektrischen erfüllte die Lüfte. Heute war der breite Fahrdamm der Leipziger Straße frei und still wie eine Landstraße; fast von einem Ende bis zum anderen konnte der Blick schweifen. Omnibusse jagten frank und fröhlich und vollgepackt ihre Straße, Droschken tummelten sich wie Füllen auf der Wiese, heute hatten sie alle Spielraum; die „Elektrischen", die sonst herrisch das Terrain beengen und alls leichte Gefährt zum Gehorsam zwingen, waren heute zu Haus geblieben. Vier Schienenwagen konnte man zählen vom Potsdamer Platz bis zum Spittelmarkt, wo sonst Wagen auf Wagen folgt. Die Straßenbahner streiken! Und ganz Berlin muß still halten und hübsch zu Hause bleiben oder es kann mal wieder lernen zu Fuß gehen. Das ist viel gesunder als fahren, meinte heute mein Nebenmann auf dem Verdeck des Omnibusses. Wer hat früher was von fahren gewußt. Da mußten alle laufen und es ging auch so. Es geht auch, — aber bequemer gehts doch in der Elektrischen. Als ich heute abend so allein auf weiter Flur stand, — die Omnibusse waren längst schlafen gegangen und Droschken kamen nicht, — sah ich doch recht melancholisch die schimmernden Schienen entlang; wenn doch was käme und mich mitnähme. Aber es kam nichts!

Morgen wird es vielen noch schmerzlicher zu Bewußtsein kommen, wie dankbar wir den Männern in den blaugrauen Mänteln und Mützen sein müssen, die für gewöhnlich auf ihren Sonntag verzichten, damit die Berliner am Sonntag mal an die frische Luft kommen. Morgen werden die Straßenbahner alle zusammen, alle 6000, ein einziges Mal einen ganzen freien Sonntag haben. Sie werden als Freiherrn einherstolzieren und sich einmal ordentlich wohlfühlen. Sonst sind sie immer aller Herren Diener, nun sind sie einmal ihre eigenen Herren.

Es giebt keinen einzigen Menschen in Berlin, der den Straßenbahnern ihre Freiheit nicht gönnt und ihnen nicht besten Erfolg in ihrem Freiheitskrieg wünscht. Sogar die Schutzleute, die Männer der Ordnung, geben deutlich kund, daß sie diesmal die Unordnung für

ganz berechtigt halten. Ich denke mir, daß selbst die Aktionäre und die Direktoren der „Großen Berliner" im Herzen doch stolz sind auf ihre tapfern, treu zusammenhaltenden Angestellten. Es sitzt ihnen Disziplin in den Knochen, das zeigt dieser Streik; das kommt für gewöhnlich dem Dienst zu Gute.

Ob der Streik nötig war? Das ist zur Zeit eine müßige Frage. Vielleicht hätten sie, was sie vielleicht erreichen, auch durch friedliche Verhandlungen vor dem Schiedsgericht erreicht. Aber jetzt ist Streik; jetzt gilt es zusammenhalten; sonst leidet die ganze Sache großen Schaden. Man kann nicht wünschen, daß die übermütige „Große Berliner" noch in ihrem Uebermut gestärkt wird. Es ist das allgemeine Empfinden, daß der Gesellschaft eine ernste Lehre nicht schaden könnte. Sie muß lernen, daß außer ihren Geschäftsinteressen noch andere Interessen da sind.

Wer die Hauptschuld hat am Streik? Eigentlich die hohe Stadtbehörde! Daß Geschäftsleute ihr Geschäft machen wollen, kann man schließlich verstehen; aber die Stadtbehörde hätte schon längst sagen müssen: die Berliner und die Berliner Straßen sind schließlich doch nicht dazu da, um die Aktien der „Großen Berliner" profitabel zu machen. Ein Verkehrsinstitut mit 6000 Angestellten ist eben kein Privatunternehmen mehr und muß nach höheren Gesichtspunkten geleitet werden als nach dem bloßen Geschäftsinteresse. — Wenn das recht viele Berliner endlich einsehen und bis zur nächsten Stadtverordnetenwahl behalten, dann ist dieser Streik nicht umsonst gewesen, -- mag er verlaufen, wie er will.

Es war gestern Nacht eine gewaltige Versammlung, in der der Streik beschlossen wurde. Kopf an Kopf saßen die grauen Mützen, auf den Gängen, auf den Treppen, bis in die äußersten Emporen. Fast alles Prachtgestalten. Große stattliche Männer, gesunde braune Gesichter. Die Ostprovinzen stellen das größte Kontingent; dort wächst auf dem Lande noch ein guter Schlag. Selbst der strapaziöse Dienst nimmt ihnen nicht die Farbe und den Humor. Die viele frische Luft — manchmal wohl allzu frisch — thut auch das Ihre.

Große Kinder! Die allermeisten wissen nicht, was sie eigentlich wollen. Einer sieht nach dem andern und wartet, und wenn das Zeichen gegeben wird, dann mit Hurra darauf los gestimmt, geklatscht, gestreikt. Sie stimmen immer einstimmig, und wenn sie gestimmt haben, hört man sie fragen: Du, was war das denn eben? -- Einmal stimmten sie einstimmig gegen die Ermäßigung der ursprünglichen

Forderungen; eine Viertelstunde später stimmten sie einstimmig für diese Ermäßigung. Einigen waren Zweifel gekommen, und sie fanden doch, daß es besser war, nicht mit den allzu hoch gespannten ersten Forderungen der Direktion entgegenzutreten. Nun meinten alle das Gleiche!

Ihre führenden Kollegen sind sympathische Männer. Sie sprechen schlicht, ohne Phrasen, ohne giftige Ausfälle, sie erkannten an, worin die Direktion entgegengekommen war, sie geben ebenso ehrlich zu, daß manche der ursprünglichen Forderungen einfach undurchführbar waren. Die Schilderung ihrer Verhandlungen mit den Direktoren war wirklich bewundernswert objektiv; gelegentlich konnte man wohl merken, daß ihnen die Arbeitseinstellung wünschenswert erschien, aber sie thaten nichts, um zu dieser Einstellung hinzureißen: „Sie sollen selbst entscheiden, ob Ihnen die Zugeständnisse genügend erscheinen". Wirklich hat die Direktion Zugeständnisse gemacht; statt des Anfangslohns von 78 M. hat sie einen Anfangslohn von 85 M. bewilligt, nach 6 Monaten 90 M., nach 10 Dienstjahren 110 M. schließlich 115 M. und nach 20 Jahren 120 M. Gegen die jetzigen Zustände ist das ein Fortschritt! Die Angestellten haben dem gegenüber ihre ursprünglichen Forderungen (100—150 M. Gehalt) ermäßigt auf die Forderung 90—130 M. Gehalt. Kleine Zugeständnisse sind von der Direktion auch in der Dienstzeit, in den freien Tagen, in den Ueberstunden, im Urlaub gemacht; die ewige Hin- und Herschickerei von einem Bahnhof zum andern, die das Familienleben der Angestellten schwer schädigt, soll aufhören. die Wagenführer sollen Regenmäntel erhalten; die Geldbestrafungen sollen beschränkt werden; wenn Fahrscheine falsch gelocht sind, sollen sie ungültig sein, aber der Schaffner braucht sie nicht, wie bisher!!, zu bezahlen! Der Direktor hat sogar versprochen, daß er vierteljährlich mit Vertretern jedes Depots persönlich über etwaige Beschwerden und Wünsche verhandeln will. Das alles sind doch Zugeständnisse, die die schwere Last dieser vielgeplagten Angestellten bessern. Trotzdem haben sie den Streik beschlossen.

Die Pensionskasse in der von ihnen gewünschten Gestalt hätten sie auch ohne Streik bekommen; der Magistrat fordert von der Direktion, daß sie den Angestellten Mitbestimmungsrecht über diese Kasse zugesteht. Verständigerweise sind die Angestellten von ihrer ursprünglichen Forderung an die Direktion zurückgetreten, mißliebige Oberbeamte zu versetzen; sie bestehen nur — mit Recht — auf einer Ehrenerklärung des Beamten, der sie „dämliche Polacken" geschimpft hat.

Das alles hat den Ausbruch des Streiks nicht herbeigeführt; deutlich merkt man die fremden Einflüsse, die in der Leitung wirkten; der sozialdemokratische Central-Verband der Handels-, Transport- und Verkehrsarbeiter hat die berechtigte Unzufriedenheit benutzt, um in diesen Kreisen Einfluß zu gewinnen. Er hatte sogar die Forderung auf den Wunschzettel der Angestellten gesetzt, die Direktion sollte bei Neueinstellungen nur aus dem Arbeitsnachweise des Centralverbandes Personal beziehen! Daß diese Forderung nie bewilligt werden wird, haben sich die Herren Macher wohl selbst gesagt. Paritätische Arbeitsnachweise ist ein auch von Sozialdemokraten gebilligter sozialpolitischer Grundsatz! Wozu dann diese Forderung?

Der Kampf um die Organisation ist der eigentliche, wenn auch nicht deutlich gesagte Grund des Streiks. Die Direktion fordert Austritt aus dem Verband, man kann das von ihrem Standpunkt aus verstehen. Der Verband nennt sich das Rückgrat der Angestellten und man kann ihm das Verdienst nicht bestreiten, den lange gärenden Wünschen endlich zu kraftvollem Ausdruck geholfen zu haben.

Wir wünschen den Straßenbahnern vollen Erfolg bei ihrem Kampf. Aber den Einfluß des Centralverbandes können wir nicht wünschen. Herr Schumann enthüllte sein sozialdemokratisches Herz in argen Hetztiraden auf die Reichen, auf die Direktion. „Die Aktionäre schaffen sich auf Erden ein Eden; wir armen Teufel sollen erst ein Paradies haben, wenn wir tot sind.“ Das war eine Variation des schönen Heineverses von den Engeln und den Spatzen. Es war bezeichnend, daß diese Worte von den Straßenbahnern sehr kühl aufgenommen wurden. Dies kerngesunde Geschlecht hat noch zu viel gut christlichen Geist. Um so weniger wird man wünschen können, daß der freireligiöse Jude Waldeck-Manasse und der berüchtigte Zehn-Gebote-Hoffmann, der Antipfaffe, wieder wie heute im Gewerkschaftshause auf die Straßenbahner losgelassen werden. Nicht die Statuten, sondern die leitenden Persönlichkeiten bestimmen den Charakter einer Gewerkschaft und einer Lohnbewegung. — Freilich, was haben die Christen gethan, um den Klagen dieser Angestellten abzuhelfen? — Nun sind die Juden zur Stelle. Wie der Streik enden wird? — Bis Montag mittag läßt die Direktion ihren Angestellten Zeit zur Umkehr. Das ist sehr weise; denn den freien Sonntag hätten sie sich gewiß nicht entgehen lassen. Vielleicht kommt bis Montag doch eine Unterhandlung zu Stande. Die Streikenden beweisen musterhafte Ruhe. Gefährlich kann für sie die Sympathie des radaulustigen Publikums werden. Das hat

heute am Spittelmarkt wüst getobt und die Streikbrecher auf den Straßenbahnwagen bedroht; einigen haben sie die Pferde ausgespannt, die Peitsche weggenommen; ein Kutscher mußte auf das Verdeck fliehen und rettete sich, indem er auf einen vorüberfahrenden Omnibus hinübersprang. Freilich haben sie das Ziel erreicht: die Polizei ließ gar keine Wagen mehr fahren. Aber es ist gut, daß die Streikenden sich von jedem Tumult fernhalten. — Der alte Wagenführer im weißen Haar that mir doch leid; er hat den entscheidenden Schritt nicht gewagt; denn er weiß, er bekommt nicht wie die Jungen anderswo eine Stelle, wenn er aus seinem langjährigen Dienst entlassen wird. Nun fährt er durch das heulende Volk und muß sich Streikbrecher schimpfen lassen. Er steht unbeweglich und scheint das Toben nicht zu merken, aber es zuckt über seine Mienen. Ein tragischer Kampf, wenn die Sorge um die Existenz und der Wunsch von den Kollegen geachtet zu sein wider einander streiten.

Berlin, 26. Mai 1900.

Die Straßenbahnen fahren wieder, die lex Heinze ist begraben, die Werkstattarbeiterinnen sollen auch künftig schutzlos sich den Meistern fügen, wenn von ihnen gefordert wird, nach der Arbeit in der Werkstatt noch zu Hause hübsch in die Nacht hinein fleißig zu sein. Das ist das Ergebnis dieser merkwürdigen Woche.

Jeder gönnt den Straßenbahnern, was sie erreicht haben; ja den meisten erscheint das recht wenig. Die Angestellten bei Siemens & Halske stehen noch jetzt viel besser da als die der „Großen Berliner" nach dem Streik. Sie bekommen 100 M. Monatsgehalt schon nach einem Jahr, die der „Großen Berliner" erst nach 5 Jahren. Dafür haben Siemens & Halske freilich auch nicht das Monopol der „Großen Berliner", sondern müssen sich für ihre Bahnen mit Nebenstraßen begnügen.

Die Beilegung des Streiks kam überraschend; das Flugblatt des Lokalanzeigers, das die Friedensschlußbedingungen enthielt, fand starken Absatz, aber manch einer suchte verwundert nach den Zugeständnissen der Direktion; alles, was das Friedensprotokoll enthielt, war schon vorher von der Direktion zugebilligt. Die Minimalforderungen, auf denen die Angestellten bestehen bleiben wollten nach dem Beschluß im Feenpalast, sind nicht bewilligt. Nur die Dienstzeit der Wagenführer ist noch um eine Stunde gekürzt, und das war nicht einmal gefordert; die Löhne bleiben festgesetzt auf 85 bis 120 M., zwar sind mehr Abstufungen in der Gehaltszulage eingeführt, sodaß sich der Lohn stets nach 2 oder 3 Jahren etwas hebt, aber die Minimalforderung der Angestellten: 90 bis 130 Mark Gehalt, ist doch eben abgelehnt. Die Pensionskasse soll am 1. Juli in Kraft treten, aber das wäre auch ohne den Streik zu erwarten gewesen, da man die Stellung des Magistrats zur Sache kannte. Wenn man nach der Feenpalastversammlung nicht recht verstehen konnte, warum der Streik beschlossen war, so bleibt es nun ebenso unverständlich, warum er beigelegt ist. Die Direktion hatte Austritt der Angestellten aus der Gewerkschaft gefordert; schließlich war es diese Forderung, die den Streik veranlaßte;

das Friedensprotokoll enthält über diese Frage nichts. Beide Seiten haben darauf verzichtet, sie zu prinzipieller Entscheidung zu bringen. Die Weiterentwickelung wird zeigen, ob die Direktion nicht doch den Austritt aus der Gewerkschaft erzwingen wird.

Es schadete der Direktion nicht, daß sie die Macht der vereinten Angestellten kennen gelernt hat. Aber wirklichen Zweck hatte der Streik, wie sein Verlauf bewiesen hat, nur für die sozialdemokratische Gewerkschaft, die ihn dirigierte. Die Straßenbahner sind nichts weniger als Sozialdemokraten; den meisten sitzt das alte Soldatenherz noch immer an der richtigen Stelle. So war es dem tapferen Schaffner, der die Sache seiner Kollegen vor der Direktion mit Aufopferung, Mut und Besonnenheit geführt hatte, natürlich, nach dem Friedensschluß dem Kaiser ein Hoch auszubringen. Das war den sozialdemokratischen Gewerkschaftsführern wider den Strich, Herr Schumann fuhr dazwischen, der „politische“ Akt mußte unterbleiben.

Die wunderbare Erklärung des Eisenbahnministers im Abgeordnetenhause giebt vielleicht einen Aufschluß, warum es so schnell zum Frieden kam: er drohte den Angestellten, die sich musterhaft benommen hatten, daß er sie für alle weiteren Ausschreitungen des Pöbels verantwortlich machen werde!! Es war ein ganz ungewohntes Bild, als am Montag nachmittag die Wagen wieder durch die Straßen sausten. Die Wagenführer standen nicht ohne Stolz am Steuer und lenkten die Kolosse mit Sicherheit durch die Straßenwogen. „Unseretwegen hätte es noch vierzehn Tage dauern können, wir hätten es schon noch ausgehalten.“ Ein anderer Wagen fuhr vorüber, die Führer sahen sich nicht an und grüßten sich nicht. „Jetzt ist ja wieder Frieden, und den Alten nehmen wirs ja nicht übel, daß sie den Streik nicht mitgemacht haben, aber es waren auch manche Junge, die nicht mitgethan haben. Aber wir kennen sie alle, und die Listen werden genau geführt. Wir thun ihnen nichts, aber wir haben auch nichts mehr mit ihnen zu thun.“

Die lex Heinze ist niedergestreckt. Singer hat den Fuß auf sie gesetzt und schwingt die Siegesfahne. Rings herum stehen Künstler, Gelehrte und Gebildete und klatschen Singer Beifall. Es steht zu erwarten, daß die Sozialdemokratie noch manchen gleichen fröhlichen Sieg feiern wird. Der Rembrandtdeutsche wartete auf den „heimlichen Kaiser“; endlich ist er gefunden: Singer, der König im Reiche der Geister, der Bannerträger im Kampfe für die Ideale, für die deutsche Kultur!

Für die Nachwelt wird es wertvoll sein, den Paragraphen § 184a (1.) noch einmal abzudrucken, gegen den sich vor allem die Wut der Freiheitskämpfer richtete. Er lautet: „Mit Gefängnis ꝛc. wird bestraft, wer Schriften, Abbildungen oder Darstellungen, welche ohne unzüchtig zu sein, das Schamgefühl gröblich verletzen, zu geschäftlichen Zwecken an öffentlichen Straßen, Plätzen oder an anderen Orten, die dem öffentlichen Verkehr dienen, in ärgerniserregender Weise ausstellt oder anschlägt.“ — Das war der Paragraph, der das deutsche Geistesleben mit Vernichtung bedrohte! Armes Geistesleben!

Was sollen wir thun? Aergerlich die Flinte ins Korn werfen und darauf verzichten noch weiter nach besten Kräften an der Besserung der kranken Zustände mitzuarbeiten? Oder sollen wir kräftig lachen über die komischen Sprünge, mit denen Singers wunderlich zusammengesetzte Horde um die tote lex herumtanzt. Keins von beiden. Es giebt für Christen immer nur das gleiche Gebot, einfach auf dem Posten bleiben. Kleine Fortschritte hat das angenommene verstümmelte Sittlichkeitsgesetz ja gebracht. Im Oktober wird es Zeit sein, die Anträge wieder aufzunehmen, die diesmal unter den Tisch gefallen sind: Den Arbeitgeberparagraphen — den Antrag auf Aufhebung der polizeilich-konzessionierten Prostitution und — den jetzt gefallenen § 184a (1.)

Für den Goethebund ist dieser Sieg schmerzlich; nun wird er auseinander laufen und all die schönen Pläne auf Errichtung eines Kunstgerichtshofs, der die wahre Kunst verteidigen und die Afterkunst bekämpfen sollte, werden nun ins Wasser fallen. Und doch wäre es jetzt dringende Pflicht, daß der Goethebund zugreift; dem Schutzmann hat er verwehrt, den Schmutz wegzuschaffen, der sich mit Unrecht Kunst nennt, daß solcher Schmutz da ist, hat er selbst zugegeben, — so muß er nun schon selbst die Güte haben, zum Besen zu greifen. Also nur herunter von den hohen Thronen auf den einsamen Höhen! Unten sieht sich manches anders an.

In der Zirkusversammlung, in der der Goethebund den Sieg feierte, hat Herr Ernst v. Wolzogen, der ja nicht mit dem edlen Wagnerfreund Hans v. Wolzogen verwechselt werden darf, den alten deutschen Kampfruf ertönen lassen: „Wider die Pfaffen“. Der hat früher manches Mal zum Siege geführt; aber es waren damals auch andere Kämpfe und andere Kämpfer als bei dieser Komödie, die mit un-

wahren Uebertreibungen in den Handwerkersälen begann und mit leeren Phrasen im Zirkus ausklang. Immerhin darf man es gerade Ernst v. Wolzogen am wenigsten übel vermerken, daß er nervös wird, wenn man dem Vertrieb schamloser Schriftstellereien Schwierigkeiten machen will. Die Kunst geht nun mal nach Brot und zumal die Kunst.

Im Reichstag ist der Kampf um die lex nicht schadlos vorübergegangen und leider müssen auch andere darunter leiden, die sowohl an der Obstruktions- wie an der Kompromißpolitik ganz unschuldig sind. § 137a der Gewerbeordnung, der die Durchführung des Arbeiterinnenschutzes in den Werkstätten fördern sollte, ist abgelehnt! Das ist für die weiten notleidenden Kreise der Konfektionsarbeiterinnen ein schwerer Schlag. Gerade auf diesem Gebiet bedeutet jede Verzögerung schwere Schädigung. Es ist ein weiter Weg bis zur Hilfe und dies war einmal wieder ein kleiner Schritt vorwärts. Viele behaupten, daß der Paragraph nicht abgelehnt, sondern angenommen ist! Der Vizepräsident, der sächsische Konservative Herr v. Frege, aber behauptete: er ist abgelehnt. Dagegen giebt es keinen Rat. Die Geschäftsordnung, die sich von immer schöneren Seiten zeigt, läßt eine zweite Abstimmung nicht zu. Aber wenn wirklich, wie es den Anschein hat, die Majorität des Hauses für diesen Paragraphen war und nur durch eine nicht glückliche Fragestellung des glücklichen Vizepräsidenten verwirrt worden ist, so darf die Hilfe der Arbeiterinnen doch nicht am Buchstaben scheitern! Warum bringt die Majorität nicht den abgelehnten Paragraphen als Initiativantrag ein, der dann wie die lex Hompesch in einer halben Stunde alle nötigen drei Abstimmungen passieren kann? Der Paragraph entspricht der Regierungsvorlage; soll er wirklich an der Geschäftsordnung und am Vizepräsidenten scheitern?

Ein lustiges Geheimnis hat die „Hilfe" enthüllt. Schade, schade, daß ich es seiner Zeit nicht wagte, den Propheten zu spielen: meine Erwartungen sind glänzend erfüllt! Vor Wochen waren die Anschlagsäulen täglich der Kampfplatz, auf dem sich der „Lokalanzeiger" und die „Berliner Morgenpost" auf Tod und Leben mit ungeheuren Plakaten bekämpften. Lange behielt der „Lokalanzeiger" die Oberhand als „gelesenste Zeitung" Deutschlands, aber bedenklich schwollen von Woche zu Woche die Abonnentenziffern des Konkurrenzblattes. Und dann kam der Tag! Der „Lokalanzeiger" trompetete: 210,400 Abonnenten und die „Morgenpost": 225,000 Abonnenten! Das war Sieg! Die „Morgenpost" war seitdem „die gelesenste Zeitung" und alles bangte um Herrn Scherl! — Aber mancher — ahnte

und nun ist die Ahnung bestätigt. Herr Scherl hat 750 000 Mark in die „Morgenpost“ hineingesteckt, nun ist er sein eigener Konkurrent! Wer lacht da? Er fährt nun mit zwei Gäulen, einem byzantinischen, salonfähigen Goldfuchs und einem etwas struppigeren, demokratisch zutapsenden Rotschimmel. — Es ist sonst nicht leicht zu sagen, was öffentliche Meinung ist. Für Berlin ist die Frage glatt gelöst: öffentliche Meinung ist Herr Scherl. Aber nicht wahr, es ist zu verstehen, daß die „öffentliche Meinung“ nicht jedermann imponiert! — Man weiß, was dahinter steckt.

Bebel hat am Freitag im Gewerkschaftshaus einen Vortrag über Gewerkschaften und Politik gehalten, der für die kommende Zeit nicht ohne Wirkung bleiben wird. Mehr und mehr bequemt man sich in der Sozialdemokratie dazu, für die Gewerkschaften die Taktik der Katzenpfötchen zu empfehlen. Hoffentlich vergessen die Mäuse, die man streichelt, niemals, daß Katzenpfötchen Krallen haben! In der Versammlung wurde Bebel vom Generalsekretär der kirchlich-sozialen Konferenz Lic. Mumm gefragt, wie sich sein neuester Standpunkt mit seiner alten Forderung verträgt: „W i r erstreben auf religiösem Gebiet den Atheismus.“ Bebel zog sich bescheiden auf sein Recht zurück, eine P r i v a t meinung haben zu dürfen. Das ist unbestreitbar, aber diese Privatmeinung hat für die sozialdemokratische Partei noch immer die Bedeutung eines Papstwortes und darum sollen die Christen dem bescheidenen Bebel gegenüber an das Wort des Herrn gedenken: „Seid klug wie die Schlangen.“

Berlin, 3. Juni 1900.

Pfingsten ist einst ein Fest für eine Großstadt gewesen, als durch Jerusalem die gewaltige Bewegung ging, die Tausende ergriff. Wann wird Pfingsten einmal wieder ein Fest für die Großstadt sein? Zur Zeit ist es das Fest der Extrazüge und der Landpartien. Zwei Tage und drei Nächte, das reicht gerade, um den Ostseestrand zu grüßen oder sich bis auf die Spitze des Brockens hinauffahren zu lassen, auch hinüber nach dem Riesengebirge ziehen Scharen. Ueberall Menschen, überall Berliner, und alle bewegt nur ein Wunsch: Daß es heute mal nicht regnen möchte. Dann war es ein gelungenes Pfingstfest trotz des Lärms und des Gedränges und trotz der durchgereisten Nächte. Wer gönnt es den Pfingstausflüglern nicht, daß sie einmal Berlin abschütteln möchten, — aber eine ganze Pfingstfeier ist das doch nicht im Extrazug, in den Massenlokalen. — Vielleicht könnte die Kirche mehr thun, um auch den Reisenden zu Pfingstfeiern zu helfen; sie sollte an all den Orten, wohin der Strom jahraus jahrein sich wälzt, Gottesdienste im Walde einrichten. Viel Tausende würden sich daran erquicken und mancher im Vorbeigehen vielleicht wirklichen Pfingstsegen bekommen. Das ist noch nicht die volle Herrlichkeit des Pfingstfestes. Die kann man nicht schaffen. Die erlebt nur die Gemeinde der Gläubigen. Ob das ganze große Berlin sie noch einmal erleben wird? Manche halten es für vermessen, darauf zu hoffen; ich meine doch, daß unsere ganze Arbeit von solcher Hoffnung getragen werden muß. Jedenfalls gilt es alle Arbeit, die gethan wird, darauf anzusehen, ob sie diesem Ziel zuführt, und dann für jeden Schritt dankbar zu sein, der nach vorwärts geschieht.

Aus der vergangenen Woche ist eine Notiz wichtig, die durch die Presse ging. Die Berliner städtischen Schulbehörden wollen einen Schulinspektor nach Paris senden zum Studium der französischen Schulverhältnisse. Dort herrscht die reine Staatsschule ohne jeden Religionsunterricht. Dieses Ideal auch für die Berliner Schulen zu verwirklichen, ist der Wunsch mancher demokratischer Kreise. Vor-

läufig steht diesem Wunsch noch die Thatsache entgegen, daß unsere Volksschulen statutarisch konfessionellen Charakter haben, aber es ist wertvoll, das Ziel im Auge zu behalten, dem unsere städtische Schulbehörde die Schule entgegenführen will. Die Kirche wird sich fragen müssen, ob von einer solchen Schulverwaltung eine christliche Erziehung der Christenkinder zu erwarten ist, und welche Schritte zu thun sind, um diese christliche Erziehung zu sichern. Es giebt in Berlin eine große Reihe ernster christlicher Lehrer, es giebt auch eine ganze Reihe von Lehrern, denen der Religionsunterricht nur eine Last ist. Darf man sich dabei beruhigen, daß doch auch in Berlin noch viele Kinder in der Schule christlichen Unterricht haben — oder wird es nicht Aufgabe der Kirche sein, allen Eltern, die für ihre Kinder christlichen Unterricht wünschen, dazu Gelegenheit zu bieten? Die Schule wird nun einmal stets unter dem Einfluß des in der Gemeinde herrschenden Geistes stehen; dieser Einfluß ist in Berlin ein unchristlicher, ja zum großen Teil ein dem Christentum feindlicher. Die Zusammensetzung des Stadtparlaments beweist das. So wird je länger je weniger der Volksschulunterricht zur christlichen Erziehung ausreichen, und dem bisher üblichen Konfirmandenunterricht wird je länger je mehr die Basis fehlen, auf der er die elementare Unterweisung zu einem gewissen Abschluß bringen sollte. Dann wird die Kirche ganz anders als bisher die kirchliche Erziehung der Jugend in die eigene Hand nehmen müssen. Gewiß, es wäre nicht recht, das Band leichter Hand zu lösen, das bisher Kirche und Schule verband, und niemand wird den Segen verkennen, den diese Verbindung unserem Volke gebracht hat, doch wird man sich darüber klar sein, daß keine segensreiche Wirkung mehr zu erwarten ist, wenn das Band als Fessel empfunden wird. Ein erzwungener Religionsunterricht wird nicht zum evangelischen Glauben erziehen können. So lange das Band noch nicht gelöst ist, wird es gelten, allen Einfluß aufzubieten, um den Religionsunterricht in den Schulen segensreich zu gestalten und doch gleichzeitig für die Zeit zu rüsten, wo das Band gelöst ist. Die Aufgabe der Christenheit wird dann freilich gewaltig wachsen, aber mit der klar erkannten Aufgabe werden auch die Kräfte zunehmen. Eigentlich ist es mit dieser Frage doch gerade so, wie mit der vielumstrittenen Frage der Konfirmationsreform: Der Notstand ist schon heute da in ganzer Größe, aber es liegt noch von früher her eine schöne Decke darüber: Nun scheuen sich viele, die Decke wegzuziehen, weil sie den Notstand, den sie ahnen, nicht sehen möchten. Und doch wird es den Weg zur Heilung bedeuten, wenn man erst einmal

den Notstand in seinem ganzen Umfang ins Auge gefaßt hat; mit der Erkenntnis des Notstandes wird das Bewußtsein der Verantwortlichkeit bei vielen erwachen, bei denen es heute noch schläft. Die Pfingstgemeinde ist eine Missionsgemeinde; es ist kein Rückschritt, sondern ein Fortschritt, wenn der Notstand und mit ihm die Aufgabe der Inneren Mission vielen klarer zum Bewußtsein kommt.

Die Kreissynoden haben getagt. Es wird ihnen schwer gemacht, segensreiche Arbeit zu leisten, denn Beschlüsse, die in Thaten umgesetzt werden könnten, haben sie nicht zu fassen. Sie dürfen sich nur über den kirchlichen Zustand ihres Bezirks unterhalten, dürfen Resolutionen fassen und Wünsche äußern. Dennoch ist es ihnen gelungen, hier und da durch ihr deutliches Zeugnis Einfluß zu gewinnen. Die größte der Synoden (Berlin II) trägt noch jetzt das ehrende Zeichen des Bannes, den die Gastwirte über sie verhängt haben; sie hatten an dem freimütigen Urteil der Synode Anstoß genommen und den Boykott über sie verhängt, so daß sie in ihrem alten Lokal nicht mehr tagen konnte. Doch hat das ihrem Freimut nichts anhaben können. Auch diesmal wieder hat sie ein tapferes Zeugnis abgelegt gegen den christentumsfeindlichen Ansturm des Heinzebundes, der sein aufgeregtes Antipfaffentum mit Goethes vornehmem Namen zu decken sucht. Noch wertvoller ist der Protest, der auf Grund sachkundiger Referate gegen das polizeiliche System der kontrollierten Prostitution erhoben wurde. Was kann dies System noch zu seiner Rechtfertigung vorbringen, wenn es, wie festgestellt ist, doch nicht hindern kann, daß neben den 5000 Mädchen, die ihr trauriges Gewerbe auf Grund polizeilicher Konzession treiben, 45000 andere ohne diesen Gewerbeschein auskommen. Dann ist auch dies System nur eine Decke, die den Schaden verhüllt, die die bequemen Leute beruhigt und das sittliche Bewußtsein verwirrt. Darum weg mit ihm! Wenn wirklich, wie angeregt ist, aus allen 4 Kreissynoden eine Kommission zur Behandlung dieser Frage sich bildet und zu einstimmiger Verurteilung dieses Systems gelangt, so wird das eine wertvolle Vorarbeit für den Winterfeldzug sein, den der Reichstag um die Ergänzung der lex Heinze wird führen müssen. Auch der Arbeitgeberparagraph wird dann wieder erstehen. Der konservative Abgeordnete Henning hat erst vor kurzem festgestellt, daß die Konservativen für diesmal nur mit Widerstreben darauf verzichtet haben, weil Herr Nieberding sein „unannehmbar“ dagegen setzte. Glücklicherweise hat die Meinung eines Ministers nicht ewigen Bestand, so wenig wie er selbst.

In der Generalversammlung des Metallarbeiter-Verbandes ist, wie berichtet wird, Genosse Litfin aus der sozialdemokratischen Partei ausgeschlossen worden. Wieviel oder wenig dieser Vertrauensmann seiner Gewerkschaft veruntreut hat, interessiert uns hier nicht. Aber es ist ein Hohn auf die von Bebel empfohlene Neutralität der Gewerkschaften, wenn eine Gewerkschaft den Ausschluß eines Mitgliedes aus der sozialdemokratischen Partei verfügt. Es wird noch ein Weilchen dauern, bis die Genossen gelernt haben, in der Gewerkschaft den neutralen Rock überzuziehen, damit man die rote Weste nicht *sieht*. Mancher wird sie lieber in ihren roten Westen sehen; es sieht ehrlicher aus.

Berlin, 9. Juni 1900.

Ich kam von meiner Pfingstfahrt zurück. Was thut es dem Kulturmenschen einmal gut, ein paar Tage keine Zeitung zu lesen. Schon darum ist es wertvoll, daß es die großen Feste mit den Doppelfeiertagen giebt. Da stockt einmal wirklich der Strom der Druckerschwärze vollständig und mit aller Anstrengung kann man kein Zeitungsblatt erjagen und — alles atmet auf. Aber dann ein ganzes Coupe voller Berliner nach den Feiertagen! Wie das nach Zeitungen hungert und bei den unmöglichsten Stationen nach dem Lokalanzeiger und dem Tageblatt fragte! Umsonst! Erst in Magdeburg tauchte die Abendausgabe des nicht mehr „gelesensten Blattes“ auf und — im Wartesaal bekam ich sogar die „Welt am Montag“. Sie kämpft auf dem radikalsten Flügel der sozialen bürgerlichen Demokratie, aber sie leistet sich das Vorrecht, am Morgen nach den Feiertagen zu erscheinen; ihre armen Drucker haben das Vergnügen, in den Feiertagsnächten zu arbeiten.

Die „Welt am Montag“ muß man lesen, wenn es einem einmal Bedürfnis ist, seiner Ueberzeugung recht gewiß zu werden. Man wird sie nie fortlegen, ohne von neuem in der alten christlich-sozialen Ueberzeugung gestärkt zu werden. Hello schreibt über den Zickzackkurs der Regierung und fürchtet das Schlimmste von den neuen Handelsverträgen, die aus den „gesunden Bahnen“ Caprivis hinauslenken; wie lange ist es denn her, daß Hello im „Volk“ für den Antrag Kanitz die schärfsten Lanzen einlegte? — Zickzackkurs?

„Gute und kluge Worte“ läßt Hello die Männer der freisinnigen Vereinigung, insbesondere die Abgeordneten Barth und Schrader sprechen. Hätte man so etwas früher von Barth behauptet, Hello hätte hell aufgelacht!

Aber das sind ja nur komische Kleinigkeiten, so komisch, daß man fast die Tragik der Situation vergißt: der national-soziale Hello seine Hoffnung gegen die „Verfinsterung“ auf Barth und die Sozialdemokratie setzend!

Bösartig ist der unpolitische Teil der „Welt am Montag“. Herr v. Gerlach wird die Verantwortung dafür ablehnen; aber die Redaktion eines Blattes haftet solidarisch, nicht für die Dummheiten des einzelnen Redakteurs, aber für die Gesamthaltung des Blattes. Herr v. Gerlach sollte sich mit dem Dichter des Blattes, Herrn Knopf, darüber ausein-

anderseßen, daß er die Gefühle der christlichen Leser des Blattes respektieren sollte! Oder hat die „Welt" überhaupt keine christlichen Leser? Herr Knopf dichtet vom Pfingstwunder als von einer frommen „Glaubensmär" und höhnt über die Verfechter der lex Heinze: „Sie wüten ob der Sittlichkeit Verrohung — das garstige Volk lacht ihrer schwarzen Drohung; sie reden wie gefährlich manch Poet und bös des Volks Irreligiosität." — Dazu ist der Kampf doch zu ernst, um so witzelnd erledigt zu werden. Gestern noch las ich ein treffliches Schriftchen von Frau Biber-Böhm über die Bekämpfung der Prostitution. Sie fordert Bekämpfung all der Darstellungen, wodurch die Sinnlichkeit der Jugend gereizt werden könnte. Der Satz paßte wie geschrieben für die lex Heinze! Freilich das war 1896! — Bei dem jüngsten Kampf hat Frau Biber-Böhm ihre Stimme leider nicht erhoben.

Daß auch die Frauen sich vom Lärm des Goethebundes haben ihr Urteil betäuben lassen, ist bei dem wunderlichen Kampf das Wunderlichste. Wie betäubt die Geister sind, zeigt Frau Cauer, die es fertig bringt in ihrem Blatt zu schreiben: Im Reichstage habe die Majorität die Minorität vergewaltigt! Man faßt sich an den Kopf, wenn man so etwas liest. Ich habe es beobachtet, wie die Singersche Horde die kompakte Mehrheit von über 200 Stimmen stundenlang an der Nase herumzog und nun — wird der große Junge auch noch ausgelacht, weil er sich von kleinen hat herumzerren lassen!

Die Lektüre der „Welt am Montag" belehrt die Damen vielleicht, mit welchen Bestrebungen sie sich zusammen gespannt haben. Der Kampf um die lex Heinze entpuppt sich mehr und mehr als der Kampf um die Familie. Herr Nissen gehört zu den Führern im Heinzebund; die Welt am Montag bringt von ihm eine prickelnde Skizze über „die kleine Margit", die früher „bis über die Nasenspitze im Glück war in ihrer jungen, wilden unvorschriftsmäßigen Liebe" und die ganz unglücklich ist, daß sie mit ihrem Fredi, ihrem Geliebten von früher, nun richtig verheiratet ist. Nun sehnt sie sich nach allem, was sie nicht hatte — nach dem Glück, der Unvernunft, der Unkorrektheit und nach dem hellen Lachen der kleinen wilden Margit." — Sie stürzt aus dem Hause im lieben alten Regenmantel von früher her. „Ein Jüngling redete sie an — wie lange ihr das nicht passiert war, — sie fragte ihn lachend, ob er verrückt sei und freute sich kindisch."

Noch peinlicher ist das Feuilleton: „Der Odilon vom Herzen". Es handelt sich dabei um eine lebende Schauspielerin Odilon, die verheiratet war und dann geschieden ist und nun über diese — für eine

deutsche Frau sonst immer schmerzliche Episode witzelt. Der Verfasser, der seine lascive Unterhaltung mit der Dame in der „Welt“ preisgiebt, ist dem Stil nach wohl ein Jude. Aber entschuldigt das die Dame?

„Ja, das sind nun einmal Künstler!“ Mag sein, aber Deutschlands Stärke liegt in seinen Familien. Darum wird es auf die Dauer doch nicht nach dem Motto gehen dürfen: „Die Dummen heiraten und die Künstler amüsieren sich darüber!“ Wenn eine Dame, wie Frau Odilon über den Blödsinn der lex Heinze herzieht, fängt vielleicht manche andere Dame an, den Kampf um die lex Heinze in seiner richtigen Perspektive zu sehen, als den Kampf um den Schutz der Familie!

In den Kreisen der Straßenbahnangestellten glimmt das Feuer weiter. Es ist kein Zweifel, daß die Sozialdemokratie ihr Ziel erreicht: recht viel Unzufriedene und wenig wirtschaftliche Vorteile. — Der Vorwärts ist entrüstet, daß die Direktion einige Angestellte entlassen hat. Leider zeigen die Entlassungsschreiben, die der Vorwärts veröffentlicht, daß der Direktion ein billiger Vorwand gegeben ist für die Entlassungen. Niemand kann der Direktion verdenken, wenn sie Leute entläßt, die den Kollegen, die nicht mitgestreikt haben, drohen, ihnen „das Genick zu brechen“. — Ich zweifle gar nicht, daß der Direktion jede Gelegenheit willkommen ist, um sich an den Führern des Streiks zu rächen. Um so mehr sollte vermieden werden, ihr solche Gelegenheit zu bieten. Statt dessen wird tüchtig geschürt! Was macht es auch dem „Vorwärts“ und der sozialdemokratischen Gewerkschaft, wenn die Leute ihre Stellung verlieren!

In den Kreisen der Angestellten scheint manchem die Erkenntnis zu dämmern, welchem Zweck der Streik eigentlich diente! Es verlautet, daß der Schaffner Ascher, der eigentliche Vertrauensmann seiner Kollegen bei dem Streik, dessen besonnenes Auftreten außerordentlich wohlthuend abstach von dem Auftreten der „unverantwortlichen“ Herren von der Gewerkschaft, einen eigenen Verein der Angestellten gründen will, unabhängig von der sozialdemokratischen Gewerkschaft. Damit wären Einflüsse beseitigt, die dem wirtschaftlichen Fortschritt der Angestellten nur schädlich sind. Natürlich fehlt die Verdächtigung nicht, daß die Direktion hinter der Neubegründung stecke, um die Selbständigkeit der Bewegung zu brechen. — Das Auftreten Aschers bei dem Streik hat bewiesen, daß er Mut und Charakter besitzt; warum soll er ihn auf einmal verloren haben, nun er nichts mehr von Herrn Schumann wissen will, der ihn verhindert, nach Beendigung des Streiks ein Kaiserhoch auszubringen.

Berlin, 16. Juni 1900.

Die vergangene Woche brachte uns die Pastoral-Konferenz. Aber die Verhandlungen waren nicht nur für Pastoren wichtig. Professor Seebergs Vortrag war der Höhepunkt. Es war herzerquickend, mit welcher Deutlichkeit er Gedanken verfocht, die uns Christlich-Sozialen im Herzen brennen. Ein Professor an der Berliner Universität — da merkt doch mancher auf, der sonst längst damit fertig ist, daß Christlich-Sozial Unsinn ist. — Unsere deutschen Christen sind es noch nicht gewohnt, selbständig Stellung zu nehmen; sie richten sich gern nach dem, was die andern sagen und was die Zeitung schreibt. Mancher wird sich doch die Sache noch einmal überlegen, wenn nun ein Professor es sagt, daß die Christen sich um das öffentliche Leben zu kümmern haben!

Aus Professor Seebergs Vortrag ist für uns der dritte Teil wichtig. Die aus dem vergangenen Jahrhundert ins neue Jahrhundert hinübergenommene Aufgabe der Theologie ist es, der Kirche Wege zu weisen, wie sie Einfluß gewinnen kann in der Oeffentlichkeit. Das vergangene Jahrhundert hat uns gelehrt, daß es auf Macht ankommt, wenn man etwas erreichen will. Was nicht nach Einfluß strebt, wird beiseite geschoben. „Die Kirche ist der große starke Christus und die Menschen, die an ihn glauben, die sein Werk auf Erden treiben, an denen sein Wille sich realisiert." — In der Reformationszeit übertrug Luther in der Not kirchenregimentliche Funktionen den Landesfürsten.

„Es entstand jene Idee des Summepiskopats, eines der wunderlichsten Quid pro quo's der Geschichte, eine Fiktion, die ihresgleichen nur am Primat des Petrus hat. Diese Fiktion wurde in der evangelischen Kirche durchgeführt. Dadurch ist die evangelische Kirche in einen merkwürdigen Zustand gekommen. Jedes menschliche Gemeinwesen ringt danach, das Ideal seiner Existenz zu verwirklichen. Die evangelische Kirche läßt es genug sein an jenen Zuständen, die in der Not der Geschichte gefunden wurden. Sie ist

zur Norm geworden, die Notlage! Es ist das Minimum zum Normalen geworden. Ja, es kann geschehen, daß man diese Zustände besonders hochpreist, daß man die evangelische Kirche rühmt darum, daß sie so ganz geistig sei und sich mit Weltlichem gar nicht bemenge. Aber nicht immer ist Bescheidenheit eine Tugend."

Das ist ein klarer Ton! Darum lohnte es sich wohl, diese Worte in stenographischer Ausführlichkeit hier wiederzugeben. Ob sie hineintönen werden in all die Studierstuben, aus denen einst die Männer sich sammelten zu geschlossener Phalanx, um für die Notwendigkeit einer freien Kirche Zeugnis abzulegen? Die Phalanx hat nicht standgehalten; viele schweigen jetzt, die einst begeistert mitstritten. Manch einer läßt sich nicht gern an diese Zeit erinnern. Möchte ihm Seebergs Wort ins Ohr schallen, wie Trommelschlag, der die alten Krieger zum neuen Kampf ruft. Ungehört wird das Wort nicht verhallen. Man muß es widerlegen oder — ihm folgen. Aber wir sind auf die Widerlegungen begierig. Oder wird man — schweigen? Das ist am bequemsten.

Wertvoller noch war — im engen Zusammenhang damit — Seebergs Zeugnis für den Kampf, den die Kirche im öffentlichen Leben zu führen hat. Das war eine Antwort auf Naumann, der das öffentliche Wirken und das Christentum auseinanderreißt, als Dinge, die nichts mit einander zu thun haben. Das war ein Weckruf an alle die vielen stillen Christen, die da meinen, für sich ihres Glaubens leben zu dürfen, unbekümmert um die Dinge da draußen. Das war ein Signal an die feindlichen Mächte, daß es doch noch Wachtposten giebt im christlichen Lager; daß da die Kräfte noch schlummern, aber eben nur schlummern, die den sicheren Feinden das Feld doch nehmen werden.

„Die Kirche Jesu Christi will, daß die Welt zum Schemel werde vor dem Throne ihres Gottes. Sie ringt darum, daß die Welt Gottes Reich werde. — Es gilt, was im öffentlichen Leben stark ist. Da soll die Kirche nicht schweigen, sondern mit eintreten in die großen Kämpfe. — Das geschichtliche Gefühl der Verantwortung, das mächtige Empfinden, daß wir Existenzrecht überhaupt nur haben, wenn wir arbeiten darum, daß die Reiche dieser Welt dem Herrn zu Füßen liegen, daß soll uns beseelen und kräftigen." — Alle Dinge dienen dem einen Zweck, daß die Herrschaft unseres Gottes zur Durchführung gelange in vielen Herzen.

Das ist christliche Politik! Christliche Weltpolitik! Freilich im äußersten Gegensatz zu Naumanns Auffassung, der in Karlsruhe aussprach: „Wir dürfen nicht sagen, daß wir den Weg, den wir zur Selbsterhaltung beschreiten, thun, um das Reich Gottes zu errichten. Wir wollen nicht jede Fahne, die wir in der Welt aufpflanzen, mit dem Zeichen Christi versehen."

Die jüdisch-demokratische Frankfurter Zeitung freut sich der klaren Stellungnahme Naumanns: „Er zog die letzte Konsequenz und forderte Trennung von Politik und Christentum." — „Das Wesen des Christentums ist Liebe, die Weltpolitik aber ist brutal."

Lepsius hatte vorher die rechte Antwort gegeben: „Das Christentum wird immer mehr ins Haus, ja in die Kinderstube gedrängt. Von allen möglichen Lebensmächten wird dem Christentum die weibliche Sphäre zugewiesen. Man stellt sich den echten Christen als einen Menschen vor, der vom Kopf bis zum Fuß mit der Watte sentimentalen Mitleids ausgestopft ist. Man nennt das christliche Liebe. Es ist manchmal, als ob auch die evangelische Kirche noch nicht entdeckt hat, daß Christus ein Mann war."

Mit Absicht habe ich diese zum Teil schon abgedruckten Stimmen noch einmal zusammengestellt. Es kommt darauf an, daß ein jeder sich des vollen Gegensatzes bewußt werde, der hier herrscht. Die Christen werden sich zu Lepsius und Seeberg bekennen und werden sich klar darüber sein, daß Naumann nicht mehr als christlicher Politiker in Betracht kommt. — Er ist gewiß ein Christ und er meint auch ein Politiker zu sein, aber das Problem, an dem er einst mit arbeitete, hat er nicht gelöst, sondern er hat es aufgegeben.

Seit geraumer Zeit schon konnte man verfolgen, wie er mehr und mehr von dem Problem zurückwich, das einst sein Herz erfüllte: Wie finden wir den Weg, der die Mächte des christlichen Geistes hineinführt in die Welt da draußen mit ihren Kämpfen und Fragen. — Damals ging er zu weit mit seinen Forderungen; es klang mitunter, als müsse jeder Christ sein radikales Programm unterschreiben; als könne konservative Politik von keinem Christen mehr getrieben werden, weil sie Herrenpolitik sei. — Er fand — ganz natürlich — für seine Arbeit nicht die Unterstützung, auf die er gerechnet hatte. Er spricht sich darüber jetzt so aus: „Wir überschätzten die politische Kraft der evangelischen Kreise." Es war nicht zu verwundern, daß er selbst erkannte, wie verkehrt es war, ein bestimmtes Parteiprogramm als normal-

christlich aufzustellen. — So führten ihn innere und äußere Erfahrungen dazu, das Problem ganz aufzugeben: Das Christentum ist Trost für den Einzelnen, eine Macht des Friedens auch in der Oeffentlichkeit, aber ihr Politiker könnt nicht christliche Politik treiben. Die Fahnen, die wir in unsern Machtkämpfen entfalten, tragen nicht das Zeichen Christi! —

In der „Christl. Welt" schrieb Naumanns Parteifreund Maurenbrecher eine Besprechung über Naumanns Buch „Demokratie und Kaisertum", in der kaltblütig konstatiert wurde, „daß die frühere Verbindung von Christentum und Sozialismus sich aufgelöst habe." „Ethische und religiöse Momente können bei Naumann weder in der politischen Agitation, noch in den Zielen des politischen Handelns fürderhin eine ausschlaggebende Stellung haben." Der Herausgeber der „Christl. Welt", von dem uns innerlich ein schwer zu überbrückender Graben trennt, schrieb im Nachwort mit Recht, daß Naumann für die Arbeit der evangelischen Kirche damit verloren ist. „Einst hatten wir das Gefühl (von Naumann) zu neuen großen Zielen geführt zu werden, zu deren Erreichung man auch uns mit unserm Christentum, zu deren Erreichung man unsern Herrn Christus und sein ganzes geistiges Erbe sonderlich brauchen könnte." — „Und nun? Der Rückschlag ist nicht gering."

Uns trifft der Rückschlag nicht. Es ist Stöckers Verdienst, daß er nie das christlich-soziale Problem überspannte und darum sich und die Seinen vor der Gefahr bewahrte, es aufgeben zu müssen.

Naumann hat Rade geantwortet: „Es giebt heute in der That für soziale Politik auf evangelischem Standpunkt nur drei Möglichkeiten: Stöcker, Göhre oder National-sozial." — Wir sind dankbar, daß sich mehr und mehr Stöckers Weg als der rechte offenbart. Naumanns und Göhres Entwickelung wird vielen Christen, die als Christen an das Problem herantreten, zur Erkenntnis helfen, daß Stöckers Weg der einzige Weg zum Ziele ist!

Christen können nur Fahnen aufpflanzen, auf denen Christi Zeichen steht. Es giebt für Christen neben der Arbeit an der Erfüllung der zweiten Bitte keine Thätigkeit. „Was nicht aus dem Glauben kommt, ist Sünde." Luther verdanken wir es, daß er die Schranke zerbrochen hat zwischen Pfaffen und Laien. Sollen wir die Schranke wieder aufrichten? Hier Pastoren, die das Evangelium der Liebe predigen, und dort die Männer des praktischen Lebens, die Politiker, die Gewerkschaftsführer, die Kolonialpioniere, die Arbeiter,

die Reichstagsabgeordneten, die Journalisten, die Börsenleute? — Wir lernten, daß jede Arbeit Gottesdienst sei, wenn sie geschieht im Aufblick zu Gott, in dem Wunsche, ihm damit zu dienen. Jeder Kampf soll solche Arbeit sein. Auch in der Politik der Parteien und Mächte. Wir lassen uns nicht ins Mittelalter zurückwerfen!

Die Christen werden nicht alle zur selben Partei gehören, wie sie auch nicht in einem Volk zusammengeschlossen sind. Jeder steht an der Stelle, in dem Land, in der Partei, in dem Beruf, wo ihn Gott hingestellt hat. Es ist seine Pflicht, seinen ganzen Einfluß aufzubieten, daß die Wege, die nach seiner Erkenntnis die rechten sind, eingeschlagen werden. Er kämpft dafür aus Gewissenspflicht, aus Glaubensüberzeugung. Ob als Agrarier oder als Industrieller, als Freihändler oder als Schutzzöllner, als Konservativer oder als Sozialist, als Deutscher oder als Engländer. Ein Christ kann schlechterdings nur als Christ arbeiten, auch Politik treiben.

Finden sich dann Christen zusammen, denen für die Lösung wichtiger Fragen der gleiche Weg der richtige erscheint, so werden sie sich zu einer Partei zusammenschließen, wie die Christlich-Sozialen. Unter den Christen mag es Auseinandersetzungen geben, sie werden sich gegenseitig von der Richtigkeit ihrer Auffassung zu überzeugen suchen und jeder wird seiner Sache gewiß sein. So glauben wir Christlich-Sozialen, daß die Christen werden den Weg der Sozialreform einschlagen müssen, aber wir sprechen dem sein Christentum nicht ab, dem ein anderer Weg richtiger erscheint. Wir wissen, wer auch durch die Irrtümer der Menschen sein Reich baut.

Aber das behaupten wir: jeder Christ ist verpflichtet die Wege zu benutzen, die sich ihm bieten, um seinem Glauben Einfluß zu gewinnen. Darum lehnen wir Naumanns Stellung glatt ab. — Umsonst war Naumanns Entwickelung doch nicht. Wir danken es ihm, daß er mit großer Energie in die christlichen Kreise den Gedanken hineingeworfen hat, daß es sich draußen um Kämpfe realer Mächte handelt. Marx hat auch den Christen etwas zu sagen, die oft den wirtschaftlichen Faktoren nicht gerecht geworden sind; weil sie nicht mit ihnen rechneten, verstanden sie auch nicht ihrer Herr zu werden und sie zu erkennen als Faktoren, die in Gottes Weltregierung eine große Rolle spielen. — Es wäre ein großer Schade, wenn Naumanns neueste Entwickelung manchen Christen Anlaß würde, mit Naumann zu sprechen: „Politik und Christentum haben nichts mit einander zu thun" und — fortzufahren: „darum lassen wir unsere Hand von den

Dingen der Welt.“ — Das wäre gewiß das Gegenteil von dem, was Naumann wünscht, aber — es wäre konsequent. Und — die „Frankf. Zeitung“ hätte ihre Freude daran. — Wir hoffen, daß die Christen von Naumann sich sagen lassen, daß es sich in der Politik um Machtkämpfe handelt, um dann im Gegensatz zu Naumann mit Seeberg daraus die Forderung an ihr Gewissen herauszuhören: was thust du, damit diese Machtkämpfe dem Kommen des Reiches Gottes dienen? — Wenn doch Gott die Geschichte lenkt, hast du dich ihm für diese Kämpfe zur Verfügung gestellt? Unser G l a u b e ist der Sieg, der die Welt überwunden hat.

Berlin, 23. Juni 1900.

Es hält schwer, noch eine beschlußfähige Sitzung zusammenzubekommen. Die sich's leisten können, gehen auf Urlaub. Die anderen machen Landpartien. Berlin löst sich langsam aber sicher auf. Und doch ist von der berühmten Hundstagshitze noch gar nichts zu spüren.

In den Straßenbahnwagen stolpert man über Menschen mit Bädekern. Gestern hoppsten zwei russische Studenten hinein; lustige Jungen, slavische Schlitzaugen. Sie verstanden kein Wort deutsch. Und der Schaffner stand vor ihnen und hielt ihnen laut und langsam im schönsten Berliner Deutsch Vortrag, wie sie zum Alexanderplatz gelangen könnten. Sie lachten, bezahlten ihr Billet und hoppsten an der nächsten Haltestelle wieder ab, um bei einem anderen Wagen von neuem ihr Glück zu versuchen. Der Schaffner sah ihnen verwundert nach. Es ist ja auch zu komisch, daß sie einen nicht verstehen, wenn man so laut und deutlich spricht.

Heute saß ich zwischen Franzosen und Engländern. Berlin ist jetzt international. Und zur Pariser Weltausstellung führt für viele der Weg über die deutsche Kaiserstadt. Die russischen Studenten waren von Kiew herübergekommen, um Paris zu besuchen, aber zuvor Berlin. Abends sangen die schwedischen Studenten im Zirkus Renz. Auch sie sind auf ihrer Tour nach Paris.

Die hohe Politik fordert ja, daß man jetzt mit Russen, Engländern und Franzosen Arm in Arm marschiert. Nur — man versteht sich doch noch nicht ganz.

Viel interessanter als Russen und Engländer sind einem jetzt die Mongolen. Kleine dürre Gestalten, ausgedörrte pergamenthäutige Gesichter, kluge Augen. Nicht allzu selten tauchen sie auf dem Berliner Pflaster auf. Die Chinesen in ihren weiten Schlafröcken, den Zopf untergeknöpft, ein Käppchen auf dem Köpfchen. Die Japaner schon ganz akklimatisiert. Mit modernen Mänteln, Hüten und Stöcken. Sie sind ja nun auch unsere Kameraden; ob gute Kameraden?

Wenn sie erst über China Herr geworden sind, werden sie vielleicht entdecken, das Blut dicker ist als Wasser. Dann werden die Gelben sich gegen die Weißen zusammenfinden. — Hier werden sie von ihren Gedanken nicht viel merken lassen; aber ich möchte wohl einmal in ihren Klub hineinhören. Neulich kam ein ganzer Trupp dieser japanischen Studenten aus ihrem Kaffeelokal. — Es wäre fatal, wenn sie dort auch den „Vorwärts" lesen. Die Hochachtung vor unserm nationalen Ehrgefühl würde durch diese Lektüre nicht gefördert werden. Es ist brutal, wie der „Vorwärts" Partei ergreift für die Gelben gegen die Weißen. — Das paßt gar nicht zu seinem Entwickelungsprinzip, daß er für eine erstarrte Kultur Partei ergreift. Es ist der Aerger über die Flottenbewilligung, die ihn bis zur Thorheit erregt. — Er merkt, daß die Auslandsschiffe, die diesmal von der Flottenvorlage gestrichen wurden, das nächste Mal sicher bewilligt werden. Es ärgert ihn, daß die Boxer Herrn v. Tirpitz so gutes Material für die künftige Flottenkommission schaffen. Fast so gut, wie es unsere guten Freunde, die Engländer, bisher schon geliefert haben.

Für China interessiert sich jetzt ganz Berlin. Es ist fabelhaft, was wir für Weltpolitiker geworden sind. Meine alte Aufwärterin fragte sogar: „Ach da liegt ja wohl auch Rom, ja das ist sehr weit!"

Andere kleine Ausländer haben sich jetzt in weiten Kreisen bemerkbar gemacht. Der „Lokalanzeiger" hat schon Artikel mit Abbildungen über sie gebracht. Die Polizei hat sich mit ihnen beschäftigt. Eine ganze Reihe „Klempnerlehrlinge" sind vor kurzem ausgewiesen: Es waren arme „Ratzifalli-Mausifalli". Sie sind schon immer von Thür zu Thür gegangen mit ihrem verrosteten Blechgeschirr und ihren Federwedeln. Aber seit kurzem haben sie sich stark vermehrt. Das Geschäft muß sich rentieren. Irgend ein Unternehmer läßt sich aus dem Innern Ungarns einen Waggon voll Jungens kommen. Und dann läßt er sie in Berlin ausschwärmen. Sie müssen etwas verkaufen, sonst bekommen sie abends Prügel und nichts zu essen. Gestern traf ich einen der Jungen im Westen auf einer Gartenmauer hockend. Das Blechgeschirr lag neben ihm und er sah unter seinem großen kreisrunden Hut, der wie ein alter Topf auf seinen Kopf gestülpt war, sehr müde und doch lungernd hervor. Ein uralter viel zu großer schwarzer Rock schlotterte um seinen Leib. Ich überlegte, wie ich ihm etwas Freundliches thun könnte. Aber abkaufen konnte ich ihm doch nicht gut etwas. Wo sollte ich mit dem schmierigen Zeug hin. Es war mir eine Erleichterung, daß ich schließlich auch ohne eine Ratzifalli

zu erstehen, ihm meine Sympathie bekunden konnte. Er nannte eine Adresse aus dem Berliner Osten. Er stammt aus Ungarn und ist katholisch. Dadurch ist es den evangelischen Kreisen erschwert, sich um die armen Jungen zu kümmern. Die katholische Kirche sollte energischer für sie eintreten. Es genügt doch nicht, daß die Polizei sie abschiebt, wenn sie lästig werden; dafür kommen dann immer neue Scharen. Und das Elend bleibt das gleiche. Die Jungens sind so gut wie verkauft; an wen sollen sie sich wenden, wenn sie Schutz brauchen? Viele lachen über sie, keiner versteht sie.

Die sommerliche Wüste in den Blättern ist erschrecklich. Selbst die „Woche" ist mit all ihrem heißen Bemühen aktuell zu sein, tödlich langweilig. Sie ist schon so weit auf dem Sande, daß sie ihren Photographen in die Kommissionssitzungen des Reichstags schickt, um ein schlechtes Gruppenbild zu erobern. Und im „Daheim" — ist man auch schon auf diesen Ausweg verfallen. Aber wen interessiert es eigentlich, all die Herren sich in der Photographie vorstellen zu lassen, die in der Petitionskommission gesessen haben? Von ihren erschütternden Thaten hat man doch nicht wunders viel gesagt.

Mit Begeisterung hat sich die hungrige Presse auf den neuesten Giftmordprozeß gestürzt. Nun ist alles sittlich entrüstet über den Aberglauben und Schwindel, der sich da inmitten der modernen Weltstadt breit macht. Daß eine Schneiderin sich von einem Zauberer in stiller Waldeseinsamkeit Strychnin eingeben läßt, weil sie hofft, dann reich zu werden, — das ist unerhört. Aber man erzählt, daß vor den Häusern, wo im vierten Stock alte Weiber aus Karten oder Kaffeesatz die Zukunft offenbaren, oft Equipagen hinter Equipagen halten. Vor kurzem erst schlief ich in einem Hotel in einer Stadt der Provinz, wo Berliner Kaufleute Kultur verbreiten. Da gab es kein Zimmer Nr. 13! Erst hatte man es 14a genannt; aber selbst das war noch bedenklich, niemand wollte darin schlafen. Jetzt heißt es Nr. 19, da schläft es sich gut!

Das arme Mädchen, das ihrem Aberglauben zum Opfer gefallen ist, war eine Heimarbeiterin. Sie nähte zu Hause für ein Geschäft Röcke. — Wenn sie in ihrer Einsamkeit eine Stütze gehabt hätte! Wenn sich jemand ihrer angenommen hätte! — Die Vereinsamung in Berlin ist oft erschrecklich. Da ist es wirklich nicht zu verwundern, wenn die dümmsten Gedanken und Menschen einen unheimlichen Einfluß gewinnen.

Die Vereinsamung in Berlin, der Mangel an Gemeinschaft hat Frau Gnauck in den Katholizismus getrieben. Andere treibt er in den Spiritismus. Stöcker hat sich den Dank vieler verdient, daß er die ausgebreitete heimliche Spiritistensekte aus ihren dämmerigen Winkeln herausgelockt hat. Nun kann einmal das aufgeklärte Berlin sehen, wie schwach es mit der modernen Aufklärung bestellt ist. Stöcker ist erst gestern wieder in der Tonhalle der Masse der Spiritisten entgegen getreten. Manchen Christen wird er aus der Verworrenheit erlöst haben. Wir brauchen Gemeinschaft in den Christengemeinden. Dann wird es auch verhindert werden, daß einem „Zauberer" Pflegekinder zur Erziehung anvertraut werden können! — Aber jetzt wissen die Christen in Berlin oft nichts von einander und noch viel weniger von denen, die auf ihre Fürsorge Anspruch haben!

Heimarbeiterinnen haben sich vor kurzem zusammengethan, um in engem Zusammenschluß an der Not ihres Berufs zu arbeiten. Nur wer die Scheu und die Resignation kennt, die diesen einsam arbeitenden und in der Stille kämpfenden Frauen eigen ist, wird diesen Entschluß zusammenzuhalten recht würdigen. Die Frauen brauchen und verdienen die Sympathie jedes Christen. Gewiß ist die Redaktion freundlich bereit, Gaben zur Unterstützung der Heimarbeiterinnensache entgegenzunehmen. Es sollte nicht zu schwer sein, jährlich 1000 M. für diesen Zweck zusammenzubringen! Damit würde die Sache so wesentlich gefördert werden! Namentlich die Frauen müssen hier helfen und christlich-soziale Treue beweisen. Es wäre eine Freude, wenn der „Berliner Brief" ein klingendes Echo fände! Gerade draußen im Lande.*)

Vom Kampf der Straßenbahner ist es still geworden. Im Sommer ist nicht gut zu kämpfen. Der „Vorwärts" brachte die hämische Meldung, daß der Schaffner Ascher, der den Streik geführt hat, aber sich nicht dem sozialdemokratischen Verband fügen wollte, sich eine Kneipe von einem „Lotteriegewinn" gekauft hat. Mittlerweile hat er melden müssen, daß das Schwindel ist und daß Ascher gegen seine Verleumder klagen will. Eine andere Notiz im „Vorwärts" aber meldete, daß ein anderer Führer im Streik, Rathmann, im sozialdemokratischen Verband der Transportarbeiter als besoldeter Beamter angestellt ist.

*) Seit Oktober 1901 besteht eine „Ernst Böhme"-Stiftung des Gewerkvereins der Heimarbeiterinnen. (Hauptkassiererin Frl. Behm, Berlin W., Karlsbad 6.)

Berlin, 30. Juni 1900.

Jetzt reist alles. Auch die Narren sind unterwegs. Einer von ihnen ist neulich in einem der Hospize der Stadtmission eingekehrt. Den Bericht, den er darüber im „Vorwärts“ veröffentlicht, lohnt es komplett wiederzugeben, damit von des Verfassers kompletter — Natürlichkeit nichts verloren geht:

„Eine christliche Lösung der Trinkgelderfrage. Ein Fremder war, des christlichen Glaubens voll, ins Sündenbabel Berlin gekommen. Als eine Fügung des Himmels betrachtet er es, daß seine Blicke auf das Bahnhofsplakat gelenkt worden sind, welches kundgiebt, daß im Hospiz der Berliner Stadtmission eine rettende Insel vorhanden, wo fromme Sanftmut sich des fremd Irrenden annimmt und ihn vor Verführung und Ausbeutung liebevoll bewahrt. Die Freude des also glücklich den Gefahren der Großstadt Entronnenen mehrt sich, als er in dem Zimmer, das christliche Gastfreundschaft ihm in dem stattlichen Hause in der Mohrenstraße sorgsam bereitet hat, eine Bekanntmachung angeschlagen findet, worin der Gast dringend gebeten wird, sich der Unsitte des Trinkgeldspendens zu enthalten. Es ist schändlich, denkt unser Fremder, daß Se. Hochwürden, der Hofprediger a. D., Stöcker, dem alle diese christliche Liebesthätigkeit zu danken ist, sich im Sündenbabel so arg mit Undank und Spott gelohnt sieht. Selbst dem unschuldigen Nickel, den du Daheim im Honoratiorenstübchen doch gern dem aufwartenden Johann spendest, wird hier in einer peinlichen Bethätigung des demütig-christlichen Bruderschaftsgeistes das Hausrecht verweigert. Wie innig-religiös. Und zugleich welch ein Zeichen gesunden sozialen Fortschritts.

Der Gast im christlichen Hospiz wurde unsanft aus seinen Träumen aufgerüttelt, als ein Bruder in Christo ihm die Rechnung für den ersten Tag vorlegte. An sich schon stellte sich das Berliner Christentum als eine kostbare Erscheinung heraus. Ein Beefsteak, Bratkartoffeln und Schoten macht 2,15 M., ein Glas Bier 40 Pf., eine Weiße 40 Pf., einmal Thee mit Streuzucker 95 Pf. Donnerwetter sagte der Provinziale, das sind im christlichen Hospiz ja Preise, wie in — in den Amorsälen. Der Bruder in Christo, der die Rechnung präsentiert hatte, blickte ungeachtet des unheiligen Einspruches ruhig fromm zum Himmel empor und verzog seine schmalen Lippen erst zu einem von Milde und Mitleid getragenen Lächeln, als der Gast beim weiteren Studium der Rechnung einen noch viel greulicheren Fluch ausstieß. Neben den 5 M. und 55 Pf., die einzig für genossene Speisen und Getränke zusammenaddiert waren, fand sich nämlich noch ein Posten vermerkt und dieser lautete: Für Trinkgelder-Ablösung 75 Pf. Mit Grausen dachte der Gast daran, wie teuer nun wohl erst die eigentliche Zimmerrechnung komme, wenn die christliche Gastfreundschaft sich nicht allein das Essen und Trinken doppelt so hoch bezahlen lasse, wie ein nicht mit Bibelsprüchen geziertes Restaurant, sondern auch für das Patent einer christlichen Lösung der Trinkgelderfrage dem arglosen Fremden eine Kontribution in Höhe von 15 Proz. der gemachten Zeche auferlege!“

Ueber die Redeweise mit dem Verfasser zu rechten, hat keinen Zweck. Dieser mit christlichen Redewendungen witzelnde Jargon ist im lokalen Teil des „Vorwärts“ Mode und beleuchtet immer wieder die Ehrlichkeit des sozialdemokratischen Programmsatzes: Religion ist Privatsache. — Die Pastoren Göhre und Blumhardt müssen ja wissen, ob sie sich von ihren „Genossen“ den Hohn über einen „Bruder in Christo“ gefallen lassen wollen.

Daß der Reisende den Kellner für einen „Bruder in Christo“, soll wohl heißen Stadtmissionar, gehalten hat, mag man ihm zu gute halten: es ist niemals angenehm, eine Rechnung präsentiert zu erhalten; im Schreck hat der wunderliche Mann Gesichte gesehen.

Schließlich darf man ihm auch das Bedauern nicht versagen, daß er in seiner Unkenntnis in ein Hotel ersten Ranges geraten ist. Es giebt auch billigere Hospize, er hätte sich nur erkundigen sollen. Aber um auf Kosten der christlichen Liebe ein Geschäft zu machen, — dazu muß man nicht in einem Hospiz einkehren. Sondern die Hospize sollen für die Stadtmission einen Ertrag abwerfen. Offenbar erreichen sie ihren Zweck, denn sie sind fast stets überfüllt. Aber immerhin, es ist peinlich, unerwartet vor einer hohen Rechnung zu sitzen, also — unser Beileid!

Womit aber kann der Reisende und — der Vorwärts den Hohn über die Trinkgelderablösung entschuldigen? Seit langem ist es das Streben der besten Elemente der Kellner, aus der unwürdigen Trinkgelderexistenz herauszukommen. Der letzte Kellnertag hat sich gegen das Trinkgeld ausgesprochen, auch die sozialdemokratischen Kellner! In den Hospizen ist das Erstrebte längst durchgeführt; das System bewährt sich glänzend. Die Kellner und die Gäste fühlen sich dabei wohl und da kommt solch vornehmer Gast und solch „gesinnungstüchtiges“ Blatt und reißen dieses echt soziale System herunter! — Der Edle freut sich, als er liest, daß Trinkgelder nicht gegeben werden dürfen und dann wundert er sich über die — in jedem Zimmer anonzierte — Trinkgeldablösung! — Meint der Mann, daß die Kellner in einem christlichen Hause von der Luft leben sollen?

Herr Ströbel wird mittlerweile schon manchmal an das Sprüchlein gedacht haben: „Blinder Eifer schadet nur“. Der Haß gegen christliche Einrichtungen sollte nicht mit dem letzten Rest sozialen Verstandes davonkutschieren. Sonst wird der „Vorwärts“ noch Leiborgan von knauserigen Bierphilistern.

Reisezeit! Auch die Herrschaften verreisen. Viele entlassen ihre Dienstmädchen während der Ferien; während die Herrschaften am Strand oder im Wald sich ausruhen, können die Dienstmädchen bei den Vermietungsbureaus herumliegen und von ihren Ersparnissen leben. Wenn die „Gnädige" zurückkehrt, mietet sie ihr Mädchen wieder. Und in dem Kaffeekränzchen klagt sie über die mangelnde Anhänglichkeit der Dienstmädchen in unsern Tagen!

Andere verreisen und lassen das Mädchen als Hüterin des Hauses zurück. Sie ist dann ihr eigener Herr und kann mit dem Hausschlüssel nach Belieben schalten.

Reisezeit! Darum berief Herr v. Gerlach eine Dienstbotenversammlung. In der stilleren Zeit läßt sich für die Bewegung werben, die im vorigen Jahr begonnen ist. Eine große Zahl Mädchen folgte dem Rufe der Litfaßsäulen und hielt aus bis nach Mitternacht. Aber auch viele Herrschaften waren gekommen und eine Reihe junger jüdischer Sozialdemokraten.

Der Geist der Versammlung war nicht schlecht. Widerwärtige Szenen wie bei den Kellnerinnen kamen nicht vor. Die Mädchen waren fast alle in anständigen schlichten Sonntagskleidern gekommen. Die meisten saßen mit erwartungsvollen Mienen da. So ganz geheuer fühlten sie sich noch nicht bei ihrer „Bewegung".

Gerlach war Akteur, Tischendörfer leitete, Weinhausen beschloß die Diskussion. Die National-Sozialen sind rührig. Fast in allem, was sie gestern sagten, konnte man ihnen zustimmen. Natürlich, denn ihre Polemik richtete sich gegen Angriffe der Sozialdemokratie.

Zwei Dienstbotenvereine bestehen in Berlin. Einer, der gemeinsam mit Herrschaften seine Angelegenheit regelt. Der andere, der nicht an die Möglichkeit harmonischen Zusammenwirkens glaubt, sondern selbständig die Interessen vertreten will. Beide sind sehr schwach. Der eine hat es im ganzen Jahr auf 120 Mitglieder gebracht, der andere besteht wesentlich aus einem Vorstand.

Von beiden Vereinen sprachen in der Diskussion charakteristische Vertreterinnen. Für das Zusammenarbeiten mit den Herrschaften plädiert in sanften Mollakkorden ein freundlich behäbiges Zimmermädchen. Gegen die Harmonie-Duselei, für das selbständige Vorgehen kämpft mit hellen Durtönen eine Köchin mit scharfgeschnittenen Zügen und lebhaften Augen.

Sozialdemokraten unterstützten die Warnung vor der Harmonie mit den unglaublichsten Behauptungen: es giebt keine Interessen-

gemeinschaft zwischen Herrschaft und Angestellten! — Es war für die National-Sozialen leicht, diese Uebertreibungen zurückzuweisen und vor der Zersplitterung der eben anfangenden Bewegung zu warnen.

In der Gewerkschaft müssen alle Parteien zusammenstehen; oder sollen sich die sozialdemokratischen und die antisemitischen, die konservativen und die anarchistischen Dienstmädchen jede ihre eigene Gewerkschaft gründen? rief Herr v. Gerlach. — Mir scheint, es giebt noch keine politischen Dienstmädchen und das ist kein Schade! — Aber darum bin ich auch noch nicht völlig überzeugt, daß solche Dienstbotenversammlungen wirklich vorwärts helfen.

Auch ich wünsche Organisation der Dienstmädchen; aber ob das der Weg dazu ist? Ob der gestrige Abend dem Vereine viel Mitglieder geworben hat? Vielleicht giebt es doch noch erfolgreichere Wege; es kann wohl sein, daß zu den vorhandenen Vereinen noch andere treten.

Die Gesindeordnung wurde von Herrn v. Gerlach in scharfen Umrissen entworfen; er hat recht, mancher ihrer Züge muten einem an, wie Wundertiere aus der Vorzeit. Auch unter den Herrschaften beginnt es sich zu regen. Hier liegt eine große Aufgabe der christlichen Herrschaften: nicht nur als „kluge Egoisten“, sondern als Vorkämpfer sozialer Gerechtigkeit für die Sache der Dienstboten mit einzutreten.

In der Versammlung trat der jüdische Redakteur Perlmann auf, um für sein Dienstbotenblatt Abonnenten zu werben. Das erste Referat hatte Herr Dr. Stillich gehalten. Seinen Fragebogen, den er über die Dienstbotenfrage an Herrschaften und Dienstboten geschickt hat, habe ich wiederholt gegen Angriffe verteidigt. Nach seiner gestrigen Rede wird einem das schwer werden. Er bot seinen Gegnern zu breite Flächen. Daß sein Fragebogen angegriffen wurde, ist doch nichts so Fürchterliches! Und selbst den Zorn der Hausfrauen, der sich in anonymen Briefen entladen hat, dürfte Dr. Stillich mit mehr Gleichmut tragen. Jedenfalls ist es komisch, wenn er den höhern sittlichen Standpunkt der Dienstboten preist, weil er aus ihren Kreisen keine anonymen Briefe bekommen hat! Aus welchem Motiv hätten wohl die Dienstboten ihrem Vertreter anonyme Briefe schreiben sollen?

Neulich ist Dr. Leo Aarons, der bekannte Millionär und Sozialdemokrat, gegen den Alkohol zu Felde gezogen unter großem Beifall seiner Parteigenossen. Das sind gute Zeichen, die eine neue Wandlung in der Partei verkünden, deren Hierarchie zur Zeit noch auf den Budikern beruht.

R., 7. Juli 1900.

Skizzen und Glossen vom Charitastag. — Seit einigen Jahren haben die deutschen Katholiken entdeckt, daß im gläubigen Protestantismus wirklich noch Leben ist. Die evangelische Theologie steht vor dem Bankerott, aber 10 000 evangelische Schwestern sind eine Lebensmacht, schrieb ein katholisches Blatt. Pater Cyprian wies auf die gesamte Arbeit der deutschen evangelischen Innern Mission hin. Davon müssen wir lernen! — Das ist eigentlich ein ketzerisches Wort für eine Gemeinschaft, die unfehlbar geleitet wird. Steht der deutsche Katholizismus vor einer Reform? Seit 1896 hat sich ein katholischer Charitasverband gebildet, eine unverkennbare Nachahmung unserer Inneren Mission. Am 3.—5. Juli war der 5. Charitastag nach Berlin berufen. Der „Vorstoß" in die Reichshauptstadt wurde in den Reden gefeiert.

Man erzählt, daß maßgebende Katholiken sich des Baus der evangelischen Kirchen in Berlin freuen. Ihr baut für uns! Später werden unsere Priester darin opfern. Auf märkischem Sand wird die Entscheidung fallen, wer in Deutschland herrschen soll: Der Unglaube oder — Rom?

Von dieser Kampfesfreudigkeit war auf dem Charitastag nichts zu verspüren. Sind es die evangelischen Elemente, die modernen Anschauungen, die sich im Charitastag vereinigt haben? Mir war der Tag nicht katholisch genug. Ich wünschte nicht, daß bei den Kongressen für Innere Mission der evangelische Charakter so zurückträte wie hier der katholische. — Probst Neuber, der höchste katholische Würdenträger in der Mark, sprach von unseren „e v a n g e l i s c h e n M i t s c h w e s t e r n und M i t b r ü d e r n", die in der Bahnhofsmission weit voraus sind. — Darf man die verstoßenen Kinder so freundlich rühmen? Darf man zugeben, daß „wir alle in dem Dienst eines Herren stehen?" Elisabeth Fry nannte den Redemptoristenpater Rösler „den Engel der Gefängnisse"; die Redemptoristen sind seiner Zeit mit den Jesuiten ausgewiesen, weil sie ihnen zum Verwechseln ähnlich sind und — Elisabeth Fry gehört einer protestantischen Sekte an! — Pater

Rösler betont gegenüber einer Journalistenüberschwänglichkeit, daß die Ordensschwestern keine Engel sind; es giebt auf der Erde keine Heiligen. — Er nannte sie dann doch wieder die Bräute Christi, aber ganz stimmt das nicht zusammen.

Maria kam an diesem Tage nicht zu ihrem Recht. Immer wieder riefen die Redner zur Nachfolge Christi; in seinem Geiste wollen wir wirken. Am Kreuz ist die Charitas erblüht; durch die Gnade sind die Ordensschwestern, was sie sind. — Das Christentum schätzt Verzicht auf die Ehe weder an Mann noch Frau, sondern es sieht auf die Motive: geschieht es, um Gott besser zu dienen? Darum „hat die Jungfräulichkeit nur Wert, wenn sie sich mit der caritas verbindet". — In dem allen erklangen evangelische Gedanken.

An der offiziellen „Unterwürfigkeit" unter den hohen Episkopat fehlte es nicht. Aber einmal klang es fast rebellisch, als ein begeisterter Mäßigkeitsfreund ausrief: „Der Papst hat den Beitritt zum Blauen Kreuz und zum Guttemplerorden verboten, — aber was bieten wir statt dessen? — Die alten „Bruderschaften" genügen nicht; ihr schweres Gelübde verwirrt die Gewissen; wir brauchen „Vereine", ein Kreuzbündnis, das wir ja dann meinethalben unter den Schutz der heiligen Familie stellen können."

Das alles kam frisch von der Leber. Der Einfluß der Kaiserstadt wirkte wohl mit; in katholischen Landen hätte mancher Ton andere Musik gemacht. Ob sich die Geister in der Freiheit wohl fühlten und darum so frei dachten? — Oder ist alles nur kluge Berechnung, um uns Evangelische sachte herüberzuziehen?

Der Vorsitzende ist ein junger Freiburger Priester, Mitte der Dreißiger. Er soll in Rom, im Missionskollegium erzogen sein. Darum wittern manche in ihm den Jesuitenzögling. Dr. Werthmann ist ein Liebling des Papstes, der ihn zum päpstlichen Kämmerer ernannt und ihm damit ein buntes Gewand verliehen hat. Monsignore eröffnet die Sitzung in Gala mit violetter Schärpe. Er versteht es auch, kritischen Momenten mit freundlich lächelnden Mienen zu begegnen; seine Augen blicken klug. — Er enthält sich jeder Meinung, als das evangelische Fräulein Mellien wegen der kirchlichen Verwahrlosung der katholischen jugendlichen Gefangenen in den Gerichtsgefängnissen, namentlich in Charlottenburg, Klage erhebt. Probst Neuber hat die fatale Aufgabe, Fräulein Mellien für ihre weitherzige Fürsorge für Kinder der anderen Konfession zu danken und doch zu

konstatieren, daß in Charlottenburg alles in Ordnung ist. Die Sache liegt in den Händen der kirchlichen Behörden und da ist natürlich alles in Ordnung. Diese Aussage wiederholt er am anderen Morgen noch einmal und es klingt wie Selbstverteidigung.

Kritisch war es auch, als der Durchgänger-Kaplan Maliske den Pater Rösler preist als einzigen Kleriker, der etwas von der Frauenfrage versteht; und „unter den katholischen Frauen giebt es keine einzige, die wissenschaftliche Kenntnisse von der Frauenfrage hat". — Ein schlimmes Wort auf dem ersten katholischen Frauentag, vor einem Parterre von 400 Damen! Aber Dr. Werthmann bricht die scharfe Spitze ab: Nach einem Jahre wird hoffentlich der Vorwurf unberechtigt sein, daß keine katholische Frau etwas von der Frauenfrage versteht.

Die Damen waren zur Diskussion aufgefordert und eine Dame hielt ein Referat über die schulentlassene weibliche Jugend. Die Kirche hat damit das Schweigegebot für die Frau aufgehoben!

Die Begründung der Charitasbestrebungen war sehr flach. Wieviel tiefer hat sich die Innere Mission ihren Grund gegraben im Glauben, der in der Liebe thätig ist, während der Charitasverband nur proklamiert: „planmäßige Förderung der Werke der Nächstenliebe". — Nur gelegentlich trat der Gedanke zu Tage: damit dienen wir unserer Kirche; in dem Vortrage über die „Charitas" in Berlin marschierten nebeneinander die kommunalen, evangelischen, interkonfessionellen, jüdischen und katholischen „Liebeswerke".

Der interessanteste Referent war Pater Rösler. Durch den Verkehr mit ihm ist Frau Gnauck-Kühne katholisch geworden. Er ist einer der asketischen Priestergestalten; eine zarte Figur mit durchgeistigtem schmalen Gesicht. Er gab in zweistündigem Vortrag einen Ueberblick über die Liebesarbeit, die durch Frauen und an Frauen geübt wird. Er spricht schlicht und klar; nur darum war es ihm möglich, seine Zuhörerinnen so lange beisammen zu halten. Seine Einleitung über das Verhältnis von Liebe und Gerechtigkeit behandelte das Problem, das uns Christlich-Soziale beständig bewegt. Von der Lösung des Problems hängt die Berechtigung christlich-sozialer Arbeit ab. Haben Gerechtigkeit und Liebe nichts mit einander zu thun, dann muß der Bindestrich fallen, der Christlich-Sozial zusammenbindet. Aber Pater Rösler hat Recht, daß die Liebe sich auf der Gerechtigkeit gründen muß und die Gerechtigkeit in der Liebe sich verklären muß. Das gilt nicht

für die Freunde religionsloser Moral, aber das gilt für die Christen. Daß Innere Mission und soziales Wirken sich nicht trennen lassen, sondern einander fordern, das hat Pater Rösler ausgeführt.

Ein Alltagsreferat bot Pater Drammer über die Arbeit an der schulentlassenen Jugend. Leider wurde nicht auf die Verwahrlosung der Slowakenjungen hingewiesen, um die sich die katholische Kirche bisher nicht gekümmert hat.

Frau Gnauck-Kühne war anwesend. Es war zu erwarten, daß sie — nicht sprach. Die Provokation Maliskes war vergeblich; aber „die gut unterrichtete Dame" wird wohl die Leitung der für Berlin beschlossenen katholisch-sozialen Frauengruppe übernehmen.

Auch ein Charitas-Verband für alle katholischen Anstalten und Vereine in Berlin ist begründet. Das Geheimnis und den Wert der Organisation hat die katholische Kirche von jeher erkannt. Schon jetzt giebt es 400 katholische Schwestern in Berlin und nur 735 evangelische; das Verhältnis dürfte sich künftig noch ungünstiger gestalten.

Auf dem Kommers, mit dem im Leohospiz der Charitastag gefeiert wurde, gab es als Haupt-Attraktion: lebende Photographien eines Kinematographen. — Panzerschiffe, Feuerspritzen, Kanonen und Eisenbahnen brausten vorüber; eine Prozession zog einher; zum Schluß erschien der Papst, ließ sich von seinem Kämmerer auf eine Bank mitten auf der Bühne geleiten, legte den Hut fort, wischte sich den Schweiß ab, nahm mit zitternden Händen die Brille ab und — erteilte freundlich lächelnd der Versammlung seinen Segen. — Wenn ich katholisch wäre, würde mich der Gedanke aufs tiefste verletzen, daß der Papst veranlaßt sein könnte, sich segnend photographieren zu lassen. — Auch in katholischen Kreisen hat man das als „Farce" empfunden.

Ein reizende Episode zum Schluß. Legationsrat von Kehler brachte auf dem Kommers ein Hoch auf Papst und Kaiser aus. Die Musik soll das „Papst- und Kaiserlied" spielen. Kaum erklingt die „bekannte Melodie", da stimmt alles an „Deutschland, Deutschland über alles"; einige versuchen den „richtigen" vorgedruckten Text zu singen, aber das deutsche Lied behauptet das Feld. Erst als der Vers verklungen, kann der Leiter sagen: „Und nun singen wir nach der gleichen Melodie das Lied No. 1: „Heil dem Papst und Heil dem Kaiser."

R., 21. Juli 1900.

Es ist sehr freundlich, daß einige verwunderte und entrüstete Fragen zu mir gedrungen sind: Wo bleibt der Berliner Brief? Ich fühle mich sehr schuldbewußt, aber — was soll man thun?

Wenn es meine Aufgabe ist, Stimmungsbilder aus der Reichshauptstadt zu zeichnen, so war mein letzter ausgebliebener Brief vortrefflich. Für den Berliner giebt es jetzt nur noch eins: — schweigen. Entweder er ist verreist, wie ich, und staunt über den nachgesandten Lokalanzeiger, der täglich auf vielen, vielen Bogen Papier nichts, aber auch gar nichts berichtet. Oder er sitzt in Berlin und fühlt sich allmählich zerfließen, die Tinte trocknet in der Feder, das Papier fängt im Schatten an zu sengen, wer soll da schreiben?

Wenn ich in Berlin wäre, ginge ich sicher zu dem Hause, wo die geheimnisvollen, hinterlistigen Zopfträger wohnen. Herr v. Bülow hat ihnen jetzt verboten, nach Peking zu melden, was bei den dummen Europäern passiert. Bisher konnten sie das fröhlich thun. Sie wissen, warum sich alle Welt, Herr v. Bülow, aber auch Herr Scherl den Kopf zerbrechen. Wie geht es den armen Europäern in Peking? Die Schlitzaugen mit den unaussprechlichen Namen wissen es genau, aber nicht einmal „unserem Spezialberichterstatter“ gelingt es, etwas aus ihnen herauszubekommen. Ein Interview für die „Woche“ würde gewiß Buchstabe für Buchstabe mit Gold bezahlt, aber die Habsucht der Asiaten muß doch ihre Grenze haben. Sie stellen sich dumm und schweigen. Eine Zeit lang haben sie sich nicht auf die Straße gewagt; sie fürchteten sich vor den Berliner Straßenjungen. Dann haben sie sich Perücken gekauft und den Zopf untergebunden, sie thaten, als wären sie zu Hause. Jetzt gehen sie wieder frank und frei und — der Zopf der hängt ihm hinten!

So gar lange ist es noch nicht her, daß der olle ehrliche Li-Hung-Tschang Berlin mit seinem Besuch beehrte. Was haben sie ihn angestaunt und gefeiert. Wieviel Sektflaschen haben sie mit ihm vertrunken; und er sagte so viel Schönes und Gutes und die Freundschaft war wirklich so ehrlich und fest! Hinterher gab es verdutzte Gesichter, weil er die gleichen schönen Reden geradeso auch in den anderen Ländern hielt, durch die er reiste und die er studierte. Die Be-

stellungen bekam dann England, und die anderen guten Freunde saßen daneben und hatten nur die Ehre gehabt. Damals hatte er immer seinen kostbaren Sarg mit sich. Was hat man darüber gespöttelt. Nun denkt er noch gar nicht daran, sich begraben zu lassen, sondern setzt die ganze Welt in Bewegung. Was mag er wohl in seinem stillen Schlafkämmerchen über all seine guten Freunde in Europa und Amerika denken? Ob er sie nicht alle für ziemlich minderbegabt ansieht und sich selbst als oberschlau taxieren muß? Jetzt reist der alte Herr wieder einmal und wird all den französischen, englischen, russischen und deutschen Generalen und Admiralen wieder das alte freundliche Gesicht machen, bis sie ihn nach Peking durchgelassen haben. Dann denkt er sich wieder sein Teil!

Vor der chinesischen Gesandtschaft stehen zwei Kriminalpolizisten und ein richtiger Schutzmann Wache. Worauf sie wohl passen? Auf die, die hineingehen oder auf die, die herauskommen?

Der Krieg um das Pilsener Bier hat mittlerweile schon sein Ende gefunden. Die Berliner haben auf der ganzen Linie gesiegt. Die Tschechen müssen die Kriegskosten zahlen; das Publikum trank einfach kein Pilsener Bier mehr, nachdem es teurer geworden war. Da mußte schon die böhmische Brauerei den erhöhten Zoll selbst decken. Erst flogen die Kanonenkugeln nur so hinüber und herüber; der Lokalanzeiger brachte Entrüstungserklärungen von beiden Seiten. Nun ist Frieden. In den weiten Hallen der Bierpaläste fließt wieder der goldige Trank. Und wer den Tag über auf den heißen Straßen und den dumpfigen Bureaus ein stundenlanges Luftbad von über 30 Grad nehmen mußte, dem wollen wir sein Glas Pilsener gönnen. Der Aermste. Am andern Morgen geht das heiße Bad von neuem an!

Zur rechten Zeit kommt eine halbamtliche Erklärung, daß für die Verkäuferinnen in den Läden an Sitzgelegenheit bis auf weiteres nicht zu denken ist. Bei der Novelle zur Gewerbeordnung hatte der Reichstag energisch den Wunsch geäußert, eine gesetzliche Bestimmung zu schaffen, die den Kaufherren verpflichtet, für Sitzgelegenheit für das Personal zu sorgen. Soviel ich mich erinnere, waren es schließlich allein die Sozialdemokraten, die darauf bestanden, solche Bestimmung gleich mit zu beschließen. Die anderen Parteien ließen sich vom Grafen Posadowsky beruhigen, daß der Bundesrat demnächst eine entsprechende Schutzverordnung erlassen werde! Und jetzt wird angekündigt, daß der Erlaß der Verordnung nicht so bald zu erwarten sei! Die Schwierigkeiten seien zu groß! — Die armen Verkäuferinnen mögen sich also

weiter in der Hitze im Stehen üben und sich damit trösten, daß später einmal der Erlaß doch wohl kommen wird! — Daß man doch immer wieder der Sozialdemokratie billige Triumpfe verschafft! Sie wird fröhlich die vertrauensselige Mehrheit und die Regierung mit ihrem Versprechen auslachen! — Und lustig werden weiter die Kontrakte unterschrieben werden, die den Verkäuferinnen verbieten, sich zu setzen! — Wenn man durchaus keine eigene Verordnung zu Stande bringt, hätte man ja die englische abschreiben können. Dort sind die „Schwierigkeiten" überwunden.

Das Versammlungsleben ruht nicht ganz, denn in den Werkstätten giebt es ja noch keine Ferien. Einzelne große Geschäfte beginnen erst damit, ihren Angestellten 14 Tage bezahlten Urlaub zu geben. Die Plätterinnen in den Plättstuben, wo alle Wäsche geplättet wird, haben ihren Sommerfeldzug mit einem kleinen Erfolge zu Ende geführt. Die Löhne sind ein wenig besser geregelt. — Die Dienstbotenbewegung wird von Herrn v. Gerlach weiter in Fluß gehalten. In der letzten Versammlung sollen Dienstboten tapfer vom Leder gezogen haben. Dennoch ist eine Besserung der vielen Kalamitäten in der Dienstbotenfrage auf diesem Wege wohl kaum zu erhoffen.

Aus dem großen Berlin weiß ich mehr nicht zu berichten. Ja, wenn ich von den kleinen Berlinern erzählen dürfte! Alle Tage kann man mit ihnen in den Ferien wundervolle Geschichten erleben. Vor dem Hause haben wir Roggen- und Haferfelder. Der Roggen ist gestern geschnitten und die Berliner Kinder haben lustig die Garben zusammengetragen. So standen die Garbenbündel in Reih und Glied, ehe das ersehnte Gewitter kam und — vorüberzog. Jetzt spielen sie auf dem gemähten Feld hinter den Garbenbündeln Versteck mit Anschlag. So gut geht es in Berlin doch nicht! — Ganz dicht am Hause haben wir den Wald; was man da gut spielen und ausruhen kann! Da haben wir neulich ein großes Kinderfest gefeiert, und zum Schluß zogen wir alle zum Karussell! In Berlin kann man sich das Vergnügen nicht gut leisten. Aber hier ward's Ereignis! — Was die Kindergesichter hier braun werden! Wie sich die kleine Gesellschaft hier austoben kann! Da denke ich an die vielen blassen Kindergesichter, die niemals hinauskommen und darum immer blaß bleiben. Da steckt ein schweres Stück der sozialen Frage; jeder, der in den Ferien ausruhen kann, nimmt eine große Aufgabe mit nach Hause. Es ist ein gut christlich-sozialer Wunsch, daß alle Kinder fröhlich sein sollen, und dazu gehören Ferien und Wald und Feld.

W., 29. Juli 1900.

Ueber den internationalen Textilarbeiterkongreß in Berlin habe ich nicht berichtet. Es hätte sich wohl gelohnt. Noch jetzt gehen die Urteile in den Blättern über ihn hin und her. Jedes größere Blatt brachte einen ausführlichen Bericht, der sehr lehrreich zu lesen war. Ich ahnte von dem Ganzen nichts; denn ich las in der Ferne den „Lokalanzeiger". Das soziale Interesse dieses Weltblattes ist außerordentlich schwach entwickelt. Leider ein untrüglicher Wärmemesser für die soziale „Wärme" der Luft, in der das allzu maßgebende Philistertum atmet. Mag sein, daß in dem Papierwust, unter den tausend überflüssigen Nachrichten aus aller Welt, mit denen er sein Publikum überschüttet, auch der Kongreß erwähnt war. Welch interessante Tagung da stattfand, davon hörte man nichts!

Es ist eine wahre Freude die Wirkungen des Tages zu beobachen. Unsere deutschen Sozialdemokraten bekommen ordentlich etwas zu hören. Und sie haben es reichlich verdient. Sie haben sich mit ihren überspannten doktrinären Forderungen mal wieder ordentlich festgefahren. Freilich viele von den Herren, die über sie die Nase rümpfen, ahnen nicht, wie komisch sie dabei aussehen! Da werden die verständigen englischen Arbeiter gelobt, und wir stimmen tapfer in das Lob mit ein. Aber warum waren wohl die englischen Arbeiter so verständig und die deutschen so borniert? Doch wohl darum, weil die einen in Freiheit ihre Interessen haben vertreten können und so aufgewachsen sind in der Schule der Selbständigkeit, des tüchtigen Selbstbewußtseins und des Gefühls der Verantwortlichkeit! Aber bei uns werden die Arbeiter ängstlich beobachtet, wenn sie sich daran machen ihre Interessen wahrzunehmen, bei uns kann man sich immer noch nicht dazu entschließen sie als vollkommen gleichberechtigten selbstständigen Faktor im wirtschaftlichen Leben anzuerkennen. Bei uns werden sie noch immer angesehen als die Undankbaren, Unzufriedenen. Drüben erscheint es selbstverständlich, daß sie ihre Interessen selbst wahrnehmen. Es ist ja freilich eine wundervolle Zeit, wenn man noch einen Wunschzettel schreiben kann zu Weihnachten, so prachtvoll

lang und so prachtvoll unverständig, daß man selbst nicht an die Erfüllung all der Wünsche glaubt. Aber man wünscht recht viel und freut sich und wartet und bekommt dann wohl auch etwas. Und wenn es dann gar zu wenig ist, ist man eine Weile enttäuscht und wünscht sich zum nächsten Weihnachten wieder Sonne, Mond und Sterne. Wünschen kostet ja nichts! Aber schließlich hat die schöne Zeit der Wunschzettel doch ein Ende. Wenn der Junge sich selbst verdienen muß, was er braucht, wird er in seinen Wünschen verständiger und bescheidener. — Es wird ein großer Fortschritt sein, wenn man von wohlgesinnter Seite die deutschen Arbeiter nicht mehr — in bester Meinung — als Kinder behandelt, sondern als Männer, die sich erwerben, was sie brauchen. Der utopistische Wunschzettel wird dann schnell zusammenschrumpfen. Und Liebknecht, der Knecht Ruprecht mit dem geheimnisvollen Sack voller Wunderdinge, wird dann definitiv ausgelacht werden. So lange freilich selbst ein Blatt wie der „Reichsbote" den Textilarbeitertag als internationalen „sozialdemokratischen" Kongreß behandelt, hat es mit dieser Hoffnung noch gute Weile.

Er blamiert sich wirklich herzhaft, der gute alte Mann im „Vorwärts". In Italien und Frankreich verstehen die Sozialdemokraten die Notwendigkeit des Zuges nach China. Nur in Berlin sitzt ein Mann, der an der Spitze der modernsten Bewegung zu marschieren meint, und sich täglich im Spiegel besieht, ob ihm noch immer nicht der Zopf wächst! Alle die Nichtsnutzigkeiten der würdigen Witwe in China kann ich verstehen, wenn sie auch nicht sehr schön sind. Sie nimmt eben ihre Interessen wahr; nach chinesischer Manier. Aber wie ein deutscher Sozialdemokrat mit ihr Arm in Arm marschieren kann, das kann man nicht verstehen. Oder doch? Hört ihr aus Liebknechts Hymnen auf die chinesische Kultur und aus seinem Rasen gegen die, die über die chinesische Mauer klettern wollen, die Angst des alten Mannes, der die Hoffnung seiner Jugend zu Grabe tragen sieht? Er hoffte den Tag zu erleben, wo die „Proletarier aller Länder" Hand in Hand das Reich der Herrlichkeit auf Erden bauen würden. Wehe! wenn nun China aufgeschlossen wird, wenn es in den Kreis der Völker tritt, die gemeinsam den neuen Weg suchen! Ehe aus den 400 Millionen die Kulis sich zu modernen Proletariern entwickelt haben, wer wird das erleben! Liebknecht sicher nicht. — Solange sie hinter ihrer Mauer saßen, konnte man sie ignorieren. Sie wurden nur unbequem, wenn sie herüber kamen und die Löhne drückten. Aber mit dem Tage von Kiautschou begann für die Bewegung des modernen Proletariats

eine neue Epoche ganz neuer Aufgaben. — Das „Endziel" entschwebte, und ein Windstoß praktischer nationaler Politik fuhr in die internationalen Träume und weckte manchen Träumer auf. — So wollen wir des alten Liebknechts Schmerz verstehen und zu seinen chinesischen Balladen freundlich lächeln. Ernst nimmt ihn ja doch keiner mehr, und die Zeit ist nahe, wo ihm seine Partei einen — wahrscheinlich kärglichen — Ehrensold bewilligt und ihn bittet, seinen Gänsekiel ihrem Raritätenkabinett einzuverleiben.

China wirkt nicht nur auf die sozialen Kämpfe und Fragen; die schweren Probleme, um die beständig die Geistesbewegungen fluten, werden aufgerollt: Christentum und Politik — das ist wieder einmal ein aktuelles Thema. — Es ist immer aktuell, aber in stillen Zeiten kann man sich daran vorbeidrücken. Die persönliche Verantwortlichkeit am Gange der großen Dinge des öffentlichen Lebens kommt vielen nicht so zum Bewußtsein. Es geht alles, wie es eben geht, und darum wollen wir Christen uns mit diesen weltlichen Dingen nicht die Hände beschmutzen, sondern still jeder für sich und noch schöner in friedlicher Gemeinschaft unseres Glaubens leben. Da kommt nun eine Bewegung, die auch den Stillsten im Lande Interesse abnötigt, die gewaltige Aufgaben gerade den Christen, den Freunden der Mission mitbringt. — Die „Kölnische Zeitung" in ihrer cynischen Weise bringt es fertig, gegen die Mission nach der Staatspolizei zu rufen. „Es kommt gar nicht darauf an, daß man den Kulis das Christentum aufdrängt." Das war ungefähr die Höhe, von der aus sie zu dem Problem Christentum und Politik Stellung nahm! Diese „Kölnische" ist das führende Blatt im Westen, auch in vielen Christenhäusern täglicher Gast. Ich erinnere mich kaum, außer im Kleinen Journal, in einem Berliner Blatt solche boshafte Beurteilung der Mission gelesen zu haben. Und da rühmt man uns immer den christlichen Westen! Wieviel lebendige christliche Gemeinschaften dort! Und doch darf das vornehme Weltblatt, dem auch Christen ihre Feder leihen, furchtlos und dreist die Mission höhnen. Das war mir ein sehr interessantes Streiflicht zur Beurteilung des Problems.

Zur selben Zeit hörte ich von einem ernsten Christen als Grund gegen die Beteiligung der Christen an der Politik das uralte Wort: „Politik verdirbt den Charakter." Verdirbt nicht auch die „Gemeinschaft" manchen Charakter? Wäre es nicht die Konsequenz dieses Christentums, daß wir in die Einsamkeit der Wüste fliehen und — auch dorthin das trotzige und verzagte Herz mitnehmen? Sie ziehen

die Konsequenzen nicht! Darum kommen sie so leicht über das Problem hinweg. China wird manchen nötigen, Konsequenzen zu ziehen! Dann wird manch Vorurteil gegen unser christlich-soziales Arbeiten aufhören. Zur Zeit stehen die Vorurteile noch wie die Berge in die Höhe.

Es ist eine Freude zu spüren, wie die ernsten Christen sich mehr und mehr sammeln. In ihrer Gemeinschaft ruht die Kraft der Erneuerung, auch für die sozialen Schwierigkeiten. Wir lassen uns nicht aus ihrer Gemeinschaft fortdrängen, sondern wollen es immer fester als unsere besondere Aufgabe ins Auge fassen, die dort ruhenden Kräfte zur Arbeit lebendig zu machen.

Bisher wird die Chinapolitik getragen vom katholischen und vom geschäftspolitischen Geiste. Die Evangelischen werden nur gelegentlich als eigentlich Schuldige erwähnt. Schon regen sich die Geister, um falsche Beschuldigungen abzuweisen. Es wird gelten auf der Hut zu bleiben, damit nicht durch China Roms Einfluß in Deutschland noch mächtiger wird.

Gerade dem evangelischen Gewissen entstehen ernste Sorgen aus der deutschen Chinapolitik. Es waren nicht evangelische Missionare, um deren Ermordung willen Kiautschou gepachtet wurde; wir wollen auch weiter die Interessen unserer Mission und der Politik scharf von einander halten.

Hätten wir einen mächtigen politisch geschulten evangelischen Volksgeist, bis in die Nuancen der Kaiserreden hinein würde man es merken. Der Kaiser braucht ein hinter ihm stehendes begeistertes Volk. Er schlägt die Töne an, die geeignet sind, Begeisterung anzufachen. Weil der lebendige evangelische Geist keine Macht im Volke ist, kann man in solchen ernsten Zeiten nicht mit ihm rechnen. Wir alle empfinden den Schaden.

Freilich, daß der „Lokalanzeiger" zum offiziellen Vermittler und Träger der Begeisterung gemacht wird, war doch nicht nötig. Wer von der Hofgesellschaft ist denn dafür verantwortlich, daß dies Blatt „allein von der gesamten Presse" in der Lage war, die gekürzte Kaiserrede mit dem mißverständlichen Passus über das Pardongeben zu bringen? Damit wird der Sache nicht genützt. Wie ein Parvenu wirft sich das Organ in die Brust: „wir brachten die Nachricht zuerst." „Wir habens dazu!" Es ist ein peinlicher Gedanke, unsern Kaiser von „unsern Spezialberichterstattern" umgeben zu wissen.

W., 6. August 1900.

Draußen in der Schönhauser Allee — ganz draußen im Norden von Berlin, wo die Häuser anfangen seltener zu werden und Felder sich noch immer behauptet haben, wo am Horizont sogar Windmühlen auftauchen, da haben die Italiener ihre Kolonie. Die armen Italiener, die als Maurer, als Gipsfigurihändler, als Erdarbeiter sich im kalten Norden erwerben müssen, was ihnen die sonnige Heimat nicht bietet, des Lebens Unterhalt. Eine große Fabrik ist dort draußen, in der die Drehorgeln gebaut werden, Leierkästen sagt der Berliner aufleuchtend oder schaudernd. Auch dort arbeiten Italiener. Der Mittelpunkt für alle ist eine kleine lustige Kneipe mit Veranda und schattigem Vorgarten. Dort verschenkt Wein, Bier und Schnaps ein italienischer Wirt. Bis vor kurzem war es ein stattlicher, wunderschöner Mann mit blitzenden schwarzen Augen und glänzendem dunklen Schnurrbart. Er war berühmt in der ganzen Gegend, der schöne Italiener. Vor kurzem ist er gestorben. Aber seine Kneipe versammelt weiter die braunen Söhne des Südens. Die Mauer ist noch immer grün-weiß-rot angestrichen, dort ist Italien in Berlin. — Dort denken sie ihrer Heimat mit Sehnsucht, vielleicht auch mit Groll. — Die Heimat hat für sie nicht Raum. Ist es zu verwundern, daß in den italienischen Kolonien in der Fremde manch unheimliche Gesellen aufwachsen?

Wo sind die Italiener nicht? Wo eine besonders schwere oder eine besonders schlechte Arbeit zu thun ist, da holen sie sich um billiges Geld Italiener. Hier, in der Stadt der Sommerfremden, sind die Italiener auch eingezogen. In einem großen Granitwerk, das ein hannoverscher Jude mitten im lieblichen Thal errichtet, da klopfen nun von früh bis spät die Söhne der Fremde die Steinblöcke. Ich habe auch einen flüchtigen Blick durch die Fenster ihrer Schlafhäuser gethan. In zwei Schichten übereinander liegen da die Strohsäcke nebeneinander. Sie werden, so zusammengepferdcht, sicher prächtig schlafen. Wir wollen nicht sentimental werden. Es giebt viel schlechtere Wohnlöcher in deutschen Landen. Aber daß eine solche heimatlose, familienlose, zusammengepferchte Schar gutes Ackerland ist für unruhige Gedanken,

ist doch gewiß. Die meisten nehmen ihr Los, wie es fällt; sie sind viel zu stumpfsinnig, um sich Gedanken zu machen. Aber laßt nur einen Italiener mit Bildung und Leidenschaft und Geist hinwandern über die Länder und überall seine Landsleute als die Lastträger, als die Parias und Kulis finden, und in der Heimat sieht er nichts als Parteigezänk und Geschäftspolitik, keine einzige That, um den fernen Söhnen das Leben in der Heimat zu ermöglichen, wie wird er wieder zur Heimat zurückkehren?

Ich kannte eine feingebildete junge Italienerin. Sie war im Kloster erzogen, zur Lehrerin ausgebildet, sie liebte ihre Klostermutter, obwohl sie nicht gar zu sehr an ihrer Kirche hing, sie liebte Dante und Italien und ihre wunderschöne Königin. Und mit gleicher Leidenschaft haßte sie Crispi, den bösen Mann, das Unglück seiner Nation, der nur niederwirft und Wunden schlägt, aber keine Wunde der Gedrückten heilt. — Bald nach ihrer Heimkehr erhielt ich von ihr aus Rom den Avanti, den römischen „Vorwärts". Sie schrieb — una socialista — darin einen flammenden Artikel für die edlen Prinzipien der Freiheit und Gerechtigkeit der Sozialdemokratie. — —

Nun wohl — die Halbbildung schlecht erzogener und innerlich verlumpter Geister mag wohl von ihrem Haß über die Sozialdemokratie hinaus zu den verrückten „edlen" Prinzipien des Anarchismus getragen werden. Und wenn sie sich dann so hübsch breit machen darf wie in Paterson, wenn sie unter den Augen, ja unter dem Schutz der Regierung mit Königsmord renommieren und Königsmord feiern und Königsmord beschließen darf, so kommt es dann zu furchtbaren Thaten wie in Monza.

Wenn es wirklich wahr ist, daß in Amerika das Komplott geschmiedet ist, und daß die Genossen des Mörders dort bekannt sind — haben sie sich doch zusammen photographieren lassen (wir dürfen wohl hoffen, das Bild demnächst in der „Woche" zu sehen) — und die edlen Amerikaner weigern sich, die Verbrecher auszuliefern, so sehe ich nicht ein, warum sich nicht in allen monarchischen Ländern Gesellschaften bilden sollten mit dem ausgesprochenen Zweck, Herrn Mc. Kinley sein leibliches Leben möglichst ungemütlich zu machen! Was dem einen recht ist, ist dem andern billig. Vielleicht hilft das dazu die Einigkeit in der Bekämpfung des Anarchismus herzustellen. Denn ohne internationale Einigkeit wird grade hierin nichts zu Wege kommen.

Erster Paragraph der internationalen Gesetzgebung gegen den Anarchismus müßte sein: über anarchistische Verbrechen darf nichts gedruckt werden, was nicht vom Staatsanwalt gebilligt ist. Die jetzige Manier der Berichte über das Verbrechen in Monza war wieder ganz danach angethan, die Welt konfus und die Anarchisten interessant zu machen. Und das dürfte das Gefährlichste sein. Denn etwas vom eingebildeten Narren hat bisher doch in jedem dieser „politischen“ Verbrecher gesteckt. Ihr Name geht durch die Blätter der ganzen Welt, alle schimpfen auf ihn — „natürlich, die Philister“, — aber alle nennen ihn doch und das ist die Hauptsache! Der „Lokalanzeiger“ hat es wieder einmal fertig gebracht, seine Abonnenten mit den Bildern der beiden anarchistischen Verbrecher der letzten Woche zu belästigen. Wem liegt wohl etwas daran diese uninteressanten Gesichter zu sehen, — wem außer den Herren Anarchisten und denen, die es werden möchten und die schon davon träumen, auch einmal in dem „Weltblatt“ zu prangen?

Wenn sich die Mächte trotz dieser neuen schrecklichen Mahnung nicht zu gemeinsamer Abwehr zusammenfinden, — in Deutschland können wir noch am ehesten es aushalten. Wir haben auch Anarchisten; natürlich, was hätten wir nicht? — Jeden 18. März tragen sie schwarze Kränze auf die Gräber im Friedrichshain. Aber die meisten sind ungefährlich. Zwei Typen lassen sich unterscheiden, die sehr wenig miteinander gemein haben, die wissenschaftlichen Träumer und die halbwüchsigen Schwätzer.

Egidy nannte sich Edelanarchist. Jeder Angriff auf ein Menschenleben wäre ihm Verrat an der Sache der Menschheit gewesen. — Auf dem Sophienkirchhof unter alten Fliederbüschen ruht Max Stirner. Alle Gräber ringsum sind zerfallen. Sein Grab bedeckt eine mächtige rote Granitplatte, die nichts als seinen Namen trägt. Er war vergessen und sein Grab zerfallen; da sind von fernher Leute gekommen und haben sein Grab entdeckt und die Granitplatte gestiftet. Wer war Max Stirner? — Ein alter deutscher Gelehrter, ein rechter Bücherwurm und — ein Anarchist! Er schrieb ein Büchlein: „Der Einzige und sein Eigentum.“ Bei Reklam ist es billig zu kaufen. Das ist nun für viele Anarchisten, was unser einem der kleine Katechismus ist.

Mit großem Amusement denke ich an ein Redeturnier, das wir einst in öffentlicher Versammlung mit Anarchisten hatten. Das waren welche von der andern Sorte. Latschige Pantoffeln an den Füßen,

Ballonmützen auf dem Kopf und ein schmutziges Halstuch umgewunden. Rechte dumme grüne Jungens. Und ihr Haupttrumpf: „Lesen Sie man erst Max Stirner!“ Was hätte Stirner zu solchen Verehrern gesagt?

Der schärfste Staatsanwalt wird nicht Egidy und Stirner für das Verbrechen in Monza haftbar machen wollen. Anderseits ist ebenso sicher, daß die lumpigsten Attentäter mit ihrer „Weltanschauung“ renommieren; wieviel unverdaute, zusammengestohlene Brocken auch aus den Schriften der Edelanarchisten und abstrakten Philosophen mögen darin herumschwimmen.

Es ist eben auch gegen den Anarchismus nur mit christlich-sozialen Grundsätzen erfolgreich zu operieren. Die geistige Atmosphäre muß gesund erhalten, die Geister müssen erzogen und an der Heilung der sozialen Nöte muß unermüdlich gearbeitet werden. Gegen die gefährlichen Anarchisten, die nach „Thaten“ dürsten, dürfte sich noch ein Mittel empfehlen, das bisher noch nirgends erwähnt wurde: Wochenlang täglich Prügelstrafe! Wie mancher würde dann darauf verzichten Herostrat zu spielen!

W., 12. August 1900.

Nun ist er so plötzlich abgerufen! Das hatte ich doch nicht vermutet, als ich kürzlich schrieb, der alte Liebknecht würde den Tag seiner Sehnsucht nie erleben und bald seinen Federkiel aus der Hand legen. Während ich dies schreibe, bewegt sich der riesige Zug der Berliner Sozialdemokraten aus dem vornehmen Charlottenburg heraus nach Berlins äußerstem Osten. Auf dem städtischen Centralfriedhof, wo auch die „Armenleichen“ bestattet werden, wird der alte verbissene Gelehrte des Proletariats sein Grab erhalten. Gewiß drei Stunden werden die Tausende zu marschieren haben; aber es wird ein ernster Zug sein und Ruhestörungen wird es nicht geben. Denn Disziplin haben die Berliner Sozialdemokraten gelernt. Liebknecht ist einer der Exerziermeister gewesen. Er hat sich in der Jugend den „Soldaten der Revolution“ genannt. Er ist schließlich ein rechter Feldwebel gewesen, aber weiter hat er es auch nicht gebracht. Das Exerzierbüchlein, an dem er selbst einst mitgearbeitet, das beherrschte er. Aber zugelernt hat er nie etwas. Wenn sich alle mauserten, Liebknecht blieb der Alte, Unveränderliche, Unversöhnliche. — Bebel wird ihm heute die Grabrede halten, die beiden haben lange Jahre Hand in Hand mit einander gewandert, gearbeitet, auch gelitten, Jahre heißer Kämpfe. Und wie verschieden sind die beiden doch immer gewesen! Bebel, der selbstlernende Drechslergeselle, ein beweglicher Geist, bereit und fähig zu lernen und seine Irrtümer zu korrigieren, und Liebknecht, der frühfertige Student, der immer als Gebildeter die Proletarier dozierte, und die Phraseologie seiner Jugend bis ins Alter mit sich schleppte! — Er hat den Marxismus nach Deutschland gebracht; als Abgesandter des Kommunistenbundes hat er es verstanden, die Arbeiterbewegung über die freisinnigen und Lassalleschen Vereinsbildungen zur klassenbewußten Revolutionspartei fortzuführen, die auf das Schema des Londoner Meisters eingeschworen war. Wenn die deutsche Sozialdemokratie sich durch unvernünftige Starrheit und unpraktische Prinzipienreiterei vor den Völkern auszeichnet, das verdankt sie ihrem Schulmeister Liebknecht. — Er wird heute ein Grab-

geleit haben, wie es auch Fürsten mächtiger Völker nicht gewaltiger haben werden und doch — ein Leben getäuschter Hoffnungen! Eigentlich ist es alles anders gekommen, als Liebknecht gedacht und gehofft hat.

Die deutsche Arbeiterbewegung steht machtvoll da. Aber das war ja nicht dieses Lebens Ziel. Diese Bewegung war ihm doch stets vor allem Mittel zum großen Zweck, der sein ganzes Sinnen beherrschte, daß doch Deutschland eine Republik sein möchte! Ein demokratisches Gemeinwesen, geschaffen durch eine prächtige Revolution und geleitet nach den Prinzipien jeder anständigen richtigen Revolution, — das war die Sehnsucht dieses Doktrinärs. Daß Deutschland einig wurde und mächtig und darum auch sein Arbeiterstand sich hob, — man konnte es nicht leugnen, aber das Schema war dabei nicht eingehalten und darum taugt die Schöpfung nichts; ja darum haßte er, wie wohl keiner neben ihm, den bösen Bismarck, der es anders gemacht hatte, als es nach den von Liebknecht gelernten Gesetzen der geschichtlichen Entwickelung richtig war. — Dieser Haß machte ihn blind bis zur Abgeschmacktheit; „altes Waschweib", „alte Raketenkiste" waren Liebknechtsche Ausdrücke für den greisen Helden im Sachsenwalde. Zugleich bezeichnende Liebknechtsche Stilproben.

Und was hat ihm all sein Räsonnieren genützt? Eine Revolution in Deutschland? eine deutsche Republik? — ich glaube, wir waren seit Liebknechts Jugend nie weiter von diesen „Idealen" entfernt als jetzt. Kein ernsthafter Politiker rechnet damit; ob Liebknecht selbst noch daran geglaubt hat? So sicher steht das „Polizeiregiment" in Preußen, daß es sich gestatten kann, den riesigen Arbeiterzug zu Liebknechts Grabe zu genehmigen. Und hinter dem „Soldaten der Revolution" wird keine rote Fahne, kein roter Kranz getragen; die Polizei wollte es nicht, nun muß alles Symbolische vorher zum Friedhof gebracht werden.

Ist es nicht wehmütig, wenn einer fortgeht und keine Lücke läßt? Der „Vorwärts" bringt zwar schwungvolle Gedächtnisartikel. Und doch ist es nicht wahr, daß eine schwere Lücke gerissen ist. Liebknecht ist rechtzeitig gegangen, ehe er verabschiedet wurde. Die Richtung der Jungen wurde stärker von Parteitag zu Parteitag in den Gewerkschaften und in der Parteileitung. Nun muß Singer allein die Fahne der unentwegten Revolution hochhalten, sein Mentor ist gegangen. Es wird ihm schwer werden, gegen Bebel und Auer die alte radikale Taktik durchzusetzen.

Liebknecht war ein grimmiger Feind des Glaubens; wie nur einer sein kann, der selbst — vom „Glauben“ lebt. Doch läßt er sich nicht auf dem Friedhof der Freireligiösen in der Pappelallee begraben. Es ist auch schöner draußen in Friedrichsfelde, nicht so eng Grab an Grab gezwängt mit geiziger Ausnutzung des Bodens. Aber das hat ihn wohl nicht bestimmt. Er war ein Gegner der „Antipfaffen“. Ihr Ton war ihm nicht wissenschaftlich genug, zu rüde; sie machten Schwierigkeiten in der Partei. Den alten Glauben macht man am ehesten tot durch „Bildung“, durch „Wissenschaft“. Weil er das glaubte, vertrat er den Satz im Programm: „Religion ist Privatsache“. — Er hatte einen rührenden Aberglauben an das, was er Wissenschaft nannte. Wer wird ihm in seinen Aemtern nachfolgen? Davon wird manches abhängen. Der Redakteur des Centralorgans ist so ziemlich Parteipapst; was er sagt, wird geglaubt. Den meisten Hauch von Liebknechts Geist haben Mehring und Ledebour gespürt. Beides gebildete Doktrinärs, demokratische Prinzipienreiter von republikanischer Begeisterung getragen. Ob sie aber vor Singers und Bambergers Augen Gnade finden? Diese beiden Juden besitzen, bestimmen und beherrschen das Blatt. Ihnen sind die beiden vielleicht — zu antisemitisch. Sie mußten aus der demokratischen Volkszeitung des Herrn Cohn heraus, weil sie — Paul Lindau und mit ihm die jüdische Preßclique angegriffen hatten. Wenn Mehring die Leitung bekäme, würde das Blatt endlich von seiner furchtbaren Langweiligkeit kuriert werden. Aber das ist nun wohl nicht zu hoffen.

Und wer wird dem alten Wilhelm in unserem Wahlkreise folgen? Er war ja „unser Abgeordneter“. Und es ist eine der ältesten Domänen der Sozialdemokratie. Früher wählten „wir“ Hasenclever, einmal auch Pfannkuch, aber sonst immer Liebknecht. Neben Singers Wahlkreis ist ihnen wohl kein anderer im deutschen Reich so sicher wie der 6. — Wer den bekommt, der ist damit als Größe charakterisiert. — Liebknecht war bei seinen Wählern sehr beliebt. Die gleiche Popularität wird keiner seiner Nachfolger haben. Zwei Namen werden genannt. Der eine wohl von der Budikerclique, die im 6. Wahlkreis stark ist. Sie schlägt „Ewald“ vor. Wer kennt Ewald nicht? Den Genossen, der durch den Stöckerprozeß 1885 berühmt wurde; Stöcker hatte in einem anderen Prozeß als Zeuge ausgesagt, daß er Ewald noch nicht gesehen habe. Es war eine Aeußerung ohne jede Bedeutung für den Zweck der Aussage; ja eher zu Gunsten des Sozialdemokraten Ewald! Der Redakteur eines Judenblattes, Baecker, schrieb 1885 jenen frechen Artikel: „Hofprediger und Meineidiger“. Das war der

Anlaß jenes schmählichen Prozesses. Und als Beweismaterial brachte Baecker jene Aussage von Stöcker: „Ich habe Ewald nicht gesehen“; – denn es war sehr leicht zu beweisen, daß Ewald in Stöckerschen Versammlungen gewesen und aufgetreten war. Und Stöcker hatte sich an diese Leuchte — unter den Dutzenden von Diskussionsrednern – nicht erinnert! Seitdem ist Ewald in einem Couplet verherrlicht, hat in Brandenburg ein Blatt redigiert, erregte Aufsehen, als ein hoher Offizier genötigt war, seine Tochter gegen ordinäre Angriffe des Organs zu verteidigen, und hat sich so schließlich zum Berliner Stadtverordneten emporgestrebt. Wenn die Unteroffiziere zu bestimmen hätten, würde er jetzt Reichstagsabgeordneter. Aber es bestimmen die Generale, die Aristokraten. In den Salons von Leo Arons werden schon die Würfel gefallen sein. Dort treffen sich die Vertrauten; schon wird Arons als wahrscheinlicher Kandidat genannt.*) Er bietet als Schwiegersohn eines Millionärs und auch als Jude breite Angriffsflächen; gerade darum wird ein so sicherer Wahlkreis ihm genehm sein. Reiche Verdienste hat er sich um die Berliner Sozialdemokraten erworben. Da er ein wissenschaftlich durchgebildeter Mann ist, dürfte er die Mauserung fördern. Der arme Liebknecht!

Ob die anderen Parteien von der Beteiligung an der Wahl absehen? Stöcker sammelte bei der letzten Wahl in diesem Kreise über 15000 Stimmen auf sich. Da seine Aufstellung diesmal wesentlich Demonstration sein würde, ist es fraglich, ob es zur Aufstellung kommen wird.

Drunten in der Schweiz ist in dieser Woche ein junger Berliner Privatdozent abgestürzt. — Marx und Liebknecht haben keine Zukunft, weil die Jugend sich von ihnen abwendet. — Der junge Paul Voigt war ein überzeugter Sozialdemokrat — auf der Schulbank. Er war der klügste unserer sozialdemokratischen Gymnasiastenecke. Ein paarmal haben wir die Klingen gekreuzt. Aber meist gingen wir uns aus dem Weg, weil wir uns in unserer Weltanschauung zu sehr als Antipoden fühlten. Auf den 3. Evangelisch-sozialen Kongreß begleitete er mich. Naumanns Vortrag über die Familie machte ihm Eindruck. — Während des Studiums ist der Glaube an Marx in die Brüche gegangen. In Schmollers Seminar, als einer seiner begabtesten Schüler, hat er von der modernen historischen Nationalökonomie gelernt, wieviel wichtiger die Zahlen des Exports und Imports sind als alle dialektischen Vorausbestimmungen über den Gang der wirtschaft-

*) Vergl. S. 354.

lichen Entwickelung. — Wieviel er im Herzen noch von seinen alten Anschauungen behalten hat, wer will das sagen? Seine Broschüren waren streng wissenschaftliche Arbeiten. — Er ist ein Typus der Jugend, die mit besten sozialdemokratischen Vorurteilen ins Studium geht und den Marx doch nicht festhalten kann, weil er von der Statistik geschlagen wird. Und Liebknecht hatte von der reinen Wissenschaft den Sieg seines Meisters erhofft! — Dem Dr. Voigt wurde eine große Laufbahn prophezeit. Da hat er in seiner Kurzsichtigkeit in den Bergen einen falschen Tritt gethan. — Die Entwickelung der Dinge und der Lebenswege liegt schließlich doch in der Hand, von der Liebknecht nichts wissen wollte.

Berlin, 19. August 1900.

Heroenkultus? — So etwas kann es doch bei den Sozialdemokraten nicht geben! Eine Partei, die prinzipiell nach Nivellierung, nach Gleichmacherei, strebt, kann doch keine „Heilige" haben! Eine Weltanschauung, die in der ganzen Geschichtsentwickelung nur Wirkung materieller Kräfte sieht, ein mechanisches Spiel von Kräften, das von blinder Notwendigkeit getrieben wird, darf doch nicht zugeben, daß es geniale Menschen giebt, die in das Spiel eingreifen, die der Entwickelung die Wege weisen? Wie darf der geistlose Materialismus dem Wirken eines Geistes huldigen? Wie darf er für die Tintenspritzer Liebknechts dankbar sein, wo sie doch nur unvermeidliche Ausschwitzungen seiner chemischen Bestandteile waren? Aufopferung im Dienste einer Idee? Ja, war es für ihn nicht die gleiche Lebensnotwendigkeit, wie wenn Genosse Zubeil in seiner Budike Schnaps verschenkt? — Wenn er etwas that, was er auch hätte lassen können, so gäbe es ja gar sittliche Kräfte! Und damit die Verpflichtung der Erziehung! Und wo bleibt dann Karl Marx mit seiner absoluten Magentheorie! — Nein, Liebknecht löst sich auf, wird beigesetzt und Müller und Schulze und Lehmann thun, als ob nichts gewesen wäre! — Das wäre nach dem Prinzip!

Und nun sitze ich vor den 6 Nummern des „Vorwärts", Spalte für Spalte Dank, Verehrung, Sehnsucht, Erinnerung an Liebknecht atmend! Ein Leben, das dem Kampf gegen den Geist gewidmet war und im Tode wird ihm, dem Genie, dem Geist, gehuldigt!

Darum muß man sich freuen über den Zug der Hunderttausend, die fünf Stunden hinter dem Leichenwagen herzogen! Was wären die Berliner Sozialdemokraten für erbärmliche Kerls gewesen, wenn sie ihrem alten Liebknecht nicht den Dank im Tod gezollt hätten, der dem Lebenden auf den Parteitagen meist nur mit bitterem Beigeschmack gespendet wurde.

Zwar auch in Parteikreisen hat man sich gewundert, warum der weiteste Friedhof gewählt wurde. Der „Vorwärts" belehrt den Frager, daß man der Verwaltung des Charlottenburger kirchlichen Friedhofs nicht die Toleranz zugetraut hätte, Liebknecht, den alten Heiden, aufzunehmen. — Mag sein! Gewiß war es den Herren hinter den Coulissen

ganz recht, einmal große Herschau abzuhalten und — sich dem Volk zu präsentieren. Aber es war nicht nur „Mache“, es war Heroenkultus, wie ihn der aristokratische Carlyle nicht gewaltiger hätte schildern können. Die Masse beugte sich einem Geiste.

Der Materialismus kann wohl in Büchern geschrieben werden, aber leben kann er nicht, weil ohne Geist kein Leben ist. In all den Bekundungen des Schmerzes sprechen Herzen, die vom Brot allein nicht leben können und darum ihrem Liebknecht danken, weil er ihnen Begeisterung und Ideale gebracht hat.

Schon zu Bebels 60. Geburtstag brachte der „Vorwärts“ einen ketzerischen Artikel, der das Schöpferische in dieser Persönlichkeit und das Freie in seiner Lebensführung so begeistert schilderte, wie es ein Geschichtsschreiber, der an die Bedeutung der „Helden“ glaubt, auch nicht besser gekonnt hätte. Der Abschied des „Alten“ aber hat einen Idealismus offenbart, der zeigt, wie wenig bisher die Weltanschauung des Materialismus von den Massen begriffen ist. Das ist das Interessante in diesen Nekrologen. Hätten sie nicht sonst ihr schönes Geld praktischer verwandt, als es für 2000 Kränze auszugeben, — Prachtkränze mit kostbaren Schleifen, die jetzt im Parteimuseum, im Gewerkschaftshaus, ausgestellt sind?

Die fette Stimme Singers hatte das letzte Wort am Grabe; er rief ihm nach: „Sei gegrüßt, Unsterblicher“. Das ist weiter nichts als eine bombastische Phrase, und ein Gruß aus diesem Munde recht unangenehm. — Viel rührender in ihrem ungeschulten, überschwänglichen Idealismus sind einige der Kranzwidmungen. Der erste Wahlkreis dichtete:

„An Wissen reich, gesättigt mit Genie,
Begriffst du, wie das Recht nach Geltung schrie.“

Der 3. Wahlkreis reimt:

„So gingst du hin! Nun schlaf in Frieden,
Wir wissen, daß dein Geist nicht stirbt!
Ist auch kein Lenz uns noch beschieden,
Das Samenkorn uns nicht verdirbt!“

Unvernünftig wird die Sache im 4. Wahlkreis:

Das kommende Jahrhundert wird bedauern,
Daß er so früh ins Nichtsein hingesunken,
Die Nachwelt wird als Vater ihn betrauern,
Zu Flammen fachen seines Geistes Funken!“

„So früh?" — Das kann man doch von einem Leben von 74 Jahren, das sich wirklich ausgelebt hatte, nicht wohl sagen?

Die Hamburger ausgesperrten Werftarbeiter widmeten ihren Kranz „dem alten Rebellen die vaterlandslosen Gesellen". — Das ist deutlich! Und es ist schmerzlich, daß man die Bitterkeit in dieser Widmung hinnehmen muß.

Die Musik hatte es nicht leicht, passende Melodien zu finden. Für gewöhnlich spielen die Berliner Musikanten hinter den Särgen immer noch: „Jesus meine Zuversicht." — Das ging hier nicht. Statt dessen erklang es: „Ich hatt einen Kameraden." Ob sie auch den letzten Vers gespielt haben: „Bleib du im ew'gen Leben, mein guter Kamerad!" — Wie doch diese alten überwundenen Vorstellungen immer noch alles durchdringen! Man hat es recht schwer, als prinzipientreuer Atheist zu leben, zu sterben und sich begraben zu lassen.

Auch die sozialdemokratischen Journalisten benutzen die Gelegenheit, einmal nicht nur mäkeln, sondern in idealistischer Heldenverehrung plätschern zu können. Sie gehen natürlich weit über die Grenzen. Der Vorwärts hat eine Sammlung dieser Psalmen zusammengestellt. Es ist doch thöricht, Liebknecht den „wirkungsvollsten Volksredner" zu nennen. Er hat nie an Bebel herangereicht. Er sprach und schrieb zu wenig „Dinge", viel zu sehr „Worte" und immer im gleichen fast monotonen Rythmus Liebknecht sagte, wie ein Blatt schreibt, er habe seine Kunst der Rede und der Schrift an dem „kernigen volkstümlichen Deutsch Martin Luthers gebildet, auf den er seine eigene Abstammung zurückgeführt haben soll". — Er hat sein Vorbild in der Frische der Darstellung schlecht erreicht; es läßt sich eben erquicklicher schreiben, wenn man aufbaut, als wenn man „runterreißt". — Aber nett ist es doch vom Alten, daß er so viel auf seine Abstammung gegeben hat und gar bei dem „Pfaffen" und „Bauernverräter" in die Schule gegangen ist. Wie schade, daß er im Vorwärts nicht ein einziges Mal für seinen Vorfahr ein Wort der Anerkennung und Verteidigung gefunden hat, sondern so manch gehässiges, beschimpfendes, unwahres Wort gegen ihn passieren ließ!

Den Gipfel ketzerischer Heldenverehrung, freilich auch den Gipfel des Unsinns, erreicht der „Vorwärts", der sich so vernehmen läßt: „Wenn die Namen der Tages- und Kriegsgötzen längst vergessen sind, wenn „Wilhelm der Große" allgemein in seiner geistigen Bedeutungslosigkeit und als ein rein mechanisches

nebensächliches Räderwerk in der Geschichte erkannt sein wird, dann wird der Name Wilhelm Liebknecht noch späteren Generationen als einer der Edlen genannt werden" usw. — Da müssen wir wirklich den Materialismus gegen die Schüler Liebknechts in Schutz nehmen! Kennen die Herren so wenig die Bedeutung der nackten harten Thatsachen in der Geschichte? Was bedeuten alle Reden und Zeitungsartikel gegenüber der Begründung des deutschen Reichs, das aus blutigen Kämpfen entstand! Die Namen derer, unter deren Namen es zu solchen Thatsachen kam, bleiben, und wären sie die geistlosesten Tyrannen gewesen, während die Namen der edelsten Zeitungsschreiber — vergessen werden. Für die sittliche Größe des entscheidungsreichen Lebens des schlichten alten Kaisers verlangen wir von den noch grünen Idealisten kein Verständnis, aber als alte Materialisten sollten sie nicht so verächtlich vom „rein mechanischen nebensächlichen Räderwerk in der Geschichte" sprechen. Giebt es denn noch etwas „Nichtmechanisches?" Das wäre uns interessant zu hören.

Unglücklich macht sich dieser Hymnus auf Liebknecht besonders am Schluß eines Artikels, der aus Liebknechts Glanzzeit Parlamentsreden 2c. wiedergiebt. — Wirklich, der alte Mann hat es gewiß immer fürchterlich gut gemeint. Aber was war er für ein unglücklicher Politiker! — Im norddeutschen Reichstag donnerte er 1867: „Die Weltgeschichte wird hinwegschreiten über Ihr Gewaltwerk, diesen Nordbund, welcher nichts anderes bedeutet, als die Teilung, Knechtung und Schwächung Deutschlands!" — 1870 höhnte er über die geplante Krönung des neuen Kaisers: „Dieses Kaisertum kann in der That nur durch einen Gendarmen aufrecht erhalten werden! . . . nicht in diesem Reichstag wird die deutsche Frage gelöst; sie wird zwischen uns auf dem Schlachtfelde gelöst werden!" — ! —

Kann man verkehrter prophezeien? — Nein, Liebknecht war kein Mann, der weit sehen konnte und der als Prophet in der Geschichte leben wird. In seiner ersten Reichstagsrede (1874) sprach er für die Freilassung seines Fraktionsgenossen Most, dem Stöcker später entgegen trat und der ein Held der Anarchisten geworden ist! „Was für die Majorität der sogenannte heilige Krieg (1870—71) war, das ist für unsere Partei die Pariser Kommune gewesen"; — und zum Schluß: „Die Sozialdemokratie wird ihr Ziel erreichen, sie wird leben, auch wenn dieser Reichstag aufgehört hat mitsamt dem Reich, zu dem er gehört!"

Nicht wahr, es ist zu verstehen, daß Polen und Franzosen diesem fanatischen Feind des deutschen Reichs an seinem Grabe treues dankbares Gedenken geloben. Aber wir wollen es ruhig abwarten, wer länger Bestand hat, das Reich oder die Sozialdemokratie! Ja noch mehr, die Liebknechtreminiszenzen sind recht tröstlich gerade in dieser Zeit der Chinawirren. Liebknecht hat da wieder dem deutschen Reich den Tod prophezeit und der „Vorwärts" übernimmt dies „politische Testament". Da dürfen wir hoffen, daß dem alten Liebknecht der Ruhm des falschen Propheten treu bleiben wird.

Eigentlich ist der begeisterte Internationale ein rechter, echter doktrinärer deutscher Querkopf gewesen. Mag die Sozialdemokratie an ihm recht die Bedeutung der Persönlichkeit studieren und schätzen lernen!

Noch eine Heldenthat des „Vorwärts" — aus der vergangenen Woche. — Er schimpft auf die Mission in China. — Herrn v. Brandt, dem früheren Gesandten in Peking, der durch den Antisemit Paasch sein Renommee bekam, gönnen wir die wohlmeinende Zustimmung des „Vorwärts" zu seinen Angriffen. — Der „Vorwärts", die „Köln. Zeitung" und das „Kleine Journal" — eine feine Sammlung gleich gestimmter Seelen. — Welch gutes Gewissen die evangelische Mission gegenüber dieser Sippschaft haben kann, zeigt die Warneckſche Erwiderungsschrift, die von unseren Freunden eifrig verbreitet werden sollte. So wird es der Mission gehen wie dem deutschen Reiche. Alles Schimpfen wird das stille Wachstum nicht aufhalten.

Berlin, 26. August 1900.

Der „Türmer" hat sich um die Menschheit ein Verdienst erworben. Aus dem „20. Jahrhundert" druckt er Bekenntnisse einer schönen Seele ab, die dadurch einem größeren Leserkreis zugänglich geworden sind. Da diese schöne Seele offenbar in Berlin wohnt und ihre Erfahrung in Berlin gemacht hat, darf auch der „Berliner Brief" sich damit beschäftigen. Die schöne Seele heißt Arthur Zapp. Er erzählt in anschaulicher Ausführlichkeit, warum er seine Kinder nicht hat taufen lassen. Wenn es sich um einen Einzelfall handelte, würde es sich kaum lohnen, über Herrn Zapps Gedanken und Thaten Worte zu verlieren. Aber Herrn Zapps Denkweise scheint mir typisch zu sein für weite Kreise, nicht nur in Berlin, und seine Erfahrungen sind auch recht interessant.

Seit 25 Jahren hat Herr Zapp sich „nicht mehr um religiöse Dinge gekümmert", die religiöse Frage hielt er für „abgethan"; seit er selbständig denkt, hat er keine Kirche mehr besucht. Es werden ihm drei Kinder geboren. Ungetaufte Kinder haben im Leben manche Unannehmlichkeiten, so drängen die Verwandten zur Taufe. Wenn es sich irgend mit seinen Anschauungen vereinigen ließ, wollte er seine Kinder der Taufe nicht entziehen. Darum begiebt er sich auf die Forschungsreise; „sicherlich waren seit 25 Jahren Umwälzungen auf kirchlichem Gebiet vorgegangen".

Der erste befragte Geistliche giebt „phrasenreiche, ausweichende Antworten" auf Zapps Fragen, ob die Bibel noch als inspiriert gelte, ob der rachsüchtige Gott des Alten Testaments noch als verehrungswürdiges Wesen angesehen werde, ob ein evangelischer Christ immer noch an die Schöpfungsgeschichte und die sonstigen Wunder in der Bibel glauben müsse. Schließlich weist der alte Herr den Frager zu dem Geistlichen, zu dessen speziellem Bezirk er gehört. Herr Zapp aber ist peinlich berührt, daß er ihn, den Familienvater, „mein liebes Kind" angeredet hat.

Der zweite Geistliche hat weltmännischere Formen. Die Schöpfungsgeschichte und der Garten Eden sind „Einkleidungen"; aber: „An die Dreieinigkeit Gottes und an die Gottheit Christi (geboren von der Jungfrau Maria) sowie an die leibliche Auferstehung glaubte er oder — gab er vor zu glauben."

Mit dem Gedankenstrich giebt Herr Zapp den Eindruck wieder, „daß die Herren Pastoren nicht immer ihre innere Ueberzeugung enthüllten, sondern — wenigstens zum Teil sich als Sprachrohr ihres Amtes betrachten und so zu mir gesprochen hatten, wie sie es als Beamte der Staatskirche wohl für ihre Pflicht ansehen."

Er wendet sich an Studenten, junge Theologen, die „noch nicht auf bestimmte Lehren verpflichtet und sich von der Rücksicht auf ein Staatsamt noch nicht in ihren Aeußerungen beschränken zu lassen brauchen".

Für den einen ist das Alte Testament „ein überwundener Standpunkt". „Nach 100 Jahren werde man lächeln, daß es in unserer Zeit noch Leute gegeben, die das Alte Testament als ein „Heiliges Buch" ansahen und an die naiven biblischen Geschichten glauben konnten."

Herr Zapp wundert sich, wie er dann noch Prediger werden könne. Der junge Theologe entgegnet: „Als Staatsbeamter werde ich mich den staatlichen Anforderungen zu fügen und unbeschadet meiner innern Ueberzeugung die Lehren der Staatskirche zu vertreten haben."

Herr Zapp findet es — mit Recht — „nicht schön", „von Berufswegen zu heucheln". Aber die Schuld giebt er der Kirche! „Sehen Sie, daß ist das große Unrecht der Kirche, daß sie sich nicht zeitgemäß reformiert. Die oberste Kirchenbehörde wird sehr wohl wissen, daß viele junge Theologen und viele angestellte Geistlichen . . . gezwungen sind, zu heucheln und zu lügen . . ., nur um sich im Amt zu erhalten. Warum verschließt man sich an den maßgebenden Stellen hartnäckig jeder Reformation, jedem Fortschritt?" „Warum wirft man nicht das Unzeitgemäße, das als irrtümlich, widersinnig und unmöglich Erkannte über Bord?"

Der Student glaubte nicht an den Sohn der Jungfrau Maria. „Und doch war er ein Gott?" wirft Herr Zapp überrascht ein. — Der Student beruft sich auf den Rat seines Professors: „Wenn Sie

als Prediger sprechen, so sprechen Sie eben als Inhaber eines staatlichen Amtes und als solcher haben Sie zu thun, was Ihres Amtes ist, auch wenn Sie nicht immer allem aus innerer Ueberzeugung zustimmen können."

Schließlich kommt Herr Zapp an einen „weit vorgeschrittenen" Studenten; der vorige war wohl zum Teil durch äußere Rücksichten (Stipendien) zum theologischen Studium bestimmt, dieser aber ist ein „außerordentlich begabter" Sohn eines Volksschullehrers.

An die Dreieinigkeit, „die sich ein denkender Mensch überhaupt nicht vorstellen kann", und an die Gottheit Christi glaubt er nicht. Er bedauert, daß man das Dogma der Dreieinigkeit, wie es Harnack schon vor Jahren gefordert, noch nicht aufgegeben habe. „In Christi Geist, der so wunderbare, mit allen Anschauungen der damaligen Juden so stark kontrastierende Lehren aufstellte und der seiner Zeit sozusagen ein Jahrtausend voraus war, liegt ihm etwas Göttliches. Sein Geist hat etwas über das menschliche Maß Hinausgehendes und er ist eine Erscheinung, wie sie die ganze Weltgeschichte nicht zum zweitenmal aufzuweisen hat."

Er studiert Theologie, um dem Hang der Menschenseele, an einer über uns thronenden höheren Macht einen Halt zu suchen, entgegenzukommen. Damit will er das Gute und Edle im Menschengemüt pflegen.

An einen persönlichen Gott glaubt er aus voller Ueberzeugung. „Alles übrige ist äußerer Formelkram, der im Grunde nicht viel zu bedeuten hat. Die christliche Kirche ist eine Staatseinrichtung und irgendwelche Formen, in denen der Gottesdienst und die Gottesverehrung zu verrichten ist, müssen vorhanden sein."

Etwas von diesen Formen aufzugeben wäre gefährlich. „Wollte man daran rütteln, fällt vielleicht das ganze Gebäude zusammen." — Darauf Herr Zapp mit Recht erstaunt: „Aha! — Ist Ihnen nun nicht der Gedanke peinlich, daß Sie einmal als Prediger sich den Anschein geben müssen, zu glauben, was Sie nicht glauben können? — Sehr peinlich, „aber es geht nicht anders". „Als Prediger bin ich Staatsbeamter und muß als solcher die vorgeschriebenen amtlichen Funktionen vollziehen und die Glaubenslehren vortragen, wie es von der mir vorgesetzten Behörde vorgeschrieben ist. Auch der juristische Beamte muß oft Ansichten vertreten, die vielleicht nicht die seinigen sind."

Herr Zapp schüttelt den Kopf — mit Recht. Nicht über diesen „vorgeschrittenen“ Theologen, sondern über die Kirche. „Es ist etwas Entsetzliches, daß die kirchliche Behörde ihre Angestellten in diesen Konflikt stellt, und es liegt geradezu etwas Unlogisches und Widersinniges in diesem Verhalten: Die staatlich angestellten Professoren, deren Vorlesungen Sie besuchen müssen . . . zeigen Ihnen, daß wichtige Lehren des evangelischen Bekenntnisses auf irrtümlichen Voraussetzungen beruhen . . . Und obgleich Sie nun infolge des Ihnen vorgeschriebenen Studiums dahin gelangt sind, daß Sie an fundamentale Lehren der Kirche nicht mehr glauben, so verlangt doch nachher der Staat von Ihnen, . . . daß Sie das als Irrlehre Erkannte Ihrer Gemeinde als Wahrheit vortragen. Im stillen können Sie denken, was Sie wollen, laut aber müssen Sie vortragen, was Ihnen vorgeschrieben ist, gleichviel ob Sie dabei das Bewußtsein haben, zu heucheln und zu lügen. Ist das nicht ein schreiender unerhörter Mißstand?!“

Noch anderweitige Umfragen hat Herr Zapp gehalten und die „verblüffende Erfahrung“ bestätigt gefunden, „daß es eine ganze Anzahl von Geistlichen, amtliche Vertreter der Staatskirche, giebt, die weder an die Inspirationslehre, noch an die Dreieinigkeit, noch an die Gottheit Christi glauben und daß auch solche amtieren, denen eigentlich von ihrem ganzen Gottesglauben nur mehr der ethische Gehalt der christlichen Lehre übrig geblieben ist.“

Herr Zapp spricht von „Atheisten im Priestergewand“. Er behauptet, daß viele liberale Prediger das Apostolikum in der Liturgie „leiern“, um anzudeuten, daß sie nicht mit dem Herzen dabei sind, sondern nur als Mundstück ihres Amtes etwas vorlesen.

Herr Zapp kommt schließlich zu sehr verständigen Schritten: Er läßt seine Kinder nicht taufen und scheidet aus der Kirche aus. „In einer Kirche, deren Priester zum großen Teil ihr Bekenntnis zu leicht nehmen, kann ich meine Kinder nicht taufen lassen.“ „Mit einer Kirche, die zur Fristung ihrer Existenz so handelt, will ich nichts mehr zu thun haben.“ „Ich will nicht das Bedürfnis vieler Millionen bestreiten, zu einer Gottheit aufzublicken, und ich will auch hier nichts dagegen sagen, daß der Staat es für seine Pflicht betrachtet, dieses Bedürfnis eines großen Teils seiner Bürger zu befriedigen. Aber man sollte die Gottesverehrung nicht in abgestorbenen, veralteten, sinnlosen Formen betreiben, die zum Teil dem gesunden Menschenverstande Hohn sprechen.

und man sollte nicht von den seelischen Beratern des gläubigen Volkes verlangen, daß sie, um sich und ihren Familien ihr Brot zu erhalten, ihrer Ueberzeugung Gewalt anthun. Das sind unhaltbare Zustände, die eines modernen Kulturstaates unwürdig sind." — —

Wie gesagt, wenn es sich nur um Herrn Zapp handelte! Aber so denken viele. Der Bibelglaube ist ihnen „sinnlos", die Kirche ist ihnen Staatsanstalt, die Pastoren sind Heuchler. — Herr Zapp zeichnet sich dadurch aus, daß er ehrlich handelt, während viele ihm Gleichgesinnte zu bequem für diese Ehrlichkeit sind. Sie lassen ihre Kinder taufen, weil sie sonst in der Schule oder „bei's Militär" Unannehmlichkeiten haben, sie lassen sie konfirmieren, weil das die Feier für den Eintritt ins bürgerliche Leben ist. Sie bleiben in der Kirche, obgleich sie nichts glauben; sie beanspruchen in der Gemeinde mitzureden, weil sie Steuern zahlen; sie halten die Bibelgläubigen für Heuchler, weil sie selbst heucheln.

Herrn Zapps Erfahrungen mit dem „vorgeschrittenen" Theologen werden vielen willkommen sein; es bestärkt sie in ihrer Meinung, daß kein Geistlicher in ehrlicher Ueberzeugung das Apostolikum als seinen Glauben bekennen kann.

Wer ist schuld an dem schlimmen Zustand? Nicht die „vorgeschrittenen" Theologen, die „Atheisten im Priestergewand"; Herrn Zapp kommt gar nicht einmal der Gedanke, daß es doch auch für sie eine schlichte Lösung des Gewissenkonflikts giebt: Das Ausscheiden aus einer Kirche, in der sie nicht ihres Glaubens leben können. — Oder sollen vielleicht die das Haus verlassen, die sich in ihm zu Haus fühlen, damit die andern es nach ihrem Geschmack umbauen können?

Herr Zapp hat eine ganz chinesische Auffassung von der Kirche. Daß die Kirche eine Gemeinschaft der Gläubigen sein soll, ist ihm nicht aufgegangen, sondern er schilt auf den Kulturstaat, der das religiöse Bedürfnis seiner Bürger mit sinnlosen Formen befriedigt. — Geradeso urteilt der Petersburger chinesische Gesandte Yang-Yu und das Berliner chinesische Regierungsblatt „Vorwärts" über die Mission: „Die fremden Regierungen sollten auf jene (religiösen) Bestrebungen ein- für allemal verzichten." Als ob die Mission von den Regierungen getrieben wird! Als ob ein Verbot der Regierungen sie hemmen könnte!

Herrn Zapps Ausführungen zeigen, wie lähmend es auf der Kirche lastet, daß sie Staatskirche ist! Wohl sind Herrn Zapps Urteile wonnig grün, aber seine Meinung ist herrschend unter der

Mehrheit der in der evangelischen Kirche Geborenen: die Geistlichen predigen als Staatsbeamte nicht, was sie glauben, sondern was verlangt wird. Und dahinter verstecken sich Herrn Zapps vorgeschrittene Theologen! Sie fühlen sich als Diener des Staats, wenn sie heucheln!

Welch ein Gewinn wäre es für die Kirche, wenn Herr Zapp mit seinem ehrlichen Schritt seine Gesinnungsgenossen ermutigte, ihm nachzufolgen. Wenn Herr Zapp nach nochmals 25 Jahren, vielleicht als Großvater, Anlaß nimmt, sich wieder einmal mit dem religiösen Problem zu beschäftigen, wird er die Gemeinde der Gläubigen noch immer um das alte apostolische Glaubensbekenntnis versammelt finden; ob es dann freilich noch Staatskirchendiener giebt? — Gewiß ist es Herrn Zapp interessant gewesen, daß ein „vorgeschrittener" Theologe so in Sorge war um den Zusammensturz des „ganzen Gebäudes"! Noch interessanter wird es ihm sein, zu hören, daß den Vorkampf für eine vom Staatszwang freie Kirche der orthodoxe Stöcker führt.

Berlin, 2. September 1900.

In diesem Jahr soll offiziell nicht Sedan gefeiert werden. Das imponiert der Berliner Jugend sehr wenig. Sie hat gestern abend denselben Festspektakel gemacht wie alle Jahre. Noch jetzt knallen vor meinem Fenster die Frösche und Schwärmer. Mein gelehrter Freund saß in den Büchern vergraben, aber als plötzlich ein Kanonenschlag losging, fuhr er doch in die Höhe: „Ich muß doch mal hinunter und die Jungens wegjagen! — Das ist ja schrecklich!" — Er kennt die Berliner noch nicht und hatte gar nicht an Sedan gedacht. — Litfaßsäulen haben sie aber in diesem Jahr nicht angesteckt. Die offizielle Ordre hat damit nichts zu thun. Sondern Nauck & Hartmann hatten die Säulen in den gefährlichen Bezirken abkratzen lassen. Darum brannten sie einfach nicht!

Ob sie schon ans Aufräumen denken? Es steht ein neuer Kontrakt vor der Thür. Sehr beliebt haben sich die Pächter der Reklamesäulen nicht gemacht. Sie übten zu stark Zensur und hatten namentlich zarte Fürsorge für das Judentum. Das durfte nicht genannt werden. Auch von „Kohlenwucher" wollten sie neulich nichts auf dem Anschlagzettel wissen. Und doch ist die wachsende Kohlennot kaum anders recht zu bezeichnen.

Es ist wahr, die flammende Kriegsbegeisterung der Berliner Jungens richtet sich jetzt nicht mehr gegen die Rothosen, sondern gegen die bösen Chinesen. Herr Castan, der verständnisvolle Leiter seines Wachsfigurenpanoptikums, hat sich das nicht entgehen lassen. Neulich fuhr ich in der Friedrichstraße daran vorbei und sah vom Omnibus aus am Eingang ein ziemliches Gewühl. Dort stehen immer zugkräftige Reklamegruppen. Vor kurzem biedere Buren, dann eine rührende Gruppe, ein heimgekehrter verwundeter Offizier, von seiner Braut gepflegt; und jetzt sah ich nur geschwungene Säbel und ein armes Wurm, das am Zopfe von den tapferen Soldaten fürchterlich gezerrt wurde. Jetzt habe ich gelesen, daß das eine Szene aus dem chinesischen Krieg sein sollte. Ein Boxer, der gerade geschlachtet werden soll. Mehr schrecklich als schön. Ob der Patriotismus solche Schauerbilder nötig hat? Oder steckt Herr Castan mit dem „Vorwärts" unter einer Decke und wollte den Leuten den Krieg verekeln? Jetzt hat die Polizei, die gewiß nicht an Sentimentalität leidet, das „Kunstwerk" beseitigt.

Herr Scherl ist des Lebens müde. Sollte man es glauben? Gewiß, er hats erreicht: Sein Name ist der meist gedruckte in Deutschland. Tägliche einige 100,000 mal morgens und abends im „Lokalanzeiger“ und wöchentlich in der „Woche“ auch noch einige Mal. Es muß sicherlich sehr angreifend sein, sich so oft und oft auf sehr schlechtem Papier und oft mit recht mäßiger Druckerschwärze und unter noch mäßigeren Stilübungen gedruckt zu sehen. Aber warum dann gleich lebensmüde? Warum zieht er sich nicht aus dem Geschäft und erholt sich von der Berliner Druckerschwärze in einem stillen Alpenthal, in frischer klarer Luft? Zum Bau eines Landhauses wird es ja noch langen, wenn auch die Reklame gewiß ungeheure Summen verschlungen hat! Und ein Landhaus wird billiger und gesunder sein als ein Pantheon. Aber Herr Scherl will ein P a n t h e o n bauen! Er hat immer Genie in seinen Plänen entwickelt. Mit Lappalien giebt er sich nicht ab. So soll das Pantheon gegenüber dem Schloß sich erheben und gegenüber dem Kaiser-Wilhelm-Denkmal. Der Erwerb des Bodens wird nur etwa 20 Millionen Mark kosten; die wird eine Lotterie leicht aufbringen. Das übrige sollen die Volksvertreter bewilligen und --- Herrn Scherls Pantheon ist fertig. Es kostet ihn sogar weniger als ein Landhaus in den Alpen!

Für wen Herr Scherl das Pantheon bauen will? -- Na für wen wohl? — Natürlich für alle „großen deutschen Männer“. Ihr letzter Gedanke wird Herrn Scherl gelten, der ihnen eine würdige Ruhestätte verschafft hat. Und wer weiß, ob sie dann nicht ein Plätzchen neben sich für ihren Gönner übrig lassen. Der Transport wird jedenfalls für einen großen Berliner erheblich billiger sein als für einen Dresdener oder Münchener oder Stuttgarter! -- Und dann — wäre es wieder einmal erreicht?

Wem schlägt nicht das deutsche Herz, wenn er sich Goethe und Schiller und Humboldt und Kant und Bismarck und Moltke und Stein und Richard Wagner und alle, die es noch werden wollen, in einem Pantheon vereinigt denkt. Dort, wo jetzt Hirschs Schneiderakademie steht und der große Herz mit seinem Reklamestiefel seine Schuhwaren ankündigt! -- Ob auch Luther dort ruhen soll und Görres und vielleicht gar auch Heinrich Heine? — Hier stock ich schon! — Aber darüber würde Scherl vielleicht eine Volksabstimmung veranstalten; die nötigen 51 Millionen Stimmzettel für Alldeutschland von der Etsch bis an den Belt würde er prompt und gratis liefern.

Schwerer ist das Bedenken, ob die begehrten Herren überhaupt der Einladung Folge zu leisten gedächten. Schade, daß Herr Scherl nicht seinerzeit beim alten Bismarck dieserhalb angefragt hat. Vermutlich wäre dieses Interview unseres Spezialberichterstatters niemals der Welt kund geworden. Die Antwort wäre zu kurz und zu drastisch gewesen. Wie damals, als der junge Diplomat dem würdigen österreichischen Kollegen in Frankfurt das Scheiden leicht machte.

Auch die anderen Herren dürften es vorziehen in ihren stillen Parks, in den Kirchen und Friedhöfen ihrer Heimat zu ruhen. Herrn Scherl wird es einsam werden in seinem Pantheon und darum wird er uns hoffentlich damit verschonen!

Warum wir auf diesen ganzen Unsinn eingehen, für den selbst der Hohn zu gute Antwort ist? Weil es immer bedenklich ist, wenn im „Lokalanzeiger“ eine „große Idee“ entwickelt ist. Dahinter steckt viel Geld und Ehrgeiz und Reklame und Stimmung und Einfluß und das alles ist viel wichtiger als Geist. Herr Scherl kennt die „Volksseele“. Er sagt und schreibt — vielmehr er läßt sagen und schreiben — nur, was „gewiß lebhaftesten Wiederhall“ findet. Auch für seinen Ruhmestempel erwartet er „lebhaftesten Wiederhall“.

Wenn Frankreich sein Pantheon hat und England seine Westminsterabtei — warum soll Deutschland nicht seinen Ruhmestempel haben? Ist Berlin etwa weniger als Paris und London? sind wir nicht auch eine Weltstadt? haben wir nicht auch unser Weltblatt? Na also! — Das ist so ungefähr die Philosophie, die das stolze Projekt trägt. Was macht da die geschichtliche Entwickelung! Was macht es, daß wir, viel reicher als die geschlosseneren Nationen, viel mehr Mittelpunkte des geistigen und geschichtlichen Lebens in Deutschland haben. Es muß alles uniformiert werden. Nur aus Berlin soll Licht strahlen über deutsches Land; „alles, was was ist“, muß sich hier begraben lassen! Wie völlig das dem deutschen Wesen widerspricht, ahnen die „Kreise, denen der Gedanke entstammt“ gar nicht; dazu sind sie zum Teil einfach zu ungebildet. Viel größer als die Gefahr der Sozialdemokratie ist diese Gefahr der einflußreichen Scheinbildung, die sich an Höfen so gut wie an den Biertischen ihre Freunde wirbt. Die Parole ist: Oberflächlich aber glänzend!

Ein freudiges Ereignis möchte ich melden. Aber zur rechten Freude fehlt der Mut. — Das „Kleine Journal“ soll zum 1. Oktober eingehen, so schreiben die Blätter; seinen Redakteuren soll schon ge-

kündigt sein! — Wenns wahr wäre! — Aber kann es wahr sein? — sollte ein Blatt, das in Pikanterie und Byzantinismus schwelgt, auf dem Berliner Boden sich nicht halten können? Und doch war es das Organ, das die Börsenjungens lesen und die Lebewelt und die Ausgelebten und die „Harmlosen"; ein Blatt, das in den Varietes seine Freunde hatte, und auf dem Sportplatz und in Kreisen, die dem Hof nahestanden; ein Blatt, das sogar von einflußreicher konservativer Seite litterarische Hilfe erhielt! — Elemente, die wie Gold und Schmutz verschieden sein sollten, verstand es zu einen; und dies „moderne" Blatt sollte an seiner „Moderne" sterben? — Vor kurzem war von einer großen Spekulation zu lesen: man will ein Blatt gründen, das billiger ist als Stullenpapier; für 20 Mark kann jeder Leser Mitaktionär und Dividendenschlucker werden. — Ob da das „Kleine Journal" neu aufleben soll im neuen Kleid mit dem alten schlechten Geist?*)

*) Vergl. S. 357 unten.

Berlin, 9. September 1900.

Der heiße Sommer ist vorüber und es wird schon schrecklich früh dunkel. Auf den Straßen sieht man viel Sommerfremde, ganze Familien, die aus den Bädern zurückgekehrt sind und nun noch einmal einen Bummel an den Schaufenstern der Weltstadt machen, bevor sie in die Heimat, ins stille Dorf oder in die Kleinstadt, ins Winternest flüchten. Man erkennt sie leicht an ihrem behäbigen Gang, an der Gemütlichkeit, mit der sie en famille den hastigen Leuten den Weg versperren. Aber nenne sie keiner Leute aus der Provinz; das kränkt sie, sie wollen unerkannt bleiben. „Oller Vorortsbewohner" rief ärgerlich solchem gemütlichen Provinzler ein aufgehaltener Berliner zu, als der Papa mit seiner ganzen Familie gar nicht zum Entschluß kommen konnte, ob er in den Omnibus steigen oder noch länger die Passage versperren sollte. Der Titel erregte sittliche Entrüstung; der bewaffnete Hüter der Ordnung wurde herbeigerufen und der Freche sollte mit auf die Wache spazieren. Nur mit Mühe und nicht ohne Humor machte der Schutzmann dem Fremdling klar, daß ein Vorortsbewohner noch lange nicht das Schlimmste ist, was ein Mensch werden kann.

Auch im Westen wird bald wieder alles zu Hause sein. Die während der Sommerreise entlassenen Dienstmädchen werden wieder gemietet. Und die Theater beginnen die neue Saison. Die besuchteren Bildungsstätten sind die Varietes. Der „Wintergarten", einst geziert von den Barrisons, hat ein vornehmes Gewand erhalten. Begeisternde Hymnen in den Blättern haben „das für Berlin so außerordentlich bemerkenswerte Ereignis" gefeiert! In der That außerordentlich, daß künftig die Trikotdamen, die Clowns, die Coupletsängerinnen und die Faustkämpfer auf einer drehbaren Bühne von der Decke herunter elektrisch wie von einem Sternenhimmel beleuchtet werden. Vor 13 Jahren brachte der Eröffnungsabend dieser Stätte für Kunst und Bildung 132 Mk. ein; jetzt schätzt der kundige Augur des Lokalanzeigers die Kasseneinnahmen des Eröffnungsabends auf 130 000 Mk.! Welch ein Beweis für den glänzenden Spürsinn des jüdischen Direktorenpaares und für den Fortschritt im Kunstsinn des

gebildeten Pöbels! Dreimal hat das Blatt dies Ereignis gefeiert. Diese Sorte Unternehmer in Massenbelustigung hilft sich gegenseitig und bewundert sich gegenseitig über den gleichartigen grandiosen Aufschwung. Wintergarten und Lokalanzeiger — wirklich, die gehören zusammen. Berlin „verdankt" ihnen viel; leider verdanken sie Berlin noch mehr. Der Kompagnon des Herrn „Direktors" Dorn, der gleichfalls jüdische Herr Baron, hat sich schon in sein würdiges verdienstvolles Rentierdasein zurückgezogen; Herr Dorn macht das Geschäft jetzt allein. Ob Herr Baron in seinen Mußestunden die Bekenntnisse der schwer erkrankten Yvette Guilbert liest, die einst wegen ihrer gar zu leichten Chansons von seiner Bühne und aus Berlin hinauskomplimentiert wurde? Sie klagt: „Meine Rolle als Lustigmacherin habe ich mit der einer Dulderin zu teuer bezahlt." — „Der Erfolg befriedigt doch nur die Eitelkeit. In meiner Krankheit fühlte ich es, wie das ganze Bumbum nur eine Flüchtigkeit war. Es ist ja sehr nett, aber es giebt Dinge, die unendlich mehr wert sind." — Wie können solche „Direktoren" nur ein Leben ertragen, das nichts weiter als ein großes Bumbum ist, das Hunderte auf der Bühne und Tausende vor der Bühne krank macht und ihnen jeden Gedanken an wertvollere Dinge totschlägt!

Der Lokalanzeiger berichtete kürzlich von der „sittlichen Reinigung von Paris". Die Polizei hat dort in Geschäften und Lokalen u. a. 600 obscöne Photographien und 50 000 unanständige Karten in Beschlag genommen. Da wird auf einmal der Unterschied von unzüchtigen und von unanständigen Bildern verstanden. Für Paris wird das Eingreifen der Polizei als notwendig anerkannt, für Berlin erlaubt es der Goethebund nicht! Aber der Kampf ruht nur, Frieden ist nicht geschlossen! — Erich Schlaikjer hat in der „Hilfe" wieder einen feinsinnigen, aber verkehrten Artikel veröffentlicht. Er thut, als hätte der Feldzug der lex Heinze dem Nackten gegolten und meint ihn darum mit der sehr richtigen Bemerkung abgethan zu haben, daß das Nackte viel ungefährlicher sei als das „Versteckte, das Halbdunkle, die Pikanterie, wovon die unsittlichen Blätter alle miteinander leben". Eben darauf ging ja die angefochtene Begriffsbestimmung: Dinge, welche „ohne unzüchtig zu sein, das Schamgefühl gröblich verletzen." — Schlaikjers Vorwurf mangelnder ästhetischer Durchbildung trifft darum die Freunde des Sittlichkeitsgesetzes nicht. — Wir stimmen ihm in der Beurteilung des reinen Nackten und des Enthüllten vielfach zu. — Wertvoll ist sein Zugeständnis von den „unsittlichen Blättern

alle miteinander". — Schlaikjer weiß, daß sie aufdringlich angeboten und massenhaft gekauft werden und er weiß, daß sie vergiften. Und dagegen soll man nichts thun?

Außerordentlich wertvoll sind Schlaikjers Kritiken über Erscheinungen aus dem Verlage Albert Langen in München. — Das ist der bekannte Verlag, der den Simplizissimus herausgiebt und mit der „Welt am Montag" eng liiert ist. — Beide Blätter führten den Kampf gegen die lex Heinze mit besonderer Inbrunst. — In diesem Verlag erschien ein Buch eines Franzosen, das Schlaikjer, nicht Gröber oder Stöcker, so beurteilt:

„Perverse, pikante, gemeine — aber immer Liebesgeschichten . . Skizzen, die gelegentlich (aber sehr selten!) raffiniert und effektvoll gemacht sind, aber immer litterarisch wertlos bleiben . . Nirgends poetische Qualitäten, die eine Uebersetzung des Buches rechtfertigen könnten. Der Eindruck wäre trostlos, wenn die versteckte und offene Geilheit der Skizzen ihn nicht zu einem widerwärtigen machten. Auch ein an sich widerwärtiger Stoff, auch eine gemeine Liebesgeschichte kann, richtig angepackt, ein wertvolles Kunstwerk ergeben. Hier aber kann von Kunstwerken gar keine Rede sein. Nichts bleibt übrig, als eine Summe von pikanten oder gemeinen Anspielungen. Man spürt keine künstlerische Absicht, sondern nur die Absicht, träge Sinne zu stacheln. Das mag ein Gewerbe wie jedes andere sein, ein künstlerisches ist es keinesfalls, und wir persönlich halten es auch für kein anständiges."

Und bald darauf urteilt er wieder über ein Buch eines Franzosen: „Natürlich handelt es sich wieder um eine Weibergeschichte. Für gewisse französische Autoren scheinen nur erotische Stoffe zu existieren. Vielleicht steht das mit der Vorliebe des Publikums für derartige Dinge in einem bestimmten Zusammenhang. Geld verdienen ist auch für Dichter eine schöne Sache."

Diese Besprechungen schrieb Schlaikjer in der Beilage des „Vorwärts". Es ist verdienstlich, daß er das sozialdemokratische Publikum vor dem französischen Schmutz warnt. Schlaikjer könnte doch kaum etwas dagegen haben, wenn der von ihm charakterisierte Schmutz von den Schaufenstern ferngehalten würde. Ob die Polizeihilfstruppe des Goethebundes nun Aktion entfaltet?

Aber wie steht erst ein deutscher Verlag da, der solche Ware übersetzen läßt, verlegt und anpreist? Wenn es nach Schlaikjer nicht an-

ständig ist, so etwas zu schreiben, welches Urteil trifft den, der es verlegt, der sich nicht einmal mit seiner Künstlersubjektivität entschuldigen darf?

Fällt damit nicht auf alle Werke dieses Verlages ein dunkler Schatten und auf alle, die ihm ihre Feder leihen? — Sage mir, mit wem du umgehst —; darum ist es uns peinlich, Herrn v. Gerlach in der „Welt am Montag" als leitenden politischen Redakteur zu wissen. Für den Unterhaltungsteil hat dies Organ ein zugkräftiges Thema gefunden. Eine Dame, die sich kokett Marie Madeleine nennt, behandelt wiederkehrend in novellistischen Skizzen das Thema von der Vergewaltigung Minderjähriger. Was wohl Schlaikjer zu dieser „versteckten, halbdunkeln pikanten" Darstellung sagen wird? In der einen Skizze entrüsten sich der alte Oberstleutnant und die freche 15 jährige Tochter des Rittmeisters über den Paragraphen des Strafgesetzbuchs, der die Jugendlichen schützt! Er ist ihnen hinderlich. Es ist nett von der Schreiberin, daß sie so den Wert dieses Paragraphen, freilich in schwüler Darstellung, auch ihrem Publikum plausibel macht. Demnächst wird der Prozeß Sternberg ihn wieder erweisen. — Wie wäre es, wenn sie nun begönne, für den Arbeitgeberparagraphen Stimmung zu machen. Das ist nötiger und braucht nicht so widerwärtig auszufallen.

In diesem Blatt schreibt nun auch Hans Leuß. Einst brachte das „Volk" von ihm schneidige Artikel. Viel liegt seitdem dazwischen. Jetzt schimpft er auf die Junker und Pfaffen. Blöder konnten es die einst von ihm bekämpften liberalen Blätter auch nicht. — Daß es einem doch so schwer wird, Männern, die einst den gleichen Idealen nachfolgten, als Feinden begegnen zu müssen!

Das „Kleine Journal" protestiert gegen die Meldung von seinem Tode. Ich fürchtete gleich, daß diese Freudenbotschaft nicht wahr sein könnte. Sie war zu schön.

Berlin, 16. September 1900.

Die Metallarbeiter luden zu einer Versammlung ein, auch Frauen waren geladen. Der „Vorwärts“ brachte das Inserat. Dr. Steiner sollte über Häckels „Welträtsel“ Vortrag halten. Es lohnt sich doch, zu hören, wie man in einer von der Gewerkschaft berufenen Versammlung das Pamphlet des alten Gotteshassers bespricht. Bebel forderte noch jüngst, daß aus der Gewerkschaft Religion und Politik fernbleiben müsse, und nun — Häckels Welträtsel.

Die Versammlung war gut besucht, Arbeiter im besten Alter, gesunde, frische Gestalten, auch einzelne Frauen; die Metallarbeiter gehören zu der am besten situierten Arbeiterschaft. Sie ziehen sich zu Versammlungen meist besser an. Schade, daß sie sich von ungläubigen Sozialdemokraten so viel vormachen lassen. Es ist ein Menschenschlag mit viel Kraft. Man ist gern in ihrem Kreise und wird meist höflich behandelt. Es ist die hohe Aufgabe, die gesunde Volksseele für die Herrlichkeit des Glaubens wieder zu begeistern. Begeistertes Vorwärtsstreben auch auf verkehrten Wegen erquickt mehr und ist mehr wert, als müdes Verzweifeln auf dem richtigen Standpunkt.

Die Herren vom Vorstand waren etwas beunruhigt durch unser Erscheinen und noch mehr, als wir eifrig unsere Notizen machten. Es kam ein Abgesandter und erkundigte sich nach der Visitenkarte! „Hat denn nicht jeder Zutritt?“ „Doch.“ „Und dann muß man seine Karte zeigen? Sonderbar!“ „Es ist nur, damit wir wissen, von welchem Blatt Sie kommen, damit nicht etwa im Lokalanzeiger Mißbrauch getrieben wird.“ Der Mann hat recht, der Lokalanzeiger treibt viel Mißbrauch, aber wollen die Metallarbeiter die lex Heinze auf Reporter in Gewerkschaftsversammlungen anwenden? Bald kam ein zweiter vom Vorstand, um die Inquisition zu erklären und zu entschuldigen. War es den Herren etwa fatal, daß gerade dieser Vortrag auch von anderen mit angehört wurde?

Dr. Steiner war gerade bei Goethe, als wir kamen. „Goethe war nicht einverstanden mit der Scheidung zwischen Mensch und Tier. Der Mensch soll ein Ebenbild Gottes sein. Aber wo ist ein Unter-

schied? Dieselben Knochen und Muskeln wie die Affen haben auch die Menschen. Man wollte einen Unterschied finden im Zwischenkieferknochen, aber Goethe zeigt, daß auch in dieser Beziehung kein Unterschied sei; damit war durch Goethe die letzte Scheidewand zwischen Menschen und höheren Tieren niedergerissen." — Das fing verheißungsvoll an. So schied uns bis Goethe irrtümlicherweise der Zwischenkieferknochen von den Bestien? Ob der alte biblische Schöpfungsbericht daran gedacht hatte, als er vom Ebenbild Gottes sprach!

Es folgte eine eingehende Darstellung der Entwickelungslehre, durch Illustrationen mit Kreide auf einer schwarzen Tafel erläutert. Wie Gott seine Geschöpfe werden läßt, ist wundervoll; die Harmonie in der großen Mannigfaltigkeit der Formen, die Entwickelung aus dem einfachsten zum feingegliederten Organismus muß jeden, der davon hört, ehrfürchtig machen. Auch Dr. Steiners Vortrag konnte die Herrlichkeit der Schöpfung mir nicht langweilig machen. Freilich streifte es doch manchmal ans Lächerliche, wenn er sich für die Bewegungen der Schleimkügelchen begeisterte, oder wenn er die große Ahnentafel des Menschen herbetete: „Wir waren zuerst Molche, dann (da kam noch eine Menge), dann Beuteltiere, dann Halbaffen, zuletzt menschenähnlich." — Dagegen lehnen sich freilich die Menschen auf, die da meinen, daß „die einen aristokratisches Blut, die anderen Volksblut in den Adern haben." Was für eine dumme, unwissenschaftliche, agitatorische Phrase! — „Im Molch steckt die naturwissenschaftliche Notwendigkeit, sich zu vervollkommnen. In unserer Entwickelung tragen wir noch Erbstücke von unseren Vorfahren an uns, die vor Millionen von Jahren sich herausentwickelt haben bis zu dem jetzigen Zustand." — Alle Hochachtung vor unseren ehrenwerten, strebsamen Molchs-Vorvätern, durch die wir es so herrlich weit gebracht! Aber was sollen wir zu den faulen Molchen sagen, die noch jetzt Molche sind? Wir wollen sie verachten oder bemitleiden, je nachdem, ob wir Aristokraten oder Demokraten sind; Häckel selbst ist mehr Aristokrat, wenigstens thut er die Sozialdemokratie recht gründlich ab. Auch war er ein begeisterter Verehrer Bismarckscher Politik; dafür laufen ihm die Demokraten nach und wählen ihn zu ihrem Götzen!

„Darwin hat die Einzelerkenntnisse zu einer großen Anschauung zusammengeschweißt. Auf ganz naturgemäße Weise ohne Eingriff einer göttlichen Macht hat sich aus einem Tier das andere entwickelt. Früher hat man sich die Frage der Zweck-

mäßigkeit nicht anders beantwortet, als Gott habe so geschaffen. Früher hat man einen außerweltlichen zweckmäßig arbeitenden Schöpfer angenommen. Aber die Zweckmäßigkeit kann auch ohne solchen Schöpfer entstehen, im Kampf ums Dasein. Die Frage nach dem Zweck giebt es nicht mehr, sondern nur noch die Frage nach dem Ursprung: Woher kommen wir. — Diese Frage für das ganze Reich der Lebewesen beantwortet zu haben — die ganze Stammesgeschichte spielt sich in der Keimesgeschichte ab — das war Häckels Verdienst."

Sonderbar, was uns wie ein Loblied auf die Weisheit des göttlichen Schöpfers erklingt, der nach seinen ewigen Gesetzen die Weltentwickelung leitet, das thun diese Herren ab mit dem Urteil: ganz naturgemäß, darum — „ohne Schöpfer!" — Die Zweckmäßigkeit der Entwickelung geben sie zu, und der Schöpfer ist ihnen lästig. Weil er sie ein wenig sehen ließ, wie er arbeitet, sagen sie: so mußte es ganz von selber kommen. — Sie fragen nach dem „Woher?" — Wundervoll! Aber woher kam das Schleimkügelchen? und woher der Anstoß, daß es sich ausstreckte und — kroch? — und woher der Hirnreiz, der eines Tages den Affen den Mund öffnen ließ, daß er sprach: „ich bin kein Tier."

Aber Häckel und Dr. Steiner dekretieren: „Der Mensch ist nicht, wie es die alten religiösen Vorstellungen verlangen, höheren Ursprungs, sondern er entstammt niederen Stadien." Und nun erst — ist eine „sittliche Weltanschauung möglich!" „In jedem Tier und jeder Pflanze ahnen wir unsern Bruder." „Was ist würdevoller für den Menschen: geschaffen zu sein aus einem Erdenkloß, dem irgendwoher (welche oberflächliche Beurteilung des Glaubens an den Schöpfer!) Leben eingehaucht und moralische Gebote gegeben sind; — oder: wenn der Mensch sich sagt: ich stamme ab von einfachsten Lebewesen, die sich fortentwickelt haben."

Und nun kommt die Hauptsache, die Erklärung für die unerklärliche Begeisterung, mit der die demokratische deutsche Arbeiterpartei sich für Darwin und Häckel begeistert: „Durch eigene Kraft kann sich die Natur entwickeln, es giebt für uns keine Sittlichkeit, als die wir uns selbst geben! — Niemand hat uns zu befehlen, weil wir uns selbst emporentwickelt haben! Welche Hoffnung für die Zukunft! Die Menschen werden sich weiter entwickeln aus dem heutigen Zustand zu immer höheren Wesen durch eigene Kraft! Diese Hoffnung schöpfen wir aus der Kenntnis der Natur: aus niederem geboren, zu höherem entwickelt, zu immer höheren Zuständen, wenn wir nur unsere Kräfte gebrauchen! Das

ist Menschenwürde: wir sind geworden, wir brauchen uns nicht von einem göttlichen Wesen erlösen lassen, sondern können uns helfen durch eigene Kraft. Die Naturwissenschaft ist nicht nur Wahrheit, sondern auch edlere Sittlichkeit!"

Ihr werdet sein wie Gott aus eigener Kraft, hat schon in sehr alten Zeiten jemand gesagt; Dr. Steiner betet nur Schlangenweisheit nach. „Wir werden Ihm gleich sein" — schreibt Johannes, der Jünger des Erlösers. Hier steht Glaube gegen Glaube!

Dr. Steiner ist entrüstet über jeden, der seinem Meister entgegengetreten ist. Virchow hat gesagt, man könnte den Menschen ebensogut auf Schaf oder Elefant wie auf den Affen zurückführen. Darüber ringt Dr. Steiner die Hände. Und nun gar der „hinterrücksche" Angriff des Hallenser Kirchenhistorikers Loofs! „Nichts trauriger als der Kampf", der gegen diesen braven Forscher Häckel geführt ist, der „mehr geleistet hat als manchmal eine ganze Universität zusammen". „Seine Lebensarbeit giebt ihm das Recht, sein — wenn auch radikales — Testament zu übermitteln." „Wie edel wird gegen dieses Testament, die Welträtsel, gekämpft!" „Ueberall hat man die Behauptung des Professors Loofs hören müssen, Häckel habe für seine kirchengeschichtlichen Studien ein englisches Pamphlet benutzt." „Auch Wohlwollende haben geurteilt: Häckel ist hereingefallen; auch ich war anfangs irre geführt, aber — als ich dann das geschmähte Buch des Engländers las, merkte ich: Das ist ein ehrliches Buch, radikal und mitunter geschmacklos, aber eingegeben von der Entrüstung über Jahrtausend alte Vorurteile und rückschrittliche Kultur!" — Der Dr. Steiner wurde dabei so begeistert, daß er nicht einmal merkte, wie er selbst Häckels wissenschaftliche Quelle zu einer — radikalen Tendenzschrift stempelte!

Schluß: „Die Naturwissenschaften haben uns freies Denken gelehrt; freies Denken ist Vorbedingung für den menschlichen Fortschritt, also: „wie zwei Brüder werden die beiden Strömungen in die neue Zeit hinübergehen, die sozialistische und die naturwissenschaftliche Strömung;" sie „werden uns Freiheit und die Glückseligkeit auf Erden bringen, die nach unsern klaren Erkenntnissen möglich ist." (Lebhafter Beifall.)

Geschwindigkeit ist keine Hexerei: Der Prediger der Notwendigkeit, der ewigen Ungleichheit, des Kampfes ums Dasein wird Bannerträger für Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit! Wann wird man auch Nietzsche für das Proletariat ausschlachten?

Dem Vortrag folgte Diskussion. Das kam, wie es schien, manchem überraschend. Aber sie haben aufmerksam zugehört. „Wie wunderbar, daß hier in der Gewerkschaft ein solcher Vortrag gehalten wird; noch kürzlich riet Bebel, Politik und Religion wegzulassen!“ — „Is keene Politik!“ — „Aber Religion“. — „Nee, Wissenschaft!“ — „Vielleicht fordern sie nun auch einmal einen Theologen zum Vortrag auf!“ — Schweigen. — Und nun folgte eine Kritik Häckels durch Citate von Goethe und Darwin, von Bär, Harnack, Paulsen, Romanes, lauter Männer der Wissenschaft, vom Referenten selbst gerühmt! — Es legte sich wie ein Bann auf die vorher so Siegesfreudigen, als Goethe ihnen zurief: „Die Zeit des Zweifels ist vorbei. Es zweifelt jetzt so wenig mehr jemand an Gott als an sich“. — Paulsen sagt von Häckels Werk, daß es „von Seichtigkeit trieft“. Und Romanes, der Gewährsmann Häckels, ist Christ geworden. Fatal, fatal! Und dazu noch einige der groben „Irrtümer“ Häckels und dazu den Nachweis, daß der englische „Theologe“ Roß, von dem Häckel und Dr. Steiner ihre Weisheit haben, nicht einmal Hebräisch verstand, — da hört ja das Vergnügen auf!

Dr. Steiner versuchte die Stimmung zu retten. Aber es ging nicht: „Was kommt es im großen Kampf gegen die alten Anschauungen darauf an, wenn ein Naturforscher ein paar theologische Schnitzer macht.“ „Warum tritt man ihm nicht auf seinem eigenen Gebiet entgegen!“ — „Der sonst ja recht verdienstvolle Professor Paulsen ist abhängig von alten theologischen Vorurteilen, spricht eine andere Sprache als Häckel.“ — „Roß ist wohl ein Theologe, wenn auch von einer anderen Sorte, aus seiner Karriere hinausgedrängt.“ — Aus seinem Buch citiert Dr. Steiner, dem viel daran gelegen schien, die Zeit hinzubringen, einige Stellen, wunderlich gemischt: „Kein Buch, dem ich mehr verdanke, als der Bibel;“ „Die Erlösung ist so unsinnig wie der Erlöser“; „Die Hölle ändert Namen und Temperatur und ist der Explosion nahe“; „Jährlich werden Millionen hingegeben, um 100 000 professionelle Schwindler zu erhalten“.

Auch Arbeiter bezeugten ihren Glauben an Häckel: „Bis jetzt hat man uns aus der Bibel gelehrt, wir sollen darben. Jetzt wollen wir daran denken, daß wir aus eigener Kraft nur uns helfen können; von Religion war hier gar nicht die Rede; was hat die Jungfrau Maria mit unserer Versammlung zu thun“. — Und noch treffender ein anderer: „Wir haben von Zweckmäßigkeit gehört; Kollegen, die Kapitalisten sind unzweckmäßig, die Arbeiter sind zweckmäßig.“

Und Sie erheben den Vorwurf, Herr Dr. Steiner, daß man Häckel von hinten angreift, wenn man ihm seine Unwissenheit auf theologischem Gebiet nachweist? Schuster, bleib bei deinem Leisten; warum begnügte sich Häckel nicht mit der wahrhaftigen, wissenschaftlichen Feststellung der Ergebnisse seiner Forschung, warum versucht er sich in Irreligionsstiftung? — Und Sie behaupten, Herr Dr. Steiner, daß Ihr Vortrag die Religion nicht berührt habe, obgleich Sie doch den „Schöpfer" abschafften und den „Erlöser"? — Und warum halten die Sozialdemokraten jeden Gottesgläubigen für einen Schwindler?

Dr. Steiner bleibt im Schlußwort dabei, daß er die Religion nicht berührt hat. „Jeder mag für sich an seinen Gott glauben; wenn er aber behauptet, dieser Glaube sei notwendig zur Erklärung der naturwissenschaftlichen Thatsachen, so weise ich ihn zurück. Ich habe vom Standpunkt der naturwissenschaftlichen Erkenntnis gesprochen (!); wenn dann manche Dinge der Religion widersprechen, so kann ich nichts dafür, und das muß man hinnehmen."

„Ach, verbessern Sie man erst die Widersprüche der Bibel, ehe Sie Häckel angreifen." — Und: „Der Papst ist auch nicht unfehlbar!" Und: „Laßt man die Priester reden, ihr wißt ja doch, was ihr denkt." — Das war die verlegene Volksstimme. — Sie dachten, wir wären katholisch! Denn daß ein evangelischer Theologe bei ihnen das Wort ergreift, ist ja verboten! — Armer Freund, wenn du auch gut beschlagen warst und Dr. Dennerts Büchlein „Die Religion der Naturforscher" dir gute Dienste leistete, was sagt die kirchliche Behörde?

Zu Hause lasen wir die Notiz: Professor Häckel kann den Vorsitz im Freidenkerbund nicht annehmen, weil er vorher aus der Landeskirche ausscheiden müßte; und das geht nicht. Aber wer hält ihn? Die Professur! Edler Mann, welche Opfer bringst Du Deiner Professur! So bleibt der Feind des Glaubens, der erklärte Atheist und Verächter der Bibel in der Kirche, „der Gemeinschaft der Gläubigen". Und was sagt die Kirchenbehörde dazu??

Berlin, 23. September 1900.

Ledebour wird Nachfolger Liebknechts im 6. Wahlkreis. Heute morgen in aller Frühe haben die freiwilligen Hilfstruppen des Großen Singer von Haus zu Haus, von Thür zu Thür die Einladung zur Versammlung im „Eiskeller“ gebracht, wo Ledebour reden und der Kandidat aufgestellt wird. Wenn man die Ausdehnung des riesigen Wahlkreises kennt mit seinen vielen, vielen Treppen und Höfen und Seiten- und Quergebäuden — und überall hin wird in etwa 3 Stunden die Botschaft gebracht von freiwilligen Kräften; ist das nicht eine großartige Organisation und eine mustergültige Arbeits- und Opferwilligkeit? — Gewiß wirken da nicht nur edelste Motive mit; das sozialdemokratische Zwangsregiment besteht doch, auch wenn es tausendmal abgeleugnet wird, und ein freier Schnaps fällt gewiß für jeden der Zettelträger ab. — Aber das genügt doch nicht, um zu dieser mühevollen Arbeit Kräfte mobil zu machen, daß sie ihren Sonntagsmorgenschlaf daran geben, um der Partei zu dienen. Es ist ein gut Stück Idealismus hier lebendig; für ein großes Ziel arbeiten, das ist Lebensbedürfnis. Der wird die Sozialdemokratie überwinden, der diesem Drange ein besseres Feld der Bethätigung zeigt. Was war denn diesen Massen geboten, ehe die Sozialdemokratie kam und ihrem Sehnen und ihrer Energie Ziel und Möglichkeit sich auszuwirken wies? Mit thätig zu sein am großen Bau, wir sagen am Bau des Reiches Gottes, dazu ist jeder berufen und dazu soll man jedem die Möglichkeit schaffen. Sonst bauen andere ein anderes Reich.

Also Ledebour ist zum ständigen Abgeordneten berufen, denn der 6. Wahlkreis ist Domäne der Partei. Darauf ging der höhnische Ruf eines Sachsen auf dem Mainzer Parteitag: In Sachsen haben wir ihn hübsch hingelegt, nun soll er in Berlin wieder auf die Beine gestellt werden! Ledebour strebt lange nach dem Mandat. Er war der Gegenkandidat Wolfgang Heines im 3. Wahlkreis. Dort siegte der ketzerische Opportunist über den Marxgläubigen Radikalen. Jetzt hat ihm Singer doch zum Fraktionssessel verholfen. Er braucht eine Stütze in der Fraktion. Alle gebildeten Genossen sind Reformer. Er

kann Ledebours Hilfe gut gebrauchen, zumal Stadthagen zu wenig Sympathie hat. Aarons muß nun noch eine Weile warten. Für die Opportunisten ist das eine ziemliche Schlappe. Offenbar haben lebhafte Auseinandersetzungen hinter den Coulissen stattgefunden. Nun verläßt Singers Schützling wieder das undankbare Sachsen und kehrt zur alten Heimat zurück. Möchte er dazu helfen, die Gegensätze in der Fraktion weiter zu schärfen. Schon schien der Sieg der Reformer sicher: Bebel, Vollmar, Auer. Heine, Schippel, Calwer. Der Tod des „Alten" war für sie ein Gewinn. Ströbel und Ledebour haben sein Erbe angetreten; sie haben wirklich seines Geistes einen Hauch verspürt, ihr Radikalismus wird den Verwaschenen noch manche schwere Stunde bereiten.

Natürlich wird Ledebour bei der Wahl siegen. Aber was macht das? Je näher man die Sozialdemokratie kennen lernt, um so weniger kann sie bange machen. Der Zehngebote-Hoffmann, der Mann mit dem furchtbaren Berliner Mundwerk, kennt seine Leute ganz gut, wenn er sie in Mainz charakterisierte: „Ein großer Teil stimmt für uns, ohne sich sonst um Politik zu kümmern", d. h. sie geben Stimmzettel ab, denken aber gar nicht an Republik, Expropriation und sonstige herrliche „Endziele".

Den Berlinern kann man wirklich einen Trost gönnen. Sie sind in Mainz zu schlecht behandelt worden. Sie haben auf die Erde gestampft und mit den Fäusten auf den Tisch gehauen und es hat ihnen doch nichts genützt. Das ganze Reich hat sich gegen die Berliner aufgelehnt. Die Berliner spielen die Rolle der gekränkten Leberwurst. „Ihr seid nicht die Partei allein; Gott behüte mich, wir haben mitzureden in der Provinz, versteht ihr wohl?" so hat der Offenbacher Ulrich sie angefahren. Wie kommt ihr dazu besondere Ansprüche zu machen? „Weil sie Berliner sind" ruft der grimme Bayer Vollmar. — Und das alles, weil die Berliner mitbestimmen wollten bei der Leitung der Buchhandlung des „Vorwärts". Die Berliner protzten mit ihren Leistungen. O wie sind sie abgefallen! Das könnten wir auch, wenn wir so in Masse auf einem Haufen säßen, wie ihr in Berlin. Weil die Masse so viel aufbringt, rechnet sich das jeder Berliner zu gute. Aber eigentlich leistet der einzelne nicht mehr als jeder andere im Reich. — Das waren harte Worte, die Herren Genossen in Berlin sind sonst gewöhnt, daß man ihnen schmeichelt; na, sie bekommen ja auch ihre Anerkennung. Aber es war doch eine eigne Liebeserklärung, wenn Ulrich ihnen sagt: „Ihr seid ja sonst ganz angenehme Leute."

Ist es nicht eine prachtvolle Satire, wenn diese Partei der Massen sich gegen das Protzentum der Masse auflehnt; die großen Städte sind ihr Boden, dort sehen sie die wahre Kultur erblühen und — sie bedanken sich für den Geist der Berliner Genossen, die ihnen gar nicht als ideale Kulturträger erscheinen.

Verdenken kann man ihnen die Abneigung ja nicht; denn was sich in Mainz als Berliner Vertreter hervorthat, das war wirklich nichts für besseren Geschmack: Singer und Stadthagen und Waldeck-Manasse und Hoffmann und der Budiker Zubeil, dessen lautes Organ bei dem Badenser Fendrich entsprechende Würdigung fand. Das sind Juden und radikale Pfaffenfresser, aber Kultur?

Auf keinem Pflaster blüht die „Gesinnungstüchtigkeit" so lustig und doch trägt sie so wenig liebenswerte Früchte? Vielleicht veranlaßt das die Herren in der Provinz zum Nachdenken über Segen und Gefahren der großen Städte. Uns kanns schon recht sein, daß sich der bayrische und badische Spezial-Patriotismus gegen die Herrschaft des Berlinertums sträubt. Das ist nicht demokratisch, aber es ist gesund und deutsch.

Besonders verletzend war die Behandlung der Berliner in der Frage der Landtagswahlen. Grade in Berlin möchte die Gesamtpartei einige Mandate erobern für die reaktionäre Landeskammer. Aber — die Berliner selber wollen nicht. Sie kennen den biederen Freisinn zu gut. Selbst die Konservativen sind nicht so schäbig wie die Freisinnigen, ruft einer der Berliner aus. Singer ist gegen die Wahlbeteiligung. Hoffmann erklärt sie für unmöglich. Die armen Redner! Bei der Reichstagswahl sollen sie gegen die Freisinnigen sprechen und bei der Landtagswahl dafür. Dann muß man sich sagen: „du erzählst den Wählern etwas, weil es vorgeschrieben ist, aber glauben thust du selbst nicht daran." Zubeil knurrt: „Dem Zwang müssen wir uns fügen, aber die Ueberzeugung kann man uns nicht einimpfen." Stadthagen droht mit Rebellion: „Thatsächlich kann und wird man den Beschluß nicht ausführen." Frau Ihrer citiert den Geist des Unversöhnlichen: „Beschließen Sie, was Sie wollen, wir halten an dem Vermächtnis des Alten fest." Aber „der Bien muß"! Die Opportunisten siegen, die Berliner werden totgestimmt und müssen, ob sie wollen oder nicht, bei der nächsten Landtagswahl mit den Freisinnigen Brüderschaft trinken. Uns kann es nur recht sein, wenn der Freisinn allmählich von den Sozialdemokraten aufgegessen wird. Mit den Sozialdemokraten läßt sich immer noch eher etwas anfangen als

mit dem vollkommen überflüssigen, sinnlos gewordenen Freisinn. Aber daß der versteinerte Meergreis ihnen schwer im Magen liegen wird, kann man sich wohl denken. Wer die Börsenmänner schluckt, schluckt Gold. Dann wird die „Arbeiterpartei" richtig noch Interesse am Kurszettel bekommen! Dann ist der behagliche Rentier fertig. Es lebe die Revolution mit der Couponscheere!

Singer blickt offenbar gar nicht fröhlich in die Zukunft. Befürchtet er Konkurrenz? Daß etwa dann noch mehr jüdische Millionäre Einfluß auf die Partei gewinnen? In seiner Schlußrede verließ er ganz den Ton objektiver Berichterstattung und protestierte noch einmal gegen den Beschluß der Majorität.

Die Sozialdemokratie hat glänzendere Parteitage gesehen. Soviel kleines Gezänk wie diesmal, gab es sonst doch nicht. Der Protest gegen die Weltpolitik war gedankenarm und wird nicht einen einzigen Wähler in seiner Stellung zur Sache beeinflussen. Mit dem Ablehnen ist es dabei nicht gethan. — Daß über die Handelspolitik auch schon in der Partei ketzerische Gedanken laut werden, — worin ist die Partei denn noch einig?

Das beste Wort sprach Dr. David, kein Jude, sondern einer der innerlich Gebildeten, in seiner Begrüßungsansprache: „Das Edelste und Größte an Liebknecht, das war sein soziales Pflichtgefühl, tief verankert in der Liebe zum Volk, zur leidenden Menschheit. Aus dieser Kraftwelle wird das Große in der Menschheit geboren." Wir halten Liebknecht für einen Fanatiker, aber sonst können wir dem Worte ganz zustimmen. Es hat so gar nichts Sozialdemokratisches, klingt weder nach Klassenkampf noch nach der Allgewalt wirtschaftlicher Faktoren. Es weist als Aufgabe: Erziehung zur opferwilligen Persönlichkeit: so fordert schon Paulus: „ein jeglicher sei gesinnt wie Jesus Christus auch war." Nicht wahr, die Christen brauchen sich vor den Sozialdemokraten weder zu fürchten noch zu schämen?

Eine „wissenschaftliche Widerlegung der ethischen Auffassung des Christentums" wurde gefordert; Herr Fischer von der Vorwärtsbuchhandlung bedauerte, damit noch nicht aufwarten zu können, weil sich noch kein geeigneter Schriftsteller dafür gefunden hat. — Sonst wäre solche Schrift ganz brauchbar. Aber Herr Fischer, Religion ist ja Privatsache!!

Lebhaft begrüßen wir die scharfen Worte, die zum Kampf gegen den Alkohol aufriefen. Natürlich fiel der Antrag durch. Die Herren

Berliner hätten wohl ein Wort mitreden können über den Fluch des Schnapses und des Kneipenwesens, — aber sie hüteten sich wohl. Die Reaktion gegen den Schnaps wird trotzdem auch hier endlich lebendig werden. Zu diesem Kampf können Christen und Sozialdemokraten sich die Hand reichen.

Nietzsche unter den Sozialdemokraten! Meine Prophezeiung ist glänzend bestätigt. Herr Dr. Steiner, der Schwärmer für Häckels Welträtsel, der schon wieder für die Arbeiterbildungsschule einen Vortrag angekündigt hat, hielt die Festrede in zwei Nietzsche-Feiern! Sie soll kläglich genug ausgefallen sein. Aber wie ist es möglich, für Demokratie und Nietzsche zugleich zu kämpfen! Der Schöpfer des Uebermenschen hätte sich dafür bedankt!

An der Zerfahrenheit ihrer Weltanschauung wird die Sozialdemokratie noch zerbrechen; mit dem bloßen trotzigen Verneinen des Glaubens ist es nicht mehr gethan.

Auch die Barbarei sprießt unter der Sonne dieser Kulturpartei: Im „Vorwärts“ wird eine „sensationelle“ Umdichtung von Beethovens „unsterbliche Hymne“ angezeigt. Statt des „bigotten Textes“: „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre“ ist ein Freiheitstext untergelegt. „Armer verbesserter Beethoven!“

Berlin, 30. September 1900.

Jüdisch-Neujahr haben wir hinter uns. Für die Leute in der Provinz ist das vermutlich sehr gleichgültig. Hier will es etwas heißen. Ganze Ladenreihen verschlossen, auf den Straßen ein Gewimmel von festlichen Menschen. Man sollte nicht glauben, daß sich die paar Juden, die das große Berlin umfaßt, so bemerklich machen können. Aber sie haben grade die Posten erobert, wo man sie bemerken muß. Ich weiß, daß viele gute Christenleute nicht recht verstehen, wie man als Christ Antisemit sein kann. Wenn sie doch auf einige Zeit hierher kommen wollten, vielleicht würden sie es dann verstehen! Wir mißgönnen ihnen nicht ihre Neujahrsfeier. Aber wenn sie so in großen Scharen ausschwärmen, so laut, so breit, so bemerklich, wird man sich der verschiedenen Welten, die hier zusammen leben, peinlich bewußt. — Fahren Sie nur einmal im Omnibus als einziger unter lauter lauten „Fremden"!

In einem Zionistenkalender habe ich eine ergreifende Geschichte gelesen, wie ein moderner Reform-Judenjüngling, der von der Väter Brauch los werden will, schließlich zurückkehrt zum Glauben seines Volkes. Nie sind so bittere Urteile über das moderne Judenvolk gefällt worden als von dem jüdischen Verfasser dieser Geschichte. Er schildert die Laden-Jünglinge in ihrer frechen, lauten, frivolen Art, wie sie so thun wollen, als wären sie hier zu Hause und wie sie doch eigentlich darum so laut sind, weil sie sich fremd fühlen. Sie schreien an ihrem Feiertag den Kellner an nach Schinkenbroten, damit man ja sieht, daß sie nicht sind, was sie sind; damit ihre deutschen Begleiterinnen, die ihnen zum zeitweiligen Amüsement gut genug sind, sie bewundern. So wars wieder am Montag und Dienstag. Es ist ein ungewisses, unzartes Volk, zumal wenn sie modern und frivol sind und das Neujahrsfest im Apollotheater beschließen.

Daß sie ihre Läden schließen, macht ihnen Ehre. Im Zusammenhalten, im Halten an oft toten, aber geheiligten Formen, liegt ihre Kraft. Es gab auch Levys und Cohns, die ihre Läden offen hielten, es zwingt sie ja niemand als ihr Volksgewissen. Einem solchen Treu-

losen sind die Volksgenossen mit harten Gegenständen auf den Leib gerückt, der wird beim nächsten Fest sicher mitfeiern. Die anderen verfallen der Verachtung, gewiß nicht nur bei den Frommen ihres Volkes.

Ich möchte wohl wissen, wieviel Christenläden am Karfreitag geschlossen blieben, wenn es das Gesetz nicht verfügte!

Berlin hat seinen Höhepunkt überschritten. Höher geht es nicht mehr; nun geht es langsam abwärts und — das wäre sehr erfreulich. Herr Tietz hat sein Warenhaus dem staunenden Publikum geöffnet. Was kann den Berlinern nun noch geboten werden? Womit will man uns noch imponieren, nachdem wir das überstanden haben und noch bei Verstand sind! Am Mittwoch thaten sich die Glasportale zum Glaspalast auf; natürlich erst am Mittwoch, denn Montag und Dienstag war Feiertag für Herrn Tietz! Am Sonntag war Generalprobe für die geladenen Gäste, namentlich für die lieben Kollegen von der Presse. Alle 2000 Angestellte mußten Parade stehen, — am Sonntag; es war ja nur ein Sonntag und nicht Judenneujahr!

Herr Tietz hat sich mit einer Rede eingeführt. Ganz genau ist der Sinn seiner Rede nicht festzustellen; er hat sie zwar drucken lassen, aber ich habe sie nicht gelesen. Sicher ist nach den Berichten nur, daß er von Konservenbüchsen und Landwirtschaft und von Idealen und Kunst und Litteratur gesprochen hat. Nach dem einen Bericht will Herr Tietz „die Konserven zum Volksnahrungsmittel heranreifen lassen", nach einem andern stellt er „für die Konserven die Flüssigmachung großer Massen" in Aussicht. Jedenfalls soll sich damit der Landwirtschaft ein ungeahntes Absatzgebiet erschließen. Daß er Gemälde und Bücher zu billigen Preisen auf Lager hält, soll der Kunst und Wissenschaft dienen. Zuerst vermutlich aber doch Herrn Tietz selbst! — Soll man den Künstlern Glückwunsch sagen oder Bedauern zu solchem Schützer der Ideale und der Konservenbüchsen? — Den geladenen Gästen soll ein Festmahl serviert sein; für Annoncen hat Herr Tietz Tag für Tag eine Seite im „Lokalanzeiger" gemietet. Was Wunder, daß der Reporter vor Begeisterung überschäumt und, vom Festmahl heimgekehrt, seine Dankbarkeit also auslallt: „Herr Tietz hielt eine inhaltlich höchst bedeutende Begrüßungsrede, in der sein weitschauender Blick für die Bedürfnisse der Zeit und die tiefe soziale Erkenntnis, die seinen eminenten Erfolgen als fast unfehlbare Grundlage dient, in wunderbarer Klarheit zu Tage trat." — Sollte man nicht meinen,

Bismarck oder Gladstone werde gefeiert, und nun ist es man bloß Tietz mit seinem Riesenbazar. Barnum und Scherl und Tietz, das sind die modernen Uebermenschen. Vielleicht nicht ganz nach dem Sinne des einsamen Nietzsche. Aber vielleicht die einzige Sorte „Uebermenschen", die auf dieser gewöhnlichen Erdkugel möglich ist.

Allen Ernstes; das Gebäude und ganze Unternehmen Tietz ist massig. Es hat ein Terrain verschlungen, auf dem früher ein großer Komplex von Häusern stand. Auch das alte Konzerthaus hat dort seine Stätte gehabt, bekannt durch seine populäre gute Musik, bekannt auch durch Lassalles Auftreten, der hier den Einfluß der Freisinnigen auf die Berliner Arbeiter brach. Was Musik, was politischer Kampf, jetzt alles Tietz! Hoch in den Lüften schwebt eine gewaltige Glaskugel, der Globus, und um sie schließt sich ein rotes Band, das leuchtend den Namen trägt, der jetzt der meist genannte in ganz Berlin ist: Tietz. — Wenn der ganze Palast bis oben in die Kugel hinauf aufflammt ein elektrisches Lichtmeer, es lohnt sich das mitanzusehen, es wird sich auch lohnen sich drinnen umzuschauen. Ob sich's auch lohnt drinnen zu kaufen? — Ich kaufe nicht bei Tietz. Es wird noch mehr solche Käuze geben, die lieber in stilleren Läden kaufen.

Es liegt was Humoristisches im Namen Tietz; was ist nun noch Wertheim? — Am andern Ende der Leipziger Straße hat er sein Schloß gebaut und mancher kleine Meister und mancher kleine Geschäftsmann hat dran glauben müssen. Nun schreit Wertheim selbst! Er setzt krampfhaft Preise herunter und reißt sich mit Tietz um den Annoncenteil des „Lokalanzeigers". Dazwischen schreit der kleine Jandorf: ich bin auch noch da. Jandorf ist groß, Wertheim ist größer, Tietz ist der allergrößte. Alle drei sind dem Orient entstammt. Jeder dieser guten Leute wird vom andern abgethan. Wer kommt über Tietz? Der lacht sich ins Fäustchen: über Tietz kommt niemand. Höchstens — wenn Tietz und Wertheim und Jandorf zusammengingen!

Ist unsere wirtschaftliche Entwickelung nicht unsinnig? Das Schicksal von Tausenden — von Angestellten, Geschäftsleuten und Produzenten — wird in die Hand gelegt von ein paar Leuten, die es verstanden mit wenig Geld große Geschäfte zu machen. Früher gehörte zum Herrschen doch mehr als Geschäftsklugheit, die was riskiert. Ich werde es nicht bedauern, wenn der Staat eines Tages sagt: Dann will ich lieber selbst das Geschäft machen. Ich weiß wohl, daß große Bedenken dagegen sprechen. Aber mehr Verstand als jetzt ist dann

doch in der Geschichte. Wenn die Sozialdemokraten in den Warenhäusern einen tüchtigen Schritt zum Sozialstaat hin sehen, so haben sie darin ganz recht. Darum kann man es ihnen nicht verdenken, daß sie die Tietz und Wertheim so wohlgefällig anschauen.

Vielleicht kommt die Sache ganz anders. Vielleicht giebt es doch einmal eine Auflehnung gegen die Entwickelung zum Wasserkopf. Die Berliner Massenhaftigkeit ist nach allen Richtungen hin unerträglich. Ohne stille Stunden kann kein Mensch gesund bleiben. Und wo sind die stillen Stunden in Berlin? Bei diesem Drängen und Lärmen der Massen geht der einzelne notwendig unter. Er behält nur noch Fähigkeit seine Freistunde in Destillen, Tingeltangel und Wintergarten zu verbringen. Das Trommelfell wird dick getrommelt, die Nase wird von den Ausdunstungen der Massen erstickt, das Auge sieht nur Häuser und Zeitungen. Geschmack und Urteil bestimmt der „Lokalanzeiger". — Dazu soll der liebe Gott den Menschen mit solchem feinen Organismus geschaffen haben, daß das große Berlin darauf herumhackt, wie die Fleischerstochter unter mir auf ihrem Klavier? — Wenn Gott mit den Menschen noch etwas Freundliches vorhat, wird er sicher bald zeigen, wie wir die Großstadt los werden können. — Ist es nicht verheißungsvoll, daß auch in der Sozialdemokratie die Reaktion gegen die Unvernunft des Häusermeeres anschwillt. — Heute schreibt einer in dem Unterhaltungsblatt des „Vorwärts": „Ich bin ein Berliner, das heißt, ich bin vaterstadtlos; denn dieses Berlin fängt erst in der Gegend von Naumburg an, erträglich zu werden. Wenn man ein paar Wochen draußen gewesen ist, begreift man nicht, wie eine menschliche Natur fähig sein kann, dieses Paradebrachfeld für schlechte Gerüche und üble Geräusche zu ertragen, wo man vor lauter Leben nichts erlebt."

Wenn das selbst Ströbel geschrieben hätte, hätte er doch recht! — Weglaufen aus Berlin? Das wollen wir beide nicht, weder Ströbel noch ich. Hier ist so viel Arbeitsmöglichkeit! Aber dazu helfen, daß nicht Tietze und Scherl und Rauch und Lärm Berlin ersticken, das wollen wir.

Scherl zeigt eine neue illustrierte Tageszeitung an: „Der Tag". — Das Unglück wird nicht abzuwenden sein; täglich werden uns minderwertige Bilder und noch minderwertigere Artikel überschwemmen, aber schließlich muß ja auch Scherls Geldbeutel einmal ausgegeben sein. Und hoffentlich noch vorher werden Männer wie Rosegger verzichten, ihre Produkte diesem Warenhause zu verkaufen!

Bis dahin freut man sich, wenn man hier und da Leute trifft, denen dies Reklameinstitut in der Seele zuwider ist. Die Beilage des „Vorwärts“ brachte einen ausgezeichneten Zeitroman, eine feine Charakteristik der Helden der „Fanfare“, einer modernen Zeitungsgründung größten Stils. Jeder erkennt den Direktor dieser Aktiengesellschaft für Reklame, dessen Reporter an das Kleinste und das Größte sich heranmachen, der selber völlig ungebildet, doch Bildung und Geist zu seinen Kulis meint machen zu können, weil ers bezahlt. — Ein kleiner Leutnant, der letzte Sproß eines verarmten Adelsgeschlechts, ohne jede Begabung, mit lächerlichen Anmaßungen und Allüren, — ist ein idealer Held im Vergleich mit dem großmächtigen Protzen, der doch für die moderne Welt ein „großer Mann“ ist! Das schildert ein Roman im „Vorwärts“! Völlig einverstanden! Sahen Sie einmal Kleists Schauspiel „Prinz von Homburg“? Ein Stück, das den Militarismus und Patriotismus feiert! Der große Kurfürst im Kreise seiner Offiziere. Prachtvoll! Nicht wahr, lieber „Vorwärts“, es waren doch andere Kerle, die früher zu kommandieren hatten, als die Großstadthelden, die heute das meiste zu sagen haben, weil sie die meisten Zeilenschinder bezahlen! Wenn damals die Jungen träumten, daß sie einmal General werden möchten; ob sie heute träumen, wir möchten einmal Scherl werden oder einer seiner Soldschreiber? Dann gute Nacht, Deutschland!

Die Arbeit für die Kirchenwahlen ist lebhaft im Gange. Ganz leise macht auch der „Vorwärts“ mobil. Er erklärt zwar: „Die Arbeiterschaft hat keine Veranlassung, sich in den Kampf der Positiven und Liberalen hineinzumischen, nachdem es durch eigene Schuld der evangelischen Kirche dahin gekommen, daß das Proletariat den Vorgängen auf unserem Nachbarplaneten Mars immer noch einiges Interesse mehr entgegenbringt, als den Vorgängen auf kirchlichem Gebiet.“ Trotzdem macht er Stimmung für die Liberalen, indem er erklärt, daß in der Matthäigemeinde „als Führer der Positiven der durch seine gewerbsmäßigen Sozialistenverleumdungen bekannt gewordene Pastor Hülle auftritt“. Wir verdenken dem „Vorwärts“ seine persönliche Abneigung nicht, aber der Aufklärung der Arbeiterschaft würde es mehr dienen, wenn er mitteilte, daß die Liberalen gegen die Sonntagsruhe Spektakel machen. Dankenswert ist es vom „Vorwärts“, daß er in den letzten Tagen zweimal die nötigen Formalitäten über den Austritt aus der Kirche mitgeteilt hat. Die sich in dieser Sache vom jüdischen Abgeordneten Stadthagen beraten lassen, sollten doch recht bald ein für beide Teile peinliches Verhältnis lösen.

Heute vor 10 Jahren fiel das Sozialistengesetz! Zum erstenmal wieder ward eine rote Fahne in Berlin entrollt. 10 Jahre! Und nun sind die Sozialdemokraten schon so weit, daß sie wissen: all ihr kühnes Hoffen war Phantasterei. — Daß es so langsam gehen würde, haben sie damals nicht gedacht. — Ledebour wird Liebknechts Stuhl einnehmen, aber ihn nicht ausfüllen. Dem aus der demokratischen Bourgeoisie stammenden Schriftsteller Ledebour haben die Katholiken einen christlichen Arbeiter als Gegenkandidat gegenübergestellt. Er wird nicht siegen, aber er ist für die Sozialdemokraten ein ärgerlicher Zeuge dafür, daß es heute unter den Arbeitern mehr bewußte Gegner ihrer Partei giebt, als vor 10 Jahren!

Berlin, 7. Oktober 1900.

9 Uhr-Ladenschluß! Wenn man die Blätter der Liberalen und der Spießbürger liest, muß man meinen, daß mit dem 1. Oktober Berlin in Nacht versunken ist. Aber wunderbar, wir leben noch! — Ich erinnere mich noch gut, wie einmal die Welt untergehen sollte. Wir Kinder waren furchtbar gespannt, halb neugierig, halb ängstlich, bis dann der große Moment gekommen war und — vorüberging. So einen kleinen Weltuntergang haben wir nun wieder einmal erlebt. „Das Großstadtleben in Berlin, das sich grade nachts am glänzendsten entfaltet und aus aller Welt die Fremden herbeilockt, wird vernichtet." — So klangen die Kassandrarufe; und es ist ja natürlich ungeheuer viel wichtiger, daß die Bummler der ganzen Welt nachts sich Handschuhe, Blumen und Odeurs kaufen können, als daß man den vielen tausend Angestellten freie Abendstunden verschafft. — Fast mit Herzklopfen fuhr ich neulich kurz vor 9 Uhr die Friedrichstraße entlang. Das Treiben war so stark wie immer, und richtig, — dann erlosch hier ein heller Laden und dort einer und vergnügte junge Mädchen kamen heraus und schlenderten behaglich heimwärts oder drängten sich eilig durch die Reihen. Gewiß, sonst war es heller und der Omnibusschaffner schüttelte den Kopf, so oft ein Schaufenster dunkel wurde. Aber ich fand es außerordentlich behaglich, daß die Friedrichstraße jetzt früher zu Bett gehen soll. Das wird ihren Nerven nur gut thun. — Einige Schlauberger wollten länger aufbleiben; das machen die Kinder auch so, sie reißen ihre Augen auf und sagen: Wir sind noch gar nicht müde; so funkelten die Läden im vollsten Glanze, wie weit aufgerissene Augen, die Thüren mußten ja geschlossen werden, aber dahinter stand ein freundlicher Jüngling und machte jedem Gigerl auf, der grade jetzt noch ein paar Handschuhe sich erstehen wollte. Aber das sind Kinderkrankheiten, bald werden auch die Widerspenstigen aufatmen. Und die Friseure, die nicht gezwungen sind, thun sich gar freiwillig zusammen und beschließen den 9 Uhr-Ladenschluß!

Dann sind nur noch die Kneipen offen. Es war herzbeweglich, wie ernst die liberale Presse auf die Gefahren hinwies, die der kaufmännischen Jugend durch den frühen Geschäftsschluß drohen: Nun werden sie die Kneipen bevölkern. Schade, daß diese sittlichen Anwandlungen grade zu so ungünstiger Zeit auftreten; nun wird mancher denken, daß der pure Aerger um entgangenen Profit dahinter steckt. Vielleicht aber hilft diese Presse mit, wenn es endlich einmal dazu kommt, die Auswüchse des Kneipenwesens zu bekämpfen. Dann wird man ihr glauben, daß wirklich ehrliche Besorgnis um das sittliche Wohl der jungen Leute sie jetzt bewegte. Ich meine, diese Besorgnis ist überflüssig; unsere jungen Leute werden sich hüten, ihren Tagesverdienst abends zu verbrauchen. Grade wo ihnen nun alle Abende von 9 Uhr ab gehören, werden sie sie praktischer verwenden, als zu Bierreisen und zu Tingel-Tangel-Besuchen. In vielen Tausend Familien wird dies Gesetz gesegnet werden, das den Eltern und den Kindern Stunden fröhlicher Gemeinschaft schenkt. Wie sie diese Stunden nutzen, das ist ihre Sache. Aber sind es nicht merkwürdige Christen, die noch immer nicht begreifen, welche Verantwortung Gott auf sie gelegt hat damit, daß er ihnen Wahlrecht und Einfluß auf die Gesetzgebung gegeben hat? Die Pastoralkonferenzen und die Gemeinschaften sollten einmal das Thema behandeln: „Die Bedeutung des 9 Uhr-Ladenschlusses für das innerliche Leben"!

Das rote Haus sah große Tage. Es hat wieder 2 Bürgermeister. Herr Brinkmann ist stark demokratisch angehaucht; darum wurde er ja gewählt. Man wollte den ärgern, der die Stadtväter so lange ihre Ohnmacht hatte fühlen lassen. Man dachte, Herr Brinkmann würde nicht bestätigt werden. Und dann hätte man wieder so hübsch und so gefahrlos Spektakel machen können und Männerstolz vor Königsthronen gezeigt, ohne etwas zu riskieren. Da wurde Herr Brinkmann bestätigt und seine Antrittsrede schwieg von dem Kampf um das Portal auf dem Friedhof der Märzgefallenen, aber deutlich zeichnete Herr Brinkmann als Aufgabe der Kommune: **Bekämpfung der Wohnungsnot, Eroberung der Straßenbahnen für die Stadt.** — Wo blieben die liberalen Hausbesitzer und Aktionäre der „großen Berliner" Straßenbahn, als sie diese Botschaft des „neuen Herrn" hörten! — Herr Brinkmann wird für christliche Bestrebungen kein Interesse haben, so wenig wie die anderen Zierden des roten Hauses; Herr Brinkmann wird seine Unterstützung bei dem sozialdemokratischen Flügel suchen und finden. Mag sein; sein soziales Programm war gut. Und wenn er daran geht, es auszuführen, wünschen wir Christlich-Sozialen ihm von Herzen

Erfolg. Wir haben gar kein Interesse daran, daß der Berliner Fortschrittsring die Herrschaft behält. Er ist der Besitzsatteste und Reformfeindlichste im ganzen deutschen Manchestertum.

Gewiß, er hätte die Formen besser gewahrt, als es die neue Richtung thut. So dreist wäre er nicht gewesen, der Kaiserin den Geburtstagsgruß zu verweigern. Im Gegenteil, diese Epigonen der Revolution verstanden es, im byzantinischen Stil zu schreiben. Der Kaiserin wird es lieb sein, diesmal von der städtischen Salbaderei ihren Geburtstagstisch verschont zu sehen. Sie ist damit der Verlegenheit enthoben, antworten zu müssen. Es ist ein großer Fortschritt, daß nun klare Feindschaft herrscht; besser als der schöne Schleier der Devotion, der über all die kleinen und großen Bosheiten und tiefen Differenzen gebreitet wurde! Das hat uns genug geschadet. Die Stunde für eine christliche, monarchische, sozialreformerische Bewegung auch auf kommunalem Gebiete wird nahe sein.

Der Oktobertermin brachte große Mietssteigerungen und machte viele obdachlos. Im Familienasyl des städtischen Obdachs haben 409 Familien mit 1672 Köpfen Unterschlupf suchen müssen. Andere haben sich interimistisch bei Bekannten, wohl auch in Lauben und Buden einquartiert. Der Mangel an kleinen Wohnungen ist erschreckend und Familien mit viel Kindern finden am schwersten Wohnungen. Die Wirte nehmen sie einfach nicht auf! Der „Vorwärts“ fragt an, ob nicht die Kirchen zu Hilfe genommen werden könnten. Es ist erfreulich, daß auf einmal das Interesse für die Kirchen bei dem Blatt erwacht. Die Kirchen sind im Besitz der kirchlichen Gemeinden. Sie für den Zweck herzugeben, wird schwierig sein, da ihr erster Zweck doch eben ein anderer ist. Auch sind sie zum Wohnen schlecht geeignet. Daß die Kirchengemeinden sich um die Wohnungsnot kümmern sollten, das ist gewiß. Aber die erste Schuld liegt bei der vom Freisinn beherrschten Kommune.

Von Herrn Sudermann ist ein Stück aufgeführt, für das seit langem Reklame geschlagen wurde. Nun ist es elend durchgefallen. Das ist an sich von wenig Interesse, aber Herr Sudermann ist Vorsitzender des Goethebundes; ein Herr Holzbock drückt das im Lokalanzeiger so aus: „Er ist ein freier, unabhängiger Poet, den das kulturelle Deutschland an die Spitze jenes Bundes gestellt hat, der unter der stolzen Flagge Goethes für die Freiheit und Unabhängigkeit des Geistes eintreten will.“ Aus dem Holz-

bockigen Bericht geht hervor, welche Mühe man sich darum gegeben hat, dem Dichter zum Erfolg zu helfen, ihm „unter allen Umständen seine Sympathie zu zeigen". — Alles vergeblich. Ein anderer Kritiker im Lokalanzeiger konstatiert: „es war kein dichterisches Werk, sondern ein mittelmäßiges Theaterstück." Und Erich Schlaikjer schreibt im „Vorwärts": Im letzten Akt „zeigte sich Herr Sudermann nun doch als der leere Kopf, der er wirklich ist." — „Ich hatte immer den Eindruck, als räsonniere hier ein Dramatiker mit der philosophischen Bildung etwa eines Friseurs." — Und das marschiert an der Spitze des „kulturellen Deutschlands" Arm in Arm mit — Paul Singer!

Berlin, 14. Oktober 1900.

Gegen den Alkohol haben die Berliner Guttempler eine Volksversammlung zu Stande gebracht. Es waren wirklich ein paar hundert Menschen zusammengekommen, um das Ideal völliger Enthaltung vom Alkohol zu preisen. Es wurde Thee und Selterwasser serviert und brave Reden gehalten. Alles, was gegen den Alkohol geschieht, wollen wir loben. Wer in Berlin täglich das Elend sieht, das aus den Kneipen sich ergießt, freut sich jeder warnenden Stimme. Aber den Guttemplern fehlt es an der großen Energie. Massenbewegungen brauchen positive Ziele, die errungen werden sollen. Trinkt keinen Alkohol! — Das ist kein begeisternder Kampfruf. Es ist unmöglich ein das Leben bestimmendes Ideal, wenn man immer vor sich hersagt, was man nicht thun soll. Es gilt zu sagen, was man thun soll, worum der Kampf geht! — Als Mittel zum Zweck ist es gut, vor dem Alkohol zu warnen, als Einzelforderung wird solche Warnung nur eine Sekte um sich sammeln. Eine christliche Antialkoholbewegung kann ich mir im großen Umfang vorstellen, auch eine sozialdemokratische, da fügt sich das Enthaltsamkeitsprinzip gut ein in die Zurüstung zum Kampf um die großen Ziele. Es dient zum Trainieren! Aber bei den Guttemplern war das Ideal, das gepriesen wurde: Die harmlose Gemütlichkeit, ein frohes Festfeiern, bei dem man sich nicht berauscht und nicht zu viel Geld ausgiebt. Wahrhaftig, solche Feste thun uns not und die Feste unserer Zeit sind wirklich vielen zum Fluch, ob sie nun in den feinen Hotels und nachher in den Kaffees oder ob sie draußen in den schwülen Tanzlokalen gefeiert werden. Aber mit dem Preisen der Gemütlichkeit wird man den Bann der Wein- und Schnapsfeste nicht brechen; es giebt eben Leute, die sich gern kannibalisch wohl fühlen als wie 500 Säue.

Die Guttempler werden sagen, daß zur Zeit der Alkohol eine solche beherrschende Stellung einnimmt, daß ein Sonderkampf zu seiner Vernichtung berechtigt ist. Mögen sie viel Freunde werben und Erfolg haben! Zum Ziel werden wir doch erst kommen, wenn die großen Mächte Hand in Hand in diesen Kampf ziehen, wenn die Christen ihre Pflicht erkennen und wenn die Sozialdemokratie die wirtschaftliche Bedeutung dieses sittlichen Kampfes begriffen hat. Die Alkoholfrage muß in dem ganzen Zusammenhang der sittlichen und

wirtschaftlichen Lebenshaltung unseres Volkes begriffen werden, dann werden aller Herzen ergrimmen und aller Hände zugreifen, um den Feind zu schlagen, der allen derselbe Feind ist. Bisher fehlt diese Erkenntnis noch fast völlig. Auf christlicher Seite wird in einzelnen Kreisen treu gearbeitet; die nachgehende Fürsorge und Einzelpflege des Blauen Kreuzes ist bewunderungswert und darf auch schöne Erfahrungen, tausende geretteter Trinker, aufweisen, — aber gegenüber dem Strom von Unsegen, den der Alkohol über das Land trägt, ist diese Arbeit doch nur wie ein kleiner Bach. Die Christenheit, die nach den Taufregistern im Deutschen Reich fünfzig Millionen zählt, läßt Kneipe nach Kneipe, Irrenhaus nach Irrenhaus, Gefängnis nach Gefängnis erstehen und thut so, als ob sie das alles nichts anginge. Und die Sozialdemokratie träumt von seligen Zukunftsgefilden und schmeichelt den Arbeitern als den Trägern der Zukunft, aber sie thut nichts, ihnen das Gewissen zu schärfen, sie vor dem Kneipenbesuch zu warnen; sie kennt die entnervende Macht des Schnapses und läßt es zu, daß ihre Kämpfer sich entnerven.

Die Guttemplerversammlung zeigte, wie sehr Christen und Sozialdemokraten in diesem Kampf noch zurückstehen. Nur ein Vertreter des Blauen Kreuzes wies hin auf die Religion, ohne die kein Kampf zum Ziel kommt. Dafür erntete er von einigen Zischen. Zwei Sozialdemokraten griffen in die Debatte. Der eine wies mit Recht auf den Zusammenhang der Trunksucht mit der sozialen Lage des Volkes hin; aber es war sehr verkehrt, den Schnapsbrüdern das alte unselige Ruhekissen unterzuschieben: solange das Volk so elend lebt, kann es auf den Schnaps kaum verzichten. — Was nützt alles Lob der Enthaltsamkeit, wenn man den einzelnen fatalistisch seiner Schnapsseligkeit überläßt; das ist die gleiche faule Ausrede, die alle Trinker zur Verfügung haben! Als neulich eine arme Arbeiterfrau sich das Leben nahm, weil sie nicht mehr weiter konnte, weil sie allein die Kinder ernähren mußte und den Mann, der ein Säufer war, — da nannte das der „Vorwärts“ ein Opfer der wirtschaftlichen Verhältnisse! Aber es war allein ein Opfer des verdammten Schnapses! Gott sei Dank leben wir denn doch nicht in Rußland, sondern in einem Lande, wo tausende Arbeiterfamilien sich aufs ehrenwerteste durchs Leben bringen. Die Wirkung solcher falsch-tendenziöser Notizen kann man in ihrer ganzen Schädlichkeit beobachten, wenn man zu sozialdemokratischen Kreisen Beziehungen hat. Ich kannte manche Frau eines „Genossen“, die vor ihrem betrunkenen Manne sich fürchten muß. Solchen Genossen kommen solche Notizen zu paß. Sie fühlen sich noch

gar als Opfer der wirtschaftlichen Verhältnisse, wenn sie aus dem Rausch erwachen! Sie trinken und meinen, das sei einmal trauriges Schicksal des Proletariers! Als ob nicht auch Offiziere, Bankiers und Kommerzienräte Opfer des Alkohols sind! — So paßte es zwei betrunkenen Arbeitern wunderschön, als der Sozialdemokrat ausrief: „Den armen Leuten kann man es nicht verdenken!" — Da brüllten sie mit Begeisterung: sehr richtig!

Ein anderer Sozialdemokrat, ein junger Arbeiter, machte seine Sache besser. Er kündete an, daß in der Sozialdemokratie die Gegner des Alkohols nicht ruhen würden. Diesmal sind wir auf dem Parteitage noch nicht durchgedrungen, aber die gegnerischen Reden, auch der Reichstagsabgeordneten, waren so schwach, daß sie jeder abstinente Arbeiter hätte widerlegen können. „Demnächst werden wir in Berlin einen Verein abstinenter Arbeiter gründen! Im „Vorwärts" werden Sie einen Artikel darüber finden!" — Das war eine Botschaft! — Der Kellnerpastor Schmidt in Cannes sagte einmal, wenn die Sozialdemokratie den Kampf gegen den Schnaps aufnimmt, dann wird sie gewiß siegen. Und gewiß würde es eine gewaltige Wirkung haben. Aber — vorläufig ist der angekündigte Artikel im „Vorwärts" nicht erschienen, ob man da auf den abstinenten Arbeiterverein noch hoffen darf? — Vielleicht ergiebt sich doch einmal die Möglichkeit, daß in diesem Kampf Christen und Sozialdemokraten zusammengehen.

Der übrige Ertrag des Abends bei den Guttemplern war dürftig. Ein biederer Likörfabrikant pries die Wohlthat eines Schnäpschens, der freilich richtig zubereitet sein müßte. Vegetarier warfen den Guttemplern Halbheit vor: Die Losung muß auch heißen: nicht rauchen und nicht fressen! — Das ist die Gefahr solcher Sonderbestrebungen; die Perspektive geht verloren. Schließlich gilt als vollkommener Mensch einer, der nicht trinkt, nicht raucht, nicht Fleisch ißt. — Naturheilkundige wetterten gegen die Aerzte, die Giftmischer! Vor Begeisterung hätten sie einen jungen Mediziner fast verhauen. Wollten sie zeigen, daß man sich auch ohne Schnaps berauschen kann?

Ein Arzt blamierte sich: „Wenn Sie den Alkohol abschaffen wollen, müssen Sie auch den Thee abschaffen, denn — der ist auch ein Anregungsmittel!" — Vom Vorstand antwortete ein Mediziner, den Kampf gegen den Thee wollen wir eröffnen, sobald uns nachgewiesen wird, daß im Theerausch Verbrechen begangen werden, wie jetzt massenhaft von Alkoholbetrunkenen."

Viel Frauen waren unter den Zuhörern. Die erfahren zu gut, was es heißt, ob der Mann trinkt oder nicht mehr trinkt. Darum ist

ihre Anhänglichkeit an den Guttemplerorden oft groß, weil manche Frau ihm ein glückliches Heim verdankt. Der Groll der Frauen gegen den Schnaps ist gewaltig; die Sozialdemokratie wird das noch zu spüren bekommen!

Auch die Kirche wird auf die Dauer nicht in ihrer Lethargie verharren dürfen. Schon ruft ein Gastwirtsorgan die Wirte auf, Frömmigkeit zu heucheln und sich in die Liste der Kirchenwähler einzutragen, damit in den kirchlichen Organen die Interessen der Kneipe zu Wort kommen. Man immer weiter so!

Der jüdische Herr Paul Lindau hat in seinem Berliner Theater ein Stück der jüdischen Lustspielfabrikanten Blumenthal und Kadelburg gegen die lex Heinze aufführen lassen. Erich Schlaikjer schreibt im „Vorwärts“ darüber: Der „Frohsinn“, den sie gegen die finstern Mächte verteidigen, verkörpert sich am ehesten in den Balllokalen und den Dirnen der nächtlichen Friedrichstadt. Dem gegenüber ist ästhetisch und menschlich nur ein ehrliches Pfui Teufel am Platz“. — Es ist erfreulich, daß die anständigen Gegner der lex Heinze Wert darauf legen von — den anderen abzurücken. — Einst marschierte alles Arm in Arm! Pfui Teufel!

In der Stadtverordnetenversammlung sollten neulich für drei Kommissionen Deputierte ernannt werden; sämtliche 7 dafür vorliegende Meldungen waren Juden. — Die „Welt am Montag“ macht darauf aufmerksam, daß für diese Ehrenämter nichts gezahlt wird. Das soll pfiffig sein! Als ob darum der Einfluß des Judentums weniger groß und weniger schädlich wäre! Es ist Zeit, daß Herr v. Gerlach vom Urlaub zurückkehrt und seinen Vertreter vor weiteren Dummheiten bewahrt.

„Fort mit Millerand“ — den Ruf erhob „Genosse“ Kotzke in Rummelsburg! Das hat er auf dem harmonischen Kongreß in Paris gelernt! Der „Vorwärts“ meint: „Minister Millerand ist der deutschen Reaktionspresse im höchsten Maße unangenehm.“ — Mir scheint, der Sozialdemokratie ist er noch unangenehmer; eine seiner Programmreden konnte der „Vorwärts“ kaum herunterschlucken, so sehr schmeckte sie nach Bernstein. Um so mehr hängte er sich an die Rede, die obligatorische Schiedsgerichte fordert; die fordern wir auch. — Es wird vielleicht nicht lange dauern, dann schlagen sich die Genossen bei uns geradeso die Köpfe ein, wie in Frankreich; und das hat mit seinem Regieren der Millerand gethan! — Und das soll keine „Mauserung“ sein?

Berlin, 21. Oktober 1900.

Das Stadtparlament beschäftigt mehr als je die Gemüter. Manche Leute meinen, daß es einen großen Tag hinter sich hat. Es hat neulich beschlossen, Straßenbahnen als städtische Anlagen zu bauen. Das ist ein wichtiger Beschluß. Und Herr Kirschner versichert, daß es nicht beim bloßen Beschluß bleiben werde. — Aber erstaunlich an dem Beschluß ist doch nur, daß er so sehr spät kommt! Vor einiger Zeit lag es in der Hand des Stadtparlaments, in dem Freisinn und Sozialdemokraten unbeschränkt dominieren, die ganzen Straßenbahnen in eigene Regie zu übernehmen. Der Kontrakt der „Großen Berliner" war abgelaufen. Wenn er nicht verlängert wurde, so hatte die Stadt mit einem Schlage das große Schienennetz im Besitz. Aber — der Vertrag wurde verlängert bis 1919! Und auch die Sozialdemokraten haben dafür gestimmt. Herr Singer giebt das selbst zu; er weist auf die Vorteile, die man von der Direktion der „Großen Berliner" erzwungen hat. Gewiß, — aber größer wäre der Vorteil gewesen, wenn die Sozialdemokraten die Minorität gestärkt hätten. Vielleicht wäre es dann überhaupt zu keiner Kontraktsverlängerung gekommen. Damals hat man die günstige Gelegenheit versäumt. Bis 1919 sind die Dividenden der Aktiengesellschaft der „Großen Berliner" nun gerettet. Da darf man schon in sittlicher Entrüstung schwelgen, über die rücksichtslose, unsoziale, profitsüchtige Gesellschaft!

Warum man sich nun aufgerafft hat, Stadtsozialismus zu treiben und Straßenbahnen anzulegen? Die sozialpolitische Einsicht hätte den Entschluß noch nicht zu Stande gebracht; es wirkte eine stärkere Medizin: man ärgerte sich über die Regierung, den Hof, den Kaiser. Und was thut nicht das rote Parlament, wenn es sich über den Kaiser ärgert. Dann beschließen sie sogar Konkurrenzlinien gegen die „Große Berliner". Der Aerger war verständlich; die Regierung hat den Kontrakt der Straßenbahngesellschaft über die Köpfe der Stadtverwaltung hin bis zum Jahre 1949 verlängert. Welche Einflüsse da gewirkt haben, ist von außen nicht zu erkennen. Es läßt sich schwer annehmen, daß die Regierung so großen Wert darauf legt, die Dividenden der „Großen Berliner" zu schonen. Ob sie fürchtet, daß Herr Singer als Arbeitgeber über das Heer der Straßenbahnangestellten eine unheilvolle Machtverstärkung empfing? — Jedenfalls hat diese Regierungs-

that in allen Kreisen Kopfschütteln hervorgerufen. Man muß Berliner sein, sonst kann man den Ingrimm gegen die Direktion der „Großen Berliner" nicht verstehen, der hier jeden beseelt. Kaum wohl ist ein so großes Institut je so unsozial und unfreundlich verwaltet worden. Den 10-Pfennigtarif auf einzelnen Strecken haben wir allmählich bekommen. Die Abonnements sind aber nicht billiger geworden, man zahlt soviel wie früher. Das trifft gerade die Angestellten in den Geschäften und sonstige Arbeitskräfte, die täglich Stunden auf der Straßenbahn zubringen müssen, hart. Alles würde jauchzen, wenn diese Direktion zur Ruhe gesetzt würde. Sicher werden die neuen Strecken der Stadt mit Vorliebe benutzt werden. — Solange es gedauert hat, wir wollen es begrüßen, daß wir endlich städtische Straßenbahnen bekommen sollen; so hat doch der Aerger über die Regierung auch etwas Gutes gehabt.

Wie sehr die soziale Energie der Stadtbehörde fehlt, zeigt sich in der Behandlung der brennenden Wohnungsfrage. Die unverschämten Mietssteigerungen der Hauspaschas, die rücksichtslose Behandlung der kinderreichen Familien hat die schwere Wunde endlich vielen Augen bloßgelegt. Das Asyl für Obdachlose ist lange nicht so gefüllt gewesen wie nach dem Oktober-Umzugstermin. Nun hat auch die Stadtbehörde über die Wohnungsnot beraten und — eine Kommission zur genaueren Prüfung eingesetzt. Danach ist nicht viel zu hoffen. Man hatte vorgeschlagen, daß die Stadt selbst Häuser mit kleinen Wohnungen bauen solle. Schon wird von oben abgewinkt: Das würde nichts helfen, denn die Stadt würde gegen faule Mieter mindestens so rigoros vorgehen müssen wie die Hausbesitzer; auch gegen die kinderreichen Familien? — Das sieht doch sehr nach dem Verlangen aus, den Hausbesitzern von Stadtwegen keine Konkurrenz zu machen. — Die Schuld an den schlimmen Zuständen tragen gar: 1. das Bürgerliche Gesetzbuch; 2. der Neun-Uhr-Ladenschluß; 3. das Verbot des Austragens von Semmeln und Zeitungen durch die Kinder! — Das wird wirklich als Ansicht städtischer Kreise vorgetragen! Natürlich, es ist ja auch wahr: wenn die Kinder noch ihre Groschen dazu verdienen könnten, würde die Miete noch eher aufgebracht werden; wenigstens bis zur nächsten Steigerung. Dann sollte man aber auch die Sonntagsruhe abschaffen und das Verbot der Nachtarbeit der Frauen in den Fabriken! — Es ist unheimlich, wie lange das hohle Manchestergespenst im roten Hause herumspukt. Vielleicht bricht ihm Herr Brinkmann endlich definitiv die Knochen entzwei. Dann erleben wir vielleicht gar noch eine durchgreifende Wohnungspolitik in Berlin.

Draußen im äußersten Vogtland, wo die ärmsten Quartiere angebaut sind, ist eine arme Dirne — eine Frau — von einem verbrecherischen Zuhälter ermordet worden. Die näheren Umstände sind so gemein und widerlich wie nur möglich. Der „Vorwärts" benutzt auch diesen Mord zu höhnischen Vorwürfen gegen die Bourgeoisie. Wir lehnen seinen Vorwurf ab, als sähen wir die Prostitution als „zum eisernen Bestandtheil der Kulturmenschheit" gehörig an. Wir vergessen auch nicht, wie die sozialen Verhältnisse auch mitwirken bei Prostitution und Verbrechen. Aber in diesem Fall hätte der „Vorwärts" nicht die Bourgeoisie und nicht die sozialen Verhältnisse beschuldigen sollen, sondern einmal wieder den verfluchten Schnaps! Vielleicht darf man ihn in diesem Falle als Einzigschuldigen ansehen. Die Ermordete war früher die Frau eines angesehenen Meisters, der noch jetzt in guten Verhältnissen leben soll. Er hat sich von seiner Frau scheiden lassen, weil sie trank! So wurde sie zur „Soffguste", so sank sie immer tiefer, bis sie das Opfer eines Verbrechers wurde, der auch nicht durch die sozialen Verhältnisse gezwungen wurde zu saufen und sich in den Nächten in den Kneipen herumzutreiben. — Aber so stumpft dies Blatt, das für den Zukunftsstaat erziehen will, Gewissen und Urteil seinen Lesern ab. — Bei dieser Gelegenheit wagt es zu schreiben:

„Das höchste, wozu man sich aufschwingt, ist die fromme Erkenntnis, daß die sündige Menschheit wieder zur Kirchlichkeit zurückgeführt werden müsse und daß dazu recht viele neue Kirchen nötig seien. So hat man denn auch da draußen mit dem Erbauen neuer Kirchen förmlich geschwelgt, und das Thätigkeitsgebiet der Soff-Guste ist reich gesegnet mit jenen roten Backsteinkirchen, die während der letzten zehn Jahre überall an der Peripherie Berlins emporgewachsen sind.

Aber mittlerweile hätten sich doch auch die rückständigsten Kreise überzeugen können, daß durch Stadtmission und Kirchenbauten die sozialen Sümpfe nicht ausgetrocknet werden."

Auf diese Sudelei werde ich nichts erwidern. Aber der Schreiber sollte sich besser orientieren. In jenem äußersten Norden kommen folgende Gemeinden in Betracht: Die Gemeinde der Dankeskirche mit 28,000 Seelen, die Nazarethgemeinde mit 46,000 Seelen, die Paulsgemeinde mit 19,000 Seelen. Die Dankeskirche ist 1884 gebaut; seitdem ist dort nun neben der alten Nazarethkirche eine neue gebaut. — „Förmlich geschwelgt." — Es muß eine schlechte Sache sein, die mit solchen Unwahrheiten operiert. — Kirche und Stadtmission wirken immer noch erziehlicher als die sozialdemokratischen Parteibudiker.

Berlin, 28. Oktober 1900.

General Booth in Berlin! Die Heilsarmee versteht die Reklametechnik. Von den Litfaßsäulen grüßt ein großes Bild des Generals. Sonst prangen da nur die Sterne des Wintergartens, Sängerinnen, Preisringer und derartige Tagesgrößen. Aber was machts? Der Saal ist dicht gefüllt; ist das nicht die Hauptsache? Wenn man Menschen gewinnen will, muß man sie vor sich haben. Wie man sie bekommt, — wenn die Mittel nur nicht schlecht sind! Uns deutschen Christen ist das Reklamemachen in innerster Seele zuwider. Vielleicht haben die doch recht, die uns vorwerfen, daß wir es zu wenig verstehen, die modernen Mittel für unsere Aufgaben zu benutzen. Deswegen brauchen wir es noch lange nicht zu machen wie die Heilsarmee. Aber warum sollen wir mit dem Postwagen fahren, wenn doch Gott uns längst Eisenbahnen geschenkt hat!

Der General wurde vom Oberkommandeur über Deutschland im Namen der deutschen Soldaten begrüßt. Dieser Oberkommandeur ist noch immer ein Engländer der unangenehmsten Sorte und kann noch immer nicht deutsch sprechen. Hat der Generalstab immer noch keine deutsche Persönlichkeit gefunden, die das deutsche Heer kommandieren kann? Rom hatte seine Gründe, römische Missionare nach Deutschland zu senden. Braucht der General Engländer, um sich den Primat zu sichern? Herr Mac Kie darf versichert sein, daß er dazu beiträgt, manche Sympathien zu unterdrücken, die man sonst dem tapfern aufopferungsfreudigen Wirken vieler seiner Soldaten zollen würde.

Der General sprach ernst und anfaßlich, aber ich merke, daß der Eindruck nicht zunimmt, wenn man ihn öfter hört. Einseitigkeit der Methode ist gefährlich, sie wird auf die Dauer langweilig. Aber es ist gewiß, daß es manch einem gut thut, einmal einen Schlag vor den Kopf zu erhalten, um einen Augenblick still zu stehen. Den Dienst leistet der General manchem Berliner.

Das ist jedesmal wieder interessant, unsere Berliner bei Booth zu beobachten. Sie sitzen mucksmäuschenstill während der Ansprache; sie singen die Sing-Sangrefrains mit und machen bei allem Hallelujah-

lärm keinen unartigen Spektakel, auch beim Einzelangriff der Soldaten sind sie artig; erst wenn sie draußen sind, macht sich gelegentlich einer mit einem schlechten Witz Luft.

Die Soldaten haben Schulung; sie kriegen es fast stets fertig, auch den Widerstrebenden ins Gespräch zu ziehen und bleiben freundlich auch bei Widerspruch. Es macht sie stutzig, wenn man ihnen sagt, daß ihr Lärm manch innerlichen Geist abstößt, aber sie finden die Antwort: „Wenn Sie wirklich Liebe zu Jesu haben, werden Sie sich mit uns freuen, wenn sich Sünder bekehren." So wird der Lärm, ihr Angriffsmittel, aus der Methodik in die Dogmatik gerettet. Gewiß tröstet sich damit manch deutscher Heilssoldat, wenn ihm Zweifel an dieser Methode kommen. Andere verlieren mit der Methode den Glauben überhaupt und man trifft sie dann wieder — bei den Sozialdemokraten. Glaube ist nicht Sache vibrierender Nerven. Wie kann man sich freuen, wenn Seelen im Lärm, oft wie übertäubt, zur Bußbank kommen? Sie kamen und wurden wie immer nummeriert; 1, 2, 3, endlich 20. „Aber," ruft Mc. Kie, „bitte etwas schneller, ich finde es geht heute etwas langsam? Werden wir es noch bis auf 30 Seelen bringen? Wer es glaubt, rufe Hallelujah!" „Hallelujah" jubelt der Chorus. Sie brachten es sogar bis auf 40 Seelen. Warum hörten sie denn auf? Warum hören sie überhaupt auf? Warum fahren sie nicht Tag und Nacht fort? Die Leute dieser Methode haben gar keine Entschuldigung, wenn sie die Versammlung schließen und zu Bette gehen. Aber wenn ihre Nerven ermüden, kann auch ihr Glaube nicht mehr wirken.

General Booth meinte: „Es gefällt mir in Deutschland so gut, daß es gefährlich ist, wenn ich länger hier bleibe, ich würde gar nicht mehr fort wollen, und doch bin ich der ganzen Welt nötig." Der stolze Lord! Besser gefiel mir das Wort seiner Soldatin: „Meinen Sie, daß wir alle, die zur Bußbank kommen, für bekehrt halten?"

Trotz allem! Unter diesen roten Blusen und ungestalteten Hüten wirkt viel freudiger Glaube, großer Mut und große Opferwilligkeit. Und die imponieren auch solchen, die längst mit der Kirche fertig sind. Trägt daran die Kirche nicht mit Schuld? —

Und wieder in den Germaniasälen! Ledebour spricht. Uebermorgen wird er den Reichstagssitz einnehmen, den einst Schulze-Delitzsch, dann Hasenklever, dann Liebknecht erobert haben. Ledebour fühlt sich schon als Sieger. Das ist auch ein billiges Vergnügen. Er wird sicher gewählt werden. Nicht einmal seine Reden werden so schnell

diesen Sitz der Sozialdemokratie entreißen. Aber er hat sein möglichstes gethan, um es jedem verständigen Menschen unmöglich zu machen, ihm die Stimme zu geben.

Es war eine Versammlung der Konservativen, zu der Ledebour mit seiner Mannschaft erschienen war, um persönlich mit dem Rechtsanwalt Ulrich die Klingen zu kreuzen. Ziemlich gleich stark waren die beiden feindlichen Heerlager im Saal vertreten. — Vor Jahren hörte ich Ledebour in der großen Akademikerversammlung, in der das sozialistische Liebeswerben von der nationalen Studentenschaft eine böse Absage empfing. Damals sprach er vornehm, sachlich; seitdem rechnete ich ihn immer zu den verrannten aber edlen Geistern der Revolutionspartei. — Was hat sich der Mann seitdem verändert! Das politische Strebertum hat ihn in den Jahren tüchtig heruntergezogen. Es muß auch fürchterlich sein, als höchstes Ziel des Lebens die Erlangung eines Reichstagssitzes vor den Augen tanzen zu sehen. Immer wieder kommt es nahe, immer wieder entschwindet es; im dritten Wahlkreis pflückt ihm Wolfgang Heine den Apfel vor dem Munde weg, in Dresden wimmelt man ihn ab, dann stirbt „der Alte" und mit ihm sinken Ledebours Chancen, hinter den Coulissen giebt es Intriguen und Gezänk, aber endlich siegt doch Singer, und Ledebour wird als Kandidat proklamiert. Und nun — hat er das Ziel erreicht, die **Fata morgana** tanzt nicht mehr, er darf den goldenen Apfel pflücken, seine wirtschaftliche und politische Existenz ist gesichert. Ist es zu verwundern, daß einer dann schließlich das innere Gleichgewicht verliert? Die Freude nach langer Aufregung hat ihn — verrückt gemacht und es gilt zu beweisen, daß man der rechte Mann am rechten Ort ist, darum fort mit allen Rücksichten des gebildeten Mannes: es rausche die demogogische Hochflut über die Masse der Genossen dahin, ob sie Lüge, Halbwahrheit, Haß, Hohn in ihre Herzen trägt, was machts, wenn sie nur jauchzen: Du bist unser König!

So preist er den revolutionären Charakter der Sozialdemokratie und schreibt ihm die Erfolge in der Sozialreform zu; so bestreitet (!) er, daß die sozialdemokratische Wissenschaft die Zerreibung des Mittelstandes begrüßt und zu befördern wünscht; so wütet er gegen die Kornzölle und sagt seinen Leuten nicht, welch ernstes Interesse auch die Industriearbeiter daran haben, daß die Landwirtschaft nicht vernichtet wird; so lügt er, daß der Burenkrieg die Macht eines Milizheeres über ein stehendes Heer erwiesen habe; so hetzt er gegen das deutsche Heer, das nicht gegen Russen und Franzosen, sondern gegen den inneren

Feind geschaffen sei; „die Besetzung Kiautschous ist Räuberei"; jeder Deutsche muß sich schämen, daß unsere deutschen Soldaten in China wie Hunnen wüten; „so ist es ihnen ja befohlen"; „wenn Sie hierbei von schamlos reden, so trifft das nicht mich!!" — —

Wir beklagen aufs tiefste jene Rede unseres Kaisers; wir sorgen uns, daß die Deutschen in China unseren deutschen Namen nicht durch Grausamkeit beflecken und sind stolz darauf, daß sie bisher gezeigt haben, daß sie keine Russen sind. Aber ganz etwas anderes als dieses Bedauern, als diese Sorge ist die höhnische Frechheit, mit der dieser deutsche Reichstagskandidat unsere deutschen Soldaten in China schmäht und gegen den Kaiser giftige Pfeile schleudert. Eine ehrliche Kritik, eine offene Ablehnung von Kaiserworten kann zu Zeiten Pflicht eines tapferen Mannes sein. Aber solches hämische Hindeuten, solches Schimpfen mit geschickt gesetzten Worten, die jeder versteht und denen die Genossen wegen ihrer pikanten Hinterhaltigkeit zujubeln, das ist wirklich schamlos!

Mag doch jemand überzeugter Demokrat sein, er sollte im Kampf gegen den Kaiser sich nicht vom blöden Haß bis zur Geschmacklosigkeit fortreißen lassen. Das ist das größte Unglück, das solche Narren wie Ledebour über die Arbeiter bringen, daß sie die einflußreichen Kreise wirklich nicht für die Arbeiterinteressen gewinnen, sondern ihnen die Lust an der Sozialreform völlig verekeln. Ledebour wünscht das ja, aber was sagen die Heine, Schippel, David, Legien und was sagen die Tausende der Gewerkschaftler?

Es wird nichts so heiß gegessen, wie es gekocht wird und die Versammlungsluft benimmt manchem den Verstand, mit dem sich nachher in aller Ruhe sprechen läßt, aber verstehen kann ich es, wenn einer gegen solche Massenausbrüche des Fanatismus und des Hasses gegen den Kaiser schließlich die einzige Rettung bei Staatsstreich und bei dem gut eingeschossenen Kleinkalibrigen sieht. Herr Ledebour dürfte sich darüber am wenigsten beklagen; er würde keinen Augenblick anstehen, ein Blutbad anzurichten, wenn er nur die Macht hätte, auf solchem Wege sein Ziel zu erreichen, die fehlt ihm und so ist er schließlich doch nur ein armseliger, eitler Demagoge, der sich selbst verloren hat. Bange machen gilt nicht. Auch nicht, wenn hunderte nicht wahlfähiger junger Leute für ihn die Hüte schwenken, die Marseillaise singen und lärmend aus dem Saal poltern.

Berlin, 5. November 1900.

Ledebour hat einen „stillen“ Sieg gefeiert. In den Versammlungen, wo das Resultat verkündigt wurde, ist es nach den Berichten des „Vorwärts“ zum Teil beängstigend still gewesen. Man muß die Helden vor der Schlacht gesehen haben, lärmend und tobend, dann versteht man erst recht dieses stille Gefaßtsein! Man hatte gehofft, mit rasenden Reden gegen Kakikultur, gegen Brotwucher und gegen die Panama-Regierung, die sich mit 12 000 Mk. Gesetze bezahlen läßt, die Volkswut zu nie geahnter Flamme zu entfachen und nun — diese Enttäuschung. Während im Jahre 1898 von 142 226 wahlberechtigten Wählern des 6. Wahlkreises 58 778 den alten Liebknecht wählten, erhielt der rabiate Ledebour jetzt von 154 921 Wählern nur 53 896 Stimmen. — Ueber 100 000 Wähler blieben ungerührt von all dem Ledebourschen Toben und gaben ihm ihre Stimme nicht! 77 460 Stimmen waren nötig, um die absolute Mehrheit zu erreichen und Ledebour erhielt 24 000 Stimmen weniger! Während die Wahlberechtigten seit der letzten Wahl um 12 000 wuchsen, sanken die sozialdemokratischen Stimmen um 5000! Ledebour hat Grund, auf seinen „Sieg“ stolz zu sein. — Mit der gewöhnlichen Lässigkeit der Nachwahl möchte der „Vorwärts“ dies Resultat entschuldigen, aber das glaubt ihm keiner. Hier bot sich eine Gelegenheit, um den Abscheu des Volkes gegen die Chinapolitik leuchten zu lassen und das Resultat der Hetze vorzuführen, die der alte Liebknecht selbst so meisterhaft gehässig eingeleitet hatte, und — nun dieses müde Resultat!

Entweder die Partei, die auf ihre Disziplin so stolz ist, leidet gerade in ihrem Musterwahlkreis an unerhörter Disziplinlosigkeit, oder sie hat den Beweis geliefert, daß nicht einmal ihre „Hochburg“ wirklich ihr unbestreitbarer Besitz ist. — Wie unangenehm der prahlerischen Partei das Resultat ist, zeigt am besten die amüsante Siegesfanfare des „Vorwärts“, der man anmerkt, daß es eine gefälschte „Chamade“ ist. Er tröstet sich — mit dem Wahlresultat der anderen Parteien. Der Freisinn war überhaupt zu Hause geblieben und der Kandidat der Rechten hatte von vornherein darauf verzichtet, etwa

Liebknechts Sitz stürmen zu wollen. Wenn es den „Vorwärts" tröstet, daß Ulrich 5000 Stimmen weniger erhielt als vor 2 Jahren Stöcker, — den Trost wollen wir ihm gönnen.

Das Interesse der Berliner ist auf den Prozeß Sternberg gerichtet. Der Lokalanzeiger hat wieder Gelegenheit, dramatische Stimmungsberichte zu zeichnen, die Sensationslüsternheit kommt zu ihrem Recht, aber auch die ernsten Menschen können an diesem Prozeß nicht vorbei.

Am 28. März des Jahres wurde gegen den Bankier Sternberg, den Besitzer von 18 Millionen, die Anklage erhoben, daß er sich gegen Kinder vergangen. Drei Kinder werden vorgeführt. Das eine war zur Zeit der That schon 14 Jahre alt, das andere war zur Zeit der That schon nicht mehr unbescholten, wegen des dritten Kindes Frida wurde Sternberg zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt. Diese drei Kinder waren aus einer größeren Anzahl von untersuchten „Fällen" zurückgeblieben, die nicht als „erwiesen" erachtet wurden. — Eine Freundin des Sternberg war die „Masseuse" Fischer; von ihr heißt es in einem für Sternberg wohlwollenden Stimmungsbericht: „Der Vorsitzende stellte durch Befragen fest, daß unter dem Aushängeschild der „Massage" die Wohnung der Fischer zu einer Stätte zügelloser Unzucht gemacht wurde."

Dieser Sternberg hat Revision gegen seine Verurteilung eingelegt, hat zwei Detektivbureaus mit Maßnahmen beauftragt und 6 berühmteste Rechtsanwälte für seine Verteidigung gewonnen. — Es ist ja sein Recht, die große Macht, die Geld auch vor Gericht giebt, auszunutzen. Zwei seiner Helfershelferinnen hat er nach Amerika fahren lassen, aber mittlerweile sind sie zurückgekehrt.

Alles kommt darauf an, auch wegen der Frida eine Freisprechung zu erzielen.

Mit der Recherche in dieser Sache war von der Kriminalpolizei ein Schutzmann beauftragt, der jetzt vor Gericht ungeheuerliche Enthüllungen gemacht hat. Bisher ist davon vom Gericht das Folgende festgestellt:

Wie Sternberg zugiebt, hat ein Berliner Polizeidirektor von ihm 18000 Mk. Hypotheken auf sein Haus erhalten. Das Geld hat er in diesem Jahre zurückgezahlt. — Derselbe Sternberg giebt von demselben Polizeidirektor an: „Er ist mir seit Jahren bekannt. Er verkehrt seit langer Zeit als Freund in meinem Hause." Als solcher habe

er ihm stets gerne aus der Verlegenheit geholfen, wenn er pekuniärer Hilfe bedurfte. „Wechsel hat er mir deshalb nicht erst zu geben brauchen.“ — — Soviel vom Polizeidirektor, dem Freunde des Sternberg!

Untergebener dieses Direktors ist ein Kriminalkommissar. Aus seiner Aussage das Folgende: Er hat zu seinem Geburtstag den Schutzleuten seines Dezernats ein Faß Bier spendiert. Auch der Schutzmann, der die Recherche gegen Sternberg hatte, war dazu geladen. Er hat sich, so sagt der Kommissar selbst aus, an jenem Abend „so sehr übernommen, daß er sogar Blut spie.“ Bei einer Geburtstagsfeier eines Vorgesetzten! — Kurze Zeit darauf hat der Kommissar den Schutzmann aufgesucht, um zu sehen, „wie ihm die Sache bekommen sei“. Da habe der Schutzmann darüber geklagt, „daß er an jenem Abend eigentlich zu wenig gehabt habe; infolgedessen habe er ihm gesagt, daß er darunter nicht leiden solle, habe ihn aufgefordert, mit ihm in ein Lokal zu kommen und auf seine Kosten etwas zu genießen. Sie seien dann beide zu Tucher gegangen.“ — So sagt der Kommissar selbst aus!

Der Schutzmann behauptet nun, daß man auf ihn von vorgesetzter Stelle aus eingewirkt habe, die Sternbergsache nicht so scharf zu behandeln. Der Schutzmann selbst ist auch durchaus nicht einwandsfrei, er giebt zu, unlautere Beziehungen zu Frauen gehabt zu haben, bei denen er amtliche Untersuchungen anstellte. Aber die oben skizzierten gerichtlichen Feststellungen genügen, um die Erregung zu verstehen, die sich hier weitester Kreise bemächtigt hat.

Kinder, darunter ein Waisenkind, den gemeinen Launen eines Jobbers ausgesetzt sehen, ist unerträglich; die Frida war als „Assistentin“ zu der Masseuse gekommen; solche Masseusen preisen sich im Annoncenteil des „Lokalanzeigers“ spaltenlang an!

Unerträglich auch ist der Gedanke, daß mit Gold die Freundschaft und Nachsicht der Diener der blindwägenden Justitia erkauft werden könnte.

Berlin, 12. November 1900.

Ein trüber Novembertag. Mit großen Sorgen sahen viele ernste Männer dem Tage entgegen. Gegen Mittag kam ich in eine der Kirchen. Ich kenne die Männer, die dort am kirchlichen Gemeindeleben bauen. Treue Männer, Geistliche, Arbeiter, Handwerker, Kaufleute, Beamte. Unermüdlich opfern sie Kraft und Zeit, auch Geld für Dinge, von denen sie keinen „Profit" haben. Das Leben in Kirche und Vereinen blüht. Wer sie näher kennt, weiß von manchen, wie tiefe, schlichte Frömmigkeit auch ihr Leben in der Stille auszeichnet. Es herrscht auch Einigkeit dort unter den Geistlichen und unter den Trägern des Gemeindelebens. Wer sehen will, wie auch in der großen unruhigen Stadt Gemeindezusammengehörigkeit sich anbahnt, mag sich die Gemeinde ansehen. Sie ist nicht die einzige!

Und nun — sorgenvolle Mienen. Die fröhlichen Leute grüßen heute so bedrückt. Freilich, es war im ganzen Stadtteil bekannt, daß gerade diese Gemeinde von den Leuten „erobert" werden sollte, die nichts zum Aufbau der Gemeinde geleistet haben. Bezirksvereine, in denen die Kommunalwahlen besorgt werden und Juden die große Rolle spielen, hatten Geld gestiftet. Sollten sie Erfolg haben? — Es sind soviel fremde Gesichter hier gewesen, die man sonst nie in der Kirche gesehen hat, meint einer der Besorgten. — Wir rechnen, daß wir etwa noch 12 Stimmen Majorität haben! — Und immer noch kommen Wähler, immer noch „fremde" Gesichter.

Also doch! — Das war das Leibwort des wunderlichen alten Gastwirts hoch oben auf Arkona; aber heute klang es mir schrill in die Ohren. — Eine Stimme über die Mehrheit und — eine blühende Gemeinde ist — vernichtet? — o nein, so schnell wird guter Same nicht zertreten, — aber ein Frostwind geht darüber hin und hemmt das Wachstum. Und noch drei Jahre? Der böse Wind hat Erfolg gehabt, das giebt ihm Lust, mit aller Kraft weiter zu blasen und — alle Männer, die für ihre Gemeinde gearbeitet und gebetet haben, sind hinausgethan, sie dürfen noch zur Kirche kommen, aber mitberaten, helfend den Pfarrern zur Seite stehen, das dürfen sie nicht mehr. — Als „Gehilfen" sind den Pfarrern Männer erstanden, die gewählt sind, um ihnen Mißtrauen und Unzufriedenheit entgegenzubringen;

gewählt von den Männern, die „fremde" Gesichter in der Kirche sind; gewählt von dem Anhang der Budiker! „Liberale" Kirchenwahl-Macher haben an die Arbeiter einen Aufruf versandt folgenden Inhalts: Im Vorwärts fordert das „Arbeiterwahlkomitee" alle Arbeiter auf, einen Schutzwall zu bilden gegen die Handlanger der Reaktion, gegen die Verkümmerung des Sonntags (durch die Sonntagsruhe!!), gegen die Belastung der Bürgerschaft durch die Kirchensteuer (kein Arbeiter zahlt Kirchensteuer!), gegen die hohen Begräbnisgebühren (die in reichen liberalen Gemeinden am höchsten sind).

Es ist eine Unwahrheit, daß solch ein Aufruf im Vorwärts gestanden. Er hat vielmehr ausdrücklich geschrieben, daß sich die Arbeiter (seine Arbeiter!) mehr für die Marsbewohner als für die kirchlichen Dinge interessieren.

Aber mit diesem Blatt, das solche Kirchenfreundschaft beweist, will man für die Kirchenwahlen Stimmen eintreiben! Individuen, die solche Mittel anwenden, behaupten Existenzrecht in der Kirche, ja Herrschaftsrecht über die Kirche zu haben!

Die gleiche Gesellschaft hat die Beamten in ihre Gefolgschaft ziehen wollen: Entzieht Euch der Bevormundung, kandidieren doch auf liberaler Seite hohe Beamte, wie der Postdirektor Fischer; denken Sie an Ihre Familie, die Liberalen sind stets für Erhöhung der Beamtengehälter eingetreten, die Liberalen haben sich stets der Erhöhung der Lebensmittelpreise widersetzt!

Damit will man für die Kirchenwahlen wirken! Mit solcher politischen Hetze will man Wähler gewinnen. Das sind die Hilfsmittel der Leute, die sich vor Vergnügen rammeln, wenn ein Prediger mit Witzen die Bibel herunterreißt.

Nicht wahr, die Sorge ist berechtigt vor dem Einzug solcher Geister in die Gemeindevertretung? Ich wäre am liebsten nach Hause gegangen, um nicht die Folterqualen des Stimmenzählens durchzumachen. Es hängt zu viel daran! Und dann — war die Sorge unnütz gewesen. Im Wahlbureau rechneten sie auf 50 Stimmen Mehrheit; als die Stimmen gezählt wurden, erhielten die alten Vertreter 200 Stimmen Majorität. O, Sie hätten das Aufleuchten der Gesichter sehen sollen! Für diese Männer hing ein Stück Herz, ein Stück Leben an diesen Wahlen. Den unterlegenen Gegnern war ein — nicht ganz billiges Vergnügen entgangen. Die einen hatten um den Sieg gebetet, die anderen hatten — Postkarten versandt, wie sie oben geschildert sind.

In den Kneipen hat man Plakate ausgehängt und die Schnapsbrüder aufgefordert, sich in die Wählerlisten eintragen zu lassen. Von Protesten der vornehmen und gebildeten Liberalen hat man nichts gehört. Ob sie noch nachträglich gegen derartige Postkarten erfolgen werden? Solch Protest wäre hinterher sehr ungefährlich. Der Geist dieser Agitation ist damit diesmal so treffend gezeichnet, wie bei der vorigen Wahl durch die Flugblätter des „kirchlich-liberalen Gastwirtekomitees".

Die Manöver haben nicht überall genützt. In der Friedensgemeinde unterlagen die Freunde solcher Manöver mit 400 Stimmen. Offenbar hatte das Auftreten des Predigers Alberti zu dieser schönen Niederlage das Seinige beigetragen. Seine Witze hatten manchen Trägen aufgeweckt. Wenn es nur auf Wahlerfolge ankäme, müßte man wünschen, daß er seine Rede noch öfter hält. Aber die Wahrung der Pietät gegen die Bibel ist denn doch noch wichtiger, als solch glänzender Sieg.

Der trübe Novembertag sah am Abend manch frohes Gesicht. Viele Sorgen waren gefallen. Für drei Jahre ist mancher Gemeinde das stille Weiterarbeiten gewährleistet. Wo unter den Geistlichen und den Vertretern Einigkeit des Geistes, Zusammenhalt in treuer Arbeit und tapferem Kampf besteht, sind fast überall die Angriffe der Partei der Agitatoren mit gefälschten „Vorwärts"citaten und der Gastwirte abgewehrt. Es giebt Tausende gläubiger Christen in Berlin. Ein Erfolg wie die Wahl in der Emmausgemeinde, einem armen Arbeiterviertel, zeigt, was treue Arbeit auch in Berlin vermag!

Noch ist die Zeit nicht wieder da, wo Kirchenräte die Kirchen schließen, um Gas zu sparen, wo auf den Synoden die Arbeit der Diakonissen, der Stadtmission und Jünglingsvereine gegen Angriffe der „Gemeindevertreter" v e r t e i d i g t werden muß. Einst lehnte eine Synode es ab, einen Vertreter für die Innere Mission zu wählen; der Rektor Schuhmacher beantragte: „so lange von der Wahl solchen Vertreters für die Innere Mission Abstand zu nehmen, als die Innere Mission nicht im Einklang mit den Gemeindekirchenräten der Parochie arbeitet".

Es hat Kampf gekostet, bis die Stadtmission für ihre gesegnete Arbeit Boden gewonnen hat. Man wird ihn ihr so bald nicht wieder nehmen können.

Ob sich das Kirchenregiment wohl bewußt ist, daß die Berliner Gemeinden allein von der Noblesse und Bequemlichkeit der Sozial-

demokraten abhängen? Singer ist gewiß kein Glied der Landeskirche, aber von ihm hängt Wohl und Wehe der Berliner Gemeinden ab.

Vielleicht ärgert er sich einmal über die Kirche, oder bekommt Lust, maßgebende Glieder der Kirche zu ärgern: mit einem Wink kann er 30 der 53 Berliner Gemeinden mit seinen Kreaturen besetzen.

Was sollen dann die Geistlichen thun, wenn ihnen solche „Gehilfen" erstehen, die sich mehr für die Marsbewohner als für die Kirche interessieren?

Entweder das Amt der Gemeindevertretung hat keine Bedeutung; dann brauchte man keine Synodalordnung mit den Wahlkämpfen zu schaffen. Oder es hat Bedeutung — wir wissen, welch Segen oder Fluch davon ausgehen kann — was geschieht dann, um den Segen zu erhalten und dem Fluch zu wehren?

Für den Augenblick sind die Zustände wohl erträglich, bisher läßt sich freudig arbeiten und kämpfen. Aber Singer hat die Entscheidung in der Hand. — Eine Berliner Kirchenwahl bringt quälende Stunden. Wenn schon ein einfaches Glied der Gemeinde die unerträgliche Schmach solcher unhaltbarer Zustände als Gewissensbelastung empfindet, wie muß den maßgebenden Gliedern des Kirchenregiments wohl zu Mute sein! Ihre Verantwortung ist die größere!

Berlin, 17. November 1900.

Morgen wird der Reichstag eröffnet. Herr v. Bülow wird gewiß seine sanfteste Flöte blasen und sich auch durch Singers Paukenschläge nicht aus dem Konzept bringen lassen. Aber es wird ein Stück Arbeit geben, dieses Konzert schließlich in Harmonie ausklingen zu lassen. Der „Vorwärts" scheint sämtliche Briefe, die aus China kommen, aufzukaufen. Es steht viel Unerfreuliches darin, man bekommt manche Blutthat fünf-, sechsmal zu lesen, dadurch wirkt sie dann noch gräßlicher, als sie an sich schon ist. Der Reichstag wird es nicht den Sozialdemokraten überlassen, allein gegen barbarische Kriegsführung Protest zu erheben. Der Reichskanzler wird Auskunft geben müssen, ob er es verantworten kann, daß kriegsgefangenen Soldaten kein Pardon gegeben wird.

Der Schluß wird dennoch ganz nach den Wünschen Bülows sein. Aber dann kommt das zweite sozialdemokratische Spektakelstück und die Regierung wird wenig zur Entschuldigung vorbringen können, wenn man ihr vorwirft, Interessentengelder zur Agitation für ein Gesetz gefordert zu haben, das doch — wie es damals hieß — nicht spezielle Interessen — etwa der Arbeitgeber — vertreten sollte!

Indessen — das Gesetz ist schadlos gemacht, trotz der 12 000 Mk. und trotz der gelben Broschüren, die dafür allen Kreisblättern gratis beigegeben wurden. Nötiger ist die Anfrage beim Grafen Posadowsky, wo die versprochene Krankenversicherungsnovelle geblieben ist? Der Reichstag hatte bei der Novelle zur Gewerbeordnung schon den Beschluß gefaßt, die Heimarbeit in den Kreis der Versicherung zu ziehen. Der Beschluß wurde schließlich fallen gelassen, weil Graf Posadowsky versprach, ein solcher Paragraph würde demnächst von der Regierung bei der Krankenversicherungsnovelle vorgelegt werden. Im Vertrauen auf dieses Wort verzichtete der Reichstag vorläufig auf seinen Wunsch. Damals höhnten die Sozialdemokraten, daß man einem Wort vom Regierungstisch traue. — Darum ist es außerordentlich peinlich, daß die Thronrede kein Wort von diesem Versprechen enthält. — Wenn auch die Schwierigkeiten groß sind, die Notstände sind noch größer!

Sehr günstig ist die Zeit, um der lex Heinze die Ergänzungen zu erringen. Die Regierung wird kaum mehr wagen, die Erhöhung des Schutzalters der Mädchen abzulehnen; sie wird die Verantwortung nicht übernehmen, daß Sternberg sein verbrecherisches Treiben noch ferner ungestraft fortsetzen kann.

Bisher hüllt er sich gegen richterliche Vorwürfe in den Philisophenmantel: „Nichts Menschliches ist mir fremd.“ — So wird eben das Strafgesetzbuch die Ergänzungen bekommen müssen, die dieser faulen Philosophie ein Ende machen.

Auch dem umgearbeiteten erweiterten Paragraphen, der die Ausbeutung abhängiger Personen zu unsittlichen Zwecken straft, wird Herr Dr. Nieberding kaum noch stichhaltigen Grund entgegensetzen können.

Schließlich erweist sich die Säuberung der Schauläden und der Bühnen immer nötiger. Es gab Phantasten, die auf den Goethebund Hoffnungen setzten. Er wird gegen die Afterkunst Front machen, er wird der Polizei einen kunstverständigen Beirat stellen, um sie vor irrigen Schritten zu bewahren und ihre Energie im Kampf gegen das Gemeine zu stärken. — Aber wo ist der Goethebund geblieben? — Selbst sein ehrwürdiges Ehren-Oberhaupt Mommsen ist an ihm verzweifelt und hat dieser Verzweiflung recht drastisch Ausdruck verliehen. Freilich, als dann die Goethebünde ihren Delegiertentag hielten, hat Mommsen ihnen doch einen Gruß gesandt. Diese wunderlichen Herren Professoren! Und was haben die Bündler auf ihrem Delegiertentag beschlossen? — Einen flammenden Protest gegen die dreihundertste Aufführung einer französischen Gemeinheit, der Madame de chez Maxime? Scharfe Kontrollanweisungen ihres Polizei-Beirates, um die Maschen der Zensur enger zu ziehen? Aber was macht es diesen Herren aus, daß das unreife deutsche Theaterpublikum in Geschmack und sittlichem Urteile seicht gemacht wird! — Nein, sie beschlossen Abschaffung aller Zensur! Nun ist die Kunst gerettet! Es sollen die Tingeltangel leben!

Noch einmal: es giebt im Goethebund wirklich ehrliche Phantasten, aber Verständigung mit ihnen erscheint ausgeschlossen. Sondern es gilt weiter scharfen Kampf! Es ist eine ernste Gefahr, daß auch wahre Kunst unter diesem Kampfe leidet. Mancher schlichte Christ wird mißtrauisch und mag sich auch von ihr abwenden, weil er es nicht verstehen kann, wie Vertreter ernster Kunst auch über schlechte „Kunst“ schützend ihre Arme breiten.

Gott gab uns Sinne, damit wir die Schönheit seiner Schöpfung genießen. Christen sollen Kulturträger sein. Wenn es doch zum Riß kommt zwischen den Freunden des Schönheits-Kultus und den schlichten Christen, die Verantwortung tragen die Bannerträger des Goethebundes. Es giebt für Christen doch noch höheres Gut als schrankenloses Sich-Austoben des Künstlertums. Diese höheren Güter sind gefährdet. So muß der aufgezwungene Kampf durchgefochten werden. Aus dem Christentum erstand neues Leben, neue Kultur, als die schönheitstrunkene heidnische Kultur morsch zusammengebrochen war. Wenn die moderne Kultur zerfallen ist, wird der alte Christenglaube noch leben und Leben schaffen. — Noch hoffen wir, daß auch die moderne Kultur den Weg zu diesem Leben findet. Ein Suchen ist da, stärker wie je. All ihr Fragen und Zweifeln, auch Spotten und Hassen zeigt, daß sie mit dem großen Problem des Glaubens nicht fertig werden.

Der „Vorwärts" erklärt ein ums andere Mal, wie gleichgültig ihm die kirchlichen Dinge sind, aber immer wieder beschäftigt er sich mit ihnen. Heute wird er zum Anwalt der Kirche. In einer Frauenklinik ist ein Kind getauft, das einen Katholiken und einen Dissidenten zum Paten hat! Der „Vorwärts" findet diese halb zwangsmäßigen Taufen, wie sie in mancher Anstalt geübt werden, unwürdig. Wir stimmen ihm ganz zu. Er irrt, wenn er meint, daß die Kirche so großen Wert darauf lege, mit großen Taufziffern aufzuwarten. Es mehren sich die Kreise, die sich nur dann der Taufe freuen, wenn es ehrlicher Wille der Eltern ist, das Kind als Christ zu erziehen. — Ja, es giebt Leute in der Kirche, die einen großen Fortschritt darin sehen würden, wenn der Ballast sich von der Kirche losmachte. Wir sind dem „Vorwärts" dankbar, wenn er seinen Genossen sagt, daß es unsittlich ist, einer Gemeinschaft gegen die Ueberzeugung anzugehören. — Und so wenig es die Absicht des „Vorwärts" war, er hat der Kirche einen Dienst geleistet, als er diesen ungehörigen Taufakt brandmarkte. Er findet es „komisch", daß ein Dissident Pate steht. — Christen werden es nicht „komisch" finden. - Sie dürfen nun gewiß der Zustimmung des „Vorwärts" sicher sein, wenn sie eine Kirchenreform erstreben, die das Patenrecht nur solchen giebt, die ihre Zugehörigkeit zur Kirche nachweisen.

Im übrigen mag sich der „Vorwärts" darüber orientieren, daß der Prozentsatz der getauften Kinder in Berlin beständig in Zunahme ist. Und das alles trotz Hoffmann, Manasse und Konsorten!

Die haben in ihrer „freireligiösen“ Gemeinde einen netten Spektakel gehabt. Der „Vorwärts“ scheint dafür weniger Interesse als für die Kirche zu haben, sonst würde er besser Bericht erstattet haben. Die Sentimentalen wollten ein Harmonium anschaffen, weil ihnen die Klavierbegleitung zu ihrem Gemeindegesang nicht stimmungsvoll war. Und es ist wahr, ich kann es bezeugen, es war ein gräßlicher Hackekasten. Aber die Rabiaten wollten kein Harmonium dulden. Das ist der Anfang vom Muckertum, das sieht zu kirchlich aus. — Das Harmonium ist doch gekauft und darüber gab es eine „Räubersynode“.

Gleichzeitig schwingen auch in der sozialdemokratischen Bäckereigenossenschaft die Genossen das Kriegsbeil gegeneinander. Man sieht, das sozialdemokratische Prinzip ist ganz dazu angethan, Brüderlichkeit zu pflegen, gemeindebildend zu wirken! Und nun erst staatsbildend!

Ein Hundewetter heute! Aus einer Pfütze patscht man in die andere. Noch ist der Sternbergsumpf nicht trocken gelegt, da spritzt schon die Pfütze der „Harmlosen“ auf.

Berlin, 25. November 1900.

Ein stiller Tag nach einer durchkämpften Woche. Selbst für den „Totensonntag“ aber läßt der „Vorwärts“ keine Ruhe. Er ist ergrimmt, daß vor den Berliner Kirchhöfen heute von freien Kräften eine halbe Million Predigten verteilt worden. Er sieht dahinter im rührenden Einverständnis mit der jüdischen Volkszeitung Stöckersche Agitation, die sich „zum Aergernis vieler breit macht“ und „an den Leidenschaften zerrt“. Er findet es „unziemlich, die Leute, welche das Andenken ihrer teuren Verstorbenen ehren wollen, für Angelegenheiten zu animieren, die ihnen . . . vielfach unsympathisch sind.“ — Tausenden haben die bekannten Pfennigpredigten Trost gebracht. Manch einer hat durch sie wieder gelernt, an die Ewigkeit zu denken und es wieder mit dem fröhlichen Glauben zu versuchen. Diesmal sprach die Predigt von der großen Schar vor dem Throne des Lammes. Aber dem gesinnungstüchtigen Redakteur im „Vorwärts“ ist dieses christliche Zeugnis ein Aergernis. Fürchtet er, daß auch mancher seiner Leser solche Predigt in die Hand nehmen und verbotene Gedanken daraus schöpfen könnte? Es ist ja wahr, der Unglaube der sozialdemokratischen Massen sitzt sehr locker; in Stunden stillen Besinnens ist schon manchem der Zweifel an seinem selbstgewissen Unglauben lebendig geworden; aber sollte die Wirkung solcher Pfennigpredigt durch eine Jahreslektüre des „Vorwärts“ und durch das Geschrei des Dauerredners Hoffmann aufgehoben werden können?

Selbstverständlich hat solche „unziemliche“ Kritik des „Vorwärts“ keinerlei Aussicht auf Befolgung. So weit sind wir noch nicht, daß der Ausbreitung christlicher Gedanken auf christlichen Kirchhöfen gewehrt werden könnte. Es giebt ein Mittel für den zartbesaiteten Redakteur, sich solchen Einflüssen zu entziehen. Mag er sich doch auf dem jüdischen Friedhof oder bei den Freireligiösen begraben lassen. Dort freilich sind die Plätze ausnehmend teuer und — selbst dorthin könnte sich ein Predigtverteiler hinaufwagen. Denn dieses Werk lassen die Christen nicht wieder fahren. So wenig die Missionare China verlassen, obgleich Boxer und Sozialdemokraten es energisch fordern, so wenig werden die Predigtverteiler von ihrem Posten weichen trotz der Hänselei aufgehetzter „Genossen“. Der „Vorwärts“ versteht es

gut, mit der Miene eines Edelmanns demagogisch zu wirken. Er giebt die Parole aus, „die frommen Jünglinge“ mit einem „von gelindem Spott getragenen Mitleid“ anzusehen; er giebt seinen Leuten zu verstehen, wie sie die Predigten abweisen sollen: „Was denn das für ein Christentum sei, das sich mit dem Chinakreuzzug identifiziert“ (!), und das „die bekannten Sabbathschändungen zuläßt (!), die an hohen Feiertagen in Kirchen, sowie in königlichen und staatlichen Gebäuden begangen sind.“

Das sind schwache Witze, aber mit Sicherheit werden sie heute von vielen nachgebetet werden. Ein „Vorwärts“-Redakteur darf darauf rechnen, auch für seine dümmsten Bemerkungen begeisterte gedankenträge Nachbeter zu finden.

Die Kämpfe der vergangenen Woche haben den „Vorwärts“ auf der Höhe seiner Begabung gefunden. Alle Welt ist sich einig, daß die große sozialdemokratische Aktion nach der alten Kindermelodie verlaufen ist: „Ist ein Jud ins Wasser gefallen, hab ihn hören plumpsen.“ Aber der „Vorwärts“ bläst in die Siegestrompete und schreibt „welthistorische“ Artikel über die Sozialdemokratie, „den Sieger“! — Die ganze naive Selbsttäuschung spiegelt sich in den Worten ihres Oberhäuptlings Singer, der Stöckers Rede gegen Bebel „hochmütig“ nennt. — Diese Gesellschaft denkt wirklich, daß sie schon auf dem Throne sitzen. Sie wollen es passieren lassen, wenn sich die übrigen in Deutschland lebenden Menschen gegen ihre Angriffe verteidigen; aber daß man Männer wie Bebel noch a n z u g r e i f e n wagt, das ist unerhört. Herr Singer herrscht in Berlin unumschränkt, darum ist er perplex, wenn ihm einer statt Furcht und Ehrfurcht so ganz andere Empfindungen entgegenbringt.

Es war ein glücklicher Gedanke Stöckers, diesen Leuten mit ihren humanen Boxersympathien die Kommune vorzuhalten. Jeder Christ stimmt Bebel zu, wenn er Grausamkeiten unserer Soldaten scharf abweist. Nur sind grade die Sozialdemokraten wirklich zu allerletzt berechtigt, sich als Prediger der Humanität hinzustellen. Noch heute würden sie mit Begeisterung ihre Scharen zum blutigen Kampf aufbieten, wenn sie nur k ö n n t e n! Nicht einen Tag würde Singer warten, seine Trabanten zum Sturm auf das Schloß zu hetzen, wenn die kulturwidrigen Kleinkalibrigen nicht musterhaft Ruhe und Sicherheit in der Heimat schützten. So kann ich schlecht das Gefühl los werden, daß diese Prediger des Friedens mit China treffliche Heuchler sind. Auch darin fast „g e b o r e n e“ Chinesen!

Bebel citiert mit Entrüstung den humorvollen Vers aus dem alten Soldatenliede „König Wilhelm saß ganz heiter“: „Haut sie, daß die Lappen fliegen, daß sie all die Kränke kriegen in das klappernde Gebeine, daß sie ohne zu verschnaufen bis Paris und weiter laufen und wir ziehen hinter drein.“ Darin findet Bebel „Roheit der Gesinnung“! Nun, die deutsche Soldatendisziplin und die deutsche Gutmütigkeit hat durch solche lustigen Verse keinen Schaden gelitten. Aber 1872 erschien ein sozialdemokratisches Liederbuch, aus dem Stöcker schon im Kampf gegen Most einige Verse citierte; schade, daß er Herrn Bebel diese Verse nicht im Reichstag noch einmal vorgelesen hat! Die Herren haben offenbar ein kurzes Gedächtnis; es ist auch fatal, daran erinnert zu werden, daß man einst in jungen Jahren einen solchen blutdürstigen ordinären Refrain begeistert gesungen: „Rottet sie aus, die erbärmliche Brut!“ — Das sangen nicht die „Hunnen“ in China, sondern die Sozialdemokraten in Deutschland! Und den Bourgeois rief man 1872 mit blutgieriger Frivolität zu: „Auch siehst du ein, 's ist unsere Pflicht, um Weltverschönerung zu sehn und nach Laternenschmuck zu spähn!“ — Und Bebels alter Kollege, Most, ließ in seinem „Proletarierliederbuch“ singen: „Hei seht, die Throne fallen ein, die heilgen Stühle zittern, nun brave Männer, drauf und drein!“ Und 78 rief er den Priestern zu: „Macht eure Rechnung mit dem Himmel, eure Uhr ist abgelaufen!“ — Ein würdiger Kollege des Friedensapostels Bebel! — In Köln wurden damals sozialdemokratische Schriften mit Beschlag belegt mit dem Vers: „Durch Blut und Trümmer laßt zum Ziel uns wallen und selbst den Mord nicht scheuen, wenns von nöten!“

Das ist der Geist der Kommune, deren Lobpreis die Sozialdemokratie noch heute singt. Freilich solche deutlichen Verse würde sie heute nicht mehr drucken lassen, weil sie — klüger geworden ist. — Von diesen Sünden der Vergangenheit mögen die Herren heute nichts mehr hören, dann werden sie unruhig und schimpfen! Aber ehe nicht Vollmars Urteil über die Kommune von der Partei angenommen und damit die blutige Technik der Kommune verurteilt ist, eher wird die „humane Partei“ ihren Schatten nicht los werden!

Daran denken sie gar nicht. Mehring schreibt voller Begeisterung, daß damals allerorten sozialdemokratische Massenversammlungen der sozialen Revolution in Paris ihre „huldigende Sympathie“ erklärten. „Die Verleugnung der Pariser Kommune oder doch ihrer Greuel“ zu verlangen, verspotteten die Parteiblätter als „naive Un-

verschämtheit“. Nach Mehring sind „die wirklichen Greuel von den Feinden der Kommune begangen“; „die Schwäche der Kommune war nicht ihre Unmenschlichkeit, sondern ihre Scheu vor durchgreifenden Maßregeln.“

Und wenn Stöcker ihnen an diesem Bilde ihrer Vergangenheit ihre jetzige Humanität als Heuchelei nachweist, so beschuldigen sie ihn der Unwahrheit. Die Sozialdemokratie habe die Ermordung des Erzbischofs nicht „gepriesen“. — Nun, Most hat triumphierend allen Priestern das letzte Stündlein angesagt, und Lissagaray, der General und Geschichtsschreiber der Kommune, erzählt, mit welcher Begeisterung sich die Kommunards dazu drängten, die Hinmordung der Geiseln zu übernehmen: „Wer will das Peloton bilden?“ „Ich, ich, rief es von verschiedenen Seiten.“ „Jeder stellte sein Recht auf Rache in den Vordergrund.“ Dann geht der „Delegierte der Sicherheitskommission“ (!) die Liste der Gefangenen durch und wählt daraus den Erzbischof, einen Präsidenten, einen Pfarrer und drei Jesuiten. Und Lissagaray schreibt über diesen Mord der Geiseln: „die blinde Gerechtigkeit der Revolution bestraft an dem ersten besten die von seiner Kaste aufgehäuften Verbrechen.“

Nichts verkehrter, als wenn man die Schreckbilder der Kommune zu Polizeigesetzen gegen die Sozialdemokratie ausnutzt. Dadurch wird der Fanatismus gestärkt und die gesunde Entwickelung der Bewegung gehemmt. Aber wenn die Herren, deren Umsturzgelüst nur durch ihre Ohnmacht in Schranken gehalten wird, den Kampf gegen die Boxer zu Deklamationen sittlicher Entrüstung benutzen, dann ist es Zeit, ihnen die Maske herunterzureißen!

Paul Göhre ist in Volksversammlungen jetzt einer der meistredenden Genossen. Er plädiert für die wirkliche Durchführung des Programm-Satzes „Religion ist Privatsache“ und zugleich für „völlige Ablehnung der Partei gegen jede Form von Kirche“.*) — Ob er schon die Konsequenzen gezogen hat und aus jeder Form von Kirche ausgeschieden ist? — Der Satz „Religion ist Privatsache“ bedeutet dann für diese Art ehrlicher Sozialdemokraten: „ihr könnt für euch glauben was ihr wollt, dürft aber keiner Kirche angehören.“ — Uns kann es recht sein, wenn das nur recht deutlich gesagt wird. Aber bitte recht ehrlich: Das Programm fordert Kampf gegen die Kirche! — Wer zur Kirche gehört, kann kein Sozialdemokrat sein und umgekehrt!

*) Vergl. S. 421.

Die christlich-soziale Aufgabe wird dann vielen deutlich werden, die bisher daran vorübergehen: Wir brauchen eine selbständige starke evangelische Kirche!

Mit liebevollem Eifer druckt der „Vorwärts“ sonntäglich den Kirchenzettel der freireligiösen Gemeinde ab. Er giebt sich heute dazu her, ihre Selbstempfehlung, mit der sie für den Austritt aus der Kirche ihre Dienste anbietet, abzudrucken. Zur Zeit herrscht zwischen Redaktion und freireligiöser Gemeinde innige Seelengemeinschaft. Für diese offenbare Begünstigung der Antipfaffen war der alte Liebknecht zu klug und zu ehrlich. Aber wir können nur wünschen, daß diese Seelengemeinschaft sich immer inniger gestaltet. Das klärt!

Berlin, 3. Dezember 1900.

Heller, frischer Advent! Leichter Schnee liegt auf den Dächern und die Sonne grüßt vom klaren Himmel. Man merkt, daß bald Weihnachten kommt. Es sieht alles so fröhlich aus. Auf den Bahnhöfen kommen schon die Weihnachtsbäume an und vor Wertheims Laden drängen sich die Leute und hindern die Passage. Er hat überladene Spielwaren-Ausstellungen in seinen Schaufenstern gemacht: Der Weihnachtsmann im Renntierschlitten und ein großes Puppentheater. Es ist zu schön, als daß sich Kinderwünsche da hinaufwagten, aber der Tamtam im redaktionellen Teil der Zeitungen wird geschlagen und alles kommt und staunt.

Wir waren alle fröhlich wie die Kinder im Advent. Wir freuten uns so, den Ohm Krüger hier in Berlin zu begrüßen. Für den Dienstag waren alle gewohnten Stundenpläne über den Haufen geworfen. Jeder suchte seinen Weg über den Potsdamer Platz zu legen, um am Palasthotel stillstehen zu können und dem ungebeugten Manne zuzujubeln. Es wäre ein Jubel gewesen, wie ihn Kaiser Franz Joseph trotz aller Ehrenpforten und alles teueren Einzugsgepräges nicht gehört hat! Der alte Mann wäre schlicht wie ein Privatmann gekommen, im langen schwarzen Rock und in ungeschickt großem Zylinder. Aber wie einen Fürsten hätten wir ihn begrüßt. Es wurde einem warm wie seit langer Zeit nicht, so wie damals als man den alten Bismarck wiederkehren sah oder noch besser, als der alte Kaiser an seinem Fenster stand und winkte. — Sie konnten schreiben, was sie wollten, Kölnische und die gesinnungsschwache Norddeutsche und der höfisch beeinflußte Lokalanzeiger und der geschwenkte „Vorwärts“, dem die Buren plötzlich auch als alte schlaue Viehzüchter aufgegangen sind; hier war einmal in den Herzen eine Macht lebendig, die mächtiger war als die Druckerschwärze. In Köln haben sie 's erlebt, die klugen Herren, die der Welt beweisen wollten, daß die Deutschen vor lauter Diplomatie ihr Herz und ihr Gewissen erstickt haben. Zehn Schutzleute schickten sie auf den Bahnhof, falls vielleicht doch ein zufälliger Passant auf den absonderlichen Gedanken kommen sollte, stehen zu bleiben und sich den

alten Burenfürsten anzusehen: „Bitte, mein Herr, nicht stehen bleiben", würde einer der Ordnungsmänner sagen und dann kam Krüger und setzte sich in den Wagen und fuhr in sein Hotel wie ein braver Vergnügungsreisender und beim Kaffee am andern Morgen durfte der Kölner seine Kölnische lesen und aus der Fremdenliste ersehen, daß in dem Domhotel ein Paul Krüger aus Transvaal sich einlogiert hat. Transvaal? Ach das war ja wohl jenes Ländchen, das sich erdreistete, dem größten Krämervolk der Welt beim Diamanten-Diebstahl Schwierigkeiten zu machen! Krüger? Hieß nicht so der närrische Alte, der mit den alten Grundsätzen von Gottesfurcht, Treue und Gerechtigkeit gegen die pfiffigen Spitzbübereien des ehrbaren modernen Diplomaten Chamberlain glaubte angehen zu können? — Nach dem Kaffee wird man einmal auf der Redaktion der Kölnischen vorsprechen, um Ihre Weisheit zu fragen, ob ein unbestrafter preußischer Unterthan beim zufälligen Begegnen mit dem alten Krüger zuerst den Hut ziehen darf! Zur Sicherheit fragt man dann auch gleich beim englischen Konsul an, vorausgesetzt, daß man eines Empfanges gewürdigt wird und, wenn man dem alten Bauern begegnet, ruft man: Lang lebe die Königin Viktoria! Heil ihren weisen Räten und Glück ihren tapferen Soldaten, mögen sie noch viel Freude finden und angenehme Stunden beim Brandstiften der Burenfarmen und bei den ausgetriebenen Burenfrauen! — Wir werden sie stets in bester Erinnerung haben, die guten Kameraden!

Sonderbar! Es gab einen Sturm auf den Kölner Bahnhof, als wenn Ehren-Chamberlain selber gekommen wäre oder gar Seine Königliche Hoheit der Prinz von Wales! Die Begeisterung wollte kein Ende nehmen und nicht einmal die 10 Pickelhauben konnten sich Respekt verschaffen und es war doch bloß der alte Bauer! Und nicht Seine Königliche Hoheit der Prinz von Wales!

Die armen Leute, denen dort die Rippen zerbrochen sind, haben sich bei der Diplomatie zu bedanken. Schließlich muß Strafe sein. Wie dürfen sie sich auflehnen gegen die zur Zeit einzig richtige Diplomatie. Wie darf gar das ganze Volk, soweit es auf deutsche Gesinnung Anspruch macht, einig sein in der Ablehnung dieser Diplomatie! Mögen sie sich zur Strafe alle die Rippen brechen. Wenn sie nichts davon verstehen, sollen sie sich auch nicht begeistern.

O wenn doch der alte Bauer nach Berlin gekommen wäre! Es thut uns gut, einen von der alten Art, vom alten Schrot und Korn wiederzusehen. Einen Mann! Einen, den man rückhaltlos verehren

darf. Einen, der nichts weiß von mo[illegible] Diplomatie und Wissenschaft und Kunst und der d[illegible] er einen ganz großen Glauben hat. Einen alten, e[illegible]fachen Glauben, der ihn stark macht und ruhig und entschlossen. Der Mann geht seinen Weg, als ob es einen Gott im Himmel gäbe; [illegible]r Mann wird auch über den Trümmern seines Hauses, seines Leb[illegible]s, seines Volkes noch Gottes Walten erkennen und — Recht [illegible]n!

Ernste fromme Adventsgedanken [illegible]t uns der Alte gebracht, als wir uns rüsteten, ihn zu begrüßen. — Es ging wie ein Klagen von Mund zu Mund, als heute die Tra[illegible]tschaft bekannt wurde, daß er nicht kommt. „So, der Kaiser will ihn nicht empfangen? Er kam wohl auch nicht so, wie er möchte! Ach so, wegen der Engländer!" „Na ja, er will seine Großmutter nicht verletzen." — „Die Engländer haben noch zu viel Schiffe." — „Aber wir haben doch auch eine Menge." — Das war heute das Tagesgespräch auf den Straßen, in den Straßenbahnen. Man versuchte den Kaiser zu verstehen, aber man war wie nach einer großen Enttäuschung. — Hoffentlich sind die Engländer, die zur Zeit die deutsche Reichshauptstadt mit ihrer Anwesenheit erfreuen, in diesen Tagen vorsichtig; die Entrüstung ist so stark, daß sie leicht überschäumen könnte. — Herr Chamberlain soll vor kurzem hier gewesen sein; es ist sein Glück, daß er so leise fortgegangen, daß man noch jetzt nicht weiß, ob er wirklich da war. Aber an den Cecil Rhodes, den dicknäsigen „Pomuchels-Kopp", denkt man wieder, der frech wie ein Engländer beim Kaiser in gelber Nankingweste*) Visite machte! Der wurde angenommen und der alte Bur in seinem schwarzen Rock muß draußen bleiben.

Es ist ein offenes Geheimnis, wie der Kaiser in seinem Herzen denkt! Jeder weiß, mit welchem Jubel im Königsschloß die Burensiege begrüßt wurden. Der Kaiser ist ein so guter Deutscher wie alle die 53 Millionen des Deutschen Reiches. Er denkt wie alle diese 53 Millionen täglich der Buren mit tiefster Sympathie und ihrer räuberischen Unterdrücker mit ganz anderen Gefühlen!

Das ist ja eben das Schmähliche, daß das ganze Volk sich einig ist vom Kaiserthron bis in die Werkstätten, Fabriken, Comptoire, Bauernhäuser, Gelehrtenstuben, Offizierkasinos, Schulstuben, Schiffskabinen und — Ministerhotels und doch darf der Kaiser den alten Krüger nicht empfangen!

*) Diese Meldung wurde später dementiert.

Ueber allem Rechnen und Wägen vergißt die Diplomatie das Glauben und Wagen. Und — es ist wahr — jeder soll Gott danken, der jetzt nicht Diplomatie zu treiben hat. Mag sein, daß es die rechte Aufgabe der Diplomatie jetzt ist, geduldig zu bleiben und die Zähne zusammenzubeißen. Einmal hat jede Geduld ein Ende.

Ich meine, Krüger kommt doch noch nach Berlin! Dann wollen wir uns schadlos halten für diese große Enttäuschung! Dann wird sich der Kaiser große Liebe erwerben!

Während alle auf Krüger warteten, schrien große gelbe Zettel von den Anschlagssäulen, daß Gertrud Barrison, „die jüngste und schönste der 5 Schwestern“ kommt! Natürlich diese „englische Miß“ hat freien Zutritt. Dafür macht sie sich heute in möglichst unanständiger Positur auf den Anschlagssäulen breit. Sollte es keine Möglichkeit geben, diese lästige Ausländerin abzuschieben? Das Passage-Panoptikum, das sich diese Attraktion geleistet hat, rangiert nun auch unter den Schaustätten, die auf die Freunde der Halbwelt spekulieren.

Berlin, 11. Dezember 1900.

An Stöckers 65. Geburtstage darf wohl auch einmal wieder ein persönliches Wort die Zensur passieren. Es ist in dieser trüben Adventszeit eine Erquickung und ein Trost ihn zu grüßen und von seiner Freudigkeit sich anwehen zu lassen. Seit 78 im Kampf! 22 Jahre, und Kriegsjahre zählen doppelt! Und dabei steht er noch immer in der ersten Linie und einer, der es beurteilen kann, bezeichnet Stöcker als den Mann, „der augenblicklich wie niemand sonst mit Kraft und heiligem Ernst die Bedeutung des Evangeliums für unser ganzes Volk vertritt." Solch Wort wiegt mehr als Orden und hohes Amt und selbst der Doktor der Theologie!

Das Wort wollen wir Herrn D. Cremer danken. An heimlichen Freunden hat es Stöcker nie gefehlt, aber gar manchmal an Freunden, die offen seine Last mit trugen. Solch Wort hat kirchengeschichtliches Interesse. D. Cremers Urteil gilt sonst viel unter den bibelgläubigen Christen. Die Leser des „Reichsboten" freilich haben es noch nicht erfahren. Ob es für sie so gleichgültig ist, wie ein Cremer über Stöcker urteilt?

Ohne Amt, ja außer dem Amt, ohne Gunst der Mächtigen, ja in Mißgunst an hoher Stelle, Feinde ringsum und doch getrost und tapfer. Ist das nicht eine Herzerquickung? Muß man sich nicht schämen, wenn man da müde und mutlos werden wollte? Und wer die Zeichen der Zeit beobachtet, spürt die Macht dieses Mannes ohne Amt wachsen. Es kommen lichtere Zeiten. Wir wollen uns ihrer freuen. Aber einen großen Dienst haben uns die schweren Zeiten geleistet: sie zeigten uns den Mann, der ganz unabhängig vom Erfolg seinen Weg ging und den Glauben bewahrte! Schließlich wird man einmal über dies Leben schreiben: eine wundervolle Führung! Der großen Gegner und sogar der Leute mit den kleinen Nichtsnutzigkeiten, die einen jetzt manchmal doch ärgerlich machen, wird man dann mit stillem Dank gedenken, sie haben auch mitgeholfen, uns diesen Charakter so auszugestalten, wie er für unser Herz und Leben wichtig geworden ist.

Auf Stöckers Geburtstagstisch lag ein feines Buch. Das war ihm eine besondere Freude! Eins der ersten Exemplare von dem neuen Volks-Universal-Lexikon. Die Sozialdemokraten haben längst ihr Lexikon. Es ist sehr gesinnungstüchtig, aber nicht sehr prak-

tisch. Die Herren Gelehrten auf jener Seite haben ja überhaupt nicht viel Fühlung mit dem wirklichen Volksleben, das sich nun einmal nicht in Volksversammlungen allein studieren läßt. Nun haben Christen ein Buch geschaffen, das wirklich praktisch, billig, umfassend und gediegen ist. Man war in weiten christlichen Kreisen sehr kritisch gestimmt, als der Plan des Lexikons bekannt wurde. Ein großes Staatslexikon ist seinerzeit nicht über die allerersten Bände hinausgekommen; darum glaubte man, Christen könnten nur schwatzen, aber nichts schaffen. Wie gut, daß es doch außer den kritischen auch noch tapfere Christen gab. Die wagten es opferbereit. Nun liegt der stattliche Band in den Schauläden. Wer ihn sich anschaut, muß ihm gut Freund werden. Vielen unserer Freunde wird das Buch eine große Weihnachtsfreude sein.

So, das waren helle Adventslichter. Aber eigentlich ist es draußen recht trübe Zeit. Es gärt in den Gemütern; der große jüdische Schmutzprozeß lastet wie eine schwere Wolke über dem Berliner Leben. Das ist hier bei nassem nebligem Wetter manchmal, als ob der Rauch all der Schornsteine niedergeschlagen wäre und nun muß man durch eine dichte Nebelschicht hindurch und bei jedem Atemzug meint man, den schwarz-gelben Nebel zu schlucken. So jetzt Tag für Tag bei der Lektüre dieses Prozesses. Erst war er vielen interessant und der Lokalanzeiger verfehlte nicht, dramatische Stimmungsbilder zu zeichnen. Die Stimmung, der Reiz des Interessanten ist längst fort; es blieb ein großer Ekel. Am liebsten möchten sie gar nichts mehr hören von dem Prozeß. Die begeistertsten Freunde der öffentlichen Gerichtsbarkeit würden aufatmen, wenn diese ganzen Verhandlungen nicht über die 4 Wände heraus kämen. Gerade den Biedermännern, die sonst so stolz sind über ihr schönes Berlin, ist es fatal, daß mitten im besten Berlin dieser Sumpf aufgebrochen ist. Am liebsten: zuwerfen, damit man ihn nicht sieht; mag der Schmutz doch unten bleiben! Aber diese Kur ist Pfuscharbeit. — Es wird gelten, gründlich zu säubern. Wird im Reichstag noch immer nicht eine lex Sternberg eingebracht, die auch jungen Mädchen über 14 Jahren Schutz vor solchen künstlerischen Bestrebungen verschafft! Noch ist das Ende des Prozesses nicht abzusehen. Dann wird Zeit zum Urteil sein. Aber horchen Sie nur auf die Stimmen der Leute, die sich mit harter Arbeit ihr Brot verdienen; die Macht des Geldes ist ihnen unheimlich klar geworden. Es gilt ihnen nichts mehr als Ernst; wenn einer nur das Geld hat, kann er sich alles erlauben. Er kauft sich eben, wen er will. „Unsereiner wird vor Gericht einfach verurteilt; aber so einer nimmt sich 5

Rechtsanwälte und die kriegen ihn los." — Vor der Polizei hatte der schnodderigste Berliner doch im Herzen Respekt und gegebenenfalls zweckmäßige Zurückhaltung. Der Respekt ist bedenklich ins Wanken gekommen. Bis an die Kirche wagen sich die blasphemisch-cynischen Börsenwitze. Vor Gericht wurde ausgesagt, daß ein Bankier, der merkwürdigerweise nicht verhört ist, Begnadigung erwirken wollte, wenn er 500 000 Mark erhielte, um einmal wieder eine wohlthätige Stiftung zu machen. Auf der Börse macht man daraus, daß dieses Geld dem Kirchbau dienen sollte und knüpft daran einen Witz, der sich in seiner Gemeinheit hier nicht wiedergeben läßt. — Es ist ja gewiß, daß dieser Aussage wilde Aufschneiderei zu Grunde liegt; aber es beleuchtet die Situation, daß man solche Ungeheuerlichkeiten nicht als völlig unsinnig abweist. Nein, sie halten den Verdacht fest, daß man mit großen Stiftungen eine Begnadigung — sogar eines solchen Lumpen — erwirken könne.

Mag sein, daß dieser Prozeß, wenn er erst zu Ende gebracht ist, wie ein Gewitter die Luft reinigt. — Oder ist nur ein Sumpf aufgedeckt und andere bleiben?

Und gleichzeitig kracht es im Gefuge des wirtschaftlichen Lebens. Stolze Geldpaläste zittern; die Flucht von Bankdirektoren ist immer der Anfang vom Ende vieler unschuldigen Existenzen. Solch Haus zieht in seinem Sturz viele andere mit. — Stehen wir wieder vor einem gewaltigen Zusammenbruch?

Aber die Menschen fluten durch die Leipzigerstraße und durch die Friedrichstraße. Wertheim hat seinen Neubau eröffnet, prachtvolle Erfrischungssäle, ein Palmenhain mit Fontäne, ein Kunstsalon locken zum Besuch. Und das leidige Treppensteigen ist abgeschafft, auch auf den Lift braucht man nicht zu warten. Eine nach oben gleitende Treppe führt in die oberen Stockwerke. Alles drängt und drückt sich, um dies modernste Karussell zu fahren. Alles freut sich wie die Kinder auf dem Freischießen in Wernigerode. Der riesige Tietz kauft auch drei Häuser an, um sich noch breiter zu machen! — Er arbeitet mit Fiebereifer, sogar Sonntags fahren seine Wagen den Leuten die gekauften Sachen ins Haus! Er denkt, was die Reichspost kann, kann ich auch. — Ob für Warenhäuser die Gesetze der Seifenblase nicht existieren? — Wenn man die zu groß aufpustet, auf einmal ist sie zerplatzt! Tietz pustet mit unheimlicher Vehemenz!

Und im Reichstag hat heute Bebel den Empfindungen der deutschen Nation über Krügers Abweisung Ausdruck gegeben! Das ist der Erfolg des neusten Kurses!

Berlin, 18. Dezember 1900.

Ich kam aus der Schrippenkirche und fuhr die Friedrichstraße entlang. Fahnen wehten von den Dächern. Berlin wollte die blauen Jungens aus China festlich begrüßen. Aber ich sah immer noch die fünfhundert dürftigen Männergestalten vor mir, die da Reihe bei Reihe gesessen hatten, im engen dumpfen Raume.

Sobald die „Wiesenburg", ein fürstliches Asyl für Obdachlose, im Winter Sonntags morgens ihre Pforten öffnet, treten Männer, Grauköpfe und Knaben, auf die dunkle Straße. Die Laternen brennen noch. Eine nach der andern wird ausgelöscht. Nun ist es erst völlig dunkel. Es weht feuchter kalter Wind. Und frierend in ihren abgerissenen fadenscheinigen Jacken, viele ohne Hut oder Mütze, nur einige mit einem letzten weißen Kragen, trotten sie nach dem Wedding. Die Alten wissen gut Bescheid, sie haben es den Neulingen gesagt. Heute ist Sonntag, da giebt es hier Schrippen und Kaffee, wenn ihr nur still sitzt und euch hinterher noch eine Predigt gefallen laßt. Auf dem Wege kommen andere dazu; sie haben irgendwo in einem Winkel, im Keller oder auf der Bodentreppe kampiert. Sie haben es nicht so gut gehabt, wie die in der Wiesenburg. Sie freuen sich auf den warmen Kaffee.

Bald ist der Saal gedrängt voll. Früher war hier ein berüchtigtes Tanzlokal. Dann hat der Graf Pückler das Haus gekauft. So wild und lustig wie früher geht es da nicht mehr zu. Die hungrigen Gäste sitzen still wie in der Kirche. Ob den Preußen die Disziplin angeboren ist? Viele dieser Obdachlosen haben ein wüstes Leben hinter sich; mancher sieht frech aus den Augen. Aber es geht alles in musterhafter Ordnung. Ohne jede Polizei. Sie singen mit Ernst und allgemeiner Beteiligung. Das ist kein „muß", man merkt, sie thun es gern. Die Kaffeebecher sind eingeschenkt, die Schrippen verteilt. Und schon sind auch die Becher wieder leer und die Schrippen verschwunden. Die Reihen richten sich mit dem Gesicht nach dem Podium. Kein Poltern, keine Störung, kein Schurren oder Räuspern. Ich meine, die meisten würden nicht kommen, wenns nur den Becher Kaffee und

die zwei Schrippen gäbe. Eine Tasse Kaffee würden sie alle noch in den Häusern sich erbitten. Aber daß man ihnen hier einen Gottesdienst geschaffen hat, das zieht sie immer wieder hin. Mit dem Lied und dem Bibelwort verbinden sich ja doch für die meisten ihre besten Erinnerungen. Gewiß, viele haben wenig erfreuliche Erinnerungen. Aber ob nicht doch ihre besten Stunden wieder aufwachen beim Hören dieser alten Geschichten und Lieder?

Wenn einer in diese fünfhundert Herzen hineinsehen könnte! Haben diese Hunderte von halbwüchsigen Knaben keine Mutter gehabt? Sind sie fortgelaufen oder m u ß t e n sie aus dem Vaterhaus? Da sitzt in der Ferne eine weinende Mutter und weiß nicht, wo ihr Junge ist. Geht sie ja auch gar nichts an. Der Junge kann sich ja allein sein Brot verdienen. Er wird sich doch von seinen Alten keine Vorschriften machen lassen! Es wird ihm doch wohl keiner die Freiheit beschränken wollen, sich ganz so zu entwickeln, wie es seine fünfzehnjährige Weisheit für richtig findet. Hinterher kommt manch einer der Jungens und fragt bei dem Leiter der Schrippenkirche, ob er ihm wohl zur Mutter zurückhelfen könnte. Lassen Sie sich nur nicht von diesen kecken Gesichtern täuschen, dahinter sitzen die Thränen so locker. Wenn solch Junge nur dürfte, manch einer würde schluchzen wie ein kleines Kind.

Und die Männer, die sich hier drängen. Viele haben irgendwo Frau und Kinder. Jetzt wollen sie es gar nicht mehr anders. Viele haben sich so an ihr träges Leben gewöhnt, daß es ihnen in der Ordnung ginge, wie jenem Heidenkind, das zum erstenmal von seinem Schmutz gereinigt wurde, es starb, weil es ohne Schmutz so fror. Aber die meisten von ihnen kamen doch nicht nach Berlin, um hier in Obdachlosigkeit und Stumpfsinn unterzugehen, sondern in der Hoffnung auf großen Verdienst. Sie kamen her ohne Ahnung vom Arbeitsmarkt, von Wohngelegenheit, von Verdienst und den Ansprüchen, die hier gestellt werden. Dann fanden sie eine teure Wohnung, keinen oder schlechten Verdienst und bald warf das tolle Berliner Leben sie auf den Strand. So sind schon tausende zerschellt. Aber Sie werden ihnen doch nicht die Freiheit nehmen wollen, sich und Frau und Kinder und die kommenden Generationen zu ruinieren! — Es heißt, daß Verhandlungen schweben, daß beim Zuzug nach den Städten gewisse Vorbedingungen gestellt werden, wie der Nachweis der Existenzmöglichkeit. Manche wittern dahinter agrarische Gelüste, die sich billige Arbeitskräfte erhalten wollen. Daran haben wir durchaus kein Interesse. Aber wie man solche gesetzlichen Erwägungen mit blöden radikalen

Schlagworten abthun kann, das verstehe, wer mag. Ein Besuch in der Schrippenkirche zeigt einem das Problem von der anderen Seite. Es ist freilich ungeheuer viel leichter, brillante, bissige, radikale Leitartikel zu schreiben und sich in Raserei für formale Freiheiten hineinzureden, als die Opfer zu pflegen, die an diesen formalen Rechten zu Grunde gegangen sind und täglich zu Grunde gehen.

Ich weiß auch, daß man die Gesetzgebung nicht nach den Invaliden, sondern nach den Gesunden machen soll. Manche Existenz muß gewagt werden, damit das Volk seine Kraft entwickeln lernt. Man kann die Turnstunden nicht abschaffen, weil schon mancher beim Turnen den Fuß gebrochen hat. — Aber ob wirklich dieser unbesonnene Zuzug nach den Großstädten Gesundheit und Kraftentwickelung bedeutet? Vielleicht wird doch manchem bei den Ergebnissen der letzten Zählung etwas unbehaglich zu Mute.

Die „Hilfe“ hatte die Freundlichkeit, ihre Leser mit einem Flugblatt der „Nation“ zu beglücken. Das ist das Organ des Herrn Dr. Barth, des wissenschaftlichen Vertreters der Rickertschen Welt- und Lebensauffassung. Die alten Leser des „Volk“ kennen die „Nation“, Herrn Dr. Barth und Herrn Rickert aus den anregenden, erheiternden Zeichnungen, die Herr v. Gerlach oft von ihnen entworfen hat. Wollte die „Hilfe“ zeigen, daß die Oberflächlichkeit und Unwahrhaftigkeit der liberalen Schwatzhaftigkeit noch unverändert dieselbe ist? — Sonst würde es sich kaum erklären lassen, wie die „Hilfe“ ein Flugblatt verbreiten kann, in dem bei der Besprechung der Not der Landwirtschaft kein Wort von den billigen Arbeitskräften der außerdeutschen Getreideländer gesagt wird, die den deutschen Landwirten die Konkurrenz ohne Zollschutz unmöglich machen.

Wie die Schrippenkirche doch in die Politik hineinführt! Da sitzen fünfhundert Männer, die meisten mit gesunden Gliedern, arbeitslos, obdachlos, hungernd, bettelnd, verkommend. Und draußen im Lande fehlen die Arbeitskräfte. Es fällt mir gar nicht ein, die Sünden der Landwirte in Schutz zu nehmen. Der Leiter der Schrippenkirche hat einst im „Volk“ einen Roman geschrieben, der verstehen lehrt, warum viele Arbeiter auf dem Lande draußen nicht bleiben mögen und lieber in der Stadt verkommen. — Aber soviel ist gewiß, hier brennt die Wunde, an der unsere Großstadtkultur untergeht, wenn sie nicht geheilt wird. — Das Gesetz über die „Fürsorge-Erziehung“ wird lindernd wirken; es wird viele der jungen Leute vor dem Verkommen in der Freiheit bewahren. Alle Christen sehen dem Gesetz mit großen Erwartungen

entgegen. Auch das andere Gesetz über die Regelung des Zuzugs wird sich Bahn brechen. — Das muß überhaupt keiner denken, als hätten wir Grund zum Verzweifeln. Dazu regen sich allerorten doch zu viele gesunde Kräfte. Aber eine schwere Luft schwebt über den armen Obdachlosen, die doch nur wenige sind von den vielen, die draußen in den schmutzigen Kneipen herumliegen. Es gehört tapferes Schlucken dazu, um diese Atmosphäre des Elends zu atmen. Innerlich und äußerlich!

Die Reihen erheben sich ordnungsgemäß, fast militärisch, und ohne Drängen geht der Zug hinaus. Währenddem singen sie „Laß mich gehen". — Es wird nicht vorgesprochen wie die anderen Lieder und doch sah ich so viele, die es mitsangen, alle Verse durch! — Es sitzt doch fest, was man einmal als Kind gelernt hat. — Was doch die Worte der Schrift und die Liederverse für einen neuen tieferen Inhalt bekommen, wenn man sie in der Schrippenkirche hört. Was doch die Politik für ein anderes Gesicht bekommt inmitten der untergehenden Volksgenossen!

Draußen wehen die Fahnen. Die tapferen Helden des Iltis und der Pekingwache sind es wert, mit Jubel begrüßt zu werden. Aber die beim Einzug gewesen sind, haben sich gewundert, daß der Jubel nicht größer war. Es fehlten sogar die Störenfriede nicht, die gegen das „Hurra" lärmten. Die Chinakampagne ist nicht populär, der Sache der Buren gehören aller Herzen.

Das ahnen die einmarschierenden blauen Jungen nicht, denen die Strapazen an den Gesichtern noch deutlich abzulesen sind, — das ahnen die Jubelnden nicht, daß zu gleicher Zeit im schönen Spanien Hunderte von Kameraden mit dem Tode ringen. Ist es wirklich „hetzerisch", wenn einem das Feiern und Festieren fast schwer wird? Es ist ringsum soviel Not und ernste Zeit, da schreckt einen der Tumult und der Aufwand zurück.

Sehen Sie doch das Getümmel in der Friedrichstraße, diese heiteren Passanten, die ihren Abendbummel machen. Der Händler kennt seine Leute. Er hat Postkarten zu verkaufen, Erzeugnisse, die sich auch zur „Kunst" rechnen und daher von dem flammenden Protest der Heinzegarde mitgedeckt werden. Die Kunst braucht Freiheit, völlige Freiheit! Jetzt verkaufen sie Sternberg-Postkarten! Hören Sie diese frechen Verkäufer ihre Ware ausbieten: „Lasset die Kindlein zu mir kommen! 50 Modelle werden noch gesucht!!" Es war doch

eine treffliche Bestimmung in der lex Heinze, die den Ingrimm Singers und Sudermanns hervorrief, daß man „Kunstprodukte“ von der Straße verbannen wollte, die „das Schamgefühl gröblich verletzen“. Auch Sternberg-Walzer mit entsprechendem Text werden ausgerufen. Was wäre wohl die richtige Belohnung für diese „Dichter“, „Maler“ und „Komponisten“, die sich ein solches „sujet“ aussuchen und es für den Straßenhandel bearbeiten!

Noch ein Wort über den jüdischen Schmutzprozeß? O nein! Es will Weihnachten werden! Welche Herrlichkeit, daß dies Licht von all dem Schmutz der Großstadt und von all dem Elend der Obdachlosen und den Kämpfen der Weltpolitik und dem Weh der Schlachtfelder nicht ausgelöscht werden kann. Sondern, daß es das alles überwindet!

Das ewge Licht geht da herein,
Giebt der Welt ein neuen Schein!

W., 1. Januar 1901.

„Wir gratulieren zum neuen Jahr und wünschen Glück, Gesundheit und langes Leben!" „Ach was, wer nichts singt, kriegt auch nichts." Und schon stellen sich die drei Knirpse in Positur und es rasselt im höchsten Diskant aus ihren Kehlköpfen: „Stille Nacht, heilige Nacht." Die drei Verse sind zu Ende mit zweimaligem Atemholen. Schließlich, man muß heute noch viel Häuser absolvieren und die Polizei hat das Kindergratulieren verboten. Weh, wenn die Töne den Schutzmann herbeilocken. Dann ist die Sylvesterstimmung verdorben. Vorher waren schon sechs Stimmen gemischter Chor da, die drückten sich hinter das Verandagitter wie eingeregnete Spatzen, weil draußen der Mann der Ordnung vorbeiging. So ist das gestern den ganzen Tag gegangen; wenn all das Glück, Gesundheit und langes Leben in Erfüllung geht, — dann erleben wir auch noch das nächste Jahrhundert und das wäre doch wirklich nett, weil wir dann Bellamys berühmtes Jahr 2000 miterleben und sehen, ob die Menschen dann wirklich das Glück einer neuen Welt gefunden haben, oder ob sie gerade noch solche armen Schlucker sind, als sie es nunmehr einige Jahrtausende mit viel Geschick unter tausend Masken zu verstecken versucht haben. Einige leben schon, die das neue Millenium mit erleben werden. Wir anderen stolzieren bescheidener nur als Kinder zweier Jahrhunderte in die Tage hinein. Und es bleibt bei dem alten Rezept: Tapfer sein und sich führen lassen.

Ja, wenn alle Tage so sonnig würden, so frisch und klar und lustig, wie dieser erste Tag des Jahrhunderts! Schnee auf allen Wegen und Dächern und Bäumen und Feldern und Bergen und darüber ein hellblauer, leuchtender Himmel und die Sonne guckt bald zum Himmel und bald auf die weiße Erde und freut sich, daß alles oben und unten so blitzblank ist und sie lacht mit in ihrer ganzen sonnigen Heiterkeit. Da ist es, als wenn die ganze Luft leuchtet, weil Sonne und Himmel und Schnee sich ineinander spiegeln und sich die Strahlen zuwerfen.

Obs auch in Berlin so sonnig war? Oder ob der Schnee noch immer ausgeblieben ist? Das Leuchten verlernt er in Berlin sehr schnell. Da kommen die Männer mit brauner Asche und auf den

Schienen fahren die Salzstreuer und bald ist die Straße ein schwarzer, nasser Brei. Die schönen glänzenden Schneemauern an den Bordschwellen des Straßendammes locken noch ein Weilchen zum Schneeballen, aber der Atem der Großstadt weht ein paar Tage darüber hin und dann kneten die Schuljungen den schönen Schnee und haben ein Stückchen schmutziges Eis in den Händen. Und die Luft kann auch in Berlin nicht so leuchten. Die hohen Häuser fangen die Sonnenstrahlen ab, nur wundervolle Sonnenuntergänge, schön, wie fast nirgends sonst, erleben wir in Berlin. Im Dunst der großen Stadt versinkt die Sonne wie in einem Glutenmeer.

Jetzt liegt es wie ein schwerer Bann über dem Menschengewühl. Der Neujahrslärm tönt laut wie sonst. Aber in den Comptoirs fängt das neue Jahr mit der alten Sorge an, mit der das alte aufhört. In viele kleine Haushaltungen ist die Unsicherheit eingekehrt. Manche Ersparnis ist verloren. Man hatte sie so sicher angelegt, nicht in Spekulationspapieren, sondern in sicheren Pfandbriefen, bei Gesellschaften, deren Leiter großes Vertrauen gnossen, -- nun ist das Vertrauen böse getäuscht. In der Dorotheenstraße erhebt sich der stolze Palast, das Heim der Preußischen Hypotheken-Aktienbank. Die Räume müssen zu eng geworden sein für die wachsenden Beamtenscharen; denn nach der Mittelstraße zu ist ein gleich großer, noch prächtigerer Palast erbaut. Er ist gerade fertig geworden, nun wird er leer stehen bleiben. Sehr unbehaglich blicken die großen leeren Fenster auf die Straße, im alten Bau aber herrscht Leben. Hinter den Fenstern mit den schweren gelben Gardinen sitzen sie um den grünen Tisch in eifriger Beratung. Vielleicht ist es die Kommission, die die Rechte der Gläubiger gegen die Verwaltung der Bank wahrnehmen will. Oder sind es die Ueberreste des Aufsichtsrats, die sich da versammelt haben, um zu retten, was zu retten ist?

Die Versammlung der Gläubiger hat stattgefunden. Zahlreich waren sie in der Philharmonie zusammen. Der Bericht spricht sogar von Begeisterung, mit der sie ihre Beschlüsse gefaßt haben. Mag sein, daß auch die Wut eine Begeisterung kennt. Sie haben dort beschlossen, den gerichtlichen Konkurs zu vermeiden, und schon erklärt der Börsenmann der „Welt am Montag", daß das ein verdächtiger Beschluß sei, daß die Großfinanz ihre besonderen Zwecke verfolge. Wer hinter all die Coulissen sehen könnte, hinter denen sich die verstecken, die das Gold machen! Ob der je wieder fröhlich werden könnte? Keine Macht so groß wie das Gold und keine Macht so schlecht!

Kann man es den Sozialdemokraten verdenken, daß sie diesen großen „Kladderadatsch“ für ihre Zwecke ausbeuten? Hochangesehene Männer, in Stadt, Staat und Kirche und bei Hof mit Ehren überhäuft, wandern ins Gefängnis und die untersuchende Kommission giebt zu verstehen, daß sie sich zwar längst nicht durch die Unordnung der Geschäftsführung hindurch gefunden, daß sie aber doch Dinge entdeckt hat, die wie ordinärer Schwindel aussehen.

Der „Vorwärts“ spricht nur noch von dem Bankkrach der „Kirchenbauer“. Mittlerweile hat er festgestellt, daß auch Herr Justizrat Munckel dem Aufsichtsrat der einen Gesellschaft angehört hat. So bestand die Gesellschaft doch nicht nur aus „Kirchenbauern“. Aber freilich, der ganze Hohn trifft die „Kirchenbauer“. Nach dem „Vorwärts“ soll in der Pfingstkapelle in Potsdam eine Ehrentafel zum „ehrenden Gedächtnis dem Bankdirektor Eduard Sanden“ aufgerichtet sein.*) So muß der Mann in der That sich um den Kirchenbau besonders verdient gemacht haben, der jetzt in Untersuchungshaft abgeführt ist, weil ihn die Hauptschuld an dem großen Unglück trifft.

Von dem Direktor des alten renommierten Bankhauses in der Brüderstraße, das auch vor dem Ruin steht, berichtet der „Vorwärts“, daß er Kommerzienrat geworden sei, nachdem es einer hochgestellten Dame gelungen sei, rechtzeitig zwei Millionen aus dem drohenden Bankerott zu retten. Sollte solche Behauptung nicht als Verleumdung verfolgt werden? Es ist ein zu bitterer Gedanke, daß wirklich die Großen in der ersten Kajüte durch ein rechtzeitiges Signal gewarnt wurden, so daß sie ins Rettungsboot springen konnten, während man die kleinen Leute im Zwischendeck schlafen ließ, bis das Wasser neben ihnen gurgelte. — Nun ist auch dieser Kommerzienrat in Untersuchungshaft abgeführt.

Es ging das Gerücht, auch in Kreisen, die oft gut unterrichtet sind, daß der Oberhofmeister der Kaiserin entlassen sei. Das „Kleine Journal“ ist in der Lage, unter genauer Darlegung einzelner Thatsachen, dies Gerücht als unrichtig zu widerlegen. Freiherr von Mirbach ist nie ein Freund unseres Blattes und unserer Bestrebungen gewesen, aber eine Entlassung bei solchem Anlaß möchte niemand wünschen. Das gerade das Organ des Herrn Dr. Leipziger in der Lage ist, die Rolle des Eingeweihten zu spielen, ist für Kenner des Rufes dieses Blattes schlechterdings unverständlich.

---

*) Die Tafel gilt einem andern Sanden.

Der „Vorwärts" giebt sich Mühe, sich über das Brandenburgische Konsistorium zu entrüsten, weil Paul Göhre nunmehr „auf die Rechte und Pflichten eines Trägers des geistlichen Standes der preußischen Landeskirche verzichtet hat." — Ein Grund zu dieser Entrüstung fehlt völlig. — Das Konsistorium hat wegen dreierlei Aeußerungen Göhre zur Verantwortung geladen. Die eine, vielleicht schwerwiegendste, hat er schon selbst berichtigt. Nach einem Bericht im „Vorwärts" hatte Göhre als Programmforderung aufgestellt: „völlige Ablehnung der Partei gegen jede Form von Kirche". Auf diesen horrenden Satz habe ich seinerzeit schon hingewiesen; wer solche Meinung hat, kann nicht der Kirche dienen. Göhre berichtigt nun, daß er etwa gefordert hat: „völlige Ablehnung jeder heutigen Form von Kirche, sei es Staatskirche oder Kirchenstaat." Das ist denn doch etwas völlig anderes! Schade, daß Herr Göhre nach dieser Selbstberichtigung nicht den Ausgang des Prozesses abgewartet hat. Es wäre eine wertvolle Prüfung für seine und des Konsistoriums Ansichten geworden. — Nun ist sein Abschiedsbrief an das Konsistorium trotz des Getöses ein blinder Schuß. Und wenn der Artikelschreiber im „Vorwärts" die Kirche als „willige Dienerin des Klassenstaates" schmäht, so ist das in diesem Fall jämmerliche Demagogie. — Ob die Kirche sozialdemokratische gläubige Pastoren dulden kann, stand gar nicht zur Frage. Dies schwere Problem ist von dem „Fall Göhre" nicht berührt. Sein freiwilliges Abschiednehmen hat ein Problem erstickt, das viel einfacher lag: ob die Kirche Herrn Göhre als Geistlichen anerkennen konnte.

So hat diese Geschichte weder für die Kirche, noch für die Sozialdemokratie prinzipielle Bedeutung. Aber sie erinnert einmal wieder an das große Problem, um dessen Lösung die Kämpfe des neuen Jahrhunderts entbrennen werden. Was haben die wirtschaftlichen Kämpfe und die Wege des Reiches Gottes mit einander zu thun? — Wir stehen recht im Centrum des Kampfes mit unserem bewährten Banner: Christlich-sozial.

Berlin, 8. Januar 1901.

Die Weihnachtsferien sind zu Ende. Das macht sich spürbar geltend. Der Reichstag hat sogar schon wieder seine Arbeit aufgenommen. Auch der Landtag ist eröffnet. Und die Thronrede kündigt an, daß das trutzige Berlin künftig in bessere Hut genommen werden soll. Genaueres ist noch nicht gesagt, aber wahrscheinlich bekommt Berlin seinen eigenen Oberpräsidenten. Diese Anerkennung macht die bisherigen Herrscher der Provinz Berlin aber gar nicht froh und stolz; sie teilen sich lieber den Oberpräsidenten mit dem übrigen Brandenburg. Sie meinen, sie seien schon groß genug, um allein gehen zu können; sie brauchen keine Gouvernante mehr.

Die jüngste Vergangenheit zeigt, daß im roten Hause mancher doch noch knapp aus dem Alter der Kindsköpfigkeit heraus ist, jedenfalls mitten im Alter der Flegeljahre steckt. Was sich die Herren Stadtverordneten Hoffmann und Stadthagen dort geleistet haben, grenzt ans Wunderbare. Was wohl Max und Moritz, Bobb und Teddy, Schorschi und all die anderen berühmten „bösen Buben“ der klassischen Litteratur zu dieser Konkurrenz sagen würden! Der Magistrat wollte 5600 Mk. opfern, um am Erinnerungstag an das 200 jährige Bestehen des preußischen Königtums in den Volksschulen eine Festschrift zu verteilen. Dagegen polterte der Adolf Hoffmann und kreischte der Stadthagen: „S o w e i t H o h e n z o l l e r n t h ä t i g g e w e s e n s i n d, h a b e n s i e n i c h t s g e t h a n, was der Kulturbewegung oder der Größe Preußens oder Deutschlands dienlich gewesen wäre.“ Der feige Jude fügte hinzu: „Ich spreche natürlich nicht von den lebenden.“ Und die beiden sind die Vertreter der maßgebenden Partei im roten Hause! Der Zahl nach überwiegen die Freisinnigen, die auch lebhaft gegen diese Dummheiten protestierten. Aber die eigentlichen Herren sind doch die Singer, Hoffmann und Stadthagen. Und die wollen reif sein zur völligen Selbstregierung? Wie undankbar der Herr Stadthagen ist: Da öffnen die Hohenzollern die Gettos, geben den Juden gleiche Bürgerrechte wie den Preußen, lassen sie sogar auf ihren Universitäten studieren und Rechtsanwälte werden und — nicht einmal das scheint eine „der Kulturbewegung dienliche“ That ge-

wesen zu sein! Und doch — was wäre aus dem ganzen Arthur Stadthagen geworden, wenn er zufällig gerade in dem Stück Polen geboren wäre, das zu Rußland geschlagen ist! Und doch war es ein Glück für Deutschland, daß Stadthagen schon bei der Geburt sich so pfiffig erwies. Nun ist er unser! Und eins verdanken wir ihm, das soll die undankbare Elite Deutschlands nicht vergessen: er rettete das Vaterland von der — lex Heinze!

Was Goethebund und Sudermann und Mommsen! Ohne Stadthagens Sprechbegabung hätte die kompakte schwarze Mehrheit gesiegt. Nun aber schmolz sie vor dem Hauch seines Mundes dahin; den konnte sie nicht ertragen.

Am 17. Januar feiert der Goethebund sein Siegesfest. Alle außer den „Muckern und Philistern" sind geladen. Man hat sogar den alten Goethe eigenhändig einen Brief aus dem Olymp schreiben lassen. Die Herren vom Goethebund hören es gern, wenn man Goethe den alten Heiden nennt; wir wollen es ihnen darum bezeugen, daß dieser Brief aus dem Olymp etwas stark heidenmäßig christliche Gedanken bewitzelt. Immerhin, Goethe muß sich darin dem Jargon und Geschmack seines derzeitigen Jüngerkreises anbequemen, aber mußte er darum auch so, entschuldigen Sie, geistlos schreiben?

Es stehen sehr vornehme Namen unter der Einladung zum Goethefest, Edle der Kunst und Wissenschaft. Freilich auch Leute wie Barnay und sein Freund Paul Lindau und ein Feuilletonredakteur vom Berliner Tageblatt. — Wenn die Herren wirklich, wie der Brief des Olympiers vermuten läßt, ein wenig an den Tod der lex Heinze dachten, als sie dies Kostüm- und Ballfest zusammenriefen, dann hätten wohl die Kämpfer für die Freiheit von diesem Gesetz eine bessere Behandlung verdient. Nun fehlt sowohl Singer wie Stadthagen im Ehrenrat! Auch — Sudermann fehlt. Der Goethebund hat seinen Kopf verloren!! Der stellvertretende Vorsitzende Dr. von Liszt muß für den Goethebund die Einladung unterschreiben und seine beiden Schriftführer Redakteur Dernburg und Konsistorialrat Reike helfen ihm dabei.

Ob freilich Herr Konsistorialrat Reike den Programmentwurf gesehen, bevor er ihn unterschrieben, darf man billig bezweifeln. Er hätte sonst gewiß die witzige Anspielung auf Wolzogens Roman „Das dritte Geschlecht" wegstreichen lassen. Bei diesem Roman ist doch vielen Gliedern der christlichen Gemeinde die Lust zum Scherzen völlig vergangen. Und diese Gemütsstimmung verdiente vielleicht Rücksicht. —

Um die Begründung eines allgemeinen Judentags haben die Zionisten mit Rabbinern gerungen. Ehrliche Juden, die ihre nationalen Sonderinteressen betonen, sind sympathischer und ungefährlicher als die andern, die beständig dabei sind sich zu assimilieren. Freilich Herr Rickert hat sich mit seiner Vertretung jüdischer Interessen schlechten Dank erworben. Da kam ja Stöcker fast besser weg. Und er hat sich mit seiner maßvollen Abwehr des Judentums in der That mehr Verdienste um die Juden erworben als Rickert mit seiner verfehlten Abwehr des Antisemitismus.

Ganz Berlin ist bewegt durch den plötzlichen Tod des Bürgermeisters Brinkmann. In seiner kurzen Wirksamkeit hat er sich über die Kreise der Demokratie hinaus Sympathie erworben, weil er mit Energie auf kommunale Sozialreform drang und für die Waisenkinder um mehr Liebe gebeten hat. — Wer wird nun den schweren Notständen entgegentreten, oder wird wieder die alte Manchesterweisheit den verwaisten Stuhl besetzen?

Ich vergaß ganz zu schreiben, daß der „Tag" nun täglich erscheint. Vielleicht ist er bald von allen vergessen. Er ist herzlich unbedeutend.

Berlin, 14. Januar 1901.

Für die christlichen Kreise Berlins war heute ein bedeutungsvoller Tag. Im Januar vor 50 Jahren wurden die wissenschaftlichen Vorträge begonnen, die seitdem Jahr für Jahr im Evangelischen Vereinshause abgehalten sind. Die christliche Kultur sollte nach all ihren Farben aus diesen Vorträgen hervorleuchten. Es giebt wohl keine Frage des christlichen Lebens, des Lebens in Staat und Kirche und Haus, in Schule, Wissenschaft, Kunst und Theologie, die dort nicht zu geistvoller Erörterung gebracht wäre. Nicht eine einzelne Richtung kam hier zu Worte, keine Partei fand hier ihre Schule, aktuelles Einwirken auf die Kämpfe der Zeit trat fast zu sehr zurück, aber doch fand sich immer wieder der Kreis dankbarer Zuhörer zusammen, der nie ohne Anregung nach Hause ging. Generationen sind bei den Vorträgen aus- und eingegangen. Jetzt hören die Enkel, wo schon die Großväter zuhörten. Es geht wie ein Zug familienhafter Zusammengehörigkeit durch den Kreis der Zuhörer. Es sind die gut kirchlich gesinnten, die hier zusammenkommen; wohl alle haben der Erweckungszeit der vierziger Jahre, dem alten strammen lutherischen, christlich-konservativen Geist etwas zu danken. Vielleicht ist damals der Faden geknüpft, der ihrer Väter und so die eigene Entwickelung auf der christlichen Linie festhält. — Es ist eine neue Zeit heraufgestiegen, manches Wort, das in diesen Vorträgen gesprochen ist, hätte den Vätern des Hauses übel gefallen und doch, beim Blättern durch das Verzeichnis der Reden und Redner wird man sich des Bleibenden stark bewußt. Und im Wichtigsten würde man sich verstehen, auch wenn der alte streitbare Hengstenberg oder der Vater der Konservativen, der Judenchrist Stahl, oder unser christlich-sozialer Vorfahr, V. A. Huber, der opferfreudige Sonderling, wieder heraufstiegen aus den Grüften, uns zu grüßen. Ein wenig revolutionär würden wir ihnen vorkommen, wir Söhne des neuen deutschen Reichs, gar wir christlich-sozialen Freunde einer starken Arbeiterbewegung. Aber wir wollten ihnen wohl den Weg zeigen, den wir geführt sind, und vielleicht würden sie uns dann doch als die rechten Erben ihres Geistes erkennen.

Wichern wirkte schon im ersten Cyklus mit. Er sprach über „Die kirchliche Aufgabe und Bedeutung der großen Städte“. Und im Jahre darauf über „Blicke in die Vergangenheit und Zukunft der Kirche auf Veranlassung der sozialen Frage“. In den folgenden Jahren hat er

noch über Einzelgebiete der Inneren Fürsorgemission gesprochen, den großen allgemeinen Gedanken der kämpfenden Kirche brachte er erst im Jahre 1868 wieder zur Behandlung. Es war sein letzter Vortrag an dieser Stelle über „Stockungen des christlichen Lebens im evangelischen Volk und deren Ueberwindung". In die christlich-soziale Linie gehört Hubers Vortrag (1863) über „Das neue Genossenschaftswesen und sein Verhältnis zur christlichen Bildung". Nach seinem Tode schilderte sein Wernigeröder Freund Schwartzkopff: „Professor V. A. Huber und seine Stellung zu den Aufgaben unserer Zeit." Im christlich-sozialen Sturmjahr 1878 hielt hier Kögel seinen bekannten zur Vorsicht mahnenden Vortrag: „Der evangelische Geistliche und seine Aufgabe an der sozialen Frage". Stöcker ward die Thür zu einem christlich-sozialen Zeugnis nicht geöffnet, aber über „Vinet und die Freikirche" durfte er reden und zuletzt (1884) über „Landeskirche, Volkskirche, Freikirche".

So finden sich auch einige Stationen, an denen wir die Entwickelung zurückverfolgen können, der unsere Herzen gehören. Im ganzen hört man aus den Vortragsthemen der ersten Jahre mehr Schwertschlag als in den späteren Jahren. Der Ober-Konsistorialrat Stahl focht mit scharf geschliffenen Prinzipien in seinen Vorträgen: „Was ist die Revolution?" -- „Der Protestantismus als politisches Prinzip," -- „Christliche Toleranz", bis er dann im Jahre 1861 seinem geliebten König Friedrich Wilhelm IV. die Gedächtnisrede hielt. Neben ihm kämpft der Hallenser Historiker Leo, der harte Royalist; er schildert Thomas Münzer und entwickelt im Jahre 1864: „Was ist konservativ?" Der dritte dieser vielgeschmähten Todfeinde der Revolution, der hochkirchliche Präsident v. Gerlach, wirft sich hier in die Schranken für: „Christentum und Königtum gegenüber dem Fortschritt des 19. Jahrhunderts," er vertieft sich in den „biblischen Begriff des Königreiches Gottes" und kennzeichnet, gewiß mit scharfgespitztem Griffel (1866), „Die Freiheitstendenzen unserer Zeit". In dieser Reihe der charakterstarken christlich-konservativen Männer kämpft der Oberpräsident v. Kleist-Retzow, der im Jahre 1866 über den „Adel und die Kirche" spricht.

Sie alle sind dahin gegangen. Die Burgen, die sie aufführten zum Schutz ihres Königs und ihrer Kirche sind vom brandenden Strom der modernen Zeit hart mitgenommen; sie können nicht mehr schützen. Aber weil sie uns an die alten Helden erinnern, die ungebeugten, darum sind sie uns wert. Was wir ihnen danken? Auch dem modernsten Pionier thut der Tropfen Blut gute Dienste, der von dem

Auch durfte der alte Heide in seinem Briefe vom Olymp nicht vergessen, daß zu seinem Festkomitee ein Kirchenmann gehört. Er hätte dann nicht so mißverständlich „Mucker und Philister" gehöhnt. Das klingt so stark nach Ernst von Wolzogens altem Hetzruf: „Wider die Pfaffen!"

Im Ernst: Der Verfasser des „dritten Geschlechts", Ernst von Wolzogen, will eine neue Kunstgattung nach Berlin pflanzen: ein Varietetheater höheren Stils; die Geisteselite soll sich einmal in kurzen Röckchen auf dem „Brettl" präsentieren. Die Einführung dieses „Ueberbrettl" soll mit nötigem Pomp geschehen. So scheint der Gedanke des Goethefestes entstanden zu sein. All die berühmten Namen sind nur Coulissen für Wolzogens Kasperletheater. Vielleicht fehlt darum auch Sudermann; denn zwei renommierte Köche können nicht an einem Topfe stehen. Ihn vermißt man, auch Mommsen, aber die Unterschrift eines Konsistorialrats hätte man unter diesem Festprogramm kaum vermißt. Dazu stolziert es etwas zu sehr im Gewande blasphemischer Grandezza.

An sich ein reizvoller Gedanke: ein Kostümfest im Gewande und zum Ruhme Goethescher Zeit. Aber diese Tendenz und diese Epigonen hätte sich der Alte verbeten. Und wenn er erst sieht, was da alles zusammenströmt, ihn zu feiern und der lex zu spotten, er würde aus dem Saale laufen. Denn das Kunstverständnis des leistungsfähigen Tiergartenviertels —; ihr armen „Philister und Mucker", was für Staatstoiletten hättet ihr da zu sehen gekriegt!

Wichtige Versammlungen haben die Geister beschäftigt. Die katholischen Arbeiter haben am Sonntag den Ansturm der Bischöfe gegen die christlichen Gewerkschaften abgeschlagen. Der verdienstvolle Vertreter der katholischen Charitasbestrebungen in Berlin, Pfarrer Fournelle, hatte einen schweren Stand gegenüber den energischen Vertretern der Sozialreform. Und Herr von Savigny, der eigentliche Anstifter des bischöflichen Hirtenbriefs, der Begründer des Leohospizes, mußte klein beigeben.

Auch in der neubegründeten Gesellschaft für Sozialreform, die alle Richtungen zu praktischer Arbeit vereinigen will, haben die katholischen Bestrebungen energische Vertreter. Der „Vorwärts" bedauert, daß die Arbeiterführer Brust und Giesberts dieser Gesellschaft die christlichen Gewerkschaften zugeführt haben. Vielleicht erlebt er es noch, daß auch bisher sozialdemokratische Gewerkschaften diesem praktischen Vorgehen sich anschließen. — Wenn nicht bald wieder ein Kampfgesetz kommt, stirbt die Sozialdemokratie an Gedankenarmut.

em Christentum, mit halbwahrer Liebedienerei sich nicht verträgt. o dankbarer können wir sein für das, was Gott in diesen 200 n durch die Hohenzollern in dieser Geschichte ohne Gleichen hat hen lassen. Das macht uns den 18. Januar zu einem rechten, t Gedenktag. Das elende sozialdemokratische Gewinsel wollen ell auslachen; wir freuen uns, daß ihnen das Jubiläumsjahr des ischen Königtums ihren lange im Exil verbannten Bernstein wie- enkt. Noch müssen die Hohenzollern sich stark fühlen, daß sie dem m Sozialdemokraten die Grenze öffnen. Oder empfinden die inger diese Gabe als Danaergeschenk? Auf den Dank jedenfalls t die Hohenzollern verzichten müssen.

:uch die Feier, mit der der Goethebund den Hohenzollerntag ein- soll uns nicht lange kränken. Freilich es ist unwürdig, wenn die säulen künden, daß die ersten Kräfte der vornehmsten nen und der Varietes dort zusammenwirken werden. : warf sein Bühnendirektorat entrüstet fort, als man einen auf seiner Bühne Kunststücke machen ließ. Jetzt feiert der :bund den Mann, dessen Namen er sich angemaßt hat, mit einem :brettl", mit den ersten Kräften des Varietes, des Apollo- ters! — Marie Madeleine, eine Baronin Puttkammer, deren :, schwülste Sinnlichkeit atmenden Skizzen in der Welt am Mon- e Vergewaltigung Jugendlicher als Lieblingsthema behandelt, uf zur Feier dieses gesunden, sinnenfrohen Genius. Ein kleiner etonjude von Mosses Berliner Tageblatt schreibt für den Goethe- Gespräche Goethes mit — Roeren". So wird der Heros in den :schmutz hinein gezogen. — Und diese Herren klagen dann über nkende Kunst-Verständnis im Volk, über die Verpöbelung des nacks, der lieber in Zirkus und in Tingeltangel, statt vor der t dramatischen Bühne sich erbaut!

ist der Polizeiminister von Rheinbaben nicht ein besserer Hüter unst, wenn er im Abgeordnetenhause ausspricht: „Die hohe tische Kunst darf nicht durch eine Afterkunst in den Schmutz ge- werden. Sehen Sie sich die Berliner Schaufenster an: wird durch diese Schaustellung die Jugend gefährdet?" Die Polizei etterin der Kunst vor dem Tingeltangel-Geschmack des Goethe- s! — Das klingt wie Hohn. Aber Minister Goethe hätte sich in Gesellschaft des Ministers Rheinbaben vielleicht wohler gefühlt, ei den Kollegen von der „Kunst", Wolzogen, Marie Madeleine, Feuilletonist des Tageblatts und dem Künstler des Apollo- rs.

alten Geschlecht noch in seinen Adern rinnt. Fragen Sie nur Naumann, was er seinem Großvater Ahlfeld verdankt. Der gehört auch zu diesem Fähnlein, das sich um das „Volksblatt für Stadt und Land" sammelte.

Sind wir weiter gekommen? Wo doch gerade die wichtigsten der genannten Themata noch jetzt die Geister beschäftigen! Fast kann solch Rückblick lähmen; man sieht die Gedanken sich leise wandeln; die Alten treten ab und junge Kräfte entwickeln sich. Der Missionsprediger v. Bodelschwingh kommt 1861 aus Paris und erzählt von den dortigen deutschen Protestanten, Pastor Emil Frommel kommt 1868 aus Barmen und plaudert über Händel und Bach, der Bonner Pfarrer Dryander trägt 1882 vor über „Die Entwickelung des christlichen Gewissens". Neue Kämpfer unter der alten Fahne. Und doch kein Vorwärtskommen im Sieg, kein Abnehmen der Feinde, kein Nachlassen der Kämpfe, auch der unerquicklichen?

Vielleicht liegt der größte Gewinn solches Rückblickes eben in dieser Erkenntnis, daß zu allen Zeiten um die gleichen Güter gebangt und gekämpft ist. Darin eben zeigt sich ihre Bedeutung, daß immer wieder um sie der Kampf entbrennt und — Gott sei Dank —, daß sich immer wieder Soldaten finden, die für sie in die Schlachtreihen treten, wenn die Alten das Schwert aus der müden Hand legen müssen.

Es ist keine klare, zu bestimmtem Ziel führende Linie, die durch die Vortragsreihe dieser 5 Jahrzehnte führt und vorwärts reißt. Das geistige Leben selbst dieser Jahrzehnte — wie aller Zeiten — ist ein Hin- und Herwogen, ein Suchen, auch ein Abirren, zu Zeiten ein Ausruhen im verborgenen Waldwinkel, während draußen in der Welt die ruhelosen Feinde zum Angriff sich sammeln, aber immer wieder ward der Weg zurückgefunden und das Ziel sicher ins Auge gefaßt. Darum gehören wir doch in diese Entwickelung hinein, weil das Ziel das gleiche geblieben ist in diesen fünfzig Jahren: in der modernen Welt das Kreuz aufzupflanzen, unserer Zeit den Segen zu erschließen, der für sie wie für die früheren Tage von diesem Kreuz ausgeht.

Nun sprach als erster im Jubiläumscyklus Minister Bosse über die Hohenzollern als Volkserzieher und er hatte recht, wenn er aus diesem Ueberblick getrost das Fazit zog, daß es vorwärts gegangen ist mit unserm Volke und daß unser Volk schlimmere Zeiten, als unsere Zeiten überwunden hat, sodaß es auch die Kämpfe des neuen Jahrhunderts überdauern wird, weil die Kräfte des Glaubens ja nicht gestorben und nicht gebunden sind. Ein Wort dieses vornehmen Vortrags, danken wir ihm noch besonders, daß Byzantinismus mit evan-

gelischem Christentum, mit halbwahrer Liebedienerei sich nicht verträgt. Um so dankbarer können wir sein für das, was Gott in diesen 200 Jahren durch die Hohenzollern in dieser Geschichte ohne Gleichen hat geschehen lassen. Das macht uns den 18. Januar zu einem rechten, frohen Gedenktag. Das elende sozialdemokratische Gewinsel wollen wir hell auslachen; wir freuen uns, daß ihnen das Jubiläumsjahr des preußischen Königtums ihren lange im Exil verbannten Bernstein wiederschenkt. Noch müssen die Hohenzollern sich stark fühlen, daß sie dem klügsten Sozialdemokraten die Grenze öffnen. Oder empfinden die um Singer diese Gabe als Danaergeschenk? Auf den Dank jedenfalls werden die Hohenzollern verzichten müssen.

Auch die Feier, mit der der Goethebund den Hohenzollerntag einleitet, soll uns nicht lange kränken. Freilich es ist unwürdig, wenn die Litfaßsäulen künden, daß die ersten Kräfte der vornehmsten Bühnen und der Varietes dort zusammenwirken werden. Goethe warf sein Bühnendirektorat entrüstet fort, als man einen Pudel auf seiner Bühne Kunststücke machen ließ. Jetzt feiert der Goethebund den Mann, dessen Namen er sich angemaßt hat, mit einem „Ueberbrettl", mit den ersten Kräften des Varietes, des Apollotheaters! -- Marie Madeleine, eine Baronin Puttkammer, deren lascive, schwülste Sinnlichkeit atmenden Skizzen in der Welt am Montag die Vergewaltigung Jugendlicher als Lieblingsthema behandelt, tritt auf zur Feier dieses gesunden, sinnenfrohen Genius. Ein kleiner Feuilletonjude von Mosses Berliner Tageblatt schreibt für den Goethetag „Gespräche Goethes mit — Roeren". So wird der Heros in den Heinzeschmutz hinein gezogen. — Und diese Herren klagen dann über das sinkende Kunst-Verständnis im Volk, über die Verpöbelung des Geschmacks, der lieber in Zirkus und in Tingeltangel, statt vor der ernsten dramatischen Bühne sich erbaut!

Ist der Polizeiminister von Rheinbaben nicht ein besserer Hüter der Kunst, wenn er im Abgeordnetenhause ausspricht: „Die hohe dramatische Kunst darf nicht durch eine Afterkunst in den Schmutz gezogen werden. Sehen Sie sich die Berliner Schaufenster an: wird nicht durch diese Schaustellung die Jugend gefährdet?" Die Polizei als Retterin der Kunst vor dem Tingeltangel-Geschmack des Goethebundes! -- Das klingt wie Hohn. Aber Minister Goethe hätte sich in der Gesellschaft des Ministers Rheinbaben vielleicht wohler gefühlt, als bei den Kollegen von der „Kunst", Wolzogen, Marie Madeleine, dem Feuilletonist des Tageblatts und dem Künstler des Apollotheaters.

Zuschauer die schöne volle Rückseite zu. Der Zopf, der hängt ihm hinten. Zuerst glaubte ich, der Maler hat die Gegner des Liberalismus ärgern wollen, aber jetzt weiß ich es besser: der Maler war ein Prophet, er sah die Entwickelung der jetzigen Sozialdemokratie voraus. Sie nimmt für die Chinesen Partei, sie kommt vom marxistischen Ahnenkult nicht los. Jede gesunde Entwickelung stockt. Es sind Chinesen.

Die Gegner der lex Heinze sind von ihrem Siegesfest trübselig heimgekehrt. Sie wollten den Jahrestag des Sieges begehen und so recht lustig sein. Nun haben sie sich reell gelangweilt! Dieser schwermütige Ton des Gähnens klingt aus allen Berichten, auch aus dem „Vorwärts" und der „Welt am Montag". In den Sälen war es fürchterlich voll. Namentlich waren viel Leute mit dem bewußten schwarzen Haar gekommen, sodaß ein germanischer Blondkopf sich als Kellner unter den Gästen fühlte! Das Hauptstück natürlich mit Extraentree sollte Wolzogens „Ueberbrettl" sein; sie haben sich darum geprügelt. Schließlich konnten nur die wenigsten der Tingel-Tangel-Premiere beiwohnen. Und die waren enttäuscht. Schrecklich! Es war zu anständig! Und darum langweilig! Ist das nicht eine heitere Kritik? Und die stammt nicht einmal von den „Muckern und Philistern"; die waren ja ausgeschlossen. Sondern die Leute, die Goethes Geist vom Olymp hernieder citiert hatten, müssen sich nun gestehen: wenn wir anständig bleiben wollen, wirken wir langweilig. — Das ist das Leid der Epigonen! — Das Festkomitee war in Jesuitentracht gekommen. Aber das wäre gar nicht nötig gewesen; man wußte ohnedies, daß hier der Zweck die Mittel heiligte, daß das Goethefest eigentlich nur eine Agitationsversammlung des Goethebundes gewesen ist.

Um Brinkmanns Grab ist ein charakteristischer Streit entbrannt. Die Freunde der Leichenverbrennung erheben Klage, daß Brinkmanns Leiche gegen seinen Wunsch beerdigt ist. Der Magistrat entschuldigt sich; es sollte doch der dekorative Geistliche beim Leichenzug nicht fehlen. Der hätte eine Verbrennungsfeierlichkeit im Ornat nicht einleiten können. — Es ist fatal, solche taktvollen Freunde zu hinterlassen.

Scherls großer „Tag" ist noch immer nicht aufgegangen. Seine große Maschine, die aus Amerika kommen mußte, ist für immer kaput und die deutsche Ersatzmaschine noch nicht fertig. Bis dahin wird schlecht und recht darauf losgedruckt. Der „Tag" erscheint und wird nicht gelesen. Vielleicht kommt dieses Tages abend doch noch vor aller Tage Abend.

Berlin, 30. Januar 1901.

Bebel schimpft und Singer citiert Goethe. Schlimmer kann es nun wohl nicht mehr kommen. Offen gestanden: es ist immer noch erträglicher, Bebel schimpfen zu hören, als Singer mit Goethes Perlen spielen zu sehen. Beides ist nicht ästhetisch, aber Bebel schimpft wenigstens aus ehrlichem Herzen. Es ist ja unsagbar thöricht, daß Bebel sich hinreißen läßt, Stöcker vorzuwerfen, daß er wider besseres Wissen ihn der Erfindung des Tuckerbriefes beschuldigt habe. Dazu hätte sich Stöcker vermutlich nicht die Reichstagstribüne ausgesucht, von der aus jeder Irrtum ausgiebig zurückgewiesen zu werden pflegt. Bei kühlerer Ueberlegung wird Bebel der ordinäre Ton leid thun, den er angeschlagen hat. Er rechnete wohl darauf, daß der Präsident den Strom seiner Leidenschaft zur rechten Zeit stauen würde. Aber wie darf er darauf rechnen, daß Herr von Frege das Rechte zur rechten Zeit thut!

Im übrigen geben wir Bebel zu, daß er es peinlich empfinden muß, an den Tuckerbrief erinnert zu werden. Wenn er ihn auch nicht erfunden hat, so hat er ihn doch mit unerlaubter Leichtfertigkeit benutzt. Diese Selbsterkenntnis hätte seinem Toben wohl zu sanfteren Tönen helfen können. Aber es geht ja nicht nur Bebel so, daß er unartig laut schreit, wenn die wunde Stelle getroffen ist.

Woher aber nimmt Singer das Recht, Goethe zu citieren? Da haben sie wirklich ein nationales Unglück angerichtet, die Herren Mommsen und Liszt und Menzel. Singer ist mit ihnen Schulter an Schulter in den Kampf für die „Kunst" gezogen, ja er hat sie geführt, nun straft er sie mit Goethecitaten! Seinem armen Konfektionsschädel ist in der vornehmen Gesellschaft der bedeutenden Geister wirr geworden; denken sie vielleicht, daß er nicht auch was von Goethe gelesen hat? Die Tribüne wird zur Bühne und Singer deklamiert nach dem „Vorwärts": „Herr Stöcker vertritt den Standpunkt der Duldung und verweist die Arbeiter auf den Himmel. Nun, ich bin der Anschauung Goethes: „Fluch sei der Hoffnung, Fluch sei dem Glauben, Fluch sei vor allem der Geduld". Dazu

rufen die Sozialdemokraten „Sehr gut" und der „Vorwärts" druckt Goethe" fett! — Nun wissen es die geduldigen, gläubigen, hoffnungsseligen Genossen im Lande, daß ihr Singer von Goethes Geist einen Hauch verspürt hat.

Herr Singer wird sich nicht erinnert haben, daß Faust den furchtbaren Fluch ausspricht, als er sich dem Teufel verschreibt! Goethes Geist zog andere Bahnen; er hat es ausgesprochen, daß die großen Zeiten in der Geschichte Zeiten des Glaubens gewesen sind, und es klingt nicht nach fluchen, wenn er nach dem „süßen Frieden" sich sehnt: „Der du von dem Himmel bist, alles Leid und Schmerzen stillest." — Mit Singer über Goethe rechten? Das wäre wohl vergeblich; nie blitzte in den vielen Reden dieses jüdischen Geistes ein Gedanke auf, der ein Innenleben, ein inneres Arbeiten und Fragen auch nur ahnen ließ, selbst seine Witze sind plump, gedankenleer. Dieser Proletarierführer ist zu satt. — Aber daß ihm Millionen nachlaufen, seine Goethecitate verschlucken und nicht merken, wer sie an der Nase führt, wer sie am Kragen hat! — Ueber die religiöse Korruption der Sozialdemokratie noch zu jammern, ist zwecklos. Der Engländer Saunders, dessen Zustimmung Herr Singer sich rühmte, wird mit ethischem Grusel gehört haben, welches verruchte Motto Herr Singer für den Zug in das Land der Freiheit sich erwählt hat. Hunderte von Proletarierfrauen werden es an ihrem Leibe zu spüren bekommen, daß Goethe der Geduld geflucht hat! Gerade beim Blick auf das kleine Leben des Alltags mit seinen vielen Wunden empfindet man diese frivolen Worte als unheilvoll. Es sind die Pfeiler jeder sittlichen Gemeinschaft, der kleinsten Arbeiterfamilie und des größten Zukunftsstaats, die Singers Fluch trifft. Kein Kampf kann ohne Hoffnung und Glauben und Geduld geführt werden. Gewissenloseres Demagogentum hat es wohl nie gegeben. Mag die Sozialdemokratie nur weiter mit Faust fluchen und sich dem Mephisto verkaufen, den Faust ekelt es schließlich vor dem „Schandgesellen, der sich am Schaden weidet und am Verderben sich letzt".

Stöckers Rede hat gewirkt. Die Herren mühen sich krampfhaft zu beweisen, daß für sie Religion wirklich Privatsache sei. Eine groteske Heuchelei, wenn man sich der Motivierung erinnert, mit der der Programmredner Liebknecht auf dem Hallenser Parteitag für Beibehaltung dieses Programmsatzes eintrat: „Der Religion können wir bloß dadurch zu Leibe gehen, daß wir die Religion des Einzelnen ruhig Religion sein lassen, ihm aber Wissen beibringen; die Schule muß gegen die Kirche mobilisiert werden, der Schulmeister

gegen den Pfaffen; richtige Erziehung beseitigt die Religion." Und in der gleichen Rede: „Unsere Partei ist eine Partei der Wissenschaft. Die Wissenschaft steht der Religion feindlich gegenüber, aber sie kann und will sie nicht niederschlagen. Die Wissenschaft sorgt für gute Schulen, das ist das beste Mittel gegen die Religion." Das sind die Worte des offiziellen Programmredners. Ist es nicht eine unerhörte Unverschämtheit, daß die Partei, ehe diese offizielle Programmbegründung offiziell widerrufen ist, sich hinstellt, als sei sie der Religion gegenüber neutral, während sie ihr als „Partei der Wissenschaft" „feindlich" gegenübersteht! — Wir brauchen eine starke, energische Arbeiterpartei; aber die im innersten Kern ihres Wesens verlogene Sozialdemokratie muß erst abgewirtschaftet haben, ehe der Frühling kommt.

Die Stadtbehörde hat endlich eine alte christlich-soziale Forderung erfüllt: seit heute ist sie Besitzerin zweier wertvoller Straßenbahnen. Sie gehörten bis jetzt Siemens und Halske, und sie zeichneten sich immer vor den Strecken der „Großen Berliner" aus; sie sorgten besser für ihre Angestellten, machten es dem Publikum in den Wagen etwas bequemer und blieben im Schnee nicht stecken. So waren sie schon immer besonders beliebt; jetzt werden wir mit ganzem Bürgerstolz in unseren eigenen Wagen fahren. Es hat lange gedauert, bis die alte Manchesterdoktrin im roten Hause zerbrochen ist. Nun wird das Ausfegen des alten Eisens schneller gehen. Die „Große Berliner" freilich wird die Berliner noch eine ganze Weile ärgern. Warum seiner Zeit der abgelaufene Kontrakt dieser Gesellschaft noch einmal verlängert wurde, ist schwer zu verstehen. Die Sozialdemokraten entschuldigen ihre Zustimmung damit, daß sie bei der Verlängerung wertvolle Zugeständnisse der Gesellschaft abgezwungen haben. Aber wer zankt sich um Stücke, wenn er den ganzen Kuchen haben kann? Immerhin, wir freuen uns, daß wir heute die 10 Millionen Kaufgeld schon bezahlt haben und von morgen ab unsere Fahrgroschen so produktiv in eigenen Unternehmungen anlegen können!

In dieser wichtigen Sitzung der Stadtverordneten wurde auch der Ankauf des Kaiser-Friedrich-Kinder-Krankenhauses beschlossen. Ein interessanter Kauf. Es ist das eine Stiftung, die wesentlich von liberalen Kreisen ausging; auch reiche jüdische Geber standen dahinter. Trotzdem hat sich das Haus als freie Stiftung nicht erhalten können. Die evangelische Innere Mission unterhält in Berlin 5 Krankenhäuser; bisher hat die Stadt noch keins davon ankaufen müssen.

Böcklins Gedenken ist in einer würdigen Feier hier begangen. Die „neue Gemeinschaft“ ist eine sonderbare Gründung sonderbarer Sonderlinge. Sie möchte eine neue Kirche sein, aufgebaut auf dem Grunde schöner Gefühle und geistvoller Gedanken. Doch die Böcklinfeier war ein guter Gedanke. Von dem Manne haben wir alle etwas gelernt: Farben sehen und sich der Farben freuen und das Wundersame in der Welt nicht zu vergessen.

Vor Jahren lachten wir „die Gefilde der Seligen“ einfach aus, die in der Nationalgalerie sich so auffallend breit machten. Solch blauen Himmel, solch blauer See, solch grüne Wiesen sah man noch nie. Und die Schwäne mit ihren steifen Hälsen! Seitdem hat uns Böcklin schönere Bilder geschenkt und wir haben gelernt uns der Farben und Stimmungen zu freuen, die es am Alltag freilich nicht giebt.

Yvette Guilbert ist wieder da! Die theatermüde Yvette ist doch wieder zum Tingeltangel gegangen! Sie war schwer erkrankt gewesen; da hat sie ihre roten Haare ergrauen gesehen und gefühlt, daß „das ganze Bumbum nur eine Flüchtigkeit war“. Nie wieder wollte sie einen Kontrakt unterzeichnen; nun hilft sie schon wieder „Bum-Bum“ machen.

Berlin, 6. Februar 1901.

Armer Peltasohn! Deinen Stammesgenossen hast Du einen schlechten Dienst erwiesen. Alle Welt weiß es nun aus des Justizministers Munde, was man den bösen Antisemiten nie glauben wollte: 3/5 aller Berliner Rechtsanwälte sind Juden, und mehr als ein Drittel aller Notare! Da auf hundert Berliner 5 Juden kommen, sollte es unter den 851 Rechtsanwälten 45 Juden geben. Reichlich gerechnet! Aber es giebt hier nicht 45 jüdische Rechtsanwälte, sondern 526! Von den 176 Notaren sollten 10 Juden sein; wieder nach oben abgerundet; aber es sind nicht 10 sondern 65! Das sind doch deutliche Zahlen. — Es ist kein Wunder, daß sich dagegen endlich der Sturm der Entrüstung erhebt. — Man kann es den vornehm empfindenden Juden nachfühlen, wie peinlich ihnen dies Vordringen ihrer Volksgenossen sein muß. Gewiß ist Herr Schönstedt ein verkappter Antisemit. Er nimmt ein Drittel aller Notare aus den Juden, um damit den deutschen Michel zum Zorn zu reizen.

Im Namen dieser vornehm empfindenden Juden erhob sich Herr Peltasohn, um gegen diese auffällige Bevorzugung des jüdischen Elements zu protestieren: Nicht 30 Prozent können wir beanspruchen, nur 5 Prozent, so wollte er sagen und darum fuhr er fort: Gieb uns 58 Prozent! — Man kann eben nicht aus seiner Haut; er hatte es gewiß vornehm gemeint.

Die Sache ist selbst dem „Vorwärts" fatal, der doch sonst sich nicht einmal der Tatze des Löwen Stadthagen schämt. Nun giebt er im Parlamentsbericht wohl die vom Minister genannten absoluten Zahlen, aber den Prozentsatz der jüdischen Bevölkerung, den der Minister auch angegeben, läßt er schamhaft fort. Das verleitet die klassenbewußten Arbeiter sonst nur zu rassenbewußten Rechenexempeln.

Das Verschweigen ist dem „Vorwärts" eine liebe Gewohnheit. Was brauchen soziale Leser des „Vorwärts" zu wissen, daß der Bischof Tucker noch lebt, den Bebel vor versammeltem Parlament für tot erklärt hat. Er kann gar nicht mehr leben, da Bebel ausführlich erzählt hat, daß die Vollstrecker des Tuckerschen Testaments sich geweigert haben, über Tuckerbriefe Auskunft zu geben Gewiß ist es schmerzlich,

vom Sessel des Unfehlbaren herabzusteigen und vor versammeltem Kriegsvolk zu erklären: ich habe geblasen, aber es war ein falscher Alarm, bleibt mir trotzdem in blindem Gehorsam ergeben; aber was bleibt für Bebel sonst noch übrig? — Er wird ja auch noch antworten, ehrlich ist er gewiß; er zieht wohl erst wieder Erkundigungen in England ein, hoffentlich diesmal an besserer Quelle. Aber damit ist das Schweigen des „Vorwärts" nicht entschuldigt.

Unter die Humoristen ist Herr v. Gerlach gegangen. Weil Faschingszeit ist, hat er sich ein Kostüm ausgesucht, unter dem ihn keiner erkennen kann. Er ist in Rickerts Fell gekrochen und haut mit einem alten Säbel der Judenschutztruppe um sich, daß Rickert unter Thränen lächelt. Er weinte, weil die Zionisten ihn so undankbar behandelten; nun nickt er mit dem Kopf und lächelt über Herrn von Gerlach! — Der arme alte Rickert merkt gar nicht den Schalk, der unter der Judenschutzmaske hervorlächelt. Herr von Gerlach, der einst verlangte, daß die Juden in Deutschland unter Fremdenrecht gestellt würden, dem es nicht genügte, daß auf dem Verwaltungsweg die Verjudung der einflußreichen Stellungen gemildert würde, — fährt jetzt in der „Welt am Montag" gegen den Minister Schönstedt los, der „den Antisemitismus als Regierungsmaxime" verkündet hat! Die „Religion" darf bei der Ernennung der Notare nichts mitzusprechen haben. Die berufliche „Tüchtigkeit" allein soll entscheiden. Die Masse der Berliner Bevölkerung hat offenbar kein „Interesse" daran, ob die Noare Juden oder keine Juden sind, denn — die meisten Berliner sind Freisinnige oder Sozialdemokraten! So scherzt Gerlach! Und Rickert glaubt womöglich, daß Herr v. Gerlach keine Witze macht! — Und wenn nun die Demaskierung folgt, o weh! Dann holt der Schalk alte Nummern des „Volk" aus der Tasche und hält sie dem lieben Publikum vor die Augen, etwa über den stillen instinktiven Antisemitismus, der das ganze Volk beherrscht, der bis in die Redaktion der „Freisinnigen Zeitung" hineinführt, oder über die Narrheit, den Antisemitismus als Kampf gegen die jüdische Religion anzusehen. — Und kennt ihr den Stil? Immer scharf, immer in Aetzwasser getaucht. Der gleiche Stil damals im „Volk", heute im Demokratenblatt! Damals für den Antrag Kanitz, heute für Caprivis Manen kämpfend! Wohl, man ändert seine Anschauungen, aber diesmal hat er wirklich gescherzt: „Die berufliche Tüchtigkeit" soll allein entscheiden bei der Berufung zum Notar! Nach dem Sternbergprozeß schreibt man so etwas natürlich nur, wenn man grimmige Witze machen will! —

Darum genügte der Artikel auch nicht dem Herrn der „Welt am Montag“. Dr. Oppenheimer warf seinen Januskopf ab und zog tapfer selbst in die Feldschlacht. Er will lieber wieder im Ghetto sitzen, als um sein verbrieftes Recht täglich betrogen zu werden. Die meisten Juden werden vorziehen, im Tiergartenviertel wohnen zu bleiben, als ins Ghetto zu ziehen, und die ehrlichen wenden ihre Blicke nach dem Orient. Vielleicht schließt sich auch Dr. Oppenheimer noch einmal dem ehrlichen Zionismus an. Vorläufig versucht er sich selbst zu täuschen und seine Bitterkeit wendet sich gegen den Adel. Aber was bedeutet der Adel in der Justiz! Giebt es wirklich Junker unter den Rechtsanwälten? Selbst unter den Ministern überwiegen die Bürgerlichen, — Miquel — Studt — Brefeld — Thielen — Schönstedt —, und doch grade an ihnen erlebt „Die Welt“ so wenig Freude.

Herr v. Gerlach hat recht: zur Parteibildung genügt die Negation, wie sie im Antisemitismus liegt, nicht. Aber als Stimmung war der Antisemitismus nie mächtiger als jetzt. Und wenn im Reichstag ein Stadthagen über den Sternbergprozeß spricht, dann schlägt das Feuer des Antisemitismus in hellen Flammen empor. —

General Roberts soll den Schwarzen Adlerorden erhalten haben, so meldet heute abend der Lokalanzeiger! Das wird manchen betrüben. Aber weil er den Dewet nicht gefangen hat, darum wollen wir dem Engländer unseren stolzesten Orden gönnen.

Berlin, 13. Februar 1901.

Zu den Agrariern in den Zirkus Busch? Wo 8000 deutsche kerngesunde Bauern jubeln, daß ihre Scholle ihnen erhalten bleibt? — Oder in die 26 Versammlungen, wohin die Berliner Sozialdemokratie ihre Heerscharen kommandiert hat, Protest gegen die Kornzölle zu erheben? Aber wenn die Landwirtschaft erst ruiniert wäre, das würden auch die Arbeiter in der Stadt übel empfinden und das Brot — würde nicht billiger werden. — Oder wollen wir Professor Adolf Wagner bei den Agrariern reden hören? ein Kummer für die wissenschaftsstolzen National-Sozialen. Wenn selbst Adolf Wagner, Professor ohne Ar und Halm, für Kornzölle eintritt, dann ist es doch etwas gewagt, daß Naumann gegen die Freunde des Kornzolls sogar eine Andacht schreibt! — Wollen wir im Reichstag langweilige Etatsreden oder im Landtag witzige Abstimmungen mit anhören? Das war Humor, den die Konservativen entwickelten, als sie Herrn Dr. Barths Antrag zur Annahme brachten mit einer ganz kleinen Abänderung!*) Dr. Barth stimmte nun gegen seinen Antrag und der Justizminister hatte sein Vertrauensvotum! Er darf auch künftig die Masse der herandrängenden jüdischen Rechtsanwälte vom Notariat ein wenig zurückhalten. — Wollen wir zu den Zionisten in die Tonhalle? Ehrliche ernste Antisemiten hören da gute Worte. Da sind die ernsten Juden an der Arbeit. Es lohnt sich, ihnen zuzuhören, und es passiert auch manches heitere in der Judenschule. Aber heute wollen wir eigenste Angelegenheiten besprechen. Nicht einmal die modernen Damen und ihre Forderung politischer Rechte ist heute wichtig. — Wir haben von ganz Großem zu reden.

All der Tageslärm schweigt vor den tiefsten Fragen des Herzens. Giebt es einen Glauben, der Wunder thut? Giebt es eine Macht gegen die Not der Brüder? — Nicht wahr, die Fragen kennen wir gut? Wie sie in den dunkeln Stunden quälen! Am Bett eines Menschen, den wir lieb haben, den wir uns zurückbeten möchten aus der Krankheit ins Leben. Aber nicht eine Stunde Schlaf können wir ihm erbeten! — Ist das der Glaube, für den sichs lohnt, zu leben und zu sterben? —

*) Durch eine kleine Abänderung wurde der Antrag völlig geändert.

Und die große Not ringsum, die Ungerechtigkeit und der Haß und die Verzweiflung! Tausende obdachlos mitten in Berlin; Tausende dahinsiechend an der „Proletarierkrankheit". Und während die feine Welt tanzt und sich amüsiert zum Besten armer Kinder, — springt eine siechende Frau mit ihren beiden Kindern aus dem Fenster, um auf dem Hofe zu zerschellen, mitten in Berlin, im zwanzigsten Jahrhundert!

Ohne Glauben gegenüber dieser Not? Wer behielte Mut zur Arbeit. Darum sind wir so froh, daß wir den christlich-sozialen Weg gehen dürfen.

Wie sie uns darum beneiden! Fast alltäglich strömen sie jetzt ins Theater und lassen sich eine erschütternde christlich-soziale Predigt halten. Björnson, der philosophische Dichter aus dem Nordland, macht die Bühne zur Kanzel und predigt in lebendigen Bildern von der Not unserer Zeit und unserer Herzen. Und aus seinen Bildern klingt es heraus wie der Ruf nach stillen gläubigen Herzen, die im Kampf der Zeit tapfer bleiben.

Er sagt uns anderes, als er sagen will. Er will die Gefahren des Glaubens zeigen, des Schweifens ins Unermeßliche; es ist unheimlich, über die Wirklichkeit ins Grenzenlose zu fliegen. Wenn wirklich Wundermacht ins Leben eingriffe, — furchtbar! Und gleich furchtbar, wenn die wilde That eines verzweifelnden Herzens aus heißer Liebe zu den Elenden die stolzen Fabrikanten in die Luft sprengt! — Beides ist zwecklos, beides geht „über unsere Kraft". Mag sein, daß mancher seinen Glauben verliert durch Björnson; aber war es dann Glaube? — Anderen wird die Herrlichkeit des Glaubens aufgehen in den Bildern dieses ungläubigen ernsten Dichters. Und dieser Glaube wird treu machen zur Arbeit an der großen sozialen Aufgabe, die Björnson in seinem Schlußwort zeichnet: wie kommen die zusammen, die sich jetzt so bitter hassen, die oben und die unten? „Einer muß den Anfang machen mit dem Vergeben!"

Im Lande der Mitternachtssonne thut Pfarrer Sang mit seinem kindlichen Glauben Wunder. Freilich, seine Frau ist darüber elend geworden und zerbrochen; ihm geht „der Sinn für das Wirkliche" ab, er giebt fort ohne Ueberlegung; sie muß kämpfen für die Erziehung ihrer Kinder. Sie muß sich ängstigen um ihn, der im Sturm über den Fjord fährt, im Nebel über das Gebirge wandert. Sie wird krank, aber der Arzt wird bald fortgeschickt; er kann doch nicht helfen. Gelähmt, anderthalb Monate liegt sie da ohne Schlaf. Der Gebets-

mächtige hatte über sie keine Macht; ihr fehlt der Glaube. Aber nun will er sie doch gesund beten, er fühlt sich seiner Sache gewiß. Er geht zur Kirche und will nicht eher zurückkommen, bis er sie in den Schlaf gebetet und bis sie wach geworden, sich erhebt und ihm entgegengeht. Er geht, er beginnt zu beten, und — sie sinkt in den Schlaf, ein Bergrutsch donnert hernieder, aber sein Gebetsglöcklein klingt weiter und die Kranke schläft wie ein müdes Kind. Er betet weiter, bis er jubelnd siegt, bis sie sich erhebt, ihm entgegengeht und in seinen Armen tot zusammenbricht. „Aber das war ja nicht die Absicht, — oder —?" Damit stürzt auch er nieder und stirbt: — glaubend? zweifelnd? auf der Höhe des Glaubens verzweifelnd? — Wundervoll, wie neben dem eigenwilligen Glauben auf der Bühne selbst doch der wirkliche Glaube zu Worte kommt, freilich vom Dichter ungewollt: als der Pfarrer in der Kirche das Wunder erzwingen will, singt er den Gesangbuchvers, der nicht von Björnson stammt: „Was Gott thut, das ist wohlgethan, es bleibt gerecht sein Wille: wie er fängt meine Sachen an, will ich ihm halten stille". — Wirklich? Aber warum dann dies Glauben in eigener Kraft? Ist der Glaube darum etwas Unheimliches, weil der Pfarrer Sang die Stimme überhört hat, die einen Paulus so glücklich machte, als sie ihm die Erhörung seiner Bitte versagte!

Schon in den vierziger Jahren ward in England der sozialistische Roman geschrieben: Josua Davidsohn. — Dort tritt der Jüngling zum Felsen, befiehlt: „Stürze Dich ins Meer" und verliert den Glauben, als der Felsen unbewegt bleibt! Als ob Gott seine Macht zum Experimentieren zur Verfügung stellte! Sang wie Davidsohn konnten vom Versagen ihres Wunsches Segen haben; sie konnten daraus erkennen, wieviel noch daran fehlt, daß ihr Wille und Gottes Wille übereinstimmte! Aber Schuld kennt Sang und Davidsohn nicht, auch Björnson nicht. Da reißt die Kluft auf zwischen ihnen und uns.

Aber dankbar wollen wir Björnson sein, daß er mitten zwischen die modernen Süßlichkeiten und Pikanterien die Frage um den Glauben wirft. Ob nicht alle Geistlichen diese Predigt sich anhören sollten, mit ihrer Sehnsucht nach dem Glauben, mit ihrer modernen Absage an den Glauben! — Dankbar wollen wir Björnson auch für die nur wenig karrikierte Darstellung seiner Predigerkonferenz sein. Da thut ein Muster von Staatspfarrer die Frage nach dem Wunder also ab: „Das Wunder, das von den Geistlichen nicht anerkannt, sozusagen von der obersten Kirchenbehörde unter dem Präsidium Sr.

Majestät nicht angestellt, nicht eingesetzt ist, das ist in meinen Augen ein Taugenichts." —Das ist nicht der einzige Strich in dem Bilde, den Björnson nach der Natur gezeichnet hat. — Dankbar wollen wir ihm vor allem sein, daß er in seinem Stück wirklich die Gefahr des Schwarmglaubens richtig gezeichnet hat; des Glaubens, dem der Sinn für die Wirklichkeit fehlt. Auch heutzutage gehen ja die Geister wieder um, die das Wesen des Glaubens in Gebetsheilungen erblicken!

Des Pfarrers Sang Sohn Elias hat am Glauben des Vaters seinen Glauben verloren. Er wird der Held des zweiten Teils von Björnsons Dichtung. Des Vaters Geist, der „über die Kraft" hinaus vorwärts dringt, der ins Grenzenlose sich verliert, lebt in ihm. Und weil er den Glauben an Gottes Wundermacht verloren, wird dieser grenzenlose Geist mit Naturnotwendigkeit — Anarchist. Um ein Nietzschescher Uebermensch zu werden, dazu ist er zu edel und zu sehr Kind des christlichen Hauses. Aus Liebe zu den Armen, zu den unterdrückten Arbeitern, deren Streik verloren ist, sprengt er die Burg des Freiherrn von — Pardon! des Fabrikanten Holger mit Dynamit in die Luft. Er will sterben, um die Trägen fortzureißen, damit die Befreiung kommt. — Seine edle Schwester urteilt recht: „Wenn die Güte mit Dynamit um sich wirft, was ist dann gut?" — Diese Schwester mit ihren jungen Freunden Credo und Spera möchten wohl nicht gern unter die Christen gerechnet sein, sie wollen allein auf der Erde den Himmel bauen. Und doch stellen diese drei lieblichen Menschen die alte Dreiheit der christlichen Tugenden dar! Und das beste Urteil erklingt wieder, wie im ersten Teil, hinter der Bühne: Als die Burg in Trümmern liegt, viel Leben, viel edles Walten zwecklos vernichtet ist, als die Rauchwolken sich langsam heben und der Blick in einen stillen Park sich öffnet, in eine freundlichere Zukunft: da klingt es hinter der Bühne: „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von denen mir Hilfe kommt." — Und das werden die drei lieben Menschen, die den Weg zum Frieden bahnen möchten, spüren, wenn sie in den ernsten Kampf hineingeworfen werden: all die schönen Phantasien von großartigen Erfindungen reichen nicht aus, um die Menschen glücklich zu machen. In der Arbeit der Liebe, im Kampf für die Brüder werden sie den Glauben wiederfinden und festhalten!

Prachtvolle Bilder! Eine Streikrede eines edlen Sozialdemokraten, eines früheren Pfarrers, umbraust vom aufgeregten dankbaren Volk, — und bald darauf dieser Führer gebrochen, weil der Streik ins Elend geführt hat, weil er sich als Verführer schuldig fühlt. —

Eine Fabrikantenversammlung, wieder nur wenig karrikiert; trotzend auf ihre Macht und bald darauf zitternd vor dem Tode; sie sind im Schloß gefangen und die Mine kann in jedem Augenblick aufflammen. Die verständigsten Worte in den Verhandlungen spricht ein christlich-sozialer Fabrikant; und er stirbt — betend. Der Fabrikantenführer Holger, ein Uebermensch in genialster Brutalität, ungebrochen im Angesicht des Todes aber aus den Trümmern gerettet, wird er mit siechem Leib ein Segen werden; denn er wird „den Anfang mit dem Vergeben machen" und die Arbeiter wieder annehmen.

Ueber die großen dramatischen Schönheiten und Schwächen habe ich hier nicht zu urteilen. Die Tendenz wollte ich zeichnen. Ist es nicht unbegreiflich, daß dieses Drama in seinem 2. Teil von der Zensur verboten war? Möchte die Zensur den Tingeltangeln das Leben verbittern; von der Kunst, die wirkliches Leben in seinen ernstesten Problemen behandelt, sollte sie sich fernhalten.

Ist es nicht wunderbar, daß wir dieselben beiden Teile des Werks zu kennen meinen: Blumhardt den Vater, den Wunderthäter, der bis an die Grenze der Kraft des Glaubens ging; freilich nicht darüber hinaus! — Und Blumhardt, seines Vaters Sohn, den schwärmerischen Sozialdemokraten!

Schreibt Björnson hinter dem ernsten Drama noch ein Satirspiel „Ueber die Kraft", so nimmt er gut als Held des Stücks — das moderne Theaterpublikum! — Den Theaterpöbel! — Der sehnte sich nach Sudermann, ja nach dem Adolf-Ernst-Theater und nach den „Kindern des Kapitäns Grant". — Und draußen auf der Straße gingen vornehme Herren im Pelz einher: „Das Stück paßt ja gar nicht mehr; es geschieht heute wirklich kolossal viel für die Arbeiter." — Fertig, das Problem ist gelöst, Not und Haß giebt es nicht mehr. Für solch Volk schreiben ernste Männer Theaterstücke!

Berlin, 20. Februar 1901.

Eine große Versammlung in der Hochburg der Berliner Sozialdemokratie! Und vor den gedrängten Hunderten der Metallarbeiter spricht ein preußischer Schulrat über Christentum und Naturwissenschaft, er bekennt sich als gläubigen Christen und — die große Versammlung dankt ihm am Schluß seiner Rede mit lebhaftem Beifall.

Vielleicht ist da eine Auseinandersetzung begonnen, die uns ein Stück vorwärts hilft zur Verständigung der Kreise, die auf die Dauer sich nicht entbehren können. Die Christen können nicht darauf verzichten, die Arbeiterwelt zu gewinnen. Und die Arbeiter müssen erkennen, welche Kräfte der Befreiung und der Erziehung sie im Christenglauben haben. — Unter den ernsten Zeichen der Zeit ist das das ernsteste, daß die Gedanken der Arbeiter und die Gedanken der Christen auseinanderstreben, so daß oft jedes Verständnis aufgehört hat. Und doch wollen beide die Zukunft gewinnen. Wenn eine Verständigung nicht erzielt wird, so wird der Kampf immer schärfer werden und gute Kräfte unnütz verzehren. — Wer den Vortrag Dr. Vogels im Gewerkschaftshause miterlebt hat, der ist in der frohen Ueberzeugung gestärkt, daß solche heilsame Verständigung noch möglich ist. Da liegt eine große kirchlich-soziale Aufgabe!

Die Ankündigung des Referenten hatte den Saal bis zum letzten Platz gefüllt, obgleich doch am Tag vorher das Massenaufgebot zum Sturm gegen die Kornzölle stattgefunden hatte. Die Metallarbeiter sind etwas Schmerzenskind der Berliner Gewerkschaftsbewegung. Sie sind sehr mächtig und sehr selbstbewußt, haben aber in den eigenen Reihen viel Zänkerei; den früheren Gewerkschaftsbeamten haben sie wegen unklarer Kassenverhältnisse abgesetzt, ja aus der Partei ausgeschlossen. In jüngster Zeit hat der jugendliche Führer der Metallarbeiter, Räther, sich die Entrüstung der Kollegen zugezogen; er ist eigenmächtig nach Paris gereist und hat dort auf internationalen Kongressen Vertreter gespielt. Zur Strafe dafür hat man ihn abgesetzt und — in derselben Sitzung wiedergewählt! Die Auswahl an Führertalenten ist unter diesen Träumern vom Zukunftsstaat sehr beschränkt.

Herr Näther weiß das. Es giebt ihm Sicherheit; Alexander der Große, Cäsar und Napoleon würden ihn um sein königliches Auftreten beneidet haben. Herr Näther wandelt einher, als ob er neben seiner fabelhaften Einbildung auch Geist besäße. — Letzthin haben ihm die Anarchisten Unruhe bereitet. Sie haben gegen den offiziellen Kandidaten der Partei ihrem Kandidaten in der Gewerkschaft zum Sieg verholfen. In den Versammlungen der letzten Wochen haben die Metallarbeiter sich Häckels Weltanschauung vortragen lassen und haben es dem Herrn Dr. Steiner auch geglaubt, daß die Naturwissenschaft den Schöpfer beseitigt hat und daß die moderne Arbeiterbewegung an dieser neuen naturwissenschaftlichen Weltanschauung einen wichtigen Alliierten habe. Und nun haben die Metallarbeiter sich einen Christen als Referenten gefallen lassen! — Dafür verdienen sie Anerkennung; sie haben damit wenigstens den Versuch gemacht, den Schein der Neutralität in Fragen der Religion für ihre Gewerkschaft zu retten.

Vielleicht erwarteten sie einen andern Ausgang der Sache? Zur Sicherheit hatten sie ihren Dr. Steiner als Korreferent neben Dr. Vogel aufs Programm gesetzt. Der Schulrat wird unter dem Jubel der Genossen begraben werden und dann wird Dr. Steiner auf dem Grabe des ausgelachten alten Glaubens den Frühlingsbaum der modernen Wissenschaft pflanzen! Oder wenn Dr. Vogel die moderne Wissenschaft beleidigt, wird Dr. Steiner als ihr Rächer erstehen und ihre Herrlichkeit neu erstrahlen lassen. — Daß einem aber eine Persönlichkeit auch das schönste Programm umwerfen kann!

Dr. Vogel kam und begrüßte mit herzgewinnender Freundlichkeit die Herren am Vorstandstisch, Sozialdemokraten und Anarchisten. Daß ein preußischer Schulrat so wenig Beamtenschneidigkeit, so wenig finstern Fanatismus entwickeln würde, schien manchen der Herren wie ein Rätsel. Sie versuchten es erst mit der nötigen Reserve, aber schließlich schlüpfte doch hier und da ein Lächeln durch. Und nun konnte der Kampf beginnen.

Dr. Vogel behandelte sein Thema, wie es nur ein begeisterter Naturforscher und ein frommer Christ behandeln konnte. Er schilderte in großen Zügen alle die Errungenschaften, worauf die moderne Naturwissenschaft so stolz ist. Er schilderte die Entstehung der Erde aus dem heißen rotierenden Urnebel und wie das Leben darauf entstand, und wie sich das Leben weiter entwickelte durch die Vielgestaltigkeit wechselnder Formen bis hinauf zum Menschen und wie das Ende der ganzen Weltgeschichte ausmündet im Eis oder im Flammenmeer.

vielleicht in der Auflösung des Alls zu einem neuen Weltennebel und — dann kann die Entwickelung von vorn beginnen. — Und wer das nicht alles so glaubt, der gilt für simpel!

Und dann gab er der Wissenschaft ihr volles Recht! Wahrheit muß wahr bleiben. Wir haben viel Neues gelernt und je weiter wir forschen ins Große und ins Kleinste, um so wunderbarer wird diese ganze Herrlichkeit. Und da kommt der Unterschied: „Wer glaubt — und das ist allein Sache des Herzens und des Gewissens — dem wird durch all diese neuen gewaltigen Erkenntnisse Gott nur immer herrlicher, der muß seine Vorstellungen von Gott unendlich erhöhen! Die alten Kirchenväter wußten von dieser Schöpfer-Herrlichkeit noch so wenig, darum konnten sie sich Gott gar nicht so herrlich vorstellen, wie wir ihn uns vorstellen müssen.“

Da ging wohl manchem zum erstenmal die Erkenntnis auf, daß Naturwissenschaft und Glauben keine Gegensätze sind. — Und nun nahm der Gelehrte Problem nach Problem vor: der rotierende Urnebel. — Die Masse, die sich allmählich abkühlt? Ja, wer hat den Nebel in Bewegung gesetzt, wer dreht? und woher Abkühlung, wenn ein gleichmäßig dichter Nebel das ganze Weltall erfüllt? — Die großartige Hypothese hat eben noch erhebliche Schwierigkeiten.

Unsere Erde steht nicht mehr im Mittelpunkt der Welt, sondern ist als ein winzig kleiner Weltkörper erwiesen, damit ist ihre einzigartige Würde und daß sie in ihrer Entwickelung bevorzugt sein soll, widerlegt? Aber was hat die Massigkeit mit der Würde zu thun? — Der große Chimborasso ist doch so dumm gegenüber dem kleinen Menschen! - - Und: abwarten! Die Wissenschaft ist grade dabei, unsere Erde auf dem Umwege neuer Hypothesen doch wieder in Mitte des Weltsystems zu bringen. — Aber für den Glauben ist das gleich!

Die Bildung der Erde hat sich in Millionen von Jahren vollzogen. Wohl! Der biblische Schöpfungsbericht widerspricht dem nicht. Er giebt die Entstehung der Schöpfungs-Gedanken Gottes und die Bibel will kein naturwissenschaftliches Lehrbuch sein.

Und woher das Leben? Wenn die Materialien da sind, wer fügt sie zusammen? Wie ist die erste Zelle entstanden? Darauf weiß die Wissenschaft keine Antwort. Woher kamen die ersten Keime? Von den Meteorsteinen aus dem Weltall? Alte gute kräftige Keime, die aus Eiseskälte in Siedehitze geschleudert nicht erstarben!

Die Lehre von der Umwandlung der Arten, ..e Deszendenztheorie hat uns viel neue Erkenntnis erschlossen. Aber es wird ein neuer Darwin kommen, der uns das gleich sichere Rätsel löst, daß neben der Variabilität eine Konstanz der Art, eine große Zähigkeit am Festhalten der Formen besteht, so daß sich bis in die ältesten Zeiten hinein und bis in den ersten Anfang jeder Entwickelung die Verschiedenheit der Arten erkennen läßt! Wir haben Häckel zu danken, aber die ganze Wahrheit enthält seine Lehre nicht. Er beobachtet nicht exakt genug. Nach den Ergebnissen der Naturforschung ist es zur Zeit reine Geschmackssache, ob einer seine Abstammung auf den Affen zurückführen will. — Und wenn wir den Tieren viel näher ständen, als wir es thun, die Hauptsache bleibt Geist und Persönlichkeit des Menschen.

Das Uebergreifen der Naturwissenschaft in die Geisteswissenschaft wies der Redner ernst ab. Naturvorgänge sind etwas anderes als geistige Vorgänge. Herrscht auf dem Naturgebiet das Gesetz, so herrscht auf geistigem Gebiet die Freiheit. In der Natur fragen wir nach der Notwendigkeit, bei der Beurteilung des menschlichen Thuns fragen wir: was ist Pflicht? — Darauf beruht der Fortschritt. Und dieser Gegensatz zwischen der Welt der Naturnotwendigkeit und der Freiheit wird überwunden in der Religion, im Glauben an Gott, der beides vereint. Weder die Naturnotwendigkeit noch die Freiheit ist absolut vorhanden. — Nicht aus Naturnotwendigkeit ist der Mensch hervorgegangen, sondern, wie die Schrift sagt, er ist geschaffen nach Gottes Bild, damit erhält jeder Mensch einen Wert an sich selbst, er ist nicht mehr eine bloße Sache. Es ist ein Rückfall in Barbarei, einen Menschen als Sache zu behandeln, ihn wie altes Eisen fortzuwerfen, wenn er gebraucht ist. Darum ist es thöricht, wenn grade Arbeiter einer Theorie huldigen, die den Menschen als Sache behandelt.

Und schließlich das Ziel! Die Christen glauben an ein ewiges Leben, an eine Befreiung von Sünde und Tod. Das ist die rechte Partei des Fortschritts. Das ist die befriedigendste Lösung des Lebensrätsels. — Die Wissenschaft kann da weder beweisen noch widerlegen. Das Christentum wendet sich an das Gewissen. Können wir loskommen von der erbärmlichen Selbstsucht? Mit unserer Sünde hängt der ganze Jammer der Welt und der Tod zusammen. Giebt es nichts Besseres, dann ist das Leben nicht lebenswert. „Seitdem ich Christ geworden bin und versucht habe, durch die Gnade des Heilandes besser zu werden, seitdem bin ich erst wieder ein fröhlicher Mensch geworden."

Christen sollen die Natur verachten? Wo wir doch an eine **Verklärung** der Natur, auch des Leibes, glauben!

„Glaubensüberzeugungen sind persönliche Wahrheiten. Wollen Sie sie nicht annehmen, dann lassen Sie es bleiben. — Man verfolgt jetzt die Christen mit Hohn und Spott: „Heuchler, Mucker, vernagelt" — das ist das Mindeste. Aber das macht nichts; unter den größten Naturforschern waren gläubige Christen. Newton, Faraday, Robert Mayer. — Wenn man Lust hat, mich auszulachen, dann sage ich: ich bin doch in anständiger Gesellschaft."

Das eine Skizze des Vortrags. Es war interessant, die Zuhörer zu beobachten. Fast ohne Unterbrechung, mit angespannter Aufmerksamkeit folgten sie, auch seinen ernsten, christlichen Worten. Und was ihn auszeichnete vor allen sozialdemokratischen Gelehrten: Dr. Vogel sprach so, daß ihn sein Publikum verstand. Er arbeitete nicht mit Fremdworten und philosophischer Unergründlichkeit, sondern entwickelte klar und mit packenden Beispielen das ganze schwierige Thema. — Wer früher das Vergnügen hatte, Herrn Dr. Steiner Darwin und Häckel entwickeln zu hören, der merkte erst, daß Dr. Vogel sprach als einer, der seines Faches Meister war. — Vielleicht hat Dr. Steiner dabei gelernt, wie er beim nächstenmal die Sache anfassen muß.

Diesmal war sein Korreferat aus der Verlegenheit geboren: er warf mit „kosmischen Gesetzen", Rektifikationen und dergleichen Tiefsinn um sich, aber was er sagen wollte, hatte ihm der Referent vorweggenommen. Das mußte er als richtige Darstellung zugeben; er klammerte sich an die Hoffnung, daß doch noch erwiesen wird, wie Lebendiges aus Leblosem entsteht. Der große Unterschied der Lebensanschauungen kam zum Ausdruck: willst du an ein ehernes Schicksalsrad gebunden sein, das Naturnotwendigkeit bewegt, — oder an den Willen eines gütigen Gottes? Steiner zieht das erste vor und meint in unbegreiflicher Inkonsequenz dabei Freiheit zu bewahren, „wenn wir an die Naturnotwendigkeit alles Geschehens glauben, steht es uns frei, die Entwickelung so zu leiten, daß nicht die Haifische die Menschen fressen." Dieser Schluß weckte verständnisvollen Jubel.

Bei den sozialdemokratischen Diskussionsrednern trat das Problem von Glauben und Wissen ganz zurück. „Das ist ja ganz gleich, ob der Referent oder der Korreferent recht hat." Oder wie der große Näther deklamierte: „mir ist es gleichgültig, ob jemand an einen Gott oder an drei oder gar an keinen glaubt; aber **für die Organisation** ist das nicht gleichgültig. Die Naturwissenschaft bindet

die Freiheit des Menschen nicht, aber die veralteten kirchlichen Anschauungen. Die christlichen Arbeiter fürchten durch Anschluß an die Bewegung in Konflikt zu kommen mit ihrem Gewissen, ihrem Glauben!"

Das Mißtrauen gegen die Kirche ist ungeheuer und der Haß gegen die Religion nur versteckt. Das bekam der unermüdliche kirchlich-soziale Generalsekretär in der Debatte zu spüren. Darum war es so wichtig, daß hier ein Mann der Naturwissenschaft seinen Glauben bekannte, dem der fanatische jüdische Freidenker Manasse bezeugte: „wir sahen ihm an, daß es ihm ernst war." Ein christlicher Arzt, ein Guttempler, stellte sich vor, als einer, der auf Steiners Boden gestanden und sich zurückgefunden hat zum Glauben. Dr. Vogels Schlußwort war ein Dank für die freundliche Aufnahme.

Der „Vorwärts" schweigt über die interessante Versammlung völlig. Wie das englische Kriegsministerium über De Wet! In der vergangenen Woche wirkte hier Pastor Keller unter Zulauf von vielen Tausenden in großem Segen. Aber Dr. Vogels Vortrag im Gewerkschaftshause war auch eine Evangelisation!

Berlin, 27. Februar 1901.

Die schwersten Angriffe erfahren wir Christlich-Sozialen ja nicht von den Sozialdemokraten oder den Freisinnigen, auch nicht von den um die Ruhe ihres Besitzes besorgten, in Herrschertraditionen groß gewordenen Wohlsituierten — sie wären ja alle sehr thöricht, wenn sie uns nicht angriffen. Ihre Angriffe schaffen Mut und Bewußtsein, an der rechten Stelle zu stehen. Lähmend und innerlich zerreibend sind die Angriffe — der Christen! Man fühlt sich mit ihnen im innersten eins, man möchte mit ihnen Hand in Hand arbeiten und kämpfen; da weisen sie uns mit wehmütigem Lächeln zurück. Wenn die Christen ihre Macht erkennten! Vor ihrem geschlossenen Angriff würde mancher feindliche Berg ins Meer sinken, eine herrliche Erfüllung der Verheißung! Aber in die Oeffentlichkeit hinaustreten, anstürmen gegen die feindlichen Berge da draußen, gar soziale Probleme erwägen oder auf die Politik einwirken — das kostet vielen Christen Ueberwindung, und anderen gilt es als Abfall vom Glauben. Und wir meinten gerade um unseres Glaubens willen in diesem schweren Kampf ausharren zu sollen!

Tausende von Näherinnen in Berlin, deren Durchschnittsjahreslohn das statistische Jahrbuch mit 250 Mark bemißt! Damit soll manche Witwe sich und ihre Kinder durchbringen. — Und sie bringen sie auch durch! Gehen Sie nur hinein in die Vorstadt-Hinterhäuser, wo die Nähmaschinen nicht stille stehen! — Ein Riesenberg des Elends, des Herzeleids, der Verzweiflung, der Sünde! Und wenn die Christen sich zusammenschließen, der Berg müßte fallen! Wir wollen unter den christlichen Frauen Hilfe werben für diesen herrlichen Kampf! Da blickt manches Auge, aus dem sonst das warme Herz hervorleuchtet, so ratlos: Habe ich Sie recht verstanden, Sie sprachen von Arbeitslohn und von Arbeitszeit und von Verhandlung mit den Arbeitgebern und von Organisationen, aber das sind ja rein politische Angelegenheiten, Dinge der Welt, die die Welt sich ordnen mag, schließlich ist dafür ja der Staat da, — was geht denn das alles den Glauben an?"

Es klingelt, ein Kind bittet um eine Unterstützung für die kranke Mutter: „Mutter hat genäht, aber jetzt ist sie krank.“ Da kriegt das Kind seinen Thaler und die Gemeinde-Schwester wird nach der Mutter sehen und die Dame wird vielleicht selbst einmal vorsprechen. „Ja, ja, seufzt sie, es ist so viel Krankheit unter diesen Näherinnen.“

„Nicht wahr, verehrte Frau, darum helfen Sie uns in unserm Heimarbeiterinnenverein, der darauf hinwirken möchte, daß die schlechten Löhne und die schlechte Arbeitszeit nicht mehr soviel Frauen elend machen und daß die erkrankten Frauen ihr Krankengeld erhalten und nicht mehr — betteln müssen?“

Manche hat dann ja gesagt, und viele — sagen noch immer nein“! Und manche fühlen sich zur Mitarbeit hingezogen, aber es hält sie noch das alte Bedenken, ob soziale Arbeit wirklich Sache der Christen sei. Und das gilt ja nicht nur von den Frauen!

Darum war es Erquickung, als neulich auf einem Thee-Abend der kirchlich-sozialen Frauengruppe, die die Arbeit unter den Heimarbeiterinnen aufgenommen hat, Professor Seeberg Recht und Pflicht zu christlich-sozialer Arbeit mit den innerlichsten Gedanken des Glaubens begründete. — Da kann man gern mit rechter Heiterkeit Mißverständnis und Unverstand sich wieder ein Weilchen gefallen lassen, wenn man unterwegs einen traf, mit dem man sich so gut verstanden hat!

Den Dienst sollten Seebergs Worte allen Christlich-Sozialen leisten:

Viele Christen meinen, daß der christlich-soziale Gedanke eine Veräußerlichung mit sich bringt. Man weist hin auf Christus; oder man fürchtet, der christlichen Liebe könne durch soziale Arbeit ihre Herzlichkeit genommen werden.

Aber gerade diese beiden Instanzen, auf die man sich beruft, sprechen für den Gedanken, daß ein Christ innerlich gebunden ist an die christlich-soziale Wirksamkeit.

Christus ging hin durch die Welt als die Liebe; nicht ein gemütsbeschwertes Wesen hat ihn ausgezeichnet, sondern alles an ihm war Wille, Kraft, Energie. Er ging durch sein Land, den Kranken helfend, die Hungrigen speisend.

Aber organisieren? Diesen weltlichen Besitz für so wichtig erachten, daß man um seinetwillen zusammenkommt, sich zusammenschließt, lag das in Jesu Sinn? — Als ob dieses glühende Heilands-

herz nicht für jede Not, für jede Lebenslage da wäre! — Wenn im Lauf der menschlichen Geschichte sich der Bedarf der Menschenkinder ändert, so bleibt es Liebespflicht, diese neuen Bedürfnisse zu befriedigen.

Jesus hat uns die Bitte ums tägliche Brot geboten. Das ist nicht Bitte um Medizin, um Brot vom Himmel, sondern die Bitte um das tägliche Brot ist die Bitte um die Mittel, das Brot zu erwerben. — Bei der Bitte müssen wir an die Tausende denken, denen es an Brot weil an Arbeit mangelt. In Jesu Gedankenkreis ist die Arbeit des Berufs ein wichtiges Moment.

Jesus hat uns das Abendmahl hinterlassen. Das Gefühl, von ihm geliebt zu werden, ist es, was wir bei jedem Abendmahlsgenuß neu empfinden sollen. Der Herr ist da und eine Jüngergemeinschaft. Die alte Kirche betete: „wie aus vielen Körnern ein Brot, aus vielen Beeren ein Wein geworden, so wir alle eins mit Dir." — Gemeinschaft, nicht nur zwischen Christus und der Seele, sondern auch Gemeinschaft unter den Brüdern! Indem wir zum Abendmahl gehen, gilt es, den alten Bruderbund wieder herzustellen; wie Er für uns, sollen wir bereit sein, das Leben zu geben für die Brüder. In dem Abendmahl feiern wir die Erinnerung daran, daß Christus seine Gemeinschaft als Bruderschaft gedacht hat.

Die Methoden ändern sich. Christus hat gewiß keine christlich-sozialen Gedanken gehabt, oder ein Programm für die Frauenbewegung aufgestellt. Aber schon einmal erlebten wir einen Umschwung in der Methode der Liebesthätigkeit, als A. H. Francke die Oeffentlichkeit begeisterte für seine Ideen. Diese That, die breiteste Oeffentlichkeit aufzurufen für die Liebesthätigkeit, war epochemachend.

Ein ähnlicher Kampf vollzieht sich wieder: man hat einst denen, die im Kampf des Lebens geschlagen waren, Hilfe angeboten mit Recht. Aber wir haben es als möglich und Pflicht erkannt, einzugreifen in das öffentliche Leben, damit es zu solcher Not nicht erst kommt! — Es gab eine Zeit der offenen Brunnen; da holte man das Kind heraus, wenn es hineingefallen war. Dann hat man gelernt, die Brunnen zuzudecken!

Die große Doppelfrage unserer Tage ist es, daß es Arbeitswillige giebt, denen es an Arbeit mangelt und Arbeitsmüde, denen es an Brot mangelt; viele haben keine Arbeit und andere haben durch die Arbeit kein Brot. — Da liegt die christlich-soziale Aufgabe! Da liegt eine Aufgabe der Kirche!

Wer wagt angesichts der empörenden Zustände, wie sie z. B. unter den Heimarbeiterinnen bestehen, zu behaupten, sein Christus treibe ihn nicht an, in dieser Sache zu handeln! Diese erhabene Ruhe der Gemeinheit hätte kein Recht auf den Herrn sich zu berufen, der die Liebe war!

Oder man fürchtet, die Liebe werde veräußerlicht, wenn man bei der Hilfe immer nur an den Kampf ums Dasein denkt! — Und es ist wahr, daß die Liebe vielfach veräußerlicht wird. Aber was ist Liebe? Nur wer Glauben hat, hat Liebe. „Ich ging hin wie viele andere, vielleicht erwartete ich, daß das Glück mich eines Tages grüßen würde auf meinem Wege. Da ist er auf mich zugetreten, der Herr, und ich empfand die Gewalt des Einzigen, der mir das Herz überwunden hat. — Nun fühlte ich seine Autorität: wie er mich liebt, wie meine Sündenketten sanken, wie mir vergeben wurde. Es durchrieselte mich der Strom der Liebe aus dem glühenden Christusherzen; ich liebte, wie er mich geliebt hat. Nun kenne ich nur die Absicht, dieses Herrliche allen zu bringen. — Ich erlebte: er will herrschen, nun suche ich viele unter seine Herrschaft zu bringen. Das heißt Liebe, daß man dem Herrn Seelen gewinnen will, weil es Seligkeit ist, den Herrn zu lieben. — Das darf nicht veräußerlicht werden; ich liebe keinen Menschen, wenn ich nicht den Herrn liebe. Alle sollen die Lust erfahren, daß sie Knechte meines Herrn sind."

Dieses Motiv darf nicht vertuscht werden. Will man durch Verschweigen auch bei Nichtchristen Interesse gewinnen für eine Arbeit, auf die Dauer versteht uns doch nur der, der den Herrn kennt, der uns in die Arbeit treibt.

Aber dann gilt es: wenn ich haben will, daß die Menschen gewonnen werden für Christus, so werde ich alle Hindernisse wegräumen, die sie von ihm fernhalten. — Ist es recht, gegen die Krankheit zu kämpfen, so ist es auch recht, zukünftiger Not vorzubeugen. Baute die Liebe früher Krankenhäuser, Armenhäuser, so wird sie heutzutage auch Vereinigungen bilden, organisieren, eintreten in das öffentliche Leben mit seinen Gegensätzen. Die Liebe hat Energie und starken Willen und findet stets Wege zur Hilfe.

Oder ist es möglich, den Sinn Christus zuzuwenden, wenn so laut die alltägliche Not spricht? Wer Seelen zu Christus führen will, wird der äußeren Verhältnisse eingedenk bleiben müssen. Das haben wir auch immer geübt; neu ist uns nur, daß wir nicht allein auf das Leiden, das schon hereingebrochen ist, sondern auch auf das der Zukunft achten lernen müssen.

Je lebhafter die Liebe zum Herrn ist, die dem Herrn Organe schaffen will, desto lebhafter das Interesse am öffentlichen Leben! Da gilt es, zu bekämpfen, was der Bekehrung der Seele entgegensteht, und zu fördern, was diese Bekehrung fördert. Die Liebe braucht die Mittel, deren sie bedarf, um ihr Ziel zu erreichen. Mehr wollen wir nicht, als daß der Herr Herr aller Seelen wird, dem sie alle dienen!

Wir wollen den Herrn hineinbringen zu den armen Menschen, die außer ihrer Nähmaschine, nichts hören. Zu ihnen den Herrn! Dazu muß alles vorbereitet werden — dazu muß auch die soziale Arbeit dienen! Der Herr verträgt sich nicht mit der „Frau Sorge". Wo sie ist, kann der Herr nicht sein. Wo der Herr einzieht, vergeht die Sorge. Der Kampf gegen Frau Sorge. Das ist die Aufgabe des christlich-sozialen Gedankens. Statt der Sorge Christus, Liebe, Arbeit! -- Damit immer mehr weiche die Sorge mit ihrer entnervenden Kraft!

Wenn nur wenige an der Arbeit stehn? Unser Leben, unsre Kraft, mag sie noch so klein sein, wenn sie nur ein Organ für Christus, ein Glied an seinem Leibe ist! Dann wirkt die ewige Kraft, die Himmel und Erde zusammenhält, die die Geschichte beherrscht, die unser Herz umwandelte, in uns. — Wir fügen uns dem großen Herrn, seine Kraft erreicht Großes.

Mit diesen Gedanken hinein in die praktische Thätigkeit, in die Arbeit, die von ihm ausgeht und zu ihm führt. Nur dann erfüllen wir unsere Aufgabe, wenn wir mit Kraft und That ihm dienen wollen, der Wille, Kraft und That giebt. — —

Müssen wir nicht dankbar sein für solchen christlich-sozialen Professor? — Er wird helfen in dem falsch aristokratischen Christentum unserer Zeit soziales Pflichtbewußtsein zu erwecken.

Der hiesige evangelische Kirchl. Anzeiger druckt einen Artikel des Aristokraten Max Bewer ab, der sich gegen die Demokratisierung des Christentums wendet. Für heute verzichte ich auf weitere Polemik. Ich glaube auch, daß es keine aristokratischere Lebensanschauung giebt als die christliche. Das würden die Sklaven des Zukunftsstaats der Gleichmacherei zu ihrer Erlösung spüren! Aber ob es zur Zeit grade geboten ist, die deutsche Christenheit vor allzu eifriger Befolgung der Worte der Bergpredigt zu warnen?! Die Gefahr, daß einer den Winterrock den Armen giebt und nur den Sommerrock behält, ist wenigstens in diesem Winter noch nicht hervorgetreten!

Berlin, 6. März 1901.

Graf Bülow ist ein Meister gefälliger Rede. Das war gestern eine formvollendete Behandlung der äußeren und inneren Politik. Wie zwei glühende Ringe liegen sie auf dem Herde des deutschen Hauses. Graf Bülow aber nimmt sie vom Herde, hebt sie hoch und wendet sie nach allen Seiten: So heiß sind sie gar nicht. — Und dann bekommt er natürlich lebhaften Beifall.

Und es ist wirklich ein Genuß, so kluge Reden zu lesen. Ob sie nur für das Parlament gehalten sind und für die „Bierbankpolitiker" in Alldeutschland und für alle übrigen natürlich befreundeten Großmächte? — Zwischen den Zeilen klingt es, wie wenn der Steuermann dem Kapitän zuruft: ich muß dem Kommando folgen und ich getraue mich das Schiff auch diesen Weg zu steuern, aber der freiere Weg ist es nicht! — Graf Bülow hat ausgesprochen, daß es „manche Reibungsfläche" zwischen Deutschland und England gäbe und daß die Ordensverleihung an Roberts „keine politische Bedeutung" hat. Wenn die Engländer damit zufrieden sind, wollen wirs auch sein.

Vielleicht ist die Dekoration nötig, bis hinter der Szene alles in Ordnung ist. Dann hebt sich der Vorhang, dann flaggen die seeklaren Schiffe, dann läßt der Kapitän das Steuer herum werfen. Dann bricht ein Jubel los in den Palästen der Wilhelmstraße und in den Arbeiterquartieren von des alten Liebknecht Reichtagswahlkreis. Denn darin hatte Stöcker neulich in seiner Buren-Ansprache im Feenpalast recht, daß von den 56 Millionen Deutschen 55 Millionen 990 Tausend ganz einig sind in ihren Sympathien und von den übrigen Zehntausend auch noch viele. — Es ist etwas wert in einer Frage, die Kopf, Herz und Gewissen im innersten bewegt, die Volksgemeinschaft einig zu finden. Das ist ein Gewinn vom Burenkrieg. Dann sind die widrigen Partei- und Klassenkämpfe doch nicht alles! Sie drängen sich so sehr in den Vordergrund und sie müssen ausgefochten werden, aber die Stunde wollen wir feiern, wo wir uns bewußt werden, daß wir noch zusammengehören und uns verstehen. Daß diese Stunden so selten sind!

Der alte Ohm Krüger hat manchen Skeptiker wieder zum Nachdenken über den Glauben gebracht. Und wenn die alldeutschen Redner in der Burenversammlung auf den Gott hinwiesen, auf den die Buren ihr Vertrauen setzen, so waren die Worte zu ernst, als daß sie Phrasen

bedeuten könnten. Der Heldenkampf der Buren — und wenn er in Vernichtung endet — weist wie ein flammendes Signal hin auf die nationale Bedeutung des Glaubens. Es bedeutet Macht, wenn ein Volk Glauben hat! Es ist kein Widerspruch, daß der Sänger des Eisenliedes, der kindlich fromme Ernst Moritz Arndt, auch das Lied dichtete: „Wer ist ein Mann? der beten kann!"

Die Schönheit der früheren Tage tauchte wieder auf. Stöcker sprach zur deutschen Studentenschaft. Und sie verstand ihn wie früher stets. In großer Stunde hatten sich die christlichen und die nationalen Gedanken wieder gefunden. Wären sie nie auseinandergerissen worden! Sie gehören zusammen, um die Geister tief und reich zu machen.

Das war ein Jubel, als der Buren-Kommandant sprach, der vom englischen Schiff entfloh und zu einem französischen Schiff hinüberschwomm. Der Mann mit der jugendlich schlanken Gestalt, dem hellen Auge, dem schlohblonden Bart, der modernes Jackett, seine Schlipsnadel wie ein echter Gentleman trug, hat den afrikanischen Sand und Busch mit seinem Schimmel durchflogen, hat die Flüsse durchschwommen und hinter den Klippen, das Gewehr im Anschlag, gelegen. Er spricht fließend, interessant, hinreißend „plattdeutsch", aber er kann mehr als sprechen, er kann kämpfen. Er hat dem Tod ins Auge gesehen und ist bescheiden geblieben. Mit Dewet zusammen ist er gezogen, kreuz und quer hat er Botschaft gebracht an die Generale, er hat das große Unglück, die Wendung bei Ladysmith miterlebt, und findet ehrende gerechte Worte für den Zauderer Joubert. Der Krieg ist entsetzlich und öffnet den gemeinsten Instinkten die freie Bahn, sodaß englische Salon- und Kulturhelden wie Bestien gegen Frauen und Kinder wüten, aber er schafft auch Männer und läßt edle Gesinnung sich zur Blüte entfalten. Es scheint, daß in der Steppe Transvaals nicht nur stumpfsinnige, habsüchtige Bauern wohnen, sondern daß dort, bevor die Engländer kamen, wahre Kultur zu Hause war. Es lohnte sich, diesen Burenvertreter kennen zu lernen. Wie wurden einem die Verse aus dem Eisenlied lebendig und aus dem Lied von „Christians wilder verwegener Jagd", wenn man sie sang für den Freiheitskampf der Buren gegen die englischen „Henker und Tyrannen". Es paßte alles, nur der Rheinstrom rollte seine Wogen unzeitgemäß in den Text, aber da dachten alle an den Oranje und ob Dewet ihn wohl glücklich durchschwommen! „Freies Wort, lebe," klang das Lied, wie ein gesungener Protest gegen unsere Politik, — aber um so mehr muß betont werden, wie taktvoll von den heimischen und den fremden Rednern jeder Angriff, fast jede Anspielung auf die für viele

so schmerzlichen kaiserlichen Handlungen vermieden wurde. Und wenn die Resolution ausklang in dem Kaiserwort, das auch der Burenkommandant deutsch citierte, so war das gewiß eine vornehme Kritik: „Blut ist dicker wie Wasser.“

Mit dem innern Bülow ist das Verständnis leichter zu gewinnen. Er hält daran fest, daß der Landwirtschaft in der Not geholfen werden muß und thut den Vorwurf des Brotwuchers mit dem weiterblickenden Worte ab: „Für den deutschen Arbeiter ist nicht das Wichtigste, daß die Lebensmittelpreise das denkbar niedrigste Niveau erreichen, sondern daß sich alle Erwerbsstände in so gesunder und guter Entwickelung befinden, daß er immer Aussicht auf sichere und lohnende Arbeit hat.“ — Etwaige erhebliche Mehreinnahmen aus den Zöllen sollen zur Hebung der Wohlfahrtseinrichtungen im Reiche verwandt werden. So tritt Bülow wirklich die Erbschaft Bismarcks an, von der Adolf Wagner — leider in der „Woche“ — berichtet hat. Wie, wenn es nun doch zu einem „Patrimonium der Enterbten“ käme! Wenn aus den Zollerträgen eine Arbeiter-Witwen- und Waisenversicherung geschaffen würde! — Es ist nicht zu verwundern, daß die Sozialdemokraten gegen diesen Gedanken höhnen und wüten. Jetzt läßt sich so leicht mit so billigen Phrasen gegen die Brotwucherer die Wut entflammen, aber wenn die entrüstete Kohorte mit dem Kornzoll auch über die Witwen- und Waisenversicherung entscheiden sollte — gerade die Familienväter würden lieber ein paar Pfennige mehr für Brot ausgeben um dafür die Zukunft der Ihren freundlicher zu gestalten! — Die jungen Herren würden freilich weitertoben, denn sie würden die Brotpreise natürlich nicht erschwingen können!

Es ist wie ein Rätsel: Die Bauernmassen in Westfalen, in Bayern, in Württemberg (Volkspartei!) fordern erhöhte Zölle, und die National-Sozialen konstatieren, daß die Zölle den Bauern schaden! — Die Bäcker verzichten auf angeregte Protestversammlungen, weil der erhöhte Getreidepreis sich im Brotpreis kaum geltend mache und daher Einschränkung des Konsums nicht zu befürchten ist, aber die National-Sozialen stellen fest, daß der erhöhte, in den letzten Jahren errungene Wohlstand des Arbeiters durch die geplante Zollerhöhung bedroht sei! Die Industrie erklärt sich für die Zölle, der Handelstag protestiert mit einer ganz schwachen Majorität, — alle Parteien außer Freisinn und Sozialdemokratie sind für die Zölle, aber die National-Sozialen erklären, die Herrschaft des ostelbischen Junkertums werde dadurch wieder hergestellt. — Verstaatlichung der Kohlengruben — warum setzen die National-Sozialen sich nicht diese Aufgabe in ihrer rührigen

Agitation; dafür wäre eine Majorität im Reichstag aus allen Parteien zu gewinnen. Nur die Herren Sozialdemokraten (Singer) würden Schwierigkeiten machen und Eugen Richter, wohl auch Rickert; wunderbar, grade die Herren, denen die National-Sozialen jetzt als geistvolle Husaren dienen! Und wieviel wäre doch für die Arbeiterfamilien gewonnen, wenn nicht wieder eine Kohlennot das Budget des kleinen Haushalts umwerfen dürfte. — Im nächsten Winter werden die Kohlen noch teurer sein, als im vergangenen, aber — die Agitation dagegen paßt nicht so gut ins hohe politische demokratische Programm, wie der Kampf gegen die Junker!

Noch mehr verschlingt der Mietsaufschlag. Dagegen wird auch gearbeitet; aber wieviel wertvoller, wenn die national-sozialen Reiseprediger ihr Pulver nicht so umsonst gegen die Kornzölle verpuffen wollten, sondern alle Kräfte aufriefen zum Kampf gegen die Wohnungsnot.

Selbstverständlich ist es möglich, daß einer gegen die Verstaatlichung der Bergwerke und gegen Kommunalisierung des Grund und Bodens ist und sich doch zu den Sozialreformern zählt. Radikal genommen, ist er freilich nicht sozial, denn er ist mit schuld, daß Kohle und Miete teuer bleiben. — Nach dieser radikalen Theorie sind eben nur die Zukunftsstaatler „sozial". — Naumann hütet sich, diesen Radikalismus zu verkünden; das überläßt er Göhre. — Aber gegen den Kornzoll richtet er dies blutleere Schema des Radikalismus: „Das Wort „s o z i a l" im Munde eines B r o t v e r t e u e r e r s muß u n e r t r ä g l i c h klingen f ü r j e d e n, d e r s i t t l i c h e s E m p f i n d e n g e w a h r t h a t." — Giebt es eine stärkere Beleidigung für alle Freunde der Sozialreform, die doch für die erhöhten Kornzölle eintreten? — Aber Adolf Wagner wird wohl nun in sich gehen und aufhören, „Kathedersozialist" zu sein und den National-Sozialen Sozialökonomie beizubringen. Das ist nach seinem Auftreten bei den Agrariern nach Naumann nicht „mit sittlichem Empfinden" zu vereinbaren. — Der „Täglichen Rundschau" galt diese beleidigende Aeußerung Naumanns in erster Linie. Auch sie nimmt den unsittlichen Standpunkt ein, für erhöhte Kornzölle und für Sozialreform einzutreten! — In einer Erwiderung, aus der die herzliche Anerkennung für Naumanns Persönlichkeit spricht, schreibt sie schließlich: „Naumanns Klassenpolitik ist zu einer Einseitigkeit gediehen, die sich von der sozialdemokratischen kaum noch unterscheidet." — In der That, dicht an die Grenze ist Naumann gegangen; er wird nicht hinübergehen. Möchte die Entwickelung ihn zurückführen!

Berlin, 13. März 1901.

Staub der Sahara auf dem Hute tragen in Berlin! Da waren wir doch stolz, als wir erfuhren, welche Ehre uns hier widerfahren war. Wir hatten schon geseufzt: jetzt kommt in Berlin schon der Regen schmutzig zur Erde! Wie sahen die Fensterscheiben aus! Nun ist es fast schade, daß der Wüstensand schon wieder gewischt wird! Es kommt eben alles auf die Auffassung an.

Freiherr v. Stumm ist gestorben; dicht neben dieser Meldung stand, daß ein Großherzog und ein Sozialdemokrat Dreiviertelstunde geplaudert haben. Gewiß, der „Vorwärts" hat recht, durch solche Unterredung wird noch nicht viel geändert. Aber das ist doch wahr, ein Großherzog und ein Sozialdemokrat nach der alten Schule hätten sich nicht so berührt. Vor der Unterredung hat sich eben manches geändert. Du arme revolutionäre Sozialdemokratie! Wenn nicht die deutschen Proletarier Singer, Stadthagen, Schönlank und Rosalie Lübeck die alte Fahne hochhielten, wo bliebe dann die deutsche Proletarierpartei! Und mit diesen „deutschen" Proletariern kann die Partei nicht einmal Staat machen!

Der alte Geist stirbt aus. Nur in kleinen Nichtsnutzigkeiten kann die Gesinnungstüchtigkeit glänzen. Der Kaiser erleidet einen ernsten Unfall und — die Sozialdemokraten bleiben aus dem Reichstagssaal fort, um nicht die Wünsche auf Genesung mit anhören zu müssen! Wenn das Bebel thut, was soll man dann vom kleinen Ströbel im „Vorwärts" anderes erwarten. In kleinlichster Weise sucht er seinen parteioffiziellen Atheismus an den Mann zu bringen. Ein toter Walfisch wird hier ausgestellt, ein Prachtkerl. Der „Vorwärts" feiert das Ereignis geziemend und schließt den Schaubericht: „Wir begeben uns in dem erquickenden Bewußtsein nach Hause, den Sonntagmorgen nützlich wie nur jemals verwendet zu haben." — Da haben es die dummen Leute mal wieder gehört, die am Sonntagmorgen zur Kirche gehen! — Noch vornehmere Gesinnung beweist das Folgende: In einer städtischen Irrenanstalt hat die Direktion auf Vorschlag des Pastors 15 Mk. für Pfennigpredigten ausgegeben. Der

Millionenetat der Stadt hat eine Ueberschreitung von 600 Mk. erfahren; dazu gehörten auch diese 15 Mk. Das rote Haus behandelt die Sache mit der entsprechenden Wichtigkeit und bis zur Stunde ist noch nicht entschieden, wer nun die 15 Mk. bezahlen wird. Der „Vorwärts" aber höhnt: „An sich ist es ja berechtigt, daß in solchen Anstalten den Kranken im Rahmen des Etats auch der Wunsch nach Erbauungslektüre erfüllt wird, sofern ein solcher wirklich vorhanden ist . . . Dann sollte aber auch dagegen nichts eingewendet werden, daß die Kranken, wenn sie's wünschen, auch Lektüre anderer Art erhalten, die nicht nach dem Geschmack des Pastors ist. Ueber die Irrenanstalten wollen wir in dieser Hinsicht nichts sagen. Es ist immerhin nicht ausgeschlossen, daß da thatsächlich ein lebhaftes Verlangen nach Erbauungslektüre besteht und am Ende darf man den Irren ihre Traktätchen gönnen." — Natürlich: Erbauungsschriften sind nur für Verrückte und — Religion ist Privatsache! Aber der anererbte Haß sollte sich nicht in so rohen Formen äußern. Die politische Mauserung läßt sich ja damit doch nicht aufhalten.

Stumm ist abgerufen. Die Blätter sagen, daß er durch eigene Ungeschicklichkeit die Gunst bei Hof verscherzt hat. Das Kaiser-Telegramm soll ihm verhängnisvoll geworden sein, das so begann: „Stöcker hat geendet".

Die christlich-soziale Arbeit wird täglich mächtiger. Solange es Not giebt, ist christlich-soziale Arbeit geboten. Und es giebt Not! Man muß nur hören, wie die Arbeit seufzt!

Da klagen die Heimarbeiterinnen über ihre Rechtlosigkeit, namentlich bei einzelnen gewissenlosen Zwischenmeistern: „Unsere Meisterin hat neulich Arbeit ausgegeben an Frauen, die es noch nicht recht verstanden. Als sie die Kragen wiederbringen, ist die Meisterin außer sich: „Was ist das für eine Näherei; die müssen alle geändert werden. Ich werde Ihnen die Hälfte vom ausgemachten Lohn abziehen, die kriegen die Frauen, die jetzt gleich das Aendern hier besorgen können." So verteilt sie die Arbeit an uns andere. Wir wären lieber nach Hause gegangen, um neue Arbeit zu nähen. Aber nun blieben wir da und änderten bei der Meisterin 3—4 Stunden. Dann konnten wir gehen; und — die zurückbehaltene Hälfte des Lohns, die wir kriegen sollten? Die hat die Meisterin eingesteckt. Wir haben keinen Pfennig bekommen. — So kann man billig zu was kommen!

Eine Meisterin hat Geburtstag. Die Arbeiterinnen schenken ihr einen Blumenstrauß. Im nächsten Jahr sagt der Meister: „Schenken Sie meiner Frau keine Blumen, sondern sammeln Sie lieber zu einer Alfenidevase.“ — Eine der Frauen beteiligt sich nicht an der freiwilligen Sammlung. Sie schickt nur eine Gratulationskarte. Da zieht ihr der Meister bei der nächsten Lohnzahlung 60 Pfennig ab: „Sie wissen doch, Sie haben noch nichts zu der Alfenidevase gegeben.“ — Man würde noch verstehen, wenn die Meisterin zu ihrem Geburtstage den Arbeiterinnen einen halben Tagelohn schenken wollte oder Kaffee und Kuchen, — aber solche Festtagssteuer ist doch gewiß originell!

Ein anderer Meister zahlt Woche für Woche keinen Lohn. Die Arbeiterinnen arbeiten weiter, sie möchten die Arbeit ja nicht verlieren und er wird ja endlich zahlen. Freilich es ist schwer, von Woche zu Woche warten, man lebt ja doch von der Hand in den Mund, — aber endlich! — Endlich ist der rückständige Lohn so angewachsen, daß er einzelnen der Frauen 60 Mk. schuldig ist! Er giebt sie nicht heraus. Auf Bitten wird er grob. Da geht eine der Frauen zum Konfektionär und klagt ihm die Not. „Sagen Sie den Frauen, daß sie am Samstag hierher kommen sollen. Dann holt er sich sein Geld, davon sollen die Frauen zuerst befriedigt werden.“ Frohe Kunde! — Der Samstag kommt und — keine der Frauen wagt sich zum Konfektionär: wenn der Meister sie dort sieht, werden sie alle die Arbeit verlieren! Die Arbeit, die nicht bezahlt wird! — Als der Konfektionär dem Meister das Geld zahlt, einige hundert Mark, ruft er die Frau, die schon einmal da war und allein wiedergekommen: „Hier haben Sie die 60 Mk., die er Ihnen schuldet; wo sind die anderen Frauen?“ — Sie haben sich alle nicht getraut! — Bald ist der Meister verkracht und mit ihm die Löhne einiger Wochen!

Das ist die Freiheit des Arbeitsvertrages; an das hohle Gespenst glauben noch heute verständige Menschen, sogar Reichstagsabgeordnete! Als es sich darum handelte, den Werkstattarbeiterinnen das Mitnehmen von Arbeit nach Hause zu verbieten, da war das einer der wichtigsten Gründe, an dem das Gesetz scheiterte: Wie dürfen wir die Freiheit des Arbeitsvertrages beschränken! Wenn die Arbeiterinnen doch nun einmal noch Arbeit mit nach Hause nehmen w o l l e n! — Aber sie w o l l e n oft gar nicht! — Nun, es kann sie doch keiner zwingen? — In der That, der Meister kann ja nur Wünsche äußern; schlimmstenfalls verliert man die Arbeit. Weiter nichts?

Damals gingen Petitionen herum gegen das wohlwollende Gesetz. Die Meister ließen ihre Arbeiterinnen unterschreiben; sie unterschrieben auch alle unter Leitung der Direktrice und dann gingen sie nach Hause und seufzten über den großen Packen Arbeit, den sie wie schon so oft wieder mit heimwärts schleppen mußten. Ob der Reichstag diesmal das Gesetz annehmen und den Arbeiterinnen durch den Zwang des Gesetzes Freiheit schaffen wird? — Die Heimarbeiterinnen sind noch viel unselbständiger, zaghafter. Ist es nicht Pflicht, diesen Mutlosen Mut und Willen zu geben, einen Zusammenschluß zum Tragen der gemeinsamen Last? — Die junge Heimarbeiterinnengewerkschaft zählt schon über 500 Mitglieder. Man muß ihr von Herzen wünschen, daß sie weiter so fröhlich wächst. — Die Notstände lassen nur den ruhig, der sie nicht kennt. Die wohlgesinnten Meister leiden selbst unter den Umständen. Die Willkür gewissenloser oder unverständiger Meister schafft völlige Rechtlosigkeit. Und da soll man thatenlos dabeistehen? — Der Patriarchalismus wird Herrn von Stumm nicht lange überleben.

Berlin, 20. März 1901.

Am 18. März regnet es stets. So oft ich unter den Pilgern vor der Pforte des Friedhofs der Märzgefallenen wartete, der Himmel machte stets ein trauriges Gesicht. Auch diesmal hat er geweint. Es sollen wieder große Scharen sich geduldig haben naßregnen lassen im Friedrichshain, um die roten Schleifen an den Riesenkränzen zu bewundern, aber ich versagte mir diesmal die Pilgerfahrt. — Ich versuchte etwas rote Märzstimmung mir aus den Zeitungsblättern in die Seele rauschen zu lassen, — aber es klang daraus kein Rauschen begeisterter Schwärmer, sondern nur das Federkritzeln bezahlter Revolutionsjournalisten. Mit dem alten Liebknecht ist der — oft so bombastische — Schwung aufrichtiger Revolutionsbegeisterung dahingeschwunden. Zum erstenmal ein 18. März ohne Liebknecht. Er hat einem ordentlich gefehlt.

Nun haben sie sich die beste Mühe gegeben. Sie haben wieder das schönste blutigste Rot über ihre Festnummer ausgegossen, daß einem der Farbengeruch das Lesen verekelte, — aber die Nummer blieb doch nüchtern, langweilig. Der Kommune dreißigjähriger Erinnerungstag! Welche Bilder stiegen da vor der Seele „des Alten" auf — wieviel Träume der Sehnsucht, zerstörte Hoffnungen. — Die Epigonen aber malen unverständliche Allegorien und der deutsche Arbeiter sieht sich verwundert das Bild aus Neukaledonien an, einen Mann, der seine in Ketten geschlagenen Arme emporhebt. Was interessiert den deutschen Arbeiter Neukaledonien, die Verbannungsstätte vieler überlebender Kommunards, die aber mittlerweile wohl alle längst in die schöne Heimat zurückgekehrt sind?

Zum Teufel ist der Spiritus und Vollmar sprach: Die Kommunekämpfer hätten besser gethan, wenn sie in die Betten statt auf die Barrikaden gegangen wären. Diese phlegmatische Stimmung legt sich über die großen Massen der Organisierten. Den Märzgefallenen im Friedrichshain weihen die „neutralen" Gewerkschaften noch immer ihre Kränze. Aber sie würden sich hüten ihnen nach auf die Barrikaden zu marschieren. Dazu sind ihnen die vollen Gewerkschaftskassen zu schade. Das Gift des Sozialismus, die Freude an den Geld-

säcken, tötet den revolutionären Geist. Nun genügt diese Kranzspende grade, um die Neutralität dieser Gewerkschaften in schönes rotes Licht zu rücken!

Wie Resignation klingt es aus dem „Vorwärts“: „Märzversammlungen wurden in diesem Jahre nicht in solcher Anzahl arrangiert, wie das wohl früher der Fall war“. Die größten Säle wurden klug gemieden. Daß sich in den paar Versammlungen Kopf an Kopf die Massen drängten, will denn doch gegen die früheren Massenaufgebote recht wenig besagen. Und wie kläglich: „allmählich werden die Feste der Erinnerung an die große Vergangenheit verdrängt durch das in wenigen Wochen fällige Fest der noch größeren Zukunft, durch die Maifeier.“ — Aber früher schaffte mans doch besser; da langte die Begeisterung für beide Feste aus. Und wir werden ja sehen, wie die Maifeiern verlaufen. Bisher klingen die Beschlüsse der Gewerkschaften über die Maifeier recht — besonnen und verständig, gar nicht nach „größerer Zukunft“. — Nein, nein; es ist sicher löblich, daß Herr Stadthagen eine Versammlung einberuft, um an sie die entrüstete Frage zu stellen: „Hätten die Kommunekämpfer sich schlafen legen sollen statt zu kämpfen?“ Das geht gegen Vollmar. Aber auch die Wasserfluten orientalischer Schwatzhaftigkeit werden die bedenklich gewordene Ueberlegung praktischer Arbeiter nicht mehr wegspülen können.

Die Freie Volksbühne veranstaltete auch ihr Märzfest; auch dort kam es zu keiner reinen Freude. „Der Märzsturm der Freiheit brauste in den revolutionierenden Gedichten der Heine, Freiligrath und Herwegh; alles stand erschauernd unter dem Banne des auferstandenen Völkerfrühlings.“ (Was ist doch von den blutigen Träumen der längst verstummten Sänger Wahrheit geworden?) Zum Schluß produziert sich etwas von Wolzogens Ueberbrettl. Und „Der Vorwärts“, nicht etwa ein „Muckerblatt“, schreibt darüber: „Wolzogens Madame Adele in ihrer frechen Zierlichkeit und herben Frivolität wirkte an dieser Stelle und vor diesem gesunden Publikum beinahe pervers. — Es ist ja längst bekannt, daß der gesunde Sinn des kleinen Mannes mit seiner eingefleischten „altertümlichen Moralität“ von dem modernen geistvollen Schmutzspritzen nichts wissen will; aber die Kritik des „Vorwärts“ kennzeichnet gut den kranken Geschmack, der sich von Perversitäten den Gaumen kitzeln läßt. Wolzogen, der Spaßmacher für die kranken Geister! — Dem stimmen wir zu. Das Märzfest hat er den Feiernden entweiht.

So gab es heuer für die Freunde des 18. März nur eine reine Freude, eine Quelle ungetrübten Genusses: Das Festgedicht im „Vorwärts". Mit beiden Fäusten fuhr der Sänger in die Leier und sang zum Preise der Märzgefallenen ein Lied vom — braven Schutzmann! Der macht wie gewöhnlich auch in der Nacht vor dem 18. März seinen Rundgang durch die Straßen, da ist ihm die Freiheit entgegengetreten in der „roten Phrygermütze". Sie will grade nachts einen Lorbeerkranz mit einer roten Schleife auf die Gräber im Friedrichshain tragen. Warum soll sie nicht? Aber das bringt den offenbar beschränkten Schutzmann in ziemliche Verwirrung, zumal sie ihm eine lange Rede hält. Er will sie festhalten, oder gar „den schrillen Hilfepfiff" ertönen lassen — wegen der einen Person! Schließlich sind ihm die Augen feucht geworden und unter Verzicht auf einen imaginären Orden hat er die Finger an den Helm gelegt zum Salut und — hat die arme Frau ziehen lassen. — Das muß gewiß jeden ordentlichen Bürger freuen, daß der Schutzmann den Verstand behalten hat, aber deswegen ihn anzudichten, — das ist doch selbst zum 18. März zu viel Ehre. — Selbst die roten Sänger mausern sich!

Da wollen wir heiter bleiben, wenn im Reichstag die Salven der schimpfenden Sozialdemokratie gegen Stöcker daher rollen. Wir kennen ja diese Knallpatronen. Sie sollen nur Spektakel und Rauch machen, aufs Treffen kommts dabei nicht an. — Es macht auch sonst wer blauen Dunst, wenn er abfahren muß!

Morgen ist Frühlingsanfang. Und der Winter ist doch vorübergegangen!

Berlin, 27. März 1901.

So kommt man unter die falschen Propheten! Weil die Sonne warm schien und nach dem Kalender der Frühling begann, darum meint man, daß der Winter vorüber ist. Und am anderen Tage hängen die Eiszapfen von den Bäumen und es schneit und friert grimmig. Der Winter ist noch nicht vorüber gegangen. So schade es ist, wir haben noch keine Zeit den Frühling zu feiern.

Der stenographische Bericht der Reichstagsverhandlungen über den Kampf zwischen Stöcker und dem Kleeblatt Bebel—Singer—Ledebour—Stadthagen liegt vor mir. Ich wünschte wohl, daß die Freunde alle dieses amtliche Material studieren könnten. Es würde ihnen erst die ganze Ehrlichkeit der ehrenwerten Sozialdemokraten aufgehen. Ich habe nach dem Studium dieser stenographischen Reichstagsberichte von einem schönen Glauben Abschied genommen. Ich hielt den Abgeordneten Bebel bisher stets für einen ehrlichen Mann. Mag der Fanatismus ihn zum Haß fortreißen, er wird nichts sagen, was er nicht verantworten kann oder — er wird einen falschen Vorwurf zurücknehmen. Ich habe stets bestritten, daß Bebel auch nur ein Durchschnitts-Demagoge sei wie die vielen Unteroffiziere der Sozialdemokratie, die dem Partei-Interesse jedes sittliche Gut zu opfern bereit sind. In dieser Meinung bin ich stark erschüttert. Bebel hat Stöcker vorgeworfen, daß er bewußt die Unwahrheit gesagt habe und für diesen schweren Vorwurf hat er sich vor allem auf den Fall Ewald berufen! — Herr Stadthagen, über dessen Persönlichkeit ein abschließendes Urteil ja viel leichter gefällt werden kann, hat die Bebelschen Mitteilungen noch ergänzt und wir haben nun wirklich interessantes Material beisammen.

Danach hat im Oktober 1881 eine christlich-soziale Versammlung in der Tonhalle stattgefunden, in der sich Herr Ewald zum Wort meldete; gegen Angriffe aus der Versammlung wandte er sich um Schutz an Stöcker, der ihn auch zusagte. Als er sich dann als Sozialdemokrat bekannt, wurde er auf Grund des Sozialistengesetzes polizeilich sistiert. Zwei Jahre später (1883) fand eine von einem Sozialdemokraten einberufene öffentliche Versammlung statt, zu der auch Stöcker eingeladen war. Bebel fährt fort: „Der Herr „Hofprediger"

Stöcker erschien und als er auf das Podium trat, ist er sofort auf Herrn Ewald zugetreten und hat ihn laut und deutlich auf Ehre und Gewissen gefragt, ob jener Vorwurf gerechtfertigt oder ungerechtfertigt sei.“ (Welcher Vorwurf? Darüber sagt Herr Bebel nichts.) — Herr Stadthagen giebt von derselben Versammlung die folgende Darstellung, die in ihrer Verworrenheit der Darstellungsgabe des früheren Rechtsanwalts nicht gerade zum Ruhme gereicht: „Der Zeuge Stöcker hatte .... an hervorragender Stelle mit Herrn Ewald gesprochen und, von Herrn Ewald gefragt auf Ehre und Gewissen, ob die Insinuation, die damals ausgesprochen war, richtig oder unrichtig war, hatte der Zeuge (?) Stöcker geantwortet.“ Wie Bebels und Stadthagens Darstellung zusammenpassen, bleibe dahingestellt, einer von beiden hat sein Material offenbar nicht mit der nötigen Gewissenhaftigkeit studiert. Aber soviel ist doch nun von der feindlichen Seite festgestellt: Die beiden vor Gericht festgestellten Berührungen zwischen Ewald und Stöcker fanden statt im Jahre 1881 und im Jahre 1883.

Am 24. Januar 1884 — so berichtet Bebel — oder am 24. Januar 1885 — so berichtet Stadthagen — fand dann eine Privatklagesache von Ewald und Genossen gegen einen Redakteur Berndt statt. Bei dieser Verhandlung wurde Stöcker als Zeuge zugezogen; „es handelte sich nur darum (nach Stadthagen), die angebliche Abmachung zwischen Konservativen und Sozialdemokratie als unrichtig nachzuweisen.“ Da erklärte Stöcker, ohne daß er provoziert war, in diesem Sinne, in dieser kategorischen Weise zu sprechen: „Diesen Herrn sehe ich zum erstenmale.“

Und im Prozeß Stöcker gegn den Redakteur Bäcker im Juni 1885 haben Preßbanditen und andere Banditen auf Grund dieses Vorganges den Vorwurf des Meineides gegen Stöcker geschleudert!

Ich meine, diese kalendermäßige Darstellung, inkorrekt wie sie nach der Inkorrektheit der sozialdemokratischen Redner immer noch ist, genügt, um den Angriff Bebels zu werten: er habe Stöcker nachgewiesen, daß er „bewußt die Unwahrheit gesagt habe“.

Stöcker entsinnt sich im Jahre 1884 (oder 1885) nicht, einen Mann wie Ewald an „hervorragender Stelle“ (auf dem Podium zweier öffentlicher Versammlungen!) 1881 und 1883 gesprochen zu haben! Ewald gehört noch jetzt zu den sozialdemokratischen Dutzendmännern, danach mag man seine damalige Bedeutung ermessen. — Von der Sorte mag Stöcker in jenen Jahren in seinen massenhaften Versamm-

lungen Dutzende „kennen gelernt", gesehen haben. Und nun erkennt er nach einem oder zwei Jahren vor Gericht diesen Herrn Ewald nicht wieder und leistet, obgleich er gar nicht dazu „provoziert" war, obgleich also gar nichts darauf ankam, um des Ewald willen einen „Falscheid". Er soll aussagen, ob eine Abmachung zwischen Konservativen und Sozialdemokratie stattgefunden hat; er weist das ab und fügt zu: „ich sehe diesen Ewald heute zum erstenmale." — Es kam gar nichts darauf an, ob er ihn gesehen hatte oder nicht, so läßt sich diesem Zeugnis nur entnehmen, wie eindruckslos die Begegnungen mit Herrn Ewald für Stöckers Gedächtnis gewesen sind, das mag für Herrn Ewalds Selbsteinschätzung schmerzlich sein, aber was hat es sonst noch für eine Bedeutung?

Nicht der wildeste Haß giebt Herrn Bebel das Recht, darauf den Vorwurf „bewußter Unwahrheit" zu gründen. — Stöcker hat in vornehmer Ruhe den irrtümlichen Vorwurf gegen Bebel zurückgenommen, daß er den Tuckerbrief erfunden habe; es wird sich zeigen, ob Herr Bebel, nachdem er sich abgekühlt hat, den gleichen Anstand besitzt, den viele auf unserer Seite ihm zutrauen. — Wenn nicht, na dann gehört er wirklich mit Recht zu der Partei, deren Centralorgan der „Vorwärts" ist.

Für die ordinäre Kampfesweise des „Vorwärts" genügt es wohl, daß bis zur Stunde jedes Eingehen auf jenes vernichtende Urteil des Gerichts gegn den Konfektionär Paul Singer unterblieben ist. Das Gericht stellt fest, daß Herr Singer sein Verhältnis zu dem berüchtigten Sozius Rosenthal „auch dann nicht gelöst hat, als er, weil die bezeichneten Aeußerungen öffentlich besprochen wurden, über den Charakter desselben nicht mehr im Zweifel sein konnte; weder die Firma Singer noch der Kläger für seine Person haben Anlaß genommen, gegen diese Grundsätze des Sozius zu protestieren". Nicht um des den Zwischenmeistern erteilten gemeinen Rates willen, „sondern nach des Klägers eigener Angabe aus anderen rein äußerlichen Gründen" ist später der Austritt Singers aus dem Geschäft erfolgt. Das stellt das Gericht fest! Stöcker citiert diese Sätze des Urteils im Reichstag und — der „Vorwärts" schweigt! Sollte es für seine Leser so gar kein Interesse haben, dieses Urteil wortgetreu kennen zu lernen? Der parlamentarische Bericht im „Vorwärts" giebt ein durchaus irreführendes Bild: Bebel behauptet, daß Singer um der schamlosen Aeußerung willen aus dem Geschäft geschieden ist; das erfahren die Vorwärtsleser. Aber daß nach der Feststellung des Gerichts Herr Singer „nach seiner eigenen An-

gabe“ aus anderen rein äußerlichen Gründen ausgeschieden ist — das erfahren die Leser nicht. Was Stöcker von dem Gerichtsurteil sagt, gilt ihnen natürlich als erlogen; was Bebel behauptet, darauf nehmen sie Gift. — Der „Vorwärts“ läßt sie in ihrer Unwissenheit. — Er kennt das Urteil aus der „Staatsbürgerzeitung“, die es ausführlich wiedergiebt; er polemisiert gegen einen Artikel im „Reichsboten“, der in dem Abdruck dieses Urteils gipfelt, — aber er schweigt das Urteil tot.

Soll einen das wundern? Nach Bebels eigener Aussage auf dem Berliner Parteitag hängt die Partei mit noch nicht zurückerstatteten Vorschüssen bei Singer.

Es ist schade, daß hier all die anderen vorgeholten Ladenhüter aus dem sozialdemokratischen Parfümerieladen nicht beleuchtet werden können. Das gäbe eine Broschüre. Es lohnte sich wohl, denn die Ausstattung ist in schöner Vollständigkeit von dem Revolutionstribunal zusammengestellt. — Die Reden der 4 Ankläger könnten gute Dienste leisten, Stöcker vor der weiten Oeffentlichkeit zu rechtfertigen; gewiß würden dann auch in der Sozialdemokratie selbst die anständigen Elemente sich ihrer Vorkämpfer schämen. Was sagt Goehre zu diesen Vorwürfen seiner Freunde gegen Stöcker, die ihm ja nicht unbekannt waren, als er im evangelisch-sozialen Kongreß mit Stöcker zusammenarbeitete?

Ein großes Verdienst haben sich die Herren schon jetzt erworben; viele Freunde sind aufgerüttelt. Viele haben dem tapferen Hofprediger froh zugerufen. Auch Christen, die ängstlich vor jedem Luftzug des öffentlichen Lebens flohen, erkennen die Notwendigkeit des schweren öffentlichen Kampfes und grüßen Stöcker in diesem Kampf. Wer soll auch den Mut haben diesen mit schlechtesten Mitteln arbeitenden politischen Mächten entgegenzutreten, wenn nicht Christen es wagen! Schön ist es ja nicht mit Feinden zu kämpfen, die man nicht achten kann, aber soll man sie ohne Schwertschlag gewähren lassen? — Bedauern hilft da nichts, sondern dem Trommelschlag folgen! — Mit Bedauern konnte Stöcker noch nie etwas anfangen; und jetzt, das habe ich mir angesehen, sieht er schon gar nicht aus, wie einer, der bedauert werden möchte. — Daß er allein im Reichstag die Meute abwehren mußte, — das macht ihm nichts aus. Er braucht keine Hilfe, auch nicht die seiner früheren Freunde. Er bereitet nicht die Verteidigung, sondern den Angriff.

Berlin, 10. April 1901.

Religion ist Privatsache! Der Satz steht noch immer im Programm der Sozialdemokratie. Darum darf von der Sozialdemokratie Respektierung des Christentums erwartet werden so gut wie jeder anderen Religion. Fehlt dieser Respekt gegen eine Religion, die vielen noch heilig ist, so ist die Partei als eine Partei der programmatischen Lüge gekennzeichnet.

Wer den Satz vertritt, daß Religion Privatsache ist, der hat am Karfreitag und zu Ostern den Mund zu halten und nicht den Glauben der anderen zu bespotten. Und nun lese man die Artikel des von Herrn Ströbels Geist erfüllten „Vorwärts“.

„Die Arbeiterschaft? Du lieber Himmel, wie soll hier Feiertagsstimmung aufkommen! Zu den Festtagen möchte jeder, der Beschäftigung hat, einen Thaler mehr verdienen und da kommt der Feiertag dazwischen und stört mit seinem Ausfall an Arbeitsverdienst die Rechnung. Die paar Nickel müssen zusammengehalten werden, so sehr auch die Gelegenheit lockt, beim Glase Bier des Lebens Drangsal zu vergessen oder gar bei erträglichem Wetter mit Weib und Kind einen Ausflug zu wagen. Sparen, sparen muß man, die Ostertage kosten noch Geld genug!“

Das ist des „Vorwärts“ Karfreitagsbetrachtung. — Zu Ostern wird er erhabener und deutlicher.

„Die Voraussetzungen der christlichen Weltanschauung sind längst vernichtet .... Wissenschaft und Vernunft, die das überweltliche Dogma zerstörten, sind die Führer der Menschheit zu den Höhen der reinen Menschlichkeit .... Der christliche Glaube ist aus der Welt geschwunden, wenn auch noch christliche Feste gefeiert werden. Das Dogma ist zersetzt und zerfallen; mühselig arbeiten hundert theologische Sekten, die alte Lehre mit den neuen Ergebnissen der Wissenschaft und Vernunft zu vereinen; ihre Bemühungen sind erfolglos, sobald die Menschen der geistigen Un-

mündigkeit entwachsen und Selbstdenkende in den Problemen der Weltanschauung werden. . . . . Die christliche Kirchenfrömmigkeit unserer Tage ist das hervorragendste Machtmittel geworden, dessen die Gewaltmenschen und Reichtumsbeherrscher sich bedienen zur Verewigung ihrer Ungerechtigkeit vermittels Bethörung der Beherrschten. . . . Eine neue Erlösungsmacht ist der Menschheit erstanden . . . doch dieser Osterauferstehungsglaube ist kein Glaube, der über Wolken unerforschliche Gnadenwirkungen sucht. Es ist der Glaube an den Menschen selbst, an den Menschen, der an sich selbst in strenger Selbstzucht die Forderung stellt „immer strebend sich zu bemühen". Es ist der Sozialismus . . ."

So wird der christliche Auferstehungsglaube dem sozialistischen Glauben entgegengestellt. Und doch revidiert man das Programm nicht. Wenn der „Vorwärts" zur strengen Selbstzucht mahnt, so wird man sich dessen freuen und dieser Osterpredigt größeren Erfolg wünschen, als sich bisher gezeigt hat. Gerade zu Ostern schwimmt in den massenhaften Matinees und sonstigen Parteivergnügungen viel Selbstzucht und viel Geld, das besseren Zwecken dienen könnte, davon. Darum ist die Elegie auf den Karfreitag und den Sparzwang so erkünstelt. Mag denn Fausts Religion bei den Sozialdemokraten Begeisterung wecken, so gut wie bei den Aristokraten, das wird jeder mit seinem Gewissen abzumachen haben, aber Goethe gegen den Christenglauben ausspielen — das ist wider das Programm! — Mag Herr Ströbel doch ganz nach Belieben „am Kirchenthor vorübergehen", von einem „neuen Glauben" darf er nicht zeugen. Denn Religion ist Privatsache. Natürlich ist es schwer, wenn ein Atheist zu Ostern schweigen soll, aber erst Farbe bekennen im Programm und dann mag der Kampf entbrennen!

Freilich die Masse der Leser freut sich dieser programmwidrigen Seitensprünge; Unglaube gehört für sie zu jedem rechten Sozialdemokraten. Sie merken gar nicht die Unehrlichkeit ihres Vorgehens, mit Seelenruhe würden sie erklären: „natürlich ist Religion Privatsache, aber die Dummen können doch nicht verlangen, daß man um ihretwillen die Wissenschaft verschweigt. Und der Osterglaube ist einfach durch die Wissenschaft widerlegt." — Wenn sie die Macht hätten, sie sperrten die Leute, die an des Heilands Auferstehung glauben, ins Irrenhaus. Aus Wissenschaft, Toleranz und Humanität. Weil Religion Privatsache ist!

Offenbar ist diese Stimmung dünkelhafter Halbbildung in starkem Zunehmen, hat doch Herr Dr. Steiner es fertig gebracht, in 10 Vorträgen an 10 Montagabenden in der „Arbeiterbildungsschule" eine völlige „Geschichte der Philosophie" vorzuführen und „Männern und Frauen, deren Denken noch keine philosophische Schulung erfahren hatte, die Entwickelung der Philosophie von Thales bis auf unsere Zeit zu eigen zu geben." Und „in einer viertelstündigen Antwort zeichnete Dr. Steiner das Wesen Nietzsches so treu, daß die Anwesenden ein wohlgetroffenes Bild von dem so vielfach Verkannten mitnehmen konnten". So berichtet ein Teilnehmer in der „Welt am Montag", eine Dame! Muß man nicht diese Halbgötter beneiden, die im Stande sind, nach Tagen angestrengter Arbeit in zehn kurzen Abenden so nebenbei mit Erfolg das gesamte Denken der Menschheit nachzudenken! — Oder erschrickt Herr Dr. Steiner selbst über diese Kritik seiner Vorträge, wie sie aus dem liebenswürdig naiven Lobe aus Frauenmund für jeden ernsten Denker herausklingt!

Demnächst wird die Geschichte der Religion in gleicher Weise behandelt werden. Wie wertvoll, wenn es nicht bei Tendenzmacherei bliebe! So aber werden dort unter der Firma „Religion ist Privatsache" Unteroffiziere des Naturalismus und der Selbsterlösung ausgebildet. Und Herrn Dr. Steiners religionswissenschaftliche Bildung ließ es zu, daß er für den ungebildeten Pamphletisten eintrat, dessen „Werk" Häckel für seine Angriffe auf das Christentum verwertete.

Das neuste Rezept des „Vorwärts", um die Kinder christlichen Einflüssen in der Schule zu entziehen, ist die Erziehung im Buddhismus! Im Briefkasten empfahl er einem Vater buddhistischen Religionsunterricht für sein Kind. — Der 10 Gebote-Hoffmann schickte sein Kind aus Wut über den erzwungenen Religionsunterricht zu den Juden! — Es geht hübsch langsam rückwärts in der religiösen Entwickelung des „Vorwärts". Demnächst wird er um einen Fetisch tanzen. Das ist für ihn gewiß eine bequemere Religion, als das Christentum. Die Buddhisten haben ihre Mission hier mit einem „Blumenfest" und obligatem Tanzvergnügen eröffnet. Gewiß werden sie reiche Erfolge haben. Sie wiesen es ab, als wolle man für den Buddhismus Propaganda machen, sie entwickelten eben nur ihre Lehren und zwar so wie sie ihrem Publikum imponieren konnten: seine Bekenner achten materielle Güter gering, wie anders im Westen (soll natürlich heißen: Bei den Christen!). Buddhisten glauben an Erlösung aus eigener Kraft; „alle Dogmen sind ein Nichts vor dem Richterstuhl der Mensch-

lichkeit". — Das ist alles so schön, und das Souper hinterher war **noch** schöner und dürfte dem Buddhismus neue Anhänger gewonnen haben.

Wie unmodern man ist mit seinem altertümlichen Glauben an das Kreuz und das leere Ostergrab! Aber es kommt ja nicht darauf an, wer am modernsten, sondern wer getrost ist! Und getrost sind die tanzlustigen Gäste der Buddhisten nicht und der „Vorwärts" auch nicht. Nur aus völliger Verzweiflung läßt es sich erklären, daß ihm die plumpsten Mittel im Kampfe noch recht sind. Er schickt seinen Lesern als Ostergabe ein widerwärtiges Bild ins Haus auf besonderer Beilage im Umfange eines Quartbogens. Ueberschrift: „**Christliche** Kultur in China". Am Flußufer eine lange Reihe geköpfter Chinesen. Ein widriger Anblick, die kopflosen Rümpfe, die abgeschnittenen Köpfe. Europäer stehen dabei, einige treten mit Füßen auf die Leichname, so haben sie sich photographieren lassen! Und darunter schreibt der „Vorwärts": „Für uns bedeutet dieses „Lichtbild" ein **Dokument**, auf dem die **Mission des Christentums** der europäischen Völker abgelesen werden kann. **So verbreitet das Christentum Zivilisation!** Von den **frommen Osterglocken**, die wieder die andächtigen Christenmenschen der zivilisierten Welt rufen, **trieft rotes Menschenblut** — und die **Gläubigen freuen sich ob dieses Triumphes** . . ."!!

Ist es nicht eine Gemeinheit ohne gleichen, für die Brutalitäten von Europäern in China das Christentum verantwortlich zu machen! Es ist lange her, daß so ordinäre erlogene Angriffe gegen das Christentum erhoben wurden. Was sagen die Christen in der Sozialdemokratie zu dieser Beschimpfung ihres Glaubens! Oder giebt es keine Christen in der Sozialdemokratie? Und nun ergiebt sich, daß das ganze Bild auf plumpestem Schwindel beruht. Mit gewohnter Leichtfertigkeit schleudert der „Vorwärts" seine Verleumdungen in die Welt unter dem Schein absoluter Sicherheit: mit „ganz unwiderleglichen Thatsachen" soll die Wahrheit der „Hunnenbriefe erwiesen werden, das Bild soll dafür ein „Dokument" sein! So schreibt er zu Ostern, und heute muß er feststellen, daß das Bild die „Ueberarbeitung einer älteren Hinrichtungsszene **chinesischer Piraten** ist, die in charakteristischer Weise durch einige Veränderungen **brutalisiert** worden ist." — Offenbar sind grade die Europäer später zugefügt; der widerwärtige Gedanke, daß sie wie Jäger sich auf der „Strecke" photo-

graphieren ließen, entstammt einem profitsüchtigen Photographenhirn. — Mit den Boxern hat das Bild nichts zu thun, und mit dem Christentum schon gar nichts. Der ganze Angriff des „Vorwärts“ mit seinen aufreizenden bluttriefenden Phrasen ist eine Farce. — Aber der „Vorwärts“ findet kein Wort des Bedauerns. Sondern statt sich selbst Ohrfeigen zu geben, schlägt er auf ein Missionsblättchen los, in dem das gleiche Bild, wie es wohl von einem Missionar herübergesandt ist, abgedruckt wurde. Ob es geschmackvoll war, solch Bild abzudrucken, mag dahinstehen; immerhin wird sich die Wiedergabe eines in China vielfach verbreiteten Bildes rechtfertigen lassen. — Aber wer so wilde Angriffe erhebt wie der „Vorwärts“, ist verpflichtet, sein Material zu prüfen; es ist wieder wie beim Tuckerbrief. — Verpflichtet? Wieso? — Hat er nicht sein Ziel erreicht und den ihm gefährlichen Klang der Osterglocken mit Kreischen übertönt?

Berlin, 17. April 1901.

Auf dem Lande wohnen auch noch Leute! Es ist recht lehrreich und interessant, das selbst zu erleben. Sonst glaubt man es doch nicht. — Für den Normalstädter existieren doch eigentlich nur die Stationen, wo die Schnellzüge halten. Die kleinen Stationen der Nebenbahnen sind wie Entdeckungen, und daß es gar noch abseits von der kleinsten Station mitten in der Priegnitz Dörfer giebt — das ist wirklich ein Trost. Irgend wo muß ja wohl das Brot und die Butter und der Schinken herkommen. Ein Waggon weiter vorn grunzt es so vergnüglich; schnüffelnde Rüssel strecken sich heraus. Glänzende Resultate gesunder Erziehung. Arme Kerle, die Großstadt nivelliert. Eure lustige Existenz hat sich bald ausgelebt, und dann hängt ihr so langweilig in langen Reihen, linker Hälften und rechter Hälften, hinter den großen Spiegelscheiben. — Auf den Feldern gehen die Bauern hinter den Pflügen her. Es rieselt leise und andauernd vom Himmel; es bläst frisch über die freie Ebene. Der Bauer bleibt hartnäckig bei seinem Pflug. Ob die Ernte die Arbeit lohnt? — Die Leute in Berlin wollen billiges Brot, darum darf deine Arbeit nicht geschützt werden. Und wenn du dich nicht mehr halten kannst und vom Pflug gehen mußt, — ja warum bist du nicht rechtzeitig von selbst gegangen. Das Land ist für die großen Städte da. Was wollt ihr Bauern denn sonst noch? — Wie er da am Boden entlang flattert, der Storch mit dem großen Schnabel und den roten Beinen. Ein richtiger Jakobiner. Aber nicht mit der Zeit fortgeschritten. Er liebt das Land. Das ist schlimm, nun wird er dem Lande den gesunden lustigen Nachwuchs bringen und der Stadt die klugen Kinder. Aber Gesundheit lebt länger als Klugheit. — Wie will da die Stadt das veraltete Land totkriegen? — Ein Hase ist vom Zug aufgescheucht, er läuft wild querfeldein. Als ob ihm die Eisenbahn ans Leben wollte. Sie kann gar nicht, sie muß ganz genau auf ihren Schienen laufen; ein einziger Schritt vom vorgeschriebenen Wege, und das eiserne städtische Ungetüm bleibt im Sande stecken.

Merkwürdig. In Berlin drängen sich die Leute um Arbeit. Ueberall tönt die Klage in Familien, Vereinen, Werkstätten, daß Arbeit fehlt. 160 Arbeitslose melden sich und keine freie Stelle ist vorhanden! — Und auf dem Lande stehen die Häuser leer, — die Bewohner sind fortgezogen in die Stadt, in den Westen. Für den Winter

kommen sie teils wieder ins Dorf zurück. Aber zur Sommerarbeit kommen die Fremden aus dem fernen Osten. Aus Preußen, aus Posen, aus Galizien. Mitten in der Mark entstehen polnische Sommerkolonien. Es wird gut sein, die Bauernkinder polnisch lernen zu lassen, damit sie sich mit den Arbeitern und Arbeiterinnen später einmal verständigen können. Demnächst wird auf der agrarischen Hochschule auch chinesischer Unterricht erteilt werden müssen.

Es gehört ein starker politischer Wunderglaube dazu, um diese Zustände für vernünftig zu halten. Den ganzen Tag stehen sie drüben vor der Kneipe und die Schnapsflasche geht herum, in die Flasche kriegt man für seinen Sechser mehr als in ein Gläschen. Vor Arbeitsmangel verkommen sie, — und draußen verkommt die Landwirtschaft aus Arbeitermangel. Da liegt die schwierige Aufgabe, vielleicht die wichtigste der Zeit. Die Landwirtschaft zu Grunde gehen lassen? — In der That giebt es noch Häuser in Berlin, in denen neue Kneipen eröffnet werden könnten, um den letzten Resten der „Leute vom Lande" gastliche Aufnahme und Beschäftigung in der Stadt zu bieten. — Das gleiche Ziel kann auch auf dem entgegengesetzten Wege erreicht werden: Manche Agrarier wollen Verschärfung der Strafen für Kontraktbruch. — Ob man damit die Liebe zur Landarbeit heben wird? — In den Jahreskontrakten, die zur Zeit mit den Arbeitern abgeschlossen werden, liegt vielleicht ein Hauptgrund für die Arbeiternot. Wer verkauft sich aufs geradewohl für ein Jahr? — Natürlich, das ist angekränkelte Städterweisheit, die den eigenen überspannten Freiheitsbegriff auf die naiven Kinder vom Lande überträgt. — Aber wenn nun alle Naivität doch nicht vor dem Freiheitsgefühl bewahrt, dann wird man doch wohl damit rechnen müssen. — Auf die Dauer werden die Wanderungen aus dem Osten in den Westen, vom Dorf in die Großstadt ja nicht bleiben; die Heimatsluft wird wieder kräftiger, wärmer zu wehen beginnen und selbst die Wunder der Berliner Wasserleitung werden ihren Zauber verlieren. Gesundheit ist noch mehr! Und gesund sind die Leute da draußen. — Weil die Tagelöhner, die für Naturallohn arbeiten, so gut wie die kleinsten Ackerleute, die ihren Roggen gern teuer verkaufen, um mit billigerem Futter ihr Vieh zu füttern, vom erhöhten Kornzoll ebenso Vorteil haben, wie die großen Besitzer, darum darf man sozial sein und doch für die Zollerhöhung eintreten.

Der Reichstag hat wieder begonnen. Aber es lagert noch Ferienstimmung über dem Hause. Ein liberales Blatt hat über Stöcker die Reichstagsacht ausgesprochen; aus Angst vor solcher Druckerschwärze

ist er nach Italien gereist. Daß die klugen Leute, die doch sonst schon so oft so treffende Vermutungen über Stöckers Ende ausgesprochen haben, das noch nicht gemerkt haben! Stöcker ist gerade rechtzeitig entflohen. Soeben ist eine Zusammenstellung sämtlicher Nichtsnutzigkeiten erschienen, die Bebel und Singer im Reichstag gegen ihn vorbrachten. Was diese beiden Abgeordneten im Gefühl ihrer Verantwortlichkeit nur kurz streifen oder doch nur teilweise wiedergeben konnten, ist nun einmal in das volle Licht der Wahrheit gerückt. Das Verzeichnis ist lückenlos. Ziemlich die ganze Galerie der ernstenMänner ist beisammen, die Stöcker meinten zur Wahrhaftigkeit mahnen zu müssen. Wertvoll an dem Schriftchen ist, daß es auch bringt, was die Gerichte, sogar in ihren obersten Instanzen, über die Vorwürfe zu sagen hatten. — Für alle Gegner Stöckers bietet diese Lektüre hohes Interesse; für die edlen so gut wie für die unedlen, für die ehrlichen so gut wie für die unehrlichen. Beiden wird es bei der Wahl der richtigen Waffen gute Dienste leisten, wenn auch nicht anzunehmen ist, daß einer dieser tugendsamen Männer der Wahrheit — wie etwa Herr Bebel — sich soweit erniedrigt und ungerechte Beschuldigungen zurücknimmt. Den Freunden Stöckers kann das Schriftchen helfen, solche, bei denen es sich lohnt, von verkehrten Vorurteilen zu befreien. Bisher fehlte eine übersichtliche, rein sachliche Darstellung dieser durch die Kleinlichkeit der Vorwürfe komplizierten Prozesse. Mancher der bekannten „Ja-aber"-Freunde kann durch die Broschüre zu einem frohen „Ja-also"-Freund gewonnen werden. — Für die vielen ängstlichen Christen, die durch Widrigkeiten, die Stöcker zu erdulden hatte, von der öffentlichen Wirksamkeit zurückgeschreckt sind, kann die Schrift eine Gewissensmahnung sein, des Bruders Last zu tragen und zu ihm zu stehen gegenüber denen, die allerlei Uebles gegen ihn redeten und daran logen. — Auch für die wird die Schrift Interesse haben, die mit charaktervoller Gleichgültigkeit, wie die „Hilfe", dem Kampf zwischen Stöcker und der Sozialdemokratie zugesehen haben, und zwar kein Wort der Entrüstung über die unqualifizierbaren, auf mangelhafter Information beruhenden Angriffe der Sozialdemokraten fanden, aber an Stöcker ihre Kritik übten. — Wenn man nach einem einzelnen Ergebnis der Debatte fragt, so ist es dies: daß Bebel behauptete, und demnach doch wohl der Meinung war, daß Singer wegen der schamlosen Aeußerung seines Kompagnons das Geschäft verlassen habe, während Stöcker aus dem Gerichtsurteil das Gegenteil bewies. Der „Vorwärts" hat bis heute das Urteil nicht gebracht!

Berlin, 24. April 1901.

Björnson ist wieder hier gewesen. Und das litterarische Berlin hat ihn gefeiert. Er hat sich bedankt in so schlichten Worten, daß das litterarische Berlin erstaunt war. Er sprach, sogar beim Diner von Idealen, von Freiheit und den andern hohen Gütern. Er war hier, um sich sein Glaubensdrama anzusehen, das immer noch volle Häuser macht. Aber er sprach nicht wie ein glücklicher Geschäftsmann, sondern wie ein wirklicher Idealist. Die Welt des Theaters ist eine Welt des Scheines. Es giebt Kenner, die die ganze Coulissenkunst samt der Kritik und dem Ruhm für geschickte Mache halten. Hinter den Coulissen sollen die sitzen, die Schauspieler, Dichter, Kritiker und Publikum an ihrer Strippe haben. Zur Zeit plaudert wieder einer im Feuilleton des „Vorwärts" aus der Schule. Ein Eingeweihter schreibt davon, wie Theater begründet, Stücke angenommen und Aufführungen eingerichtet werden. Es muß einem der Ekel ankommen vor diesem Kunstpöbel, der die ästhetische Bildung der Gebildeten beherrscht. Nach dem Roman im „Vorwärts" sind es die gemeinsten Mittel, die zum Erfolge führen. Die Farben sind stark aufgetragen und die Satyre regiert oft die Gestalten. Aber wo bleibt der Protest der Gesellschaft, die an den öffentlichen Schandpfahl genagelt ist? Der Held des Stückes, ein Volksschullehrer, der sich als Dichter fühlt, ist ein Hanswurst; gegen diese Art Tendenzdichtung wäre ein Protest gewisser Lehrerkreise, die sonst der Tendenz so abhold sind, am Platze. Da liegt es doch über dem alten verstaubten Typus des immer hungrigen Dorfschulmeisters wie ein Schimmer freundlicher Romantik gegenüber diesem modernen dünkelhaften Kunst- und Gesellschaftsschaf. — Immerhin ist er das Opfer der Gesellschaft. Aber diese Gesellschaft der Künstler, Kritiker, Theaterdirektoren, Kunstmäcene und Weiber? Sind sie nach dem Leben gezeichnet? Wenn nicht, warum erhebt sich nicht ein Sturm der ja längst organisierten Kunstgläubigen gegen diese Entweihung der heiligen Hallen? Rören mit seiner Abneigung gegen Böcklinsche Wassernixen ward als Barbar verschrien. Aber was wollen seine schwächlichen Angriffe bedeuten? Im „Vorwärts" erhebt ein Romanschreiber die Anklage, daß im Reich der Kunst eine Clique herrscht! Grundstücksspekulanten, fade Lebemänner, betrügerische Hochstapler, jüdische Federfuchser und Nachdichter, delirierende Direktoren und professionelle Ehebrecherinnen beherrschen Kapital und Presse, Kunst und Kritik! Ist das wahr? — Das soll in Berlin möglich sein? — Die Leute geben sich, als wären sie in Ber-

lin-W. zu Hause. Ich konnte noch nicht hinter diese Coulissen sehen. Darum kann ich mich auch nicht zum Verteidiger dieser Kunstgesellschaft aufwerfen. Aber wo bleibt der Goethebund? Wo bleiben die Blitze, mit denen er den Verläumder zu Boden schmettert? Solch Nachtbild haben die finstersten Pfaffen noch nicht vom lichten Reich der Kunst entworfen, wie dieser Prophet der leichten Feder im Mantel des Eingeweihten. Warum donnerte man so gegen die Pfaffen und schweigt von diesem Kollegen? Oder war es damals nur — Theaterdonner? Sollte es gar „Theaterpfaffen" geben? Vor der Bühne Augenaufschlag und Schwung, Freiheit der Kunst, neue Ideale, reinere Sittlichkeit; und hinter der Bühne grüßen sich die Auguren und zwinkern und lächeln über die Pikanterien des Eingeweihten?

Mag es wahr sein, daß es einen „Ring" giebt, eine „bunte Reihe", die sich vorwärts schiebt zu Geschäft und Ruhm — Björnson gehört gewiß nicht in den Ring. Er hat so Ernstes und so Liebliches, so Großes und so Reines geschrieben, daß ich glaube, ihm haftet der Straßenschmutz nicht an und wenn er mitten hindurch geht. Aber wunderlich ist es gewiß, daß Björnson bei Paul Lindau zu Gaste ist, daß er ihm besonderen Dank widmet! Es ist wahr, daß der jetzige Leiter des Berliner Theaters das Björnson-Werk „Ueber unsere Kraft" zu brillanter Darstellung gebracht hat. Aber genügt das für den persönlichen Verkehr?

Tiefe Fjorde trennen die Zweifel des nordischen Dichters von unserm Glauben, im Urteil über den Adel der Persönlichkeit sind wir gewiß eins.

Sollte Mehrings Broschüre „Kapital und Presse" ihm nie in die Hände gekommen sein? Ist es ihm verborgen geblieben, welche Mittel einst ein gefürchteter Kritiker anwandte, um eine junge wehrlose Schauspielerin aus Berlin zu verjagen?

Erich Schlaikjer berichtet im „Vorwärts", wie ihn Lindau zu Gast geladen, um mit Björnson zusammen zu speisen. War es nicht Schlaikjer, der Lindau, den Meininger Theaterdirektor, bei seiner Rückkehr nach Berlin so begrüßte, wie man nur Leute begrüßt, die man nicht willkommen heißt? — Jedenfalls ist Schlaikjer orientiert über „den berühmten Mann". Und doch —?

Gewiß ist es wertvoll, Björnson zu grüßen und mit ihm große Gedanken zu tauschen. Aber noch wichtiger und wertvoller ist es, den Schein zu meiden, als ob auch im Reiche der Kunst, diesem Garten der Freiheit, der Erfolg über den Wert der Persönlichkeiten entscheidet. — Sonst hat der Eingeweihte recht und die Kunst — ist Geschäft.

Berlin, 1. Mai 1901.

Maigewitter sind sentimental. Alles blüht und duftet und ist im Herzen recht vergnügt. Da zieht der Himmel ein melancholisches Gewölk über die Stirn und seufzt schwer über die nichtsnutzige Welt. Das klingt recht tragisch, aber es geht vorüber. Nur einen Regenschirm braucht man, um das Ganze zu überstehen.

So ein rechtes sanftes Maigewitter, ein bischen Seufzen und ein bischen Donnern und ein bischen lustig sein, das war diesmal der erste Mai. Man hatte ein ernstes Grollen erwartet, wohl gar ein rechtes Donnerwetter, nun entlud sich alles so sanft und nicht mal recht ausgelassen konnte man sein, weil es so anhaltend sanft vom Himmel regnete.

Die Brüsseler internationale Centrale hatte sich viel Mühe gegeben, das merkte man den Aufrufen im „Vorwärts" schon seit Wochen an, sie wollten gern ein wenig den tragischen Helden spielen. Diesmal sollte die Welt staunen! Ueber den verregneten 18. März tröstete man sich mit der Hoffnung auf den 1. Mai. Und nun ist der wieder verregnet.

Die ganze Sache ist recht verkehrt angefangen und die Realisten in der Partei sind der Mairesolutionen und familiären Volksfeste gewiß längst überdrüssig. Aber um der Ehre willen feiert man weiter.

Man demonstriert für den 8stündigen Arbeitstag. Aber die Zeit ist so flau, daß man vielleicht schon lange nur 6 oder 7, manche sogar nur 4 Stunden Arbeit hatten. — Man hätte gern mehr Arbeit, aber man macht sich einen Feiertag.

Ich kam zu spät zu Bernsteins Festrede. Ich hätte gern den heimgekehrten Exulanten gehört, den Ketzer der Partei, den Liebknecht einst für einen dummen Kerl erklärte, weil er gegen Marx die Feder erhoben. Gewiß hat er zu Beginn seiner ersten öffentlichen Rede auf dem Boden der Heimat dem Kaiser Dank abgestattet, weil er ihn ohne Grund, nur aus Edelmut über die Grenze ließ. — Die Zimmerer strömten schon aus dem Lokale; der eine kauft sich schnell noch ein rotes Blümchen ins Knopfloch, die anderen sitzen schon an der Ecke in der Kneipe und besprechen das Festprogramm. —

Ob die Feiernden zufrieden sind, daß sie sich ihren Feiertag erzwungen haben? — Einige machen gezwungene Gesichter. Sie sind auf 6 Tage nun zu Feiertagen verurteilt. Das ist ja doch die reine Niederträchtigkeit, sie wollten nur einen Feiertag, nun haben sie sechs. Daß die Arbeitgeber auch so wenig Spaß verstehen! — Mutter und die Kinder werden gar nicht recht vergnügt darüber sein. Aber vorläufig wird ein Frühschoppen getrunken. Als ob das nur die Korpsstudenten könnten, von denen der „Vorwärts" neulich solch goldenes Bild gemalt.

Da schlägt es 12. Die katholische Kirche erhebt ihr Mittagläuten. — heute am 1. Mai. Die Thore der großen Allgemeinen elektrischen Fabrik thun sich auf und heraus quillt ein Strom von Arbeitern, bald sind alle Straßen schwarz von den Tausenden, die zum Mittag nach Hause hasten. Und das soll ein Feiertag sein!

Was ist das für eine verregnete Demonstration! Nur die feiern, die von oben Erlaubnis bekommen. Die großen Fabriken lassen sich nicht zwingen und — die Demonstration beschränkt sich dann gehorsam auf unschädliche Freiheitsäußerungen. Vielleicht giebts ausdrücklich die Erlaubnis, nachmittags zu feiern. Aber ist das dann noch eine Maifeier? Es ist sehr verständig, daß man den Kampf scheut. Und daß man nicht aus kindischem Trotz die Familie aufs Spiel setzt. Aber freilich, dann muß man auch nicht vorher mit fröhlicher Tapferkeit den Kampf ankündigen. Sonst schmunzelt der Feind über die Worte und denkt sich sein Teil.

Im Maien, im Maien! Als ob ein einziger Mensch ihnen nicht gönnte, daß sie den Staub aus Augen und Kehle loswürden! Und daß sie ein recht frohes Herz bekämen. Aber nun regnet es! Und die Kinder sehen bekümmert auf ihre neuen Kleider, nun wird aus der Landpartie nichts. Nicht einmal ein paar Stunden Waldluft hat man von der ganzen Maifeier. Im besten Fall Massen-Konzert, Schießbuden, Radau und Feuerwerk. — Ein lustiges Stücklein singt Herr Joc über die lustigen Vögel im Walde, die ihren Mai feiern mit viel Gesang und wenig Respekt vor den würdigen Menschen. Lieber Herr Joc, wenn doch Ihre Maikameraden so vergnügt wären wie die vergnügtesten Spatzen und so munter wie die sorglosen Waldvögel. Aber das ist ja die graue Wolke über dem Maihimmel: wir feiern im Mai den Klassenkampf, wir sind grimmig und zornig und zielbewußt und sind gar nicht recht von Herzen fröhlich. Wir strichen am liebsten den grünen sprießenden Wald rot an, damit er auch paßte zum Partei-Mai!

Schlaikjer hat unter die Mai-Festnummer seine Zensur geschrieben: „Es steckt zuviel Partei- und Zeitungsdeutsch in der Sache". — Das ist unsere Meinung auch vom ganzen Maifest. — Und wenn dann das bischen noch verregnet, dann haben wirklich nur die Partei-Budiker eine Freude von diesem Vergnügen.

Darum aber ist es doch wahr: es geht ein Zug großer Sehnsucht durch dies Feiern und darum mag ich es nicht schelten, so zwecklos es ist. Glühende Sehnsucht flammt aus dem Mailied, das der „Vorwärts" brachte: „Ist es nicht unsere Sonne auch?" Köstliches Ahnen der Freiheit, Hoffnung auf die Zukunft, die den Frieden bringt. Wo solche Ideale die Herzen erfüllen, da mag es Feuer geben, das edle Güter verzehrt, wenn es ausbricht, aber es ist doch Glut und Leben.

Doch tausendmal lieber die Maifestzeitung und das Mailied des „Vorwärts" als die Montagsausgabe des „Kleinen Journals", das sich auf den Säulen breitmacht, um aller Welt zuzurufen, daß sie für 5 Pfennig eine feine, gemeine Geschichte lesen kann! Eine Kupplerin ist verhaftet, vornehme Herren waren ihre Kunden. Das „Kleine Journal" bringt Reminiscenzen und macht damit Geschäfte! Es ist ja schon berühmt geworden durch Reminiscenzen aus dem Ballhausleben! — Wer will es der Sozialdemokratie verdenken, daß sie sich heraussehnt aus einer Gesellschaft, in der Liebhaber des „Kleinen Journals" wirklich große Rollen spielen können. — Die Sozialdemokratie ist ein Gift, das mit schärfsten Mitteln bekämpft werden muß, weil es hitziges Fieber hervorruft, dem der Körper auf die Dauer nicht standhält; aber lieber am hitzigen Fieber sterben, als lebendig verfaulen!

Gegen Mitternacht ging ich über den Potsdamer Platz. Eine feine Kutsche fuhr vorüber mit feinen jungen Herren, sie kamen aus einem feinen Hotel. Bei sich hatten sie ein junges Mädchen, das sie betrunken gemacht hatten. Es ist nur ein Mädchen von der Straße. Natürlich, es wird ja dafür bezahlt. Da mag es den Kopf über den Wagenschlag halten, wir haben unsern Spaß daran! Die Sorte hatte auch den 1. Mai gefeiert. Sie werden auch den 2. und 3. feiern. Was sollten sie sonst thun? — Aber solch Volk entrüstet sich am Ende über die Maifeiern der Sozialdemokratie.

Berlin, 8. Mai 1901.

Die Elektrische hat Schutzfänger bekommen. Da sie es sich zuletzt angewöhnt hatte, monatlich regelrecht ein paar unschuldige Fußgänger totzufahren, griff man ein. Alle möglichen Systeme sind probiert, nun soll eins gefunden sein, das es einem fast zum Vergnügen macht, elektrisch umgefahren zu werden, der Anprall erfolgt elastisch und man wird wie auf einem Präsentierbrett aufgefangen und mitgenommen. Ob die Verlustliste nun abnehmen wird?

Für die Berliner war die Wildheit der Elektrischen schon zur Selbstverständlichkeit geworden. Sehr niedlich ist die wahre Geschichte aus der Schule; die Lehrerin fragt, warum machten sich wohl die Eltern Sorge, wo das 12 jährige Jesuskind geblieben war? und ein kleiner Bursche antwortete treuherzig: „Sie dachten, valleicht is a unter de Elektrische gekommen.“

Neben den Schutzfängern hat man ein anderes Rettungsmittel versucht: der Elektrischen ist ein ruhigeres Tempo vorgeschrieben. Böse Leute behaupten sogar, daß das aus Rücksicht auf die Konkurrenz der Droschkengäule zweiter Güte geschehen sein soll. Die kamen nicht mehr mit. Jetzt ist ihre Ehre gerettet. Sie können die Elektrische überholen, ohne auch nur aus dem Atem zu kommen. Namentlich in der Leipzigerstraße, oder richtiger zwischen Tietz und Wertheim, muß es selbst für Leute aus der Provinz eine Freude sein, über den Straßendamm zu laufen. Die Leute aus der Provinz gehen schrecklich gern zu Wertheim; oft die gutmütigsten Leute, aber bei Wertheim kaufen sie doch. Und was sie alles kaufen! Sachen, die sie gar nicht gebrauchen können. Natürlich, es ist ja doch so billig.

Darum hat man auch bei Wertheim eine Haltestelle eingerichtet. Ganz verschämt ruft der Schaffner: Kriegsministerium. Aber dahin wollen die jungen und die alten Damen gar nicht, die nun aus dem Wagen eilen. Sondern gegenüber glänzt es hinter den mächtigen Spiegelscheiben. Sommermoden! Pardon, Frühlingsmoden! Alles

weiß, leicht, duftig! Mäntel und Kleider und Hüte! Fenster an Fenster ein Feenschloß! Wie schade, daß meine Feder so ironisch ausgleitet, ich möchte sonst gern eine Hymne singen auf diese flattrige Herrlichkeit. Aber ich gestehe, ich weiß noch jetzt schwer Homespun und Kaschmir von einander zu scheiden und begriff noch nie, woher die Mode stammt, warum in einem Jahr Topfdeckel und im andern Taubenflügel die schönste Kopfbedeckung sein sollen, warum die Damen in diesem Jahr entzückt sind über engpressende Aermel und vor kurzem begeisterten sie sich für Pumphosen-Aermel. Wenn ich das verstände, es sollte hier glitzern wie hinter den hohen Schaufenstern, vor denen die Rufe des Entzückens nicht aufhören und sich die großen Damen drängen wie die kleinen Mädchen vor dem Puppenladen.

So wollen wir lieber den Kopf schütteln und vorüberschleichen. Wir haben doch solche Capes und Mäntel und Blusen auch schon gesehen? Natürlich, das waren andere und so schön sahen sie auch nicht aus, wie die da hinter den Fensterscheiben. Einmal sah ich sie in einer ganz leeren Stube, viele Treppen hoch im 4. Hof. Es war nichts mehr in der Stube als eine Nähmaschine und ein Stuhl und ein leeres Bett. Mann und Frau machten schöne bunte Capes. Aber sie hatten selbst nichts anzuziehen und alles Ueberflüssige hatten sie verkauft.

Einmal war's in einer engen Küche. Da schlief die Frau mit ihren 3 Kindern in einem Bett. Und sie hustete, während sie nähte. Und durfte doch nicht aufhören zu nähen. Der Mann war ein schlechter Kerl, gewiß. Aber die Frau nähte so fleißig. Konnte sie nicht ein bißchen mehr verdienen, daß sie so elend war und die Kinder so in Lumpen und schmutzig? — Sie ist dann bald gestorben; ihre Lunge hatte sie sich ausgehustet auf so schöne feine Mäntel.

Und Blusen sah ich, so frische, duftige. Die Frau war so hinterher, daß sie recht viel duftige Blusen fertig bekam. Da hatte sie kaum Zeit für ihre Kinder; der Junge wurde ein Spitzbube und die Mädchen starben an der Schwindsucht. — Das hatte die Mutter nun von ihrer unbegreiflichen Liebe zu den schönen Blusen!

Nicht wahr, warum sie auch alle so wild darauf los nähen, daß sie schließlich fast alle die Schwindsucht kriegen oder an quälenden Leiden dahinsiechen, oder sich das Hirn und die Nerven zerarbeiten! Ich kenne so manche von ihnen und sah schon so manche so oder so oder so zu Grunde gehen. Warum darf das sein? Warum macht man diesem wahnsinnigen Nähen kein Ende? Sind die schönen Sachen hinter den Schaufenstern nicht doch zu teuer bezahlt oder — zu billig?

Eine Hilfe gäbe es, eine große Hilfe! Wenn man Löhne bestimmte für jedes Stück; unter dem Lohn darf es nicht gearbeitet werden! Das Rasseln der kleinen Maschinen in den Hinterhäusern würde nicht aufhören, aber vielleicht verlöre es den hastigen, rasenden, fieberhaften Klang! Und — vielleicht rasselte es nicht bis in die Nacht hinein. Vielleicht könnte dann manche fleißige Hand ausruhen, wenn sie in der halben Zeit das verdient hat, wofür sie jetzt bis in die Ermattung hinein sich quälen muß. — Schwierigkeiten? Natürlich, die Sache hat große Schwierigkeiten. Nur scheint mir, daß in einem Kulturstaat Blutarbeit nicht geduldet werden sollte. Daß Christen nicht zusehen dürfen, wenn die Arbeit schwache Frauen in den Tod hineinhetzt und Generationen korrumpiert. O wenn sie besser schreien könnten, man würde auf sie hören, aber so sterben sie einsam, ungesehen, ungehört dahin bei ihren Nähmaschinen. — Aber hinter den Spiegelscheiben da glitzert es!

Davon wollte ich gar nicht erzählen. Ich wollte von der herrlichen Fahrt mit der dort ungehemmt sausenden Elektrischen durch den dunkeln, feuchten Tiergarten erzählen. Vollmond schimmerte zwischen den Wolken, helles Grün leuchtete aus dem Dunkel hervor, der warme Regen trieb die Knospen, daß sie ihr Leben hervorquellen ließen. Und nun ist die Pracht da. — Und dann wollte ich das alte Lied singen vom lustigen Mai, der alles neu macht. — Aber so ist es immer, an den Schaufenstern kann ich nie vorbei, wo ich die Damen vor den lustigen Herrlichkeiten sich entzücken sehe.

Dann sehe ich immer die armen Frauen da draußen in den dumpfigen Häusern. Und dann möchte ich den fröhlichen, reichen, vornehmen Damen immer sagen: wollt ihr denn denen nicht helfen, die euch so schmücken? Ihr könnt ihnen helfen. Sonst fürchtet euch, vielleicht möchten sie euch vergiften mit ihrem kranken Atem!

Und der Mai! — Ja, der hat manches neu gemacht! Er hat uns den Miquel genommen, der doch ein kluger fleißiger Mann gewesen ist und dem wir wichtiges danken. Es ging wie ein Lauffeuer durch Berlin. So populär ist seit Bismarck kein Minister gewesen. — Auch den Postgeneral hat uns der Mai genommen. Nun haben ihn die Leute da draußen. Aber wir werden ihn sehr vermissen. Man freute sich von Woche zu Woche, was wohl nun wieder das Posthorn für neue praktische Weise erfinden würde. Wir Berliner wissen, was wir an der 2 Pfennig-Postkarte haben. Und daß er seinen blauen Jungen bessere Sonntagsruhe geschaffen hat, werden sie ihm auch nicht ver-

gessen. Wie schade, daß er die gelben Paketwagen Sonntags vormittags noch immer rollen ließ. So blieb seinem Nachfolger noch populäre Arbeit. — Rheinbaben haben wir auch verloren; den Vater des Fürsorge-Erziehungsgesetzes, den Freund der Kinder, lassen wir ungern aus dem Ministerium der herzwarmen Initiative in das Reich der kalten Finanzen ziehen. — Der Mai ist ein wunderlicher Prinz. Wir wollen uns seinen Launen beugen; sein Zauberstab schenkt uns vielleicht dann doch ein ungehofftes Frühlingsgeschenk. Wenn er es dem neuen Minister ins Herz gäbe, die armen Näherinnen zu erlösen, ihnen Minimallöhne zu garantieren! Das wäre ein lustiges Singen in den dumpfigen Hinterhäusern: „Alles neu macht der Mai, macht die Seele frisch und frei!"

Berlin, 15. Mai 1901.

Der Reichstag hatte wieder einen großen Tag. Der Herr Vorsitzende der Geschäftsordnungs-Kommission, Herr Reichstagsabgeordneter Paul Singer, führte 200 seiner Herren Kollegen weniger 2 an der Nase herum und trat die Rechte der Majorität mit Füßen. Diese Demokraten haben es wirklich verstanden, den Parlamentarismus zur Karrikatur zu entwürdigen. Wer will ihnen das Vergnügen stören oder das Recht dazu bestreiten? Schließlich hat jedes Parlament den Vorsitzenden seiner Geschäftsordnungs-Kommission und die Geschäftsordnung, die es verdient.

Vermutlich haben die Väter des Reichstags nicht geahnt, welche geistvollen Generationen ihnen folgen würden, sonst hätten sie die Geschäftsordnung weniger mißverständlich verfaßt und ausdrücklich vermerkt, daß im Reichstag wie überall nur Leute mitzureden haben, die dabei sind. — Aber die Herren der Majorität kannten ja doch ihre Pappenheimer. Oder sollten sie die glorreichen Kämpfe um das Sittlichkeitsgesetz ganz vergessen haben? — Dann ist ihnen nur recht geschehen, daß sie von den sympathischen Fingern der Herren Singer und Stadthagen wieder an der Nase gezupft wurden. — Möchte die kompakte Mehrheit noch recht viel solcher ersprießlicher und interessanter namentlicher Abstimmungen erleben! Was für ein erhebendes Bewußtsein: travailler pour — monsieur Singer!

Ob die Herren der Majorität wirklich glauben, mit dieser Geschäftsordnung jemals erhöhte Kornzölle zu erhalten? Es wäre ja sinnlos, wenn die Gegner nicht die Macht benutzten, die allein zum Siege hilft und durch die sie mehr wirken und glänzen als durch Geist und noblesse: ihre Abwesenheit.

Nun jauchzen die Schnapskneipen und ihre Sklaven; das Gespenst ist wenigstens für ein Weilchen verscheucht: der Schnaps bleibt billig. Es bleibt ein unangetastetes Menschenrecht, sich und die Frau und die Kinder billig um Verstand, Gesundheit, Ehre und Glück trinken zu können. Vor einem Jahre rettete Singer die Kunst, jetzt rettete er den Schnaps. Ja, der Mann rettet immer edle Güter.

Ich interessierte mich für diese Branntweinsteuer, seit ich vom „Vorwärts“ darüber unterrichtet bin. An sich sind diese Zollfragen wirklich keine begeisternde Lektüre. Aber der „Vorwärts“ hat sie unter große Gesichtspunkte gerückt. Er hat es ganz klar ausgesprochen, durch die neue Steuer wird eine Preissteigerung des Trinkbranntweins eintreten und ein Ueberangebot von denaturiertem Spiritus hervorgerufen, wodurch dessen Preis verbilligt und das Publikum an die Verwendung von Spiritus für Koch-, Heizungs- und Beleuchtungszwecke gewöhnt werden wird! — Wenn der „Vorwärts“ das sagt, muß man es doch wohl glauben. Wer Schnaps trinkt, muß mehr bezahlen, bravo! wer Spiritus brennt, soll ihn billiger bekommen, noch einmal bravo! — Selbstverständlich haben die Herren der Brennereien ganz einfach ihren Profit dabei im Auge; für reinen Idealismus thun sich nicht 200 Reichstagsabgeordnete zusammen. — Aber das ist ja gerade der große Fortschritt dieser Gesetzgebung, daß sich ein Weg öffnet, die weiten Strecken Kartoffelbodens rentabel zu machen — durch Brennspiritus und nicht durch Schnaps! — Lange genug haben wir unter dem Petroleumring geseufzt; jetzt können wir frei werden, da protestieren die Verteidiger der Volksrechte! Sie fürchten einen deutschen Spiritusring und steuern lieber dem amerikanischen Petroleumkönig.

Wölfe in Schafskleidern nennt der „Vorwärts“ die Feinde des Schnapses, die von dieser Schnapsverteuerung eine Minderung des Schnapsverbrauchs erhoffen; mir scheint viemehr, daß das Schafe in Wolfskleidern sind, die hinter ihrem Singer her für die Interessen des amerikanischen Petroleumskönigs und der Parteibudiker ins Feld ziehen. — Möchte der Schnaps so teuer werden wie der Champagner, was würde da die Volkskraft wachsen, die wirtschaftliche Macht der Arbeiterbewegung zunehmen, die Zahl der Verbrechen sich mindern; was würden die armen Frauen der Proletarier aufatmen!

Ganz leise regt es sich ja in der Sozialdemokratie. Der abstinente Arbeiterverein wird hoffentlich seinen Mut noch nicht verloren haben. Aber wann kommt endlich der Tag, wo der Kreuzzug gegen den Schnaps gepredigt wird in den Arbeiterquartieren und die Arbeiterbataillone in den Kampf ziehen gegen diesen Feind, der noch gefährlicher ist als alle Kapitalisten, weil er ein Feind im eignen Lager ist, der die Kräfte entnervt und die Köpfe müde macht, die Sinne verwirrt und Hoffnungen vortäuscht, der den Maulhelden Beifall und Einfluß sichert.

Für weite Arbeiterkreise gilt es schon nicht mehr für fein, Schnaps zu trinken. Aber die Masse steht noch unter diesem Bann und — die Sozialdemokratie hat einmal wieder eine Gelegenheit verhindert, diesen Bann zu brechen. — Gewiß werden heute sehr viele billige Schnäpse zu Ehren des Ritters vom billigen Schnaps hintergegossen werden. — Auf die Dauer wird das Regiment der sozialdemokratischen Unteroffiziere doch nicht Bestand haben! Vorläufig steigen sie noch in ihrer Selbstschätzung. Sie fühlen sich als Herren von ganz Berlin, auch als Herren der Kirche. Der „Vorwärts" unternimmt es jetzt sogar, sich in den evangelischen Konfirmandenunterricht zu mischen. Ein Pastor hat seinen Konfirmanden ein Flugblatt der Berliner Mission mit nach Hause gegeben mit der Bitte um Gaben für die durch die Kriege in China und Transvaal in Not geratene Gesellschaft. Der „Vorwärts" ist ungebildet genug, sich in diese „Privatsache" zu mischen, die außer dem Pastor und seinen Konfirmanden niemand etwas angeht. — Der „Vorwärts" weiß nicht, daß die Mission Pflicht jedes Christen ist, daß daher der Pastor seine Pflicht versäumt, der seine Konfirmanden nicht zur Liebe für die Mission zu erziehen versucht. Das braucht der „Vorwärts" ja auch nicht zu wissen. Aber einen evangelischen Geistlichen in seiner pflichtmäßigen Thätigkeit zu monieren, das verrät doch einen sehr hohen Grad von Selbstverkennung. — Sollte es dem „Vorwärts" entgangen sein, daß der Besuch des Konfirmandenunterrichts völlig in das Belieben jedes Kindes gestellt ist? Daß er reine Privatsache ist? Es giebt ja doch ein sehr einfaches Mittel, um den Bitten für die Mission zu entgehen: möchten doch die Herren Väter ihre Kinder aus dem Unterricht fortbehalten, wenn sie von Mission nichts hören sollen. Vorläufig wird Herr Singer sich beschränken müssen, auf die Gestaltung der evangelischen Volksschulen Berlins seinen Einfluß auszuüben. Für den kirchlichen Unterricht ist er noch nicht um sein Urteil gebeten worden. Vielleicht wird Herr Singer sagen, die Väter in den Arbeitervierteln haben gar nicht den Glauben der Kirche, sondern als moderne Leute glauben sie nur an die Partei. Aber warum schicken sie dann ihre Kinder noch zum kirchlichen Unterricht —?

Dieser oft unbegreiflich thörichte Haß gegen die Kirche wird ihr nicht schaden. Er hält sich nur durch Verleumdung der Kirche als die Dienerin des Kapitals und der Machthaber! Wenn ein Organ wie das „Kleine Journal" Verbindung mit kirchlichen Kreisen nachweisen kann, dann reibt sich der „Vorwärts" vergnügt die Hände. Ein sauberer ungarischer Ehrenmann ist jetzt abgethan, der sich in die Gunst

vornehmer kirchlicher Kreise eingeschlichen hatte. Er gab ein von Sentimentalität und schwulstigem Byzantinismus überquellendes Organ heraus, von dessen erster Nummer ich früher berichtet habe. Das Blatt nannte sich „Das gute Herz“ und durfte sich damals als Organ angesehener Wohlthätigkeitsbestrebungen bezeichnen.*) Jetzt ist der Ungar als Helfershelfer in einem schmutzigen Prozeß verurteilt. Seine Freundschaft wird nicht mehr Schaden anrichten können.

Erinnern Sie sich noch an Marie Madeleine, Baronin v. Puttkammer? Die „Welt am Montag“ brachte ihre schwülen Pikanterien. Jetzt ist etwas Wunderbares geschehen: Marie-Madeleine schämt sich! Im „Ueberbrettl“, dem Theater des modernen Dichters und Heinzemannes Wolzogen, sollte eine „pikante Skizze“ der „pikanteren“ Dichterin gesungen werden. Die Sängerin aber ließ verkünden, daß sie nichts mit den Ansichten der Dichterin zu thun habe, die sie jetzt vortragen werde. Da ist Marie-Madeleine in der Loge entrüstet aufgesprungen und hat protestiert, auch sie habe nur „rein objektiv geschrieben“. Also sie schreibt nicht wie Goethe oder sonst ein Dichter, was sie innerlich erlebt; — das soll man nicht meinen, das wäre ihr doch zu genierlich. Sie schreibt Pikanterien „objektiv“, mit kühlem Blut. — Auf deutsch: sie schämt sich. — Die „Welt am Montag“ berichtet über den Protest der Dichterin und schreibt dann weiter: „Die Gallerie brüllt, das Parkett grinst, in den Logen lächelt man.“ — Nicht wahr, eine feine Gesellschaft, eine Gesellschaft edler Seelen und großer Gedanken? „Brüllend, grinsend, lächelnd“ — so trampelt der Kunstpöbel über die Frauenehre dahin. — Wen wundert's, daß sie sich gegen die lex Heinze wehrten! Sie wollten nicht, daß die edle Kunst erwähnt würde in einem Gesetz, das gegen die Zuhälter gerichtet war.

*) Vergl. S. 61.

Berlin, 22. Mai 1901.

„Es ist die Kirche die Versammlung aller Gläubigen, bei welchen das Evangelium gepredigt und die heiligen Sakramente laut des Evangelii gereicht werden" — wie wunderlich einen der Satz anmutet. Zwar er stammt aus dem stolzen Bekenntnis der Lutherschen, abgelegt vor Kaiser und Reich, gepriesen Jahrhunderte hindurch, als Fundament gelegt für die Kirchen, die sich die evangelischen nannten, — aber die Sache hat nun doch wohl nur noch historischen Wert. Ein ander Mal wird das Bekenntnis noch deutlicher, da nennt es die Kirche die Versammlung der „wirklich Gläubigen", — diese Intoleranz ist aber doch nachgerade für ein christliches Bekenntnis unerhört. Kirchenväter der neuen Zeit, so der bekannte, im kirchlichen Wahlkampf Berlins einflußreiche Großdestillateur, Max Schulz, fordern eine moderne Kirche, in der auch die Platz haben, die an nichts Ueberirdisches glauben. Und schließlich, wo sollen denn die trefflichen Christen bleiben, von denen mir einer erklärte: „„Na deswegen kann ich doch Christ sein, wenn ich auch an Gott nicht glaube." — Nein, es wird Zeit, mit den alten Vorurteilen aufzuräumen und die christliche Kirche der Zukunft entgegenzuführen, die Häckel in seinen Welträtseln prophetisch kündet, wo man in den Kirchenhallen, in denen jetzt die Lieder zum Lobe des Dreieinigen klingen, sich versenken wird in die Herrlichkeit der ewigen Materie, die in unendlicher Entwickelung entstehen und vergehen läßt, und wo man anbeten wird die wunderbaren Ausscheidungen des Hirns, die uns freigemacht haben vom alten Aberglauben an einen Schöpfer Himmels und der Erde, an eine Erlösung, an ein ewiges Leben.

Vor allem muß der Dünkel derer gebrochen werden, die noch den alten Bibelglauben festhalten und darum glauben in der Kirche heimatberechtigt zu sein. Immer noch haben diese beschränkten Menschen es nicht begriffen, daß für die moderne Kirche die Bibel wirklich nicht maßgebend sein kann. — Nun die Zeit wird ja kommen, wo sie mitsamt ihrer intoleranten Bibel aus der Kirche hinausgewiesen sind, mögen sie sich auf die Teufelsinsel irgendwo im Ozean zurückziehen

und den Fortschritt der Kultur nicht länger aufhalten. Vorwärts geht es ja auf der Linie zu diesem noch immer so fernen Ziel. Schon findet sich doch gelegentlich selbst ein Geistlicher der Kirche, der so witzig über die Bibel vor Volksversammlungen spricht, daß die Form seiner Aeußerungen den „Eindruck der Frivolität" macht. Heil dem tapferen Manne! Wenn die Dunkelmänner darüber ihr „schmerzliches Bedauern" aussprechen, wir verbitten uns das! Das ist Ketzerrichterei! Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet! Elende Ketzerrichter! Die Macht haben wir wenigstens, zu verhindern, daß die Synode diesem ihrem tapferen, wenn auch abwesenden Mitgliede ihr Bedauern über sein Auftreten ausspricht. Und wenn wir die ganze Synode sprengen sollen — wir sprengen, wir machen Obstruktion, wir verlassen alle den Saal, sodaß die Majorität beschlußunfähig wird. Aber Freiheit und Ehre sind gerettet!

Ist diese Satire zu scharf? Gewiß, wie jede Satire. Und sie paßt nicht auf manchen ernsten Mann jener Seite. Aber ebenso sicher paßt sie auf viele, die auf das Heldenstück der liberalen Obstruktion stolz sind. Da reibt man sich vergnügt die Hände, da lächelt man so höhnisch und jauchzt ordentlich über die Vergewaltigung der „elenden Ketzerrichter".

Zu oft wird die Kirche solche Obstruktion nicht erleben dürfen oder — sie wird zusammenbrechen. Oder glaubt man wirklich, daß die ernsten Christen auf die Dauer einer Kirche angehören werden, in deren synodalen Organen es nicht zulässig ist, über ein „schweres Aergernis", das ein Geistlicher gegeben, schmerzliches Bedauern auszusprechen? Liberale Theologen selbst sprachen, auch auf der Synode, ihr Bedauern über das Auftreten ihres Kollegen aus. Trotzdem halfen auch sie, der Majorität zu wehren, diesem Bedauern als Beschluß der Synode Ausdruck zu geben.

Es ging die Erwartung, daß die liberale Seite selbst Veranlassung nehmen würde, das Auftreten ihres Gesinnungsgenossen zurückzuweisen. Kein liberales Prinzip wurde verletzt, wenn man das Aergernis, das gegeben war, bedauerte. Statt dessen hat man die Synode gesprengt, um dies Bedauern zu verhindern. Singer hat schnell Schule gemacht. Man verließ den Saal und die Zurückbleibenden waren nicht mehr zwei Drittel der Mitglieder. Mit 70 Stimmen gegen 4 wurde das Bedauern ausgesprochen, aber dieser Beschluß ist kein „gültiger" Beschluß!

Für den unbeteiligten Zuschauer entbehrt der Kampf der Liberalen nicht der Heiterkeit. Es hat Sinn, wenn Singer durch seine Obstruktion die Landwirte am Geldbeutel schädigt, aber welches Ziel konnte die Obstruktion auf der Synode haben? — Wenn es sich noch um Kirchensteuern gehandelt hätte! Aber nun haben trotz allem 70 Synodale ihrem schmerzlichen Bedauern Ausdruck gegeben. Das wäscht keine Obstruktion weg. Und gesagt ist auch alles, was zu sagen war. Nur 4 haben gegen das Bedauern gestimmt. Die übrigen zählen nicht mit. So ist die Meinungsäußerung dieser riesigen Majorität um so eindrucksvoller. Es ist etwas Schönes um Solidarität; die haben diese liberalen Kirchenvertreter bewiesen. Vielleicht werden sie noch manchmal verwundert sein, wenn man sie an dies solidarische Zusammengehen mit dem Geistlichen, der durch die Art seiner Bibelbehandlung „schweres Aergernis" gegeben hat, erinnert. Möchten sie sich dann nicht beleidigt fühlen!

Es ist kein Schade, wenn ein dunkler Weg durch Blitze grell beleuchtet wird. Man sieht dann, wo man steht, vielleicht — nahe am Abgrund. Die begonnene Obstruktionstaktik zeigt nun, was wir in der Kirche noch zu erwarten haben. Ob nun wohl noch jemand ruft: „Friede, Friede?" Oder ob die, die es zuerst angeht, die Gefahr sehen und den Kampf aufnehmen, der es den Bibelgläubigen möglich macht, in der Kirche wenigstens ihres Glaubens zu leben? Zur Zeit sind sie in der Kirche vor der Verspottung ihres Glaubens nicht sicher. Aber Pfingsten werden sie fröhlich feiern.

Berlin, 29. Mai 1901.

Ueberall schwankende Maienzweige, vor den Thüren, vor den Fenstern, an den Elektrischen. Ueberall kleine und große Mädchen in neuen hellen Kleidern, daß man die Augen schließen muß, wenn die Sonne darauf strahlt. Zwischendurch ein Junge, der auf dem Kalmus piept. So sieht es zu Pfingsten in Berlin aus. Es ist zu Pfingsten wirklich hübsch in Berlin. Besonders deshalb, weil die meisten Berliner nicht zu Hause sind. Sogar die Kneipe mir gegenüber war geschlossen und kein einziger Betrunkener stand davor. Zu Pfingsten ist alles draußen, um sich draußen Guten Tag zu sagen und sich zu wundern, warum alle Leute grade denselben Weg gehen, wie man selber. Abends auf der Rückfahrt wird es meist ungemütlich, weil nun alle mit demselben Zug zurückwollen. Aber der Berliner ist an diesen Kampf um das Dasein gewöhnt. Ich glaube, für viele gehört er zu Pfingsten. Das nächste Mal geht es doch wieder mit Mutter und den Kindern auf Landpartie. Strapazen müssen doch auch sein. Kein Vergnügen ohne Strapaze. Abends räsonniert Vater und Mutter ist geladen und das kleine Dreijährige schläft und schreit umschichtig. Aber — zu Pfingsten keine Landpartie, das ist ja grade so, als ob die Frau Geheimrätin auf ihre Sommerkur verzichten sollte.

Es ist doch eine Freude, daß der Zug des Herzens einmal mit elementarer Gewalt die Massen dem Häusermeer entführt. Ich kann es nicht bedauern, so wenig wie das Radfahren; mag sein, daß hier und da einer an der Kirchenthür vorüberfährt, der früher hineinging. Dann ist es Aufgabe der Kirche, ihnen nachzufahren in den grünen Wald, an den blauen See und ihnen dort Gottes Herrlichkeit zu deuten. Viele werden draußen williger hören. Die Kirche wird noch lernen, den Modernen modern zu werden, „um ihrer etliche zu gewinnen". Um so fester kann sie an ihrer alten ewigen Wahrheit halten.

Darum war es vielen betrüblich, als am ersten Festtag der Regen niederfloß. Wie hingen die luftigen Flitter! bei vielen noch unbezahlt. Und als sie von draußen hereingetrieben waren, da klärte sich der Himmel auf und — wie gut, daß es noch 2 Feiertage gab!

Leider haben die wenigsten den Genuß von ihrer Freiheit, den man ihnen gönnen möchte. Sie haben noch nicht gelernt, richtig zu genießen. — Sie setzen sich in den vollen Wirtshausgarten zu ihrem Bier und lassen sich die Ohren voll Blech schmettern — während sie ausgestreckt auf dem Waldboden viel lustiger leben könnten. Aber es ist einfach Thatsache, daß vielen Großstädtern das Auge für die schöne Natur fehlt. Darum fehlt vielen die Ehrfurcht vor dem Wald. Sie lassen ihr Stullenpapier zum Schrecken des Wildes liegen, sie reißen die Blaubeeren mit der Wurzel aus, sie brechen die Zweige und lärmen durch den Wald. Ein Park nach dem andern schließt seine Pforten vor dem Berliner Massenbesuch. Tegels Schloßpark, wo die Humboldts gebettet sind, hat sich jetzt auch geschlossen, weil Unvernunft böse gehaust hat.

Mein Spezialkollege im „Vorwärts“, Herr Joc, hat treffliche Ratschläge gegeben für die Ausflügler. Daß sie nur ja nicht vergessen, ihr Stullenpapier, Eierschalen, Blechbüchsen und Bierflaschen im Walde liegen zu lassen, daß sie sich den Spektakel der Waldvögel nicht gefallen zu lassen brauchen und daher tüchtig lärmen sollen, daß sie Farren, Beeren, Kraut und Blumen ausraufen, daß sie namentlich im Wald und auf der Haide sich nie nüchtern zeigen sollen. — Ob dieser Hohn der Verzweiflung Erfolg hat? Jedenfalls verdient dieser energische Versuch ästhetischer Erziehung Dank. Man soll sie nicht überschätzen. Aber wer erst die stille schöne Natur liebgewonnen hat, dem wird die Atmosphäre der dunstigen Agitationsknospen zuwider werden. Es wäre schon etwas gewonnen, wenn an gewisse sozialdemokratische Führer der ästhetische Maßstab gelegt würde.

Der „Vorwärts“ brachte auch sonst manche Erquickung. Sein Pfingstartikel schlug zwar wieder dem Programm ins Gesicht: „Unser Feiern gilt nicht überirdischen Uebersinnlichkeiten einer e i n g e b i l d e t e n Jenseitswelt.“ Womit erwiesen ist, daß ein Christ ihr Pfingsten nicht mitfeiern kann. Aber sonst war der Pfingstartikel erfreulich wegen seiner frischen fröhlichen Hatz gegen Bernstein. Der hat neulich einen Vortrag bei den sozialwissenschaftlichen Studenten über „wissenschaftlichen Sozialismus“ gehalten und die „Wissenschaftlichkeit“ des Sozialismus abgewiesen. Da ging ein Zittern durch den Thronsaal der Potentaten Marx und Engels. Sie merken, es geht um Sein oder Nichtsein; denn was soll die ganze Sozialreform, wenn die Entwickelung sich nicht mit wissenschaftlicher Notwendigkeit vollzieht und beweisen läßt. Was hat es für Zweck, wenn hier und da etwas gebessert wird — wir warteten auf den Tag der allgemeinen Freiheit. Um das andere lohnt sich der große Kampf nicht.

Bernstein ist dem Vorwärts so unangenehm, wie Luther dem Papst, zuerst wurde von seinem Vortrag mit bezeichnender Kürze berichtet. Vor offener Polemik scheut das offizielle Blatt noch zurück, aber im Pfingstartikel kocht der alte Geist über: „der heilige Geist, der zum heiligen Kriege treibt, das ist die Wissenschaft, das ist der Sozialismus.“ — „Die Wissenschaft ist nicht eine bloße Sammlung von Einzelthatsachen, ihre höchste Gestalt vielmehr ist die Erkenntnis der Forderungen, die die Menschheit an sich stellt, um die menschlichen Ziele zu erreichen, den menschlichen Idealen nachzuleben.“ — Damit ist Bernsteins kritischer, auf Einzelforschung hinarbeitender Sozialismus abgewiesen; es soll bei dem alten Wunderglauben an die Wissenschaft bleiben. Gleichzeitig bestätigt Kautsky, daß es sich um „Gegensätze von der größten praktischen Bedeutung“ handelt. Kampfmeyer, der in Bernsteins Wegen wandelt, bildet mit seinen Genossen „ein Element der Zersetzung der Sozialdemokratie“. Ganz leise wird angedeutet, daß man mit diesen Elementen in der Partei leicht fertig werden könnte . . . Und wenn man dann noch den Streit um den Minister Millerand unter den französischen Genossen liest, — so können einem die Sozialdemokraten fast leid thun. Es war für sie kein fröhliches Pfingsten trotz aller arrangierten Frühkonzerte.

Die Welt am Montag, das Reklame-Institut für den Verlag Langen in München, giebt wieder einmal zum Kopfschütteln Anlaß. Schlaikjer schreibt von einer neuen Künstlerschaft, „Schall und Rauch“, und wie einst beim „Ueberbrettl“ bedauert er, daß die Darbietungen „zu korrekt, zu litterarisch, zu anständig“ sind. „Es darf im Himmel und auf Erden nichts, aber auch gar nichts geben, was vor ihrem Spott sicher wäre“. Bei allem Respekt vor dem Ausleben der künstlerischen Sujektivität, — solches Urteil bleibt unverständlich. Wir glauben es Schlaikjer, daß er wirklich nicht „den Schmutz liebt“, aber er hat recht, man spricht völlig verschiedene Sprachen. Er wird es vielleicht auch nicht Spekulation auf die Lust am Schmutz nennen, wenn die gleiche Nummer der „Welt am Montag“ den „Simplicissimus“ empfiehlt: „Was für den Kenner“; zwei Bilder, „darunter ein sehr pikantes.“ — Wer soll den Streit entscheiden? Vielleicht am besten der alte Ausschreier, der mit seiner Mappe schmunzelnd namentlich einer gewissen Sorte Goldjungens zuwinkt; er bietet den Simplicissimus aus und das „Kleine Witzblatt“ und den Satyr: „Es ist heute wirklich dufte“. Er findet reißend Absatz. Der kennt sein Publikum und sein — „Kunstverständnis“!

Berlin, 5. Juni 1901.

Zeit der Kongresse! — Gewiß würden wir übermütig, wenn wir in der Zeit der aufblühenden Wiesen und neugeschmückten Wälder stille freie Stunden hätten, darum erfand man grade für diese Zeit die Kongresse! Die Natur will das nicht, darum läßt die Sonne ihre heißesten Strahlen auf die Mauern glühen. Früher hatte sie mit dieser List einmal dem Wandrer den Mantel ausgezogen, das war zu Goethes Zeiten. Aber wir sind über die Zeiten der ästhetischen Theekränzchen hinaus. Leute, die Kongresse besuchen, merken es gar nicht, ob draußen Sonne scheint oder Regen niederprasselt, sie hören, hören, hören. O, oft müssen sie schrecklich lange hören, ohne abzusetzen; es giebt Redner, die sehr viel auf dem Herzen haben, manchmal mehr als sie in zwei Stunden sagen können. Dann sinkt hier einer in den Schlaf und die Schwachmütigen fliehen, aber die Getreuen halten aus. Sie blicken in stummer Resignation vor sich hin, sie senden Blicke der Verzweiflung hinauf zu den erhabenen Männern des Vorstandes und endlich erleben sie die große Stunde: Der Redner schließt. Donnernder Beifall lohnt ihn.

Wer all die Reden hätte hören müssen, die seit Pfingsten gehalten sind, all die Resolutionen, die angenommen wurden, all die Seufzer, von denen kein Sänger meldet! Und dann denken manche, daß man zum Vergnügen zu Kongressen gehe. In der That, diese Laien haben keinen Begriff von der Geschäftsordnung, fast so wenig, wie mancher Vorsitzende. — Nein, nein, Kongresse müssen sein; wir wollen noch einen neuen begründen zum Schutz des Publikums gegen Dauerredner, zimperliche Vorsitzende und Geschäftsordnungskrakehler. Wie glücklich würden wir die Menschen machen!

Aber nun sind sie fast alle wieder zurück von ihren Kongressen. Es geht wie ein Aufatmen durch die Welt, daß die Saison überstanden ist. Nun haben wir noch an den Nachwehen zu leiden, denn alle diese Kongresse bringen ja ihre Resolutionen und Verhandlungen in die Presse! So kommen wir nicht drum herum, auch wenn wir bescheiden zu Hause geblieben waren.

Auch der Uhrmacher Näther ist nun wieder heimgekehrt von seiner Gewerkschaftstagung, der unter den Metallarbeitern sich auszeichnete durch Jugend, Selbstbewußtsein und lautes Organ. Ihm ist in Nürnberg von seinen Kollegen so deutlich die Meinung gesagt, daß er sich aus dem Vorstand der Versammlung zurückzog. — Gegen seinen Konkurrenten in der Hegemonie, einen Anarchisten, hatte er sich Hilfe bei der Polizei und ihren Listen geholt. Er fand da auch Stoff zu anonymen Denunziationen gegen seinen Konkurrenten, aber dem Kongreß wollte diese Flucht zur Polizei nicht gefallen. Vielleicht ist die Laufbahn auch dieses Unteroffiziers nun abgeschlossen. Dann hat am Schluß die Mißachtung des Geschmacks sich doch noch gerächt.

Leider darf man darauf nicht sicher rechnen. Die Erziehung der Sozialdemokratie zeitigt wunderbare Blüten. Der frühere Stadtverordnete Vogtherr, der vor Jahren plötzlich seine Berliner Thätigkeit aufgab und sie nach Stettin verlegte, hat wieder in der freireligiösen Gemeinde gepredigt. Es muß originell gewesen sein, ihn predigen zu hören über — „Korruption".

Sonderbar übrigens, daß der „Vorwärts" die kirchlichen Anzeigen dieser „Gemeinde" bringt. Für die Anzeigen der anderen Gemeinden hat er keinen Raum, obgleich doch tausendmal mehr seiner Leser zu ihnen Beziehungen haben als zu dem langweiligen religiösen Klub, dem es trotz aller Vor- und Nachspiele auf dem „Mustelharmonium" nicht gelingt, Stimmung zu machen. Wenn es dem „Vorwärts" ernst wäre mit dem Programm, so müßte er auch die Anzeigen der christlichen Gottesdienste bringen.

Aber auf diesem evangelischen Gebiet ist er überhaupt schlecht bedient. Paul Göhre scheint ihn nur recht mangelhaft zu orientieren, sonst wäre der Vorwärts-Artikel über „das Fiasko der evangelisch-sozialen Bewegungen" nicht möglich gewesen. Man merkt, daß Göhre — oder sein bekanntes Buch — bei dem Artikel Pate gestanden hat; seine einstige Hoffnung, aus den evangelischen Arbeitervereinen eine evangelisch-sozialistische Arbeiterpartei zu schaffen, wird erwähnt, aber Ungehörigkeiten und Irrtümer sind stehen geblieben, die Göhres Zensur sicher nicht passiert hätten. So schreibt das Blatt bei der Besprechung der Stuttgarter Tagung der kirchlich-sozialen Konferenz von den „Gemeinschaftsleuten, denen sogar der heutige kirchliche Betrieb für ihre Frömmigkeit nicht genügt und die sich deshalb noch in privaten Zirkeln beseelsorgen". Was für eine

ordinäre Kritik an einer Religionsübung, die doch wirklich eine Privatsache ist! Und wie thöricht, wenn der „Vorwärts“ schreibt, daß Stöcker „die Hoffnung aufgegeben habe, diese Leute für seine Zwecke zu gewinnen“. Wo die Entwickelung der kirchlich-sozialen Konferenz gerade beweist, daß manche Vorurteile, die früher schroff zwischen Gemeinschaftsleuten und sozialer Arbeit bestanden, mehr und mehr gewichen sind, und wo die Stuttgarter Konferenz gerade die Hoffnung bestärkt, daß diese segensreiche Entwickelung ihren Fortgang nehmen wird! Es ist auch ein liebenswürdiges Mißverständnis, daß Stöcker gegen Programm und Anhänger der Sozialdemokratie nur wenig einzuwenden gehabt habe; es war immer noch recht viel und Stöcker täuscht sich darüber sicher nicht, daß die Schreiber und die meisten Leser der sozialdemokratischen Presse von Haß gegen das Christentum erfüllt sind. So ist es nur amüsant, wie der „Vorwärts“ ratlos vor Stöckers Thesen steht, daß „ein unbewußter Christ ein unbewußter Sozialdemokrat sein dürfe“; so drückt der „Vorwärts“ es aus. — „Wie kam Stöcker plötzlich zu diesem Trick der Milde? Ein Mann wie Adolf Stöcker hat immer Gründe für sein Auftreten“. — Leider löst der „Vorwärts“ das Geheimnis nicht; so bleiben uns die gräßlichsten Vermutungen. — Offenbar sucht Stöcker sich aus dem „Fiasko“ der vorwärtsschreitenden christlich-sozialen Bewegung zu retten auf die Planke, die von Marx' großem Gedankenschiff übrig geblieben ist und auf der nun die Singer, Luxemburg und Stadthagen um ihre Existenz kämpfen.

Dem Urteil des „Vorwärts“ über die vielerwähnten Thesen des Pastors Dörries auf dem evangelisch-sozialen Kongreß wird man zustimmen müssen: es wäre „Selbstnegierung des Kongresses“, wenn diese Thesen angenommen wären; sie haben Zustimmung, aber auch lebhaften Widerspruch gefunden. Sie helfen die Entwickelung, in der wir stehen, hell beleuchten: Dörries lehnt für die Kirchengemeinde jede soziale Thätigkeit, auch die Armen- und Krankenpflege ab! — Unsere Gemeindeschwestern müssen demnach allmählich in städtisches Regime übergehen. Bisher kamen sie als Boten der evangelischen Gemeinde, künftig kommen Pflegerinnen im Auftrag der Kommune. — Man muß sich entscheiden, ob man das will. Und dann muß man die Konsequenzen ziehen! Wenn die Kommune eine Gemeinschaft von Christen wäre, die im christlichen Sinne Pflege und Fürsorge treibt, dann immerhin! Sie werden dann die Schwestern im selben Geiste arbeiten lassen wie bisher. Wer aber an die christliche Kommune so wenig glaubt, wie an den christlichen Staat, der wird die Gemeinde der Gläubigen stark zu machen suchen, Arbeit, Pflege, Hilfe zu leisten, wo

und wie immer. — Gewiß, Staat und Stadt errichten Irrenhäuser, und doch sehnen sich viele nach Anstalten, in denen christlicher Geist herrscht; wir haben hier prächtige staatliche und städtische Krankenhäuser, — sonderbar, daß viele Kranke die christlichen Krankenhäuser bevorzugen! So auf allen Gebieten!

Auch auf dem Gebiet der Schule! Auch dem Schulkongreß wurde berichtet vom Kampf der Holländer um ihre „Schule mit der Bibel". — Nun haben sie hunderte von freien wirklich christlichen Schulen. — Die evangelischen Christen werden auch in Deutschland immer besser lernen, nicht Institutionen an sich als christlich anzusehen, sondern zu erkennen, daß sie genau soweit christlich sind, als Christen auf sie Einfluß gewinnen. So gilt es, die Christen zu sammeln, um dann geschlossen auf allen Linien vorzurücken. — Das bleibt das Ziel aller christlich-sozialen Arbeit.

Berlin, 12. Juni 1901.

Wir leben hier wie in einer belagerten Stadt. Als Straßburg belagert wurde, war es für die armen Straßburger eine gefährliche Sache, auf die Straße zu gehen, weil rücksichtslose Kanonenkugeln selbst manchmal dahin fielen, wo Menschen gingen. Ob damals die Schulen geschlossen waren und die Komptoirs und die Geschäfte und die Fabriken? Ich weiß es nicht, aber ich wundre mich, daß sie hier zur Zeit noch immer nicht geschlossen sind. Es leben eben doch tapfere Leute in Berlin. Bald hier, bald da flammt es über den Köpfen auf, ein feuriger Draht fällt zur Erde, Barrikaden von elektrischen Wagen werden aufgefahren, der Verkehr stockt ein oder zwei Stunden und dann marschiert alles tapfer weiter, bis wieder ein Meteor aus den Lüften fällt. Das geht nun schon eine ganze Weile so und wir haben Aussicht, daß es noch recht lange dauert. Das Drahtnetz der „Großen Berliner“ überspannt viele Kilometer von Straßen und dies Drahtnetz bricht im Norden und Süden, im Osten und Westen täglich an ein oder zwei Stellen.

Wen dann solch ein herunterfallender Draht trifft, der mag zeigen, wieviel Elektrizität er vertragen kann. Ein paar Pferde sind schon liegen geblieben. Aengstliche Naturen wagen sich schon nicht mehr über den Damm unter den Leitungsdrähten hin, andere verschwören sich, nie wieder in einem elektrischen Wagen zu fahren. Aber die große Menge, das muß zu ihrem Ruhm gesagt werden, ist tapfer und unerschütterlich, fast so wie die Direktion der „Großen Berliner“. Es giebt eben noch „Heroen“! — Es ist Hoffnung, daß die morschen Drähte noch lange nicht durch neue ersetzt werden; man soll in unserer weichlichen Zeit die Gelegenheiten nicht kürzen, wo sich Heldengröße zeigen kann.

Zuerst rissen die Drähte auch nur aus Liebenswürdigkeit. Es war gerade großer internationaler Feuerwehrstag hier. Man sah auf den Straßen Uniformen, daß einem bei all der Pracht und Herrlichkeit das Herz höher schlagen mußte. So bunt sah es auch in China

im Lager der verbündeten Weltmächte nicht aus als hier, wo die Leute von der Spritze in Gala aufzogen. Nun bot ihnen Berlin gratis Feuerwerk und gewiß haben sie sich ihre Gedanken gemacht über unsere prächtige Feuerwehr und — unsere „einzigartige" Große Elektrische.

Aber mögen die Drähte platzen, — das ist das Schlimmste nicht. Man will uns aushungern. Scherl will uns zwingen, seine „Woche" zu genießen oder zu sterben. Da zieht man natürlich das Sterben vor. Lieber ein Ende mit Schrecken als ein Erschrecken ohne Ende. Nun hat er wirklich seine grüne Konkurrenz niedergezwungen und „Die Weite Welt" verschluckt. Manch einer hielt die grüne „Weite Welt", weil es wenigstens nicht „Die Woche" war. Wie lange wird sich „Das Daheim" noch halten? Es zeugt, wie eine letzte Säule, von der verschwundenen Pracht eines geistvolleren Deutschlands; wann wird das Reich der schwatzhaften Allerweltskammerzofe völlig etabliert und Geist, Charakter und Persönlichkeit ins Museum gebracht sein? — Wenn schließlich doch alle aus einem Trog futtern sollen, dann mag doch lieber Bebels „Frau" die Wirtschaft übernehmen. Der Magen verträgt den für alle nach einer Manier gekochten Kohl immer noch eher, als der Kopf mit seinen zarteren Geschmacksnerven. Bebels Frau nimmt auch vielleicht etwas weniger Wasser zum Kochen. Wenn sich „Die Woche" halten kann, dann ist auch der Zukunftsstaat möglich und wir sind reif für das Leben als Herdenvieh. Freilich, der Humor wird uns in die schöne Zeit hinüberbegleiten, und wenn wir schon nichts mehr lesen dürfen, als was uns Scherl präsentiert, so wollen wir doch stillvergnügt lächeln, wenn uns die Posaunenstöße seiner vornehmen Reklame in die Ohren gellen. Er riskiert wirklich was, um seine Woche zu empfehlen! Er rühmt von ihr auf einer der vielen Reklamekarten „denkbar schnellste Berichterstattung", — in der Fixigkeit, Korl, war ich dich über! — „Illustrationen nach lebenswahren Photographien", — wonach denn sonst, aber was machen die Unterschriften? „Erstklassige Autoren als Mitarbeiter" — das ist wahr, nun muß sich Professor Adolf Wagner auf eine Ehrentafel mit Marie-Madeleine drucken lassen! Dann kommt noch „Chronik der Zeit in vollster Bedeutung" —, das versteht schon kein Durchschnittsverstand mehr, und die Symphonie auf sich selbst schließt mit dem Scherzo: „Eine Zeitschrift von bleibendem Wert".

Ein Hoffnungsstern leuchtet. Auch Tietz zog so weltverschlingend einher und Tietz, der Mann mit der Weltkugel über seinem Riesenglasdach, Tietz, der Mann, der allen alles bringen wollte, muß schon

dementieren, daß er sein Geschäft aufgiebt. Also können sich auch die Riesen den Magen verderben. Das ist für uns kleine Leute recht tröstlich.

Zu übler Stunde hat auch der Elberfelder Freund zur Nachsicht gegen die Hausbesitzer gemahnt. Gerade heute droht mein Hauswirt, er will künftig keine Reparaturen in der Wohnung machen lassen. Das sollen die Mieter bezahlen. Was haben sie ihm gethan? Warum diese Mietssteigerung? Ein Berliner Hauswirt kann sich meistens alles leisten. Einfach, weil die Mieter ihm doch kommen müssen. Wenn die Mieten so unerhört gestiegen sind, von Quartal zu Quartal, so lag das nicht an der Wasserleitung; die gab es bei uns auch schon, als die Mieten billiger waren. Sondern es ist ein großes Bedürfnis nach Wohnungen da, das ist das ganze Geheimnis. Und im roten Hause haben die Hausbesitzer ein bedeutendes Wort mitzureden. Zu verwundern ist es darum nicht, daß der Antrag auf Einrichtung einer Wohnungsinspektion abgelehnt wurde. — Wenn erst dem Schlafstellenunwesen zu Leib gegangen würde, so müßten die Mieten ja billiger werden. Jetzt muß manche Familie Schlafburschen und Schlafmädchen aufnehmen, um die Miete für ihre Arbeiterwohnung erschwingen zu können. Ganz gewiß ist die Wohnungsnot eine sehr komplizierte Frage. Aber die Hausbesitzer, d. h. die wirklichen, braucht man hier wirklich nicht zu bedauern.

Daß der „Vorwärts“ dem biblischen Christenglauben den Kampf ansagt, ist zu begrüßen. Freilich, wenn die Partei wirklich der Religion unparteiisch gegenüber stände, das wäre besser. Aber wenn sie das doch einmal nicht thut, dann ist ehrlicher Kampf besser als das Maskenspiel. — Nach dem Programm sollte es die Sozialdemokratie nichts angehen, aber nun kündigt sie eine Agitationsschrift an: „War Christus Gott, Mensch oder Uebermensch?“ — Die Sozialdemokratie — nicht ein einzelner, sondern die Parteipresse — ruft im Kampf gegen den Christenglauben bürgerliche liberale Schriftsteller zu Hilfe. — Es ist schwer zu verstehen, wie die ehrlichen Sozialdemokraten diese parteipolitische Einmischung in Privatsachen zulassen können. Aber die Demagogen gewinnen, je tiefer Bernsteins kritische Sonde greift, in der Partei an faktischer Macht.

Berlin, 19. Juni 1901.

Zur Enthüllung bin ich nicht gegangen. Es finden sich ja immer noch tausende, die an dem offiziellen Prunk ihre Freude haben. Denen soll man nicht den Platz fortnehmen. Aber mancher verliert für Aufzüge, Fahnen, Spalierbildungen, Ehrenkompagnien — selbst in Sonntagskleidern! — und Festreden das Verständnis. Wir weihen hier in Berlin ja sehr viel ein. Und darüber soll man nicht nörgeln, aber wegbleiben wird man dürfen.

Am anderen Tage bin ich hingegangen. Der Regen rauschte vom Himmel. Dunkle Wolken überall. Ringsumher aber standen sie unter Schirmen und noch besser unter den dicht belaubten Bäumen. Sie prüften alle und freuten sich doch, daß der Bismarck nun sein Denkmal in Berlin hat. Offiziere und Arbeiter in Blusen, die ihre Mittagspause benutzten, feine Damen und arme Frauen, die ihre Kinder hochhoben, damit sie über die Barrieren fortsehen konnten. Und dazwischen freuten sich die Schuljungens des Regens: „Heute kriegt Bismarck seine Taufe." — Der Berliner Witz regte sich. Er wird das Denkmal mit Immergrün umranken!

Wir freuen uns doch, daß wir nun ein Bismarck-Denkmal haben. Und die mächtige Gestalt des mächtigen Mannes wächst groß und frei in die Höhe. Man muß aufschauen, wenn man dem Manne da oben in die Augen unter den buschigen Brauen sehen will. Ich denke daran, wie ich ihm nicht weit vom Denkmalsplatz auf einsamem Ritt durch den Tiergarten begegnete in den entscheidenden Frühjahrstagen 1890. Und den 80 jährigen sah ich auf der Veranda seines Schlosses in Friedrichsruh. Die Gestalt war gebeugt und reckte sich doch immer wieder; die Stimme klang deutlich weithin, aber die Augen blickten noch weiter und prägten sich noch tiefer ein. — Und nun wächst er da vor dem Reichstagsportal in die Höhe, der alte Bismarck. Und wir denken daran, wie viel Leides er uns gethan hat, und wir spüren, daß unsere Liebe zu ihm doch noch viel größer ist, als all das Leid.

Das ist das Beste an dem Denkmal, daß man die Gestalt des wirklichen Mannes sehen kann, ohne von dem phantastischen Dekorationspersonal rings herum gestört zu werden. Er ist größer als die Mythen um ihn herum. Den Atlas mit der Weltkugel, die Wertheim und Tietz populär gemacht haben, die weise Frau auf dem Ungeheuer der ägyptischen Wüste, die energische Frau, die einem anderen Wüstenungeheuer den Fuß auf den Nacken stellt, — die braucht man ja nicht zu sehen: Bismarck steht hoch genug.

Begas hatte eine gute Folie für sein Denkmal. Viele fürchteten wieder so etwas, wie das Kunstwerk vor dem Schloß, wo unser guter alter Kaiser zwischen Löwen und Ballettänzerinnen hindurch sich von einer Dame den Weg zeigen lassen muß. Darum sind viele dankbar, daß Bismarck hoch, frei, wirklich dasteht. Man hat auch kein Gitter herumgebaut, wie vor dem Schloß, sondern Bäume und Springbrunnen umrauschen ihn. Der eiserne Mann mit dem reichen Gemüt ist da oben nicht erstarrt, sondern man merkt ihm an, daß er etwas zu sagen hat. Wie er den Kopf herumwirft und seinen Schleppsäbel aufstößt und am Degengriff rückwärts von sich streckt. Der hadert nicht um Kleinlichkeiten, sondern er führt einen sehr ernsten wirklichen Kampf. —

Dem deutschen Helden werden die fremdländischen Geschöpfe zu seinen Füßen ja nichts anhaben. So wollen wir sie in Ruhe lassen. Mancher hat doch seine Freude daran. Der Franzose hält die Germania für eine Madame mit phrygischer Mütze — und man darf ihm die Verwechselung verzeihen. Der Berliner meint, die Sphinx sei ein Drachen — und ein Fabeltier ist schließlich so gut wie das andere, — der „Vorwärts" ärgert sich über den Leoparden, der sich so brav bändigen läßt. Er meint, er sei damit gemeint und er will kein so lammfrommes Ungeheuer sein. Schließlich ärgern sich katholische Blätter über die Raben, die auf dem einen Sockelbilde um die Eule fliegen. Aber wenn Bismarck eine Eule ist, dann dürfen sie sich schon Raben schelten lassen. — Die Symbolik von Begas erweckt noch einmal den Streit der Geister um den Mann, dem nur im Schwertgeklirr wohl war. — Das macht nichts, wenn die Symbolik nur nicht so geheimnisvoll-aufdringlich wäre. Wenn man die Geschöpfe drum herum erst ansieht, dann reißen sie einen richtig aus dem ernsten Verkehr mit dem Mann heraus, der die Realpolitik getrieben und gelehrt hat.

Nur der jugendliche Schmied, der am Amboß knieend das Schwert schmiedet, — das ist ein deutsches Bild, das kennen wir, und wir ver-

stehen, was der da am Denkmal zu thun hat. Wir verstehen schließlich als klassisch gebildete Leute vielleicht auch, warum die übrigen bedeutenden Personen sich dort aufhalten, aber wir müssen darüber erst nachdenken und dazu sind wir nicht zum Besuch zu Bismarck gegangen.

Begas hat nun vier große Männer der Berliner Kritik ausgeliefert. Die Berliner Kritik ist sich darüber einig, daß Schiller, Neptun, der alte Kaiser und Bismarck größer gewesen sind, als ihr Nachruf in Erz und Stein! — —Lieb haben wir nur das schlichte Denkmal des schlichten Kaisers in der Siegesallee. —

Von allen Huldigungen die ehrlichste bringt der „Vorwärts“ seinem Todfeind dar. Daß ihm der „Junker Bismarck“ „unter dem Niveau der bedeutenden Staatsmänner der Geschichte“ bleibt, wollen wir nicht zu böse aufnehmen, das Blatt setzt seine Selbstkritik hinzu: „ein künftiger Historiker wird an dem Grade des Bismarckhasses die Höhe und Würde der Personen, Parteien und Klassen jener Epoche messen.“ — Das ist unsere Meinung auch. Aber viel wichtiger ist es doch, daß die gewaltige Persönlichkeit Bismarcks dem Vorwärtsphilosophen das Zugeständnis abnötigt, gegen das die jüdisch-marxistisch-formalistisch gebildeten Doktrinäre bisher aufschäumten: „Männer machen die Geschichte.“ Also nicht das berühmte Maschinenrad der Evolution, getrieben vom Hunger und von der Philosophie der Naturnotwendigkeit! — Oder was ist es sonst als ein Verzicht auf diese „Wissenschaft“ des Sozialismus, wenn der „Vorwärts“ von Bismarck schreibt: „Er hat vielleicht wirklich den Sieg von 1789 um zwei Menschenalter verzögert!“ — Er nennt Bismarck einen Routinier der rohesten Machttaktik“. „Die internationalen Verhältnisse fügte er durch Kanonen“. — Aber hatten denn die Franzosen, Russen, Oesterreicher, Engländer, Amerikaner keine Kanonen? Warum fügten denn die nicht „die internationalen Verhältnisse“? So lohnen Narren dem Manne, der einmal die Welt zwang, sich nach den deutschen Interessen zu fügen! Und haben davon die Arbeiter nicht auch Vorteil gehabt? Wo wäre wohl selbst Singer mit seiner Konfektion geblieben, wenn nicht Bismarck die Reichshauptstadt und die Absatzmärkte geschaffen hätte! Wo wäre überhaupt die ganze deutsche Arbeiterbewegung ohne das Deutsche Reich? — Aber das alles macht der „Vorwärts“ gut durch den Schlußsatz seiner Bismarckhymne: „Die Interessen siegen und sterben, der Idealismus unterliegt und — lebt! — Wo bleibt dann die Partei der krassesten Interessenvertretung, die Partei, die prinzipiell den Ideen die Beeinflussung der werdenden Dinge abspricht! — Der Idealismus

lebe, aber wir lernten von Bismarck und — Marx den Idealismus prüfen an den realen Verhältnissen. Marx schalt die Utopie, Bismarck lehrte uns den Realismus. — Der „Vorwärts“ zertritt Marx' ökonomische Weltbasis und schilt Bismarcks Realpolitik. Nun ist der holde Schwärmer fertig: „Es lebe der Idealismus.“ —

Aber die ernste Frage bleibt freilich ungelöst im Angesicht des eisernen Mannes. Wie konnte der Mann, dem die Deutschen Leben und Macht und Sicherheit und Stolz verdanken, hunderttausenden von Deutschen verhaßt werden, daß sie ihn hassen bis zur Sinnlosigkeit, bis zur Aufopferung der eigenen Ueberzeugung? — Der „Vorwärts“ schreibt von dem Jubel, der am 16. Juni 1871 den Grafen Bismarck grüßte, als er mit dem alten Kaiser und Moltke und Roon an der Spitze der Truppen durch das Brandenburger Thor einzog. — Am 16. Juni 1901 — nach dreißig Jahren — haben weite Quartiere Berlins ohne Freude, ja mit Grimm der Enthüllung des Denkmals des einst umjubelten Reichsbegründers gedacht. — Nur Genosse Millerand, der französische Sozialdemokrat und Minister, hat ein Wort bewundernder Anerkennung für das Werk der deutschen Arbeiterversicherung!

Es ist manches geschehen, was dem kleinen Mann die Freude am deutschen Vaterlande schwer machte. — Bismarck ist nicht „eingesargt im 19. Jahrhundert“, sondern wird trotz des „Vorwärts“ in die Jahrhunderte der deutschen Geschichte hinein wirken, — aber Aufgaben hat er zurückgelassen, deren glückliche Lösung er noch nicht fand. —

In dieser Woche ist Pastor Hülle abgerufen, ein Mann, der im kirchlichen Leben Berlins und darüber hinaus weittragende Wirkungen ausgeübt hat. Es ist das Los der Redakteure, daß sie verborgen wirken. Nur die Leute vom Fach kennen die Sehne, denen die Pfeile entfliegen, die in der Ferne zünden oder verletzen oder sich verfliegen. — Wer fast dreißig Jahre im Kampf gestanden, und Pfeil um Pfeil versandt, dem dürfen auch die den ehrenden Gruß nicht versagen, denen nicht zu allen Zeiten und in allen Kämpfen die Pfeile wohlgethan. — Hülle war ein ernster Christ und er kämpfte für den Glauben, und doch galten seine Pfeile auch seines Glaubens Genossen! Und wenn er im eben erschienenen letzten Jahresbericht seines Zeitschriftenvereins für die sinkende Zahl seiner Arbeiterblätter „die zahlreichen der Sozialdemokratie in die Hand arbeitenden Strömungen“ verantwortlich macht, — so dürfen wir nicht zweifeln, wem dieser Zuruf auch gilt. Wir wollen den christlichen Kämpfer ehren und der neuen Zeit ent-

gegensehen, die dem christlich-sozialen Gedanken Verständnis erwecken wird auch bei Christen anderer politischer Wege. — Einen besonderen Dienst hat uns das Wirken des Heimgegangenen erwiesen: er war ein „politischer Pastor“ vom Kopf bis zur Zehe und erhielt doch den Wilhelmsorden. —

Dem Größeren, Bismarck, mußten wir auch so gegenüberstehen, mit der einen Hand ihn grüßend als einen, mit dem wir im innersten Herzen zusammenstimmen, und mit der anderen die Pfeile abwehrend, die er auf unser Haus schleudern ließ. — Diese Stellungnahme macht unsern Kampf so schwer. Ernsten Kämpfern erscheint sie natürlich. Freilich die Klopffechter und die Leute hinter dem Ofen werden sie nie begreifen.

Berlin, 26. Juni 1901.

Ueber dem Halleschen Thor leuchtet es in großen weißen Buchstaben auf blauem Grund bis hinüber auf den Belle Allianceplatz und in die Friedrichstraße hinein, daß der General kommt. Niemand kann vorüber, ohne die Einladung zu lesen zur großen Parade der Heilsarmee. Hinauf und hinab die Friedrichstraße eilen die Heilssoldaten und drücken jedem noch einen besonderen Zettel in die Hand. Vor keinem haben sie Respekt. Ich sah, wie eine der tapferen jungen Damen sogar — einem Schutzmann eine Einladung in die Hand drückte. Nur wer die ehrerbietige Scheu des Berliners vor dem Schutzmann kennt, vermag ganz diese mutige That zu würdigen. Und wirklich, die bewaffnete Macht lächelte freundlich und nahm den Zettel entgegen.

So funktioniert der fein organisierte Apparat wieder einmal aufs Beste. Trotzdem war am Sonntag nachmittag noch Platz im großen Saal. Den Berlinern imponiert selbst General Booth nicht auf die Dauer trotz aller Hallelujahsalven und Gassenhauermelodien. Zumal jetzt ist die Abneigung gegen englischen Import stark gewachsen. Man meint, daß der General gerade jetzt in London beste Gelegenheit hat, hochvermögende Hallunken und den Abschaum der Straßen, der ja, nachdem er Burenfarmen weggeschwemmt und Burenfrauen beschmutzt hat, zum Teil aus Afrika heimgekehrt ist, zur Bußbank zu rufen. Das würde ihm dann offene Thüren in aller Welt schaffen. Aber nun ist der Zweifel doch berechtigt, ob ein Engländer wirklich den Beruf hat, den Berlinern Buße zu predigen. Und nun nahm er noch dazu einen Junisonntag, als draußen die Sonne vom blauen Himmel schien! Er hat sonst bessere Geschäfte gemacht.

Trotzdem haben sich seine Soldaten aller Achtung erkämpft. Namentlich das bescheidene unerschrockene Auftreten der Soldatinnen wird von allen gerühmt. Es wird auf der Friedrichstraße so viel Schmutz ausgeboten — dank der Protektion der Herren vom Goethebunde —, da sieht man die Boten des Kriegsrufs gern. Er ist in einem schrecklichen Deutsch geschrieben und sein Stil nimmt es mit den Re-

portern des Lokalanzeigers auf, auch sind die Gedanken oft verzerrt — und doch trotz aller Verzerrung ein ernstes Wort inmitten all des seichten Geschwätzes der Friedrichstraße. Die Damen in ihren großen Hüten wurden fast stets anständig behandelt. An Witzen hat es nicht gefehlt und hie und da ging solch süßer goldener Junge in seiner animierten Stimmung auch darüber hinaus. Meist wurde er durch das kühle vornehme Schweigen, mit dem der Kriegsruf an ihm vorüberging, über die Lächerlichkeit eines betrunkenen Strohkopfs belehrt. — Draußen in den Arbeiterkneipen mußten die Damen weichen. Der Spott und die Gemeinheit ging da so über die Grenzen hinaus, daß diese Quartiere den Männern überlassen werden mußten. Ich erzähle das, wie ich es von einer der Damen gehört habe. Es ist mir garnicht nach meinem Sinn, weil ich zeitlebens im Arbeiterquartier gewohnt habe und seine Insassen stets weit höher als die goldene Jugend eingeschätzt habe. Wie schmerzlich, daß diese opfermutigen Mädchen nun bezeugen, in den Cafés und Bodegas der „feinen Welt“ anständiger behandelt zu sein. Gewiß es handelt sich da um Form und äußeren Anstand. Aber ist es nicht traurig, daß der verdammte Alkohol den Arbeiter hindert, Herzensbildung zu gewinnen? Dann würde die Veredlung der Formen sich schnell herausbilden.

Nun soll der Kriegsruf in den feinen Cafés wie in den Schnapskneipen ganz verschwinden. Die Gastwirte haben ihn in den Bann gethan. Ein scharfer Artikel gegen das Wirtshausleben hat sie gekränkt. Zur Strafe dafür sollen die Heilssoldaten ihre Gaststuben nicht mehr betreten.

Ich habe den Artikel nicht gelesen. Wahrscheinlich war sein Deutsch schrecklich, aber wahrscheinlich sagte er manche Wahrheit. Oder wer will bestreiten, daß das moderne Wirtshausleben einen Strom von Schuld und Elend durch das Volk fluten läßt! — Der soll nur Samstag Mitternacht durch die Straßen draußen gehen und die lärmenden wankenden Gestalten sehen und die abgehärmten Frauen, die vor den Kneipen warten, ob vom Wochenverdienst noch etwas bleibt für die Kinder! Oder der soll in die feine Gegend der Bars gehen und da das Wirtshausleben studieren. — Die Wirtschaften florieren. Aber an manchem der Groschen und der Goldstücke klebt Menschenglück. — Es giebt sicherlich ernstgesinnte Gastwirte. Wie bedauerlich, daß sie zum Boykott gegen den Kriegsruf sich leichter bestimmen lassen, als zum scharfen Vorgehen gegen die Mißstände und die unwürdigen Kollegen in ihrem Berufe.

General Booth und seiner Truppe aber darf man gratulieren. Wie man sieht, haben sie nicht umsonst gearbeitet und nicht in die Luft geschossen; sondern ihre Schüsse trafen und nun dürfen sie etwas erleben von dem „geschmäht und verfolgt werden", das große Verheißungen hat. Nun werden sie den Angriff auf die Lokale verdoppeln und v o r den Thüren viel mehr Kriegsrufe verkaufen als drin an den Tischen. Auch eine Kreissynode ist seinerzeit von ergrimmten Gastwirten geboikottet. Aber das konnte den Kampf nicht entflammen. Die Kirche hütet sich, den Zorn der Lokale zu erregen. Davon hängt viel ab. Schon hat Max Schultz mit Gastwirtskomitees Kirchenwahlen gemacht und Siege erfochten! Eine Organisation, die von der Gunst der Sozialdemokratie und der Kneipen abhängig ist, muß sich hüten, ihren Unwillen zu erwecken. —

Die tapfere Heilsarmee ist schnell populär geworden. Schon klingen hier und dort in den Hinterhöfen die Zithern mit den fidelen Melodien und dem fürchterlich gereimten Bekehrungsinhalt. Soll man sich darüber freuen? — Schöner klingt es doch, als nun ein Quartett von Kindern aus dem Hinterhaus mit deutschen Liedern einsetzt. Das klingt so vergnügt mitten im Juni: „Vom Himmel hoch da komm ich her" und gleich dahinter „Alle Vögel sind schon da". — Das sind Kinder, die zur Sonntagsschule gehen und fröhliche deutsche Christenart lieb gewinnen. Die rottet keiner mehr aus. — Wie wenig hat doch die Sozialdemokratie Boden gefaßt, daß so selten eins ihrer Lieder ertönt! Wie selten krächzt ein Leierkasten die Marseillaise oder pfeift ein Laufbursche den „Sohn des Volkes"! — Und nun ist die Zeit ihres Gesanges schon vorüber; ihr Glaube sinkt und der Rationalismus dringt vor. Und der verwässert die Lieder! — Die Berliner Arbeiterkinder des 20. Jahrhunderts aber singen noch mitten im Juni Luthers Weihnachtslied! —

Ueber den Berliner Kindern schwebt jetzt eine dunkle Wolke. Hier und da wird eins und das andere getroffen und die Mütter bangen vor den „schwarzen Pocken". Es sind noch einzelne Fälle, wenn auch nicht vereinzelte. Bisher ist noch alles tapfer geblieben und der Berliner traut seiner Polizei und seinen Doktoren, auf die er sonst gern räsonniert, doch das Beste zu. Aber wir werden doch aufatmen, wenn die Wolke vorübergezogen ist.

Berlin, 3. Juli 1901.

Berlin ist wieder sicher. Nicht vor den Pocken; mit denen ist es bisher nicht ernst geworden. Die Aerzte sind sich noch nicht einig und es ist bei einigen freiwilligen Impfungen geblieben. Aber viel gefährlicher waren in diesen Tagen unsere französischen Gäste. Ich sah gestern einige mit ihren Automobilen davonrasen. Gerade den Potsdamerplatz suchten sie sich zu ihren Rennversuchen aus. Das hätte sich ein biederer Berliner Droschkengaul zweiter Güte herausnehmen sollen! Wie bald wären seinem Fluge die offiziellen preußischen Grenzen gesetzt. Aber gegen die Gäste zeigt sich auch die preußische Pickelhaube von ihrer freundlichsten Seite. — Mag auch sein, daß die blauen Hüter der Ordnung gern ein Auge zudrücken, weil der Besuch ja fortfuhr! Bezaubert hat mich keins der Gefährte, eins war schmutziger als das andere, aber Staub, Lärm und Duft machten sie alle. — Vorläufig werden die gewöhnlichen Menschen wohl noch ein Weilchen mit der Eisenbahn fahren; noch dazu jetzt mit dem 45tägigen Retourbillet! Warum soll man sich da in Begeisterungsunkosten stürzen, daß Helden des Portemonnaies und der Sitzknochen anders reisen als wir Plebejer mit unseren Durchschnittsknochen. Es fällt mir garnicht ein, die Leute auszulachen, die davon träumen, daß mal jedes Baby mit seinem Automobil zur Welt kommt; das wird schon nötig sein, damit die armen Kinder der Zukunftsweltstadt auch mal etwas vom fernen, fernen Walde sehen. Trotzdem mag ich die schwarzen Männer auf ihren schmutzigen Rasselwagen nicht als Männer der Zukunft begrüßen. Der Lärm, den sie in der Presse schlugen, war noch größer als der ihrer Gefährte. Es sind eben moderne Menschen. Seit der entzückte Berichterstatter des Lokalanzeigers, der ein Freibillet für die Fahrt bekommen hatte, von der Rothschildtochter schrieb, die als Gattin eines französischen Aristokraten im eigenen Automobil mit um den Siegespreis focht, — seitdem gehört für mich die ganze Sache zum Talmi. Die Verbrüderung der Aristokratie und des Judentums ist nun einmal für beide Teile ebenso lohnend wie — fatal. Da zieht man sich lieber zurück; man paßt nicht in die Gesellschaft. Mag die Presse mit vollsten

Backen blasen, sie weiß ja, warum sie es thut. Und die Rothschildtochter ist vielleicht nicht einmal böse auf den Schäker im Lokalanzeiger, der sie schildert als rundlich und Cigaretten rauchend. Warum sollen nicht unter den reichen vornehmen Kutschern vom Automobil brave Leute sein, — die giebt's in jedem Beruf. Aber das Unternehmen hatte etwas vom starken Mann an sich und vom Ausrufer des Mühlendamms. Darum wünschen wir den Gästen gern glückliche Heimreise.

Es sieht freundlich aus, wenn die blau-weiß-rote Fahne neben der schwarz-weiß-roten von den Dächern der Friedrichstraße weht. Wichtiger wäre es freilich gewesen, daß sie in China nebeneinander im Kampf hätten flattern dürfen. —

Das sind unmoderne Mäkeleien, so unmodern wie der ärgerliche Protest einer Adelsfamilie gegen eine unrichtige Vermählungsnachricht im Lokalanzeiger. Die Vermählung der Tochter wurde in der Klatschecke berichtet als Vermählung der Mutter mit einem Reserveleutnant! Die Familie ist davon begreiflicherweise peinlich berührt und sendet eine Berichtigung mit der Aufforderung, sich künftig „vorher gründlich zu informieren". Diese Aufforderung hat den Lokalanzeiger in seinem edelsten Empfinden verletzt, sie erscheint ihm ungeheuerlich und er erklärt es für Sache der Familie, dafür zu sorgen, daß der Lokalanzeiger künftig direkte Mitteilung erhält, wenn es wieder ein Familienereignis giebt! — Moderne Raubritter! Hoffentlich giebt Herr Scherl uns Mitteilung, wenn sein Junge das Abiturientenexamen macht, sonst entsteht das komische Gerücht, daß Scherl selbst durch das Einjährige gefallen sei. Und das war und ist ja garnicht möglich!

Von der Presse zu verlangen, sich vorher gründlich zu informieren, ist wirklich eine Anmaßung. Ihre nettesten Nichtsnutzigkeiten würden ihr unmöglich gemacht, wenn man von ihr verlangte, daß sie nur das Richtige bringen soll. So bringt jetzt die „Jugend" wieder eine Hymne auf den früheren Konsistorialrat Dr. Reicke, die in geistvollem Spiel fast sämtliche unreinen Reime auf „Stöcker" erschöpft, aber ganz unmöglich gewesen wäre, wenn man sich an die langweiligen Thatsachen gehalten hätte. Dr. Reicke ist bekanntlich nicht aus dem Konsistorium geschieden, weil er zum Goethebund gehörte; auch nicht deshalb, weil er Theaterstücke geschrieben hat, sondern weil es peinliches Aufsehen erregte, daß er dem Vorstand des Goethebundes noch angehörte, trotzdem er mehrere Monate vorher versprochen hatte auszuscheiden. Und dadurch ergab sich die unerträgliche Situation, daß sein Name mit unter die Einladung zu jenem berühmten Goethe-Ueberbrettl-Fest ge-

setzt werden konnte, auf dem Wolzogen, der Pfaffenfresser, seine Späße vorführte. Nach alledem eignet sich diese Affäre schlecht zu einem Märtyrerstück. Aber der „Jugend" unerschöpflicher Witz bringt's zu Wege; sie besingt den armen Konsistorialrat: „Und öffnet sich gar dein geistlicher Mund zu heidnischem Kunstgemäcker, und schwörest du zum Goethebund, dann hebt die Hand Herr Stöcker. Und schleunigst verbannt dich armen Zwerg des gewaltigen Willens Vollstrecker hinauf nach dem fernsten Königsberg, und es reibt sich die Hände Herr Stöcker." — Daß die „Jugend" nicht einmal das „Kunstgemäcker" Dr. Reickes fortlassen konnte, ist grausam; ich las im „Vorwärts" aus der Feder Schlaikjers blutige Kritiken über Reickes Dilettantenstückchen. Nun lenkt die „Jugend" die kritischen Augen ihres großen Leserkreises auf diese wunden Stellen! Nachdem das Konsistorium schonend darüber fortgesehen hatte! —

Mittlerweile hat die Generalsynode der freireligiösen Gemeinden getagt. In Baden haben sie abgewirtschaftet; so haben sie beschlossen, die Kirchenregierung nach Berlin zu verlegen. Adolf Hoffmann, der 10 Gebote-Mann, und gleichwertige Größen sind zu Konsistorialräten ernannt. Präsident sollte seinerzeit bekanntlich Häckel werden, der die Ehre ablehnte, weil er nicht aus der Landeskirche ausscheiden wollte! Die Sozialdemokraten bestreiten diese Anhänglichkeit Häckels an die Kirche. Da Häckel von seiner großen Reise zurückgekehrt ist, erkundigt sich Herr Dr. Steiner vielleicht einmal bei ihm! — Zu ihrem Kirchenvater wollen die Freireligiösen August Bebel machen. Seine neu aufgelegte Broschüre über das Christentum hat das ehrwürdige Alter der „ollen Kamellen" und liest sich so, wie wenn sie vor 100 Jahren geschrieben wäre. - - Zu Schutzheiligen haben die Freireligiösen die Mitglieder des sozialdemokratischen Parteitages ernannt, der auf Parteikosten freireligiöse Tendenzschriften herausgeben läßt. Ob Christoph Blumhardt und Göhre den Heiligenschein erhalten sollen, ist nicht entschieden. Sie gelten als Ketzer. Aber sie sollen nicht verbrannt werden, wenn sie löblich den Mund halten.

Berlin, 10. Juli 1901.

Die rote Fahne weht über Berlin! Grade so wie es Eugen Richter in seinem phantasiereichen Büchlein von der Sparagnes prophezeit hat, so ist es gekommen. Eine große, ein paar Meter lange rote Fahne! Sie flattert so lustig über dem weißen Palast am Potsdamer Platz. Und gegen den blauen Himmel ist es ein munteres Bild. Schade, Herr Singer wird auf Ferien sein, wie würde er sich sonst freuen an dieser ungeahnten Erfüllung seiner kühnsten blutigsten Träume. Und welcher Triumph — kein Schutzmann holt sie herunter! Kaiserliche Wagen fahren vor und aus dem Palast treten die wunderlichen Gäste aus dem Seeräuberstaat Marokko! Daß doch diese Seeräuber grade die gleiche Farbe lieben wie die Träger der Friedenspalmen der Zukunft! Es ist auch anstößig, daß die Männer der roten Fahne so kunstvoll gedrechselte Grüße Ihrer erhabenen Scherifischen Majestät an unsern Kaiser überbringen. Oder wollten sie die Kameraden von der roten Fahne narren? In geschlossener Sitzung sollen die Bäume Bernsteins, die in den Himmel zu wachsen drohen, gekappt werden, — nun aber ist Bernsteins Endziel ja klar gezeichnet: auch unter der roten Fahne giebt es Byzantiner! Wie, wenn die rote Despotie und die rote Demokratie einen Bruderbund schlössen, einen Erbfolgevertrag; der Kaiser von Marokko soll kränkeln, — Singer Herrscher im orientalischen Seeräuberstaat. Wie würde er sein Land und uns beglücken. Es lebe die rote Fahne und seine Scherifische Majestät. Für die Augen ist übrigens die schwarz-weiß-rote uns lieber. Sie blendet nicht so und bloß blutig rot ist — langweilig.

Ja, da weht sie nun und der Stadtrat Kauffmann ist nicht bestätigt als Bürgermeister! Als ob in Berlin nicht die rote Fahne wehte! Es ist Pech! Die schönste Gelegenheit zu einer richtigen Revolution innerlich empörter Männerseelen — aber Ferien! Ferien! Die einen schlürfen ihr Bayrisches unten in Tegernsee und in Partenkirchen, die andern kühlen ihr heißes Herz in Norderney und Heringsdorf. Keiner nimmt den Kuhfuß von der Wand, um den Kämpfer der Freiheit herauszuhauen. Waldeck, schläfst Du? Wo bleibt die schwarze

Jünglingsschar, Kauffmanns wilde verwegene Jagd? — Freilich, wenn die Hitze nicht wäre! Man muß ja reineweg in Hemdsärmeln gehen! Solide Leute machen im Juli keine Revolution, man schwitzt schon so genug. Darum — mag der Reichskanzler thun, was seine Pflicht ist. Es wäre eines tapferen Mannes wenig würdig, Reichskanzler zu bleiben, wenn Kauffmann nicht zweiter Bürgermeister von Berlin wird. Auch die übrigen Minister sollten bedenken, was Ehrenmänner jetzt zu thun haben. Soll man denn nicht mal in den Ferien das Wohl des Staates und der Kommune den Ministern anvertrauen?

Uebrigens — was gehen uns die Sorgen der Stammtische in Heringsdorf und Norderney an. Wir werden hier ganz gut ohne sie fertig. Nur ein wenig Seeluft hierher, dann wollten wir neidlos an sie denken. Vergnügen haben wir hier reichlich. Schon die Pflasterarbeiter bieten reiche Genüsse. Sie mahnen den hastenden Verkehr zur Besonnenheit; sie regen zu revolutionstaktischen Ueberlegungen an: wie viel leichter war es doch in der schönen Zeit der Pflastersteine als jetzt bei der glatten Asphaltdecke eine perfekte Barrikade zu bauen. Und was die Kinder glücklich sind über diese aufgeworfenen Sandberge in den bearbeiteten Straßen: Tausende sind nach draußen gebracht, um in Ferienkolonien Luft zu schnappen und rote Backen zurückzubringen, aber es sind noch viele, viele hier geblieben und sie genießen ihre Ferien. Man hat geplant, sie auf den Schulhöfen unter Aufsicht von Lehrern spielen zu lassen. Ein löblicher Plan, — aber ich glaube, sie buddeln lieber ohne Aufsicht in den Sandhaufen. Und schließlich wenn man nicht mal in den Ferien sich keilen soll! „Landpartien" — ja das wäre schon etwas anderes! Draußen im Wald kann man doch noch besser Pflanzer und Indianer spielen als in den Straßen. Leider fehlen zu solchen Ausflügen noch die nötigen Kräfte. Mancher Lehrer scheut sich auch, mit den Kindern herauszugehen, weil er für jeden Unfall, Kurkosten und dergleichen haftbar ist! Schon kaufen sich Pastoren und Lehrer in Haftpflichtversicherungsgesellschaften ein. Es wäre nicht unbillig, wenn die Stadt für ihre Lehrer diese Versicherungsbeiträge übernehmen wollte.

Die Berliner Kinder haben auch sonst ihre interessante Ferienbeschäftigung. Hier und da tauchen jetzt die Mutoskopausstellungen auf. Für einen Groschen sieht man lebendige Photographien. An einigen Stellen kann man die Kinder sich drängen sehen; da hat ein Kunstkenner „Interessantes" ausgestellt. Wie die Ueberschriften locken und wie sie in den Taschen suchen, ob sie nicht doch noch einen Groschen

finden, um auch die Geheimnisse gewisser Häuser in Hamburg zu erleben! Nicht wahr, wie so etwas möglich ist — unter den Augen der Polizei! Aber was soll die Polizei? Sie darf doch gegen die Kunst nicht einschreiten! Und dies ist Kunst, denn es ist mit den jetzigen Gesetzen nicht zu treffen. Es wurde ja von der Seite der Dunkelmänner der Versuch gemacht, die lichte Kunst in Nacht zu versenken, — aber da kamen die Ritter des Geistes und retteten — die Mutoskope und ähnlichen Schmutz! Wenn doch die Eltern, deren Kinder nun allzufrüh auf der Straße Schmutz durchs Auge ins Herz bekommen, Herrn v. Wolzogen und seine hohen und niederen Anbeter zur Rechenschaft ziehen wollten. Aber vielleicht kommt auch eins der Kinder der Herren vom Goethebund mal bei solcher Winkelkunstausstellung vorbei. — Von Paul Heyse wird erzählt, daß er vor seinen Töchtern seine Novellen verbarg. Die Seelen seiner Töchter waren ihm wertvoller als seine Kunst! — Diese Herren vom Goethebund sind grausam gegen die Berliner Kinder! —

Die großen Leute haben in den Ferien auch ihr Vergnügen. Sie bekommen schöne Ansichtskarten von der lieben Familie da draußen irgendwo. Wie das erquickt, solche Bildchen vom Tannenwald und Meergestade in der glühenden, rasselnden Elektrischen zu studieren! In den ersten Tagen war es besonders nett, da durfte man die lieben Leute einen nach dem andern auf den Bahnhof begleiten! Alles, alles fuhr fort und man blieb immer wieder als einsamer Rest zurück. Ach, die vollen Eisenbahnwagen wollte man ihnen ja gern überlassen, wenn man nur Aussicht hätte, bald bequemer hinterher zu fahren! Statt dessen beginnt man ein romantisches Räuberleben, macht Eroberungs- und Entdeckungsreisen unter die öffentlichen Kochtöpfe und wundert sich, in allen Straßen nur sich selbst wiederzufinden. Gewiß im Tiergarten ist jetzt mehr Platz, auch mehr Stille, seit all die Dienstmädchen mit ihren schwarzköpfigen rassereinen Bengelchen ans Meer gegangen sind. Auch der Humboldthain draußen ist schön. Da tost lebendiges Leben, die Jugend von Berlin N. Die ist auch rasserein. Und mir ist diese berlinische Rasse ohne Kindermädchen lieber: Sie soll jetzt veredelt werden, darum wird ein Prachtochse aus Marmor just da draußen aufgestellt.

Einen reellen Gewinn haben wir doch, wenn wir zu Hause bleiben, wir brauchen keine Reiselektüre! Im Zeitalter der „Berliner Range" versteht jeder diesen Stoßseufzer der Erleichterung. Oder haben Sie es noch nicht in sämtlichen Zeitungen gelesen, daß die einzige Lektüre, die

jeder Mensch jetzt in der Eisenbahn lesen muß, diese furchtbaren Geschichten von der Berliner Range sind! Furchtbar! Nämlich furchtbar langweilig! Da es Berliner Geschichten sind und die Berliner Kraftausdrücke die Fettaugen auf dieser salzlosen Suppe bilden, darf man noch berlinerischer reden: Diese Bücher sind grauenhafter „Quatsch"! Lange hat es wie ein Alp auf mir gelegen; die Prätension mit der diese Makulatur sich vordrängt, benahm einem den Atem. Hier und da mußte man ein paar Seiten lesen, dann perlte der Angstschweiß, weil man so lange und vergeblich auf den Witz warten mußte, und man sah sich vorsichtig um und alles that so, als amüsierte es sich, und man durfte seinem gepreßten Herzen nicht Luft machen, sonst war man Zelot oder Philister oder was weiß ich. Jetzt ist das Geheimnis gelüftet, der Vater all dieser gedruckten Zeilen ist eine jüdische Jungfrau. — Darum war auch dieses Berlinische Leben und Reden so sonderbar, so, man traute sich nur nicht es zu sagen, falsch. — Es ist eine große Freude, daß kein richtiger Berliner sich dazu hergab, solche langweiligen Witze zu machen, bloß um immer wieder ein neues Buch zu schreiben. Es ist wahr, für eine Szene müssen wir der jüdischen Jungfrau dankbar sein. Im ersten ihrer Bändchen — o wäre es das einzige geblieben! — beschreibt sie die Ausfahrt ihrer Heldin, eines Geheimratstöchterleins, auf einem Müllwagen. Das war wirklich nett, aber diesem lustigen Müllwagen sind viele andere gefolgt, die bloß Müllwagen waren.

Ist es nicht schön, daß wir nicht zu reisen und so etwas zu lesen brauchen? Da gehen die Berliner lieber zu dem Männerquartett, wo Koschat singt, der Sänger des traurigen Ferienliedes: „Verlassen, verlassen, verlassen bin i". — Das tröstet schon ein bischen. Oder sie wandern durch den Park an der armen kleinen Panke und singen, Vater, Mutter und die glücklichen Ferienkinder: „O Thäler weit, o Höhen, o schöner grüner Wald!" —

Berlin, 17. Juli 1901.

Selbst die Litfaßsäulen stehen in starkem Negligé herum; an den Beinen haben sie fast nichts mehr an und die allermeisten haben die Hemdsärmel aufgekrempelt. Im übrigen bedecken sie sich oberflächlich mit Anzeigen von Sommertheatern, Gartenmusiken und — Seebädern. Wenige ahnen es, welche Fülle von Seebädern im Umkreise von einer halben Stunde Berlin umkränzen. — Mit dem Seebade Reinickendorf und seinem Badeteich fängt es an, Hermsdorf ist Kurort ersten Ranges, und Friedrichshagen am Müggelsee nimmt sogar eine Kurtaxe! Im übrigen aber predigt der Annoncenteil des Lokalanzeigers, daß nur die Narren draußen Gesundheit suchen, während hier etwa ein halb Dutzend Heilkünstler herumposaunen, daß sie unter Garantie heilen. Ein Magnetopath und Direktor eines „Kurbades“ versichert äußerst günstige Erfolge bei sämtlichen Krankheiten und allen übrigen. Da er der Annonce sein edles Bild beifügt, wird es ihm jeder glauben müssen. — Sehr viele glauben es wirklich, während schon der Tod in den Backen sitzt und aus der Brust keucht. Sie schleppen sich in die „Rettungsanstalt für sogenannte Unheilbare“ und opfern ihre Spargroschen, und in wenig Tagen sind sie von allen Garantien des Lebensmagnetismus oder des „allerneuesten Heilverfahrens“ erlöst. — Aber tröstlich ist es doch, daß wir alles so hübsch nah haben; wir werden uns hüten, ans Meer zu reisen oder ins Gebirge. Wir haben hier sogar russische und römische Bäder. —

Auch der „Vorwärts“ sieht ein, daß Berlin, die Stadt der Intelligenz, noch immer Grund hat zur Bescheidenheit. Er entdeckt, — es war sicher ein unbeaufsichtigter Sommerredakteur, — daß sogar die bestorganisierten Arbeiter dem gröbsten Schwindel von „Wahrsagerinnen“ verfallen. In Arbeiterlokalen machen sie sich breit und ihre „blödsinnigen“ „Albernheiten“ finden aufmerksame Hörer. Es ist interessant, wie lange es dauert, bis die Herren vom sozialdemokratischen grünen Tisch ihre eigenen Nachläufer kennen lernen. Ich habe immer gefunden, daß sie wenig Ahnung vom wirklichen geistigen Zustand ihrer Leute haben. Sie haben es verstanden, ihnen den Glauben

aus dem Herzen herauszuspötteln und den Wissenschaftsdünkel großzuziehen, der über jeden ernsten Glauben die Achsel zuckt, — aber nun sitzen die „Mitglieder der größten und besten Arbeiter-Organisation" trotz aller „vortrefflichen Vorträge und der Aufklärung dienenden Veranstaltungen" mitten drin im dicksten Aberglauben. Es ist schade, daß man das Experiment der sozialdemokratischen Volkserziehung nicht machen kann. Die geistigen Grundlagen des Zukunftsstaates sind noch viel schwächer als die wirtschaftlichen. Für den Magen werden sie ja sorgen, wenn man ihn auch eng schnüren müßte, aber mit den Herzen würden sie nicht fertig werden. —

Einen Sommerartikel von der Erziehung fand ich auch im „Türmer". In diesem vornehmen ernsten Blatt läuft einer Sturm gegen die Geschichten aus dem alten Testament. Sie sollen aus der Schule heraus. Sie machen blutdürstig und verderben die kindliche Phantasie. Das ist etwa das Aergste. Es ist ja auch wahr, alle Freiheitskämpfe holten sich Kraft aus den Kämpfen, Kämpfern und Liedern des Alten Testaments. Und was waren das oft für blutige Freiheitskämpfe. Durch Cromwells Eisenseiten klingt alttestamentlicher Schlachtruf, auch Ernst Moritz Arndt besingt den alttestamentlichen „Rachegott", den Gott, der Eisen wachsen ließ. Und es ist ordentlich beängstigend, wenn in christlichen Gemeinden das alte niederländische Kampflied dröhnt: „Wir treten zum Beten, zu Gott dem Gerechten, er schaltet und waltet ein strenges Gericht". — Welche Kraft die blutgierigen Buren, zumal ihr greiser König, aus dem Alten Testament schöpfen, ist bekannt! Und die Geschichten dieses Buches hören unsere Kinder in der Schule! Mag man sich doch nur die Geschichte vom Riesen Goliath mal vorstellen! Erst wirft ihn der kleine David mit einem Stein direkt an den Kopf und dann schlägt er ihm mit seinem eigenen Säbel den ganzen Kopf ab und — der bekannte blutgierige Dichter Matthias Klaudius ist so verroht, daß er die Sache noch in Kinderreime gebracht hat, von denen gewiß auch der sanftmütigste, blutscheueste Pädagoge den schönen Vers behalten hat: „Da fiel der alte Esel hin, so lang und dick er war!" —

Mehr braucht man zur Sache nicht zu sagen. Die Frage des Alten Testaments in der Schule mag von ernsten Männern mit ernsten Gründen immer wieder aufgegriffen werden. Das wird ja keiner bestreiten, daß diese Geschichten die Deutschen begleitet haben seit ihrer Volkskindheit. Welche innere und äußere Entwickelung — trotz dieses verderblichen Bildungsstoffes! — das Kämpfen, mit allem Blutigen,

was daran hängt, haben die Deutschen freilich doch nicht erst aus dem Volksschulunterricht gelernt. Ulfilas ließ die Bücher der Richter aus seiner Bibelübersetzung fort, weil — seine Gothen schon allzu kriegsfroh waren. Mag sein, daß die Deutschen aus dem alten Buch die sonderbare Idee bekamen, daß selbst in den Krieg hinein Gott mitzieht! Philosophisch mag man dann wohl sagen, daß die idealen Kräfte selbst im rohen Krieg durch die biblischen Geschichten vom „Rachegott" gestärkt wurden. — Immerhin ist es rücksichtslos, wie Luther in seinem biblischen Fanatismus den lieben Gott in den Streit hineinzerrt und schließlich Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib dahinfahren läßt! — —

Gut, gut! Wenn sie doch endlich Ernst machten und unseren Schulen das Alte Testament nehmen wollten. Es wird dann immer noch einige Christen geben, die das Alte Testament, das der Heiland lieb gehabt hat und das dem Heilandsgeiste Nahrung geboten hat, sich nicht nehmen lassen. Dann werden wir auch, wie die tapferen Holländer, wirkliche christliche „Schulen mit der Bibel" gründen. Und dann werden wir sehen! Womit erziehen dann die anderen ihre Kinder? Mit dem Rotkäppchen, das der gräßliche Wolf frißt oder den sieben Geißlein, die auch der Wolf frißt oder dem armen Schneewittchen, das die böse Stiefmutter vergiftet, oder dem armen Hänsel und Gretel, die beinah von der Hexe geschlachtet sind und die nachher die Hexe braten? — O nein, das ist alles zu gräßlich und verdirbt die kindliche Phantasie. Auf die deutschen Göttersagen wird man wohl auch verzichten, denn da geht es auch ziemlich blutig zu und die Griechen —? Und wie lange man die Friedensgestalt des Heilandes festhalten wird? Auch im Neuen Testament, sogar unter den Geschichten und Reden des Heilandes, wird man „Anstößiges" finden. —

Wenn nicht der „Türmer" solche wunderlichen Sätze gebracht hätte, brauchte man sich nicht aufzuregen. Neu ist dieser blutleere Rationalismus nicht. Die Uebertreibung dürfte den übrigen Ausführungen auch bei denen schaden, die manchem darin zustimmen. —

Ferien in Berlin! Räuberromantik! Eldorado aller Spitzbuben und Diebstahlsversicherungsgesellschaften! Beide einander in edlem Wettstreit überbietend an Pfiffigkeit und Energie. Die edleren sind die Ritter vom Schlapphut. Der Weg wird ihnen mit Riegeln und Ketten verlegt, aber sie sprengen alles und jagen die Geängstigten den Versicherungsagenten in die Netze. Die Feriengenüßlinge haben draußen mitten in der Muße keine Ruhe. Plötzlich kehren sie aus der Sommerfrische zurück und überfallen uns Ahnungslose. Gewiß grade

heute Nacht werden die Spitzbuben kommen, um die leere Wohnung zu besehen. Arme Spitzbuben! Eine Berliner Wohnung in den Ferien! Zu stehlen ist nichts mehr, alles ist in den Koffern in der Sommerfrische und das übrige findet ihr sicher nicht! Aber doch, mit doppelter Bewachung wird alles zum Empfang gerüstet. In den unmöglichsten Zimmern werden die Matratzen ausgebreitet; Revolver, alte Säbel, Wassereimer und Hanteln werden verteilt. —— So geht die Nacht dahin. Schaurig schrillt die Glocke der letzten Elektrischen, das Tappen des braven Nachtwächters. Kein Auge schließt sich, — bis die liebe Sonne sich durch die Fenster stiehlt trotz aller Ketten und Schlösser und verwundert die Sommergäste grüßt. Und der Spitzbube — ist nicht gekommen.

Da reisen sie entrüstet, enttäuscht wieder in ihre Sommerfrische und lassen uns bei den Spitzbuben zurück! Alles, was etwas ist, ist fort, aber wir trösten uns, noch giebt es Edle in Berlin, das sind die Spitzbuben, die nicht mal in den Ferien stehlen!

Berlin, 24. Juli 1901.

Es geht nicht! — Selbst die Panke tritt aus ihren Ufern. Wenn Sie die Panke kennten, dieses stille bescheidene Wässerchen, das Berlin und den Berliner berühmt gemacht hat, dem sie wesensverwandt ist, — und doch hat es die jetzige Temperatur zum Ueberlaufen gebracht! Das sagt genug. Es ist eben nicht mehr auszuhalten. Alle Tage Gewitter auf Gewitter. Die Telephon-Damen müssen immerzu klingeln, daß wieder eins heraufzieht. Man hat gar keine Luft, zu telephonieren, mit wem denn auch? Ach, man würde gern alle Gewitter ertragen, wenn sie nur etwas helfen wollten! Aber nach dem riesigsten Donnerwetter, Regenguß und Hagelsturm, — die Fluten verlaufen und die Sonne lächelt so heiß, so hell, so heiter. Da läuft die Panke eben weg und der Lokalanzeiger hilft sich auch, er schreibt — täglich politische Leitartikel. Nicht wahr, da muß es doch heiß sein. Nie gab es für dieses Allerweltsblatt eine politische Meinung, jetzt auf einmal im Hochsommer diese Kursschwenkung! — Das Schaudern läuft uns kalt über. Aber auf lange hilft uns das auch nicht. — Gewiß, daß wir nun auch nach Robert Koch die Milch ungekocht trinken dürfen, was wir bisher aller Wissenschaft zum Trotz einfach aus Gründen des guten Geschmacks schon immer gethan haben, ist bei der Hitze ein Trost, aber radikal hilft doch nur eins: weglaufen wie die Panke. — Das gelbe Kursbuch sieht mich so höhnisch an. Unter Haufen von Papier liegt es begraben, darum meint es, daß aus dem Weglaufen nichts würde. — Freilich, freilich, wenn Tinte und Papier nie erfunden wären! Aber wer weiß — was ist bei der Hitze nicht möglich! — Für heute jedenfalls laufe ich fort! Bitte, schreiben Sie bei der Hitze „Berliner Briefe“ aus Berlin!